DURCH NACHT ZUM LICHT: ROMAN

Friedrich Spielhagen







1/-

Friedrich Spielhagen's gesammelte Werke.

Neue,
vom Verfasser veranstaltete, revidirte Ausgabe.

(Mit dem Portrait des Verfassers.)

Zehnter Band.

Durch Nacht zum Licht.

I.



Berlin, 1867.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Durch Nacht zum Licht.

(Fortsetzung von: Problematische Naturen.)

Roman

von

Fr. Spielhagen.

Ex fumo dare lucem cogitat.
Horatius.

Dritte Auflage.

Erster Band.



Berlin, 1867.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Erstes Capitel.

Der rothe Sonnenball hing tief am Horizonte. In den Schluchten des Gebirges dämmerten bereits blaue Schatten, während die waldbekrönten Hänge im warmen Abendschein erglühten. Das Laubholz prangte in dem bunten Schmuck des Herbstes; aber es kam seltener vor in diesem Theil der Berge, wo Schluchten ab Schluchten auf, über die wellenförmigen Rücken der Hügel weg tiefdunkle Tannenwaldungen sich breiteten.

Auf der Landstraße, die rechts und links mit zwerghaften Obstbäumen besetzt, in vielfachen Windungen dem Kamm des Höhenzuges zustrebte, fuhr langsam einer jener altmodischen, breitsitzigen, mit Hemmschuh wohlversehenen und mit zwei starkknochigen, steifbeinigen Gäulen bespannten Wagen, wie man sie hier in den Städten miethet, wenn man eine mehrtägige Tour in das Gebirge machen will. Die Pferde lagen mit vornübergebogenen Köpfen fest im Geschirr, und arbeiteten sich mühsam Schritt vor Schritt hinauf, denn der Weg war steil und der Wagen schwer, obgleich der Kutscher mit einem gelegentlichen: Hot Brauner! Hü Fuchs! den sinkenden Muth der Thiere anfeuernd, nebenher ging und die beiden Herren, welche das Fuhrwerk seit einigen Tagen in Gebrauch gehabt hatten, schon am Fuß des Berges ausgestiegen waren und gemächlich ein paar hundert Schritt hinterherschlenderten.

Es waren ein paar junge Männer, die nach ihrer Haltung und ihren Mienen offenbar der besten Klasse der Gesellschaft, das heißt, der Mittelklasse, in der sich Intelligenz und Bildung fast ausschließlich concentrirt, angehörten. Sie waren beide hochgewachsen und, wie es diesem Alter ziemt, schlank und elastisch; der Eine, etwas Kleinere, um dessen Mund und Wangen sich ein dichter, glänzend schwarzer Bart zog, wäre mit seinem feinen, geistreichen Gesicht dem ruhig prüfenden Auge von Männern wohl als der Bedeutendere erschienen, obgleich er nicht ganz so groß und bei weitem nicht so schön war, wie sein Gefährte, der in den Städtchen und Dörfern, durch die sie kamen, die Blicke der schmucken Weiber und Mädchen ausschließlich auf sich zog.

Die beiden jungen Männer waren eine Zeit lang durch die Breite des Weges, der hier, zur Verzweiflung der Pferde und Fußgänger, mit kleinen Steinchen beschüttet war, getrennt, schweigend neben einander her gegangen; jetzt, nachdem sie die böse Stelle passirt, näherten sie sich wieder und der mit dem dunklen Bart, die Hand zutraulich auf seines Begleiters Schulter legend, sagte in freundschaftlichem Ton: „Eh bien, Oswald! weßhalb so still?"

„Ich gebe die Frage zurück," antwortete der Andre, die schönen ernsten Augen auf den Gefährten wendend.

„Ich genieße mit vollen Zügen die Herrlichkeit dieser abendlichen Landschaft," sagte Doctor Braun, „und der Genuß, wissen Sie, ist wortkarg, weil er vor lauter Genießen keine Zeit zum Sprechen hat. Aber sagen Sie selbst, ist es nicht wundervoll, dieses Thüringen? ist es nicht werth, das Herz Deutschlands, also das Herz des Herzens dieses unseres Welttheils, d. h. der bewohnten Erde zu sein? Bleiben Sie einen Augenblick stehen; wir haben gerade hier einen Blick, der einzig sein würde, wenn er in diesen lieblichen Bergen nicht tausend und aber tausend seines Gleichen hätte. Da ist das Thal, aus dem wir heraufgestiegen sind; Sie können jetzt deulich den mäandrischen Lauf des weidenbesetzten Baches durch die Wiesen unterscheiden. Da liegt das Dorf, ein schmutziges Nest aus der Nähe betrachtet und jetzt wie schön! eingehüllt in seinen bunten Blättermantel und mit den blauen Rauchsäulen, die so gerade aus den

Schornsteinen steigen und allmälig an der Wand des Berges zu einem blauen durchsichtigen Gewölk auseinanderwehen! Und nun diese prachtvollen, mit Tannen bestandenen Hügel! Wie sie sich in tiefen satten Farben hintereinander abheben! und nun dieser Durchblick links auf die blauen Berge, über die wir heute Morgen gekommen sind! Und über dem Allen dieser einzig schöne Himmel, klar und tief und unergründlich wie eines geliebten Weibes Auge! O, es ist etwas Göttliches in diesen Linien und Lichtern! Sie sind wahrlich mehr, als eine bloße Augenweide, als eine Studie für den Maler; sie enthalten einen Trost für uns und eine Mahnung. Ein Blick in das zauberische Antlitz der Mutter Natur lullt unser wildes Herz zur Ruhe, läßt uns die abenteuerlichen Fratzen unserer sogenannten Cultur vergessen, stimmt uns zurück auf den tiefen Grundton unseres Wesens und erweckt oder wiederbelebt in uns den Glauben, daß alles Wahre, Hohe und Schöne unendlich einfach ist und daß der Quell der Befriedigung für Jeden fließt, der nur mit reinen Sinnen darnach sucht."

Oswald hatte, während Dr. Braun diese Worte lebhaft und eindringlich, wie es seine Weise war, sprach, die Arme übereinandergeschlagen, mit trüben Blicken in die Ferne gesehen. Jetzt, als sein Begleiter aufgehört hatte zu sprechen, sagte er und es schwebte ein ironisches Lächeln um seinen Mund:

„Sind Sie dessen so gewiß? Und gesetzt, es wäre so, wie Sie sagen: was kann der Unglückliche dafür, daß seine Sinne nicht rein sind, daß er mit Blindheit geschlagen ist und den Quell der Befriedigung nimmer findet? Noch heute Abend werden wir einem solchen Unglücklichen gegenüberstehen. Oeffnen Sie ihm die blinden Augen, reinigen Sie seine verstörten Sinne und ich will Sie wie einen Gott verehren!"

Dr. Braun schien über diese Worte, die zuletzt in einem leidenschaftlichen und bittern Ton gesprochen wurden, betroffen. Er schwieg einige Augenblicke, während sie den Berg weiter hinauf schritten, dann sagte er:

„Ich glaubte, unsere lange Reise würde Sie ruhiger und heiterer gestimmt haben, Oswald. Ich beginne an meiner ärztlichen Kunst

zu verzweifeln, jetzt, da ich sehe, daß die alten bösen Träume noch so mächtig in Ihnen sind, wie zuvor. Sie schienen fast geheilt von der verderblichen Sucht, sich, wie der Heine'sche Jüngling, an den Strand des Meeres zu setzen und die rauschenden Wogen nach den uralten qualvollen Räthseln des Lebens zu fragen, und nun?"

„Nun langweile ich Sie wieder mit den alten Jeremiaden? Nein, Franz, ich will Ihrer Seelenheilkunst keine Schande machen und mir Mühe geben, die Welt so schön und vernünftig zu finden, wie Sie. Es war das nur eine Reminiscenz aus der Vergangenheit. Daß sie mir gerade jetzt kommt, jetzt, wo wir dem Ziele unserer Wallfahrt uns nähern, wo ich dem edlen unglücklichen Manne, den ich so unendlich verehre und liebe, dem ich so viel verdanke, nach einer so langen Zeit, wo sich für ihn und mich so viel, so viel verändert hat, wieder unter die Augen treten soll — ist das nicht so natürlich, so begreiflich! Ich bin treulich Ihrem Rath gefolgt, so weit ich es vermochte. Ich habe das Vergangene vergangen sein lassen; ich habe die Kunst des Vergessens fleißig geübt, ich habe der Lebenden nicht gedacht und selbst die Schemen geliebter Todten, wenn sie sich an mich drängten, in den Hades zurückgewiesen; aber hier erscheint die Gestalt eines Lebendigen, der gestorben ist, eines Gestorbenen, der noch lebt, und ich finde in meinem Hirn und Herzen keinen Zauberspruch, diese ehrfurchtgebietende, thränenwerthe Gestalt zu meistern, wie die anderen."

„So lassen Sie uns umkehren," sagte Dr. Braun mit großer Lebhaftigkeit. „Wenn Sie in sich nicht die Kraft fühlen, den Standpunkt, den Sie eingenommen haben, zu behaupten gegen jeden Einwurf, gegen jede Autorität, so wäre es Wahnsinn, sich in diese Gefahr zu stürzen. Lassen Sie uns umkehren; noch ist es Zeit."

„Nein," sagte Oswald, „das wäre feig und thöricht zugleich. Wir besiegen die Gefahr nicht, vor der wir fliehen. Ich muß Berger sehen und sprechen. Diese Zusammenkunft wird die Probe zu dem Exempel sein, an dem wir jetzt nun schon vier Wochen rechnen. Entweder ich erhole mich an dem Anblick des Wahnsinnigen vollends von meinem eigenen Wahnsinn, oder —"

„Hier giebt es kein Oder," rief Franz. „Wahrlich, Oswald,

wenn ich Sie so reden höre, ich könnte Sie hungern lassen, dursten lassen, bis Sie wieder zur Vernunft kommen, oder der Vernunft die Ehre geben. Sie sind ein räthselhafter Mensch, eine durch und durch problematische Natur. Es sind in Ihrem Charakter Widersprüche, zu denen ich selbst nach unserem intimen Verkehr noch immer nicht die Erklärung gefunden habe. Die Factoren, aus deren Multiplication der fertige Mensch als Product hervorgeht: Naturanlage und Erziehung müssen bei Ihnen in einer ganz sonderbaren seltenen Weise gemischt gewesen sein. Ich habe es bisher immer vermieden, von Ihrer Jugendzeit zu sprechen, aus einer durch die Zurückhaltung, der Sie sich auch im intimen Umgange befleißigen, sehr erklärlichen Scheu. Aber meine Freundschaft zu Ihnen ist größer, als diese Bedenken, die ja doch im Grunde sehr kleinlich sind. Wie wäre es, Oswald, wenn Sie mir, während die Sonne dort glorreich hinter den Bergen untergeht, und unsere armen Pferde sich mühsam den Berg hinaufquälen, etwas aus Ihrem früheren Leben erzählten — so wenig oder so viel, wie es Ihnen passend erscheint. Wollen Sie?"

„Gern!" sagte Oswald; „ich selbst habe in diesen Tagen oft an meine Jugend denken müssen. Wenn man, wie ich es jetzt thue, versucht, sich auf irgend einem gegebenen Punkte seines Lebens zurechtzufinden, ist man genöthigt, die Bahn bis zum Anfang zurückzumessen. Freilich sind Sie der erste und vielleicht der einzige Mensch, dem ich einen Blick in diese dunkeln Regionen meines Daseins gewähre und gewähren möchte."

„Um desto aufmerksamer werde ich sein," antwortete Dr. Braun.

Zweites Capitel.

„Um mit dem Anfang anzufangen," sagte Oswald nach einer Pause, in welcher er seine Erinnerungen zusammenzurufen schien, „so bin ich in der Residenz geboren. Mein Vater war ein Sprachlehrer,

meine Mutter eines Handwerkers Tochter. Sie sehen also, daß ich auf das Prädikat hochgeboren jedenfalls keinen Anspruch machen kann, und daß mein Haß gegen den Adel der ganz natürliche gesunde Haß des Plebejers gegen die Aristokratie, des Parias gegen die Brahminenkaste ist.

Weshalb mein Vater kurze Zeit nach meiner Geburt — ich war und blieb das einzige Kind meiner Eltern — aus der Residenz nach dem kleinen pommerschen Hafenort W.... übersiedelte, habe ich nie erfahren können; wie ich denn überhaupt von der Geschichte meiner Eltern, von Allem, was vor meiner Geburt geschehen ist, möglichst wenig erkundet habe. Ich weiß nicht, ob ich überhaupt Verwandte väterlicher oder mütterlicher Seits besitze. Sollte es der Fall sein, so sind sie mir jedenfalls gänzlich unbekannt.

Auch meiner Mutter erinnere ich mich nicht deutlicher, wie man sich an Wesen erinnert, die einem im Traume erschienen sind. Noch jetzt träume ich manchmal von einer jungen schönen Frau mit großen, blauen, süßen Augen. Sie spricht in sanften Tönen Worte, die ich nicht verstehe, die mir aber wie Musik des Himmels vorkommen und mich jedesmal selbst im Schlaf zu Thränen rühren. Ich weiß, daß dieses liebliche Traumbild, das stets ganz unverändert erscheint, meine Mutter ist. Sie starb, als ich das vierte Jahr noch nicht zurückgelegt hatte.

Wenn es einem Manne je gelingen könnte, bei einem der Mutter beraubten Kinde der Mutter Stelle zu ersetzen, so hätte mein Vater diese Aufgabe gelöst. Er hat mich, als ich ein kleines Kind war, in den Schlaf gesungen und gesprochen; er hat, wenn ich krank war, an meinem Bettchen Tag und Nacht gewacht; er hat mit mir in der Bodenluke gesessen und aus einer kleinen Thonpfeife abwechselnd mit mir bunte Seifenblasen in die Luft hinausgesandt; er hat mich das A B C gelehrt und wie man aus Baumrinde Schiffe macht; er hat mir die ersten lateinischen Vocabeln beigebracht, so gut wie Schwimmen und Schlittschuhlaufen; er hat mir die ersten Lectionen im Griechischen und zugleich im Pistolenschießen und Fechten gegeben. Ich habe, bis ich zur Universität ging, keinen anderen Freund gehabt, als ihn.

Es war ein unergründlich wunderlicher Mann, schon in seiner äußern Erscheinung. Denken Sie sich eine fast zwerghafte, aber sehr wohl proportionirte, außerordentlich gewandte und bewegliche, Sommer und Winter, früh und spät mit einem schwarzen abgeschabten Frack, schwarzen Kniebeinkleidern, schwarzen Strümpfen und Schnallenschuhen bekleidete Gestalt, die, es mochte die Sonne scheinen oder regnen, stets mit dem Hut in der Hand über die Straßen ging. Denken Sie sich auf dieser kleinen Gestalt einen, vielleicht im Verhältniß etwas zu großen Kopf, mit einer festen, an den Schläfen kahlen Stirn, unter der ein paar stechende Augen hervorblitzten, und mit einem Gesicht, das, scharf und fein und streng, das Lachen entweder nie gekannt hatte, oder es seit vielen, vielen Jahren verlernt zu haben schien — so haben Sie das Bild meines Vaters, des „alten Candidaten," wie ihn in W.... Jedermann und selbst die Gassenjungen nannten, mit denen ich, wenn sie sich über seine Erscheinung lustig zu machen wagten, manchen blutigen Strauß ehrlich ausgefochten habe.

Uebrigens paßte, außer etwa dem Beiwort „alt", jener Spitzname gar nicht auf meinen Vater. Er hat sich, so viel ich weiß, in seinem Leben um kein Amt, weder geistliches noch weltliches, beworben; und er wäre auch, trotz seiner eminenten Gelehrsamkeit, zu keinem tauglich gewesen, denn er hätte sich bei seiner wunderlichen Gemüthsart und seinen Sonderlingslaunen in keins zu fügen verstanden.

Welche bitteren Erfahrungen, welch' trauriges Geschick meinen Vater zu dem wunderlichen Heiligen, der er war, gemacht hatten, — ich habe in späteren Jahren oft und vergebens darüber geräthselt. Es war ein menschenscheuer Hypochonder, der, so weit es ihm möglich war, jede Berührung mit der Gesellschaft auf's sorgfältigste mied, und der in Folge dessen auch von Jedermann auf's sorgfältigste gemieden wurde. Die, welche auf Bildung und Religiösität Anspruch machten, erklärten ihn für einen Cyniker, weil er sich von allen gesellschaftlichen Formen emancipirt hatte, und für einen Atheisten, weil er sich niemals in einer Kirche sehen ließ; der Pöbel bekreuzigte sich vor ihm, wie vor einem, der offenbar mit dem Gottseibeiuns in

näherem Verhältniß stand, als einem ehrlichen Christenmenschen lieb ist. Hätte er zweihundert Jahre früher gelebt, würde man ihn ohne Zweifel als Hexenmeister und Zauberer verbrannt haben.

Allerdings muß ich gestehen, daß der gebildete und ungebildete Pöbel nicht so ganz Unrecht hatte, wenn er meinem Vater Ideen und Ansichten zutraute, die in das Hirn eines gewöhnlichen Menschen nicht passen. Er hatte die unsäglichste Verachtung vor allem Autoritätsglauben, da er sich durch denselben in der Freiheit seines Denkens beeinträchtigt sah, und einen glühenden Haß gegen alle weltliche Tyrannei, weil sie die Freiheit seines Handelns aufhob. Er erklärte die Republik für die einzige Staatsform, unter der sich ein Mann, der den richtigen point d'honneur habe, glücklich fühlen könne. Jede Bevorzugung des Einzelnen oder der Wenigen vor den Vielen sei eine Ungerechtigkeit, die nur durch die Frechheit jener und durch die lammherzige Feigheit dieser erklärlich werde. Zwischen einer Schafheerde, die sich von einem stumpfsinnigen Knecht und einem bissigen Köter zur Schlachtbank treiben, und einem Volk, daß sich von einer, im Verhältniß unendlich geringen Anzahl Menschen gängeln und hudeln lasse — sei der Unterschied am Ende so gar groß nicht; nur daß die Menschen ihrer Schande ein hübsches Mäntelchen umhängten, wozu die Schafe allerdings nicht im Stande seien.

Vor allem grimmig war der Haß, mit der mein Vater den Adel haßte. Er verfügte über ein ganzes Lexikon von schmähenden Beiwörtern, sobald er auf diesen Stand zu sprechen kam. Nie setzte er einen Fuß in das Haus eines Adligen, und Schüler von Adel, die sich bei ihm meldeten, wurden ohne alle Umstände zurückgewiesen. Einmal, als wir mit der Pistole nach der Scheibe schossen — eine Fertigkeit, in der er excellirte — sagte er mir, daß er in jüngeren Jahren gehofft habe, sich durch eine Kugel an einem Adligen zu rächen, der ihn tödtlich beleidigt hatte. Unglücklicherweise sei der Mann vor der Zeit gestorben. Das ist die einzige Andeutung, die ich je von meinem Vater über sein früheres Leben gehört.

Und in dem fast ausschließlichen Umgange mit diesem Manne bin ich aufgewachsen. Wunderlich, wie er selbst, war auch das Verhältniß, das zwischen uns stattfand. Obgleich mein Vater mehr für

mich that, als sonst die Eltern zusammen für ihr Kind thun, obgleich er eigentlich nur für mich lebte und darbte — so glaube ich doch nicht, daß er mich wahrhaft liebte. Er war ein rein spiritualistischer Mensch. Entweder war sein Herz einmal in seinem Leben tödtlich getroffen von einem Schlage, den es nie wieder überwand, oder er hatte auf der Retorte seines Skepticismus alle Gefühle zu Gedanken verflüchtigt. Er that, was er that, aus Pflicht, aus Ueberzeugung des Rechten; denn, wie er selbst sagte: die Gerechtigkeit steht über der Liebe; sie leistet Alles, was die Liebe leisten kann und doch noch ein gut Theil mehr."

„Mehr und auch nicht so viel," warf Franz ein; „was wir für geliebte Menschen aus Neigung thun, sollen wir für die andern aus Gefühl des Rechts thun, d. h. aus der Ueberzeugung, daß die Interessen aller Menschen solidarisch sind. Liebe und Gerechtigkeit verhalten sich wie Individuum und Gattung. Die eine darf ohne die andere nicht sein, denn wir brauchen sie beide. All die tausend kleinen Zärtlichkeiten, mit denen wir geliebte Menschen überschütten, kann die Gerechtigkeit uns nicht lehren, ebenso wie uns die individuelle Liebe überall da im Stich läßt, wo es sich um die Andern, d. h. um die Genossenschaft, die Nation, die Menschheit handelt."

„Sie mögen Recht haben," erwiderte Oswald; „und das erleichtert mir auch ein Geständniß, welches ich so eben thun wollte. Ich ehrte meinen Vater hoch, aber ich liebte ihn nicht; ja ich empfand oft — worüber ich mir freilich erst viel später klar geworden bin — eine an Abneigung grenzende Scheu und Furcht vor dem sonderbaren Mann. Ich wundere mich jetzt freilich kaum noch darüber, seitdem ich eingesehen habe, daß zwei grundverschiedenere Wesen, wie meinen Vater und mich, die Natur nicht leicht schaffen kann. Wir waren uns körperlich so unähnlich, wie wir es an Gemüthsart und Neigungen waren. Ich liebte schon als Knabe leidenschaftlich Glanz und Pracht und alles, was schön ist in Natur und Menschenwelt. Ich begeisterte mich für diejenigen unter meinen Schulkameraden, die sich des Jugendschmuckes blonder Locken, rother Wangen und leuchtender Augen erfreuten; ich verkehrte gern in den Häusern, wo es, nach meinen damaligen Begriffen, fein und vornehm herhing. Ich hielt

sehr viel auf meinen Anzug und hörte es gar nicht ungern, daß die Frauen mich einen hübschen Jungen nannten.

Sie können sich denken, wie wenig im Grunde ein Bursche mit diesen Neigungen und Bedürfnissen zu der Gesellschaft eines einsamen menschenscheuen Hypondhonders paßte, dessen Lebensweise er natürlich halb und halb zu theilen gezwungen war. Denn obgleich mein Vater mir eine Freiheit ließ, die mit seinen sonstigen strengen Ansichten nicht recht in Einklang zu bringen war, obgleich er meinen aristokratischen Neigungen für schöne Kleider und den Comfort des Lebens in einer Weise nachgab, die mir noch bis auf diese Stunde unbegreiflich ist, so wußte ich doch, daß ich ihn durch diese meine Sympathien für eine Welt, die er verabscheute, auf's innigste kränkte, und gab mir deshalb Mühe, an dem Leben möglichst wenig Geschmack zu finden. Das gelang mir um so eher, als ich sehr bald in der Einsamkeit, zu der ich mich im Anfang nur mit Widerstreben verurtheilte, eine Quelle entdeckte, durch welche die ödeste Wüste in das blühendste Paradies umgeschaffen wird — ich meine die kastalische Quelle der Poesie.

Wir bewohnten ein kleines Haus, dessen hintere Mauer ein Theil der Stadtmauer war. In meinem Stübchen war das einzige niedrige Fenster durch die ellendicke Mauer durchgebrochen, so daß das Ganze einem Gefängnisse ähnlicher sah, als irgend etwas Anderm. Und doch, welche seligen Stunden habe ich hier in diesem Stübchen verlebt! Aus meinem Fenster hatte ich einen unbegrenzten Blick über Wall und Graben der Stadt weg, auf glatte, mit schönen Baumgruppen garnirte Teiche, über saftige, hier und da mit Weiden bewachsene Wiesen bis zu dem Meere, von dem ein dunkelblauer Streifen durch die grünen Bäume herüberblitzte.

Hier an diesem Fenster saß ich des Sommerabends, wenn die Sonne, wie dort, strahlend und herrlich unterging, das Herz bis zum Ueberfließen voll von chaotischen Gefühlen, und in dem Hirn Gedanken spinnend, so bunt und schön und ach! auch so vergänglich wie Seifenblasen. Ich erinnere mich noch an ein paar Verse aus einem Gedicht, das ich als Student an einem trüben Herbstabend in der Residenz machte, während ich, in dumpfes Brüten verloren,

über meinen Büchern saß, und der Tage dachte, die aus dem Becher der Zeit so hell und funkelnd hinabgetropft waren in das Meer der Ewigkeit:

Und wenn des Abends dann der Sonne letzte Strahlen
Mich grüßten durch mein Fensterchen hinein,
Wie konnt' ich mir so schön die Zukunft malen,
Sie mußte golden wie der Himmel sein!
Und dann ergriff mich ein unendlich Sehnen,
Ich wünschte heiß mich in die Ferne weit; —
Jetzt bin ich fern — es fließen meine Thränen —
O kämst Du wieder, holde Jugendzeit!

Doch, was soll ich länger bei der Schilderung eines Verhältnisses verweilen, das mir selbst um so räthselhafter wird, je deutlicher ich es Ihnen zu schildern versuche. Wenn ich je in meinen Kinderjahren eine herzliche Zuneigung zu meinem Vater empfunden hatte, so nahm sie in demselben Maße ab, als ich älter und selbstständiger wurde. Alle die Gefühle, all' die Zärtlichkeit, die man in natürlichen Verhältnissen an Mutter und Brüder und Schwestern und Freunde ausgiebt — ich mußte sie in meinem Herzen verschließen, denn ich hatte kein Vertrauen zu dem, welcher mir, wie die Sache nun einmal lag, jene Alle hätte ersetzen müssen. Durch den beständigen Umgang mit einem so düstern, so skeptischen Geiste, nahm mein Gemüth eine Farbe an, die zu meinem sanguinischen, leidenschaftlichen Temperament sehr wenig stimmte. Ich war ein Epicuräer in der Schule eines Stoikers, ein Sybarit in dem Umgange eines cynischen Philosophen. Meine üppige Phantasie träumte die herrlichsten Welten, die mein trockner Verstand mitleidsvoll wieder zerstörte; ich verzehrte mich in spitzfindigen Grübeleien, während mein heißes Blut mir das Herz zum Zerspringen füllte; ich saß in meiner Klause und studirte in alten staubigen Scharteken, während sich mein abenteuerlustiger Sinn nach den Wundern des Orients und nach großen Thaten sehnte.

Das ging so fort, bis ich in meinem neunzehnten Jahre die Universität bezog. Von meinem Vater trennte ich mich ohne Schmerz.

Wie er diese Trennung empfand — ich weiß es nicht. Er sprach zu mir beim Abschied wie ein Philosoph, der seinen Jünger entläßt, indem er mir noch einmal alle die Hauptlehren seiner herben Weltweisheit in's Gedächtniß rief; und in demselben Ton waren auch die Briefe, die er mir in regelmäßigen Zwischenräumen schrieb. Es wurden ihrer nicht viele, denn ungefähr ein halbes Jahr später erhielt ich ein Schreiben von dem Magistrat meines Heimathsortes, in welchem mir in kurzen, dürren Worten der Tod meines Vaters gemeldet wurde. Er hatte ein kleines Vermögen hinterlassen, das er nach und nach aus seinen Ersparnissen für mich gesammelt hatte und das bei mäßigen Ansprüchen für meine Studienzeit und vielleicht auch noch etwas länger ausreichen mochte. Ein Testament fand sich nicht, eben so wenig wie Familienpapiere, Briefe, Tagebücher oder dergleichen, woraus ich möglicherweise einige Aufklärung über die Geschichte meiner Eltern hätte gewinnen können.

So stand ich denn ganz allein da in der Welt, ein Jüngling an Jahren mit der Lebensmüdigkeit eines Greises; viel zu alt für meine Commilitonen, die mir wie spielende Kinder erschienen, und doch auch viel zu jung und viel zu unerfahren, als daß ich den Lockungen einer genußsüchtigen Stadt hätte Widerstand leisten, als daß ich in diesem Babel, ohne mich vielfach zu verirren, hätte umherwandern können. Wie wäre das auch einem Jüngling möglich gewesen, bei dem der Strom des vollen, jugendlichen Lebens so lange künstlich zurückgestaut war! Ich wurde der Held mehr als einer Intrigue, der ich mich im Grunde schämte und auch zu schämen große Ursache hatte; ich wurde von den Frauen verhätschelt und das unschuldig-schuldige Opfer herzloser Koketten. Ich machte viele Erfahrungen, ohne weise zu werden — das Schlimmste, was einem Menschen begegnen kann. Und dabei war das Merkwürdige, daß ich die Genüsse, denen ich fröhnte, durchaus verabscheute, daß mein Herz, während ich es an unedle Weiber wegwarf, nach einer edlen Liebe verschmachtete; daß ich mich mit den ungeheuerlichsten Plänen trug, während ich meine Kräfte in lauter sinnlosen Zerstreuungen vergeudete.

Ein Freund, der damals einigen Einfluß auf mich ausübte, riß mich aus diesem Strudel, in welchem ich über kurz oder lang unter-

sinken mußte. Er rieth mir, nach Grünwald zu gehen. Ich folgte seinem Rath.

Von diesem Augenblick an kennen Sie die Geschichte meines Lebens, zum wenigsten in den Umrissen. Sie wissen, daß ich in Grünwald den unglücklichen Mann kennen lernte, zu dem wir jetzt wallfahren. Sie werden sich nun auch erklären können, wie unmöglich es gerade für mich sein mußte, dem Zauber von Bergers dämonischer Persönlichkeit zu widerstehen; wie ich in seinem Umgang nur noch tiefer in die Dornen der Widersprüche gerieth, an denen mein Herz verblutete.

Berger wollte, daß ich nach Grenwitz ging, in einer adligen Familie eine Stelle zu übernehmen, für die ich, wie der Erfolg gelehrt hat, genau so gut paßte, wie der Habicht in den Taubenschlag. Sie sind den einzelnen Phasen meines dortigen Lebens als aufmerksamer Zuschauer mit den Augen des Philosophen und des Freundes zugleich gefolgt. Wie viel Sie davon gesehen, wie viel Sie davon begriffen, wie vieles Ihnen unklar geblieben ist — ich weiß es nicht und will es nicht wissen. Ueber einen Theil dieser Ereignisse mag ich nicht reden; über einen andern darf ich es nicht. Als die Katastrophe, die Sie vorausgeahnt hatten, hereinbrach und die frivole Welt, in der ich mich dort bewegte, mir über dem Kopfe zusammenstürzte — da standen Sie treulich zu mir; Sie rissen mich aus diesem Wirrsal, und luden sich damit eine Last auf die Schultern, über die Sie im Stillen wohl schon mehr als einmal geseufzt haben werden. Aber nein! das ist nicht möglich! Sie sind so klug, wie Sie weise, und so weise, wie Sie gut sind. Sagen Sie, Franz, welcher Odysseus hat Sie erzeugt, welche Penelope geboren, daß Sie Pallas Athene, die Göttin der Weisheit, immerdar so sichtbarlich in ihren gnädigen Schutz genommen hat?“

„Ich glaube, es ist in meinem Leben Alles auf ganz gewöhnliche Weise zugegangen,“ sagte Franz lachend, „und denken Sie nur ja nicht, daß ich von der Scylla nicht gefährdet und von der Charybdis geschädigt worden bin! Ich habe, wie Sie, auf dem Punkte gestanden, an mir selbst zu verzweifeln. Was mich gerettet hat, ist eine Ueberzeugung, die zuerst in dämmernder Ahnung, dann immer

klarer und deutlicher und zuletzt mit siegreicher Gewißheit in meiner Seele aufging, die Ueberzeugung nämlich, daß diese Welt ein Kosmos ist, in welchem Jeder von uns, er sei auch wer er sei, mit Nothwendigkeit seine bescheidene Stelle auszufüllen hat. Dieser Gedanke hat mein Herz mit der freudigen Ruhe erfüllt, ohne welche zuletzt das Leben unerträglich werden muß. Ich sagte mir: diese Welt, von der Du im Grunde so wenig weißt, ist ein so alter, solider, wohlbegründeter Bau, daß Du an dem Plan nicht verzweifeln darfst, auch wenn Du ihn nicht ganz begreifen solltest. Dieses Menschengeschlecht, dessen Geschichte vielleicht auf eben so viel Millionen Jahre berechnet ist, als wir jetzt davon Jahrtausende kennen, ist ein so unergründlich wunderbares Phänomen der schaffenden Kraft, daß Du in Deinem Leben, und wenn es noch so lange währte, nur zu lernen und immer wieder zu lernen hast. Die Kunst, sagt Goethe, hat nie ein einzelner Mensch besessen; aber, setze ich hinzu, die Philosophie eben so wenig.

Von dieser Ueberzeugung ausgehend, faßte ich den Entschluß, in dem Leben Sinn und Verstand finden zu wollen, und ich kann nicht anders sagen, als daß ich meine Bemühungen von einigem Erfolg gekrönt gesehen habe. Schon auf der Schule mißtrauisch gegen die Resultate des rein speculativen Denkens, widmete ich mich einer Wissenschaft, in welcher uns die psychischen Vorgänge gleichsam ad oculos demonstrirt werden — der Medicin, zumal ihre praktische Ausübung noch den Vortheil hat, uns in fortwährende, intimste Berührung mit den übrigen Menschen zu bringen, von denen wir uns — sage man, was man will, von der Poesie der Einsamkeit — stets nur zu unserm eigenen Nachtheil entfernt halten. Wer die Solidarität aller menschlichen Interessen — das oberste Princip aller politischen und moralischen Weisheit — begriffen hat, weiß auch, daß seine individuelle Existenz nur ein Tropfen in dem ungeheuren Strome ist und daß diese Tropfen-Existenz weder das Recht noch die Möglichkeit der absoluten Selbständigkeit hat. Wenn die Menschen wie reife Früchte vom Baum fielen, möchte es schon eher gehen. So aber, wo wir von einer Mutter mit Schmerzen geboren werden, um Jahre lang die hülflosesten aller Geschöpfe und der

treuen Pflege der Eltern ganz und gar überlassen zu sein; wo wir, wenn uns das Schicksal hold ist, unter Brüdern und Schwestern aufwachsen, um alle Freuden des Lebens mit ihnen nicht nur zu theilen, sondern erst von ihnen zu erhalten; wo wir noch später jeden wahren Genuß, jedes Fest der Seele nur mit Anderen genießen und feiern können — da dürfen wir uns denn auch nicht länger sträuben, zu sein, was wir wirklich sind: Menschensöhne, Kinder dieser Erde, mit dem Recht und der Pflicht, uns hier auf diesem unseren Erbe auszuleben nach allen Kräften, mit den anderen Menschensöhnen, unseren Brüdern, die mit uns gleiche Rechte und freilich auch gleiche Pflichten haben.

Sehen Sie, Oswald, so wird die Welt ein Kosmos und wir hören auf, Atome zu sein, die, wer weiß woher? und wohin? ohne ein vernünftiges Gesetz in dem unendlichen Raum umherwirbeln. Der Fehler Ihres Lebens, in welchen Sie freilich bei einer so wunderlich verlebten Jugend fast mit Nothwendigkeit fallen mußten, ist: daß Sie stets nur für sich, nie wahrhaft für die Andern gelebt haben. So sind Sie in eine ganz schiefe Stellung zur Welt gerathen, in der Sie der Welt und die Welt Ihnen nichts nützen konnte. Das wird jetzt anders werden. Sie haben der Freundschaft zu mir das Opfer gebracht, einen Schritt zu thun, der, ich fühle es wohl — und jetzt besser, als zuvor — Ihrem ganzen Naturell äußerst peinlich sein mußte. Aber ich bin überzeugt, Sie werden später diesen Schritt segnen. Das Probejahr, welches Sie auf dem Grünwalder Gymnasium absolviren wollen, wird auch in anderer Hinsicht für Sie ein Probejahr werden. Es wird sich zeigen, ob Sie den schwersten aller Siege, den Sieg über sich selber, über die eigene souveräne Willkür erkämpfen können. Ich wollte, Sie wären wie ich, mit einem guten und klugen Mädchen verlobt, und müßten arbeiten und müßten kämpfen, wenn nicht zu eignem Nutz und Frommen, so doch für sie, die Ihnen tausendmal theurer ist, als das eigene Leben, und Sie sollten sehen, wie leicht, wie spielend leicht Ihnen dieser Kampf und dieser Sieg sein würde!"



Oswald antwortete nicht. Er fühlte sich von der Wahrheit der Worte seines Gefährten überzeugt, aber auch zugleich in einer pein-

lichen Weise beschämt. Denn das Antlitz der Wahrheit ist streng und flößt dem, welcher ihr nicht mit Hintansetzung aller individuellen Neigungen, mit ganzer Seele anhängt, ein Grauen ein.

So gingen sie schweigend nebeneinander her, bis sie den Gipfel des Berges und zugleich den Wagen erreichten, der dort oben ihrer harrte. Sie stiegen wieder ein, und bergab ging es jetzt in raschem Trabe dem Städtchen zu, das in dem Busen eines von waldumkränzten Bergen ringsum eingeschlossenen Thales, schon in duftiges Abendgrau gehüllt, zu ihren Füßen lag. Es war das Ziel ihrer heutigen Fahrt und wenigstens für Oswald, der ganzen Reise — der Badeort Fichtenau, weit und breit berühmt durch seine reizende Lage, durch seine stärkenden Fichtennadelbäder und in neuester Zeit durch die große und trefflich geleitete Anstalt für Geisteskranke, welche der intelligente und in der Psychiatrie viel erfahrene Doctor Birkenhain vor einigen Jahren dort gegründet hatte.

Es waren wunderliche Empfindungen, die Oswalds Herz erfüllten, während er, in seine Ecke gelehnt, Bäume und Felsen an sich vorbeitanzen und sich mit jedem Hufschlag der Pferde auf dem steinigen Boden dem Orte näher geführt sah, mit dem sich in den letzten Monaten seine Gedanken so viel und so peinlich beschäftigt hatten. Wie gleichgültig war der Name desselben an sein Ohr geklungen, da er ihn zuerst in Grenwitz, als des Aufenthaltsorts von Melitta von Berkows krankem Gemahl, erwähnen hörte! Kannte er doch da Melitta noch nicht, wußte er doch noch nicht, daß er wenige Tage später in den Fesseln der Liebe dieses liebenswürdigen Weibes schmachten würde! Dann hatte er, obgleich selten und immer nur mit Widerstreben ausgesprochen, den Namen von ihren Lippen vernommen und der Ort hatte für ihn in seiner damaligen seligen Stimmung die unheimliche Bedeutung gewonnen, wie für den Besitzer eines herrlichen, prachtvollen Hauses ein dunkles Zimmer, das er nicht gern öffnet und wovon er nur ungern spricht, weil sich vor Jahren einmal eine ihm nahestehende Person darin entleibt hat. — Dann war die Zeit gekommen, wo Melitta, Doctor Birkenhains Einladung folgend, ihren sterbenden Gemahl zu besuchen ging — dann die peinlichen, schlimmen Tage, wo er sie in Fichtenau

wußte an der Seite des todtkranken Gatten; wo er von Fichtenau aus ihre Briefe erhielt, in welchen jedes Wort ein sehnsuchtsvoller Kuß war. Da war ihm Fichtenau abwechselnd wie das Grab und die Wiege seines Glückes erschienen, je nachdem er durch Herrn von Berkow's Tod die Hindernisse einer Verbindung mit Melitta aus dem Wege geräumt, oder sich von ihr gerade durch dieses Ereigniß für immer getrennt sah. — Dann kam der unselige Tag, wo er erfuhr, daß der Mann, in welchem er von vornherein instinctiv seinen gefährlichsten Nebenbuhler erkannt hatte, sich bei Melitta befand; als böse Zungen ihm die gehässigsten Auslegungen dieses auffallenden Schrittes in's Ohr zischelten, und er, der Unglückliche, diesen anstößigen Verleumdungen mit nur zu willigem Ohr lauschte, weil er selbst schon an seiner Liebe zum Verräther geworden war, weil er, wie ein Schiffbrüchiger, der, sich und seinen Raub zu retten, den besten Freund mitleidslos von dem schaukelnden Brette in die Tiefe stößt, Melitta opferte, um seine neue Leidenschaft für die schöne Helene vor sich selbst zu rechtfertigen. — Und endlich, um das Maß voll zu machen, dem Verstörten, von tausend qualvollen Gefühlen Zerrissenen, gleichsam den Beweis zu liefern, daß die ganze Welt aus den Fugen sei und es auf eine Verirrung mehr oder weniger nicht ankomme, mußte dieser Ort, wo, wie er wähnte, das vor kurzem noch so heiß geliebte Weib sich in den Armen eines geistreichen Roué's für die Augenblicke, die sie an dem Sterbebette ihres Gemahls zubrachte, entschädigte, derselbe Ort sein, wohin man den von ihm so hochverehrten Freund und Lehrer brachte, als sein Genius die strahlende Fackel in der öden Nacht des Wahnsinns ausgelöscht hatte. Da — und besonders, als nun kurze Zeit darauf der Tod ihm den Knaben raubte, den er mit brüderlichster Liebe umfing und sein Verhältniß mit der hochadeligen Familie auf eine so eigenthümliche Weise gelöst wurde — als er den Nebenbuhler von seiner Kugel auf den Tod verwundet, zu seinen Füßen liegen und er sich von dem geliebten Mädchen, und wäre es nicht aus tausend anderen Gründen, schon durch diese That für immer getrennt sah — da war ihm zu Sinnen, als ob es für ihn auf Erden keine passendere Zufluchtsstätte gebe, als eine Zelle neben der seines Freundes und

Lehrers in Doctor Birkenhains berühmter Heilanstalt für Geisteskranke zu Fichtenau.

So hatte er denn auch, als er mit Doctor Braun zu der Reise, die dieser Letztere ursprünglich zur Verfolgung wissenschaftlicher Zwecke projectirt hatte, aufbrach, sogleich nach Fichtenau gewollt; aber Braun hatte den Besuch dieses Ortes unter diesem und jenem Vorwande immer hinauszuschieben gewußt; und zwar aus guten Gründen. Er hatte — ohne Oswalds Wissen — direct an Doctor Birkenhain geschrieben und denselben um eine detaillirte Schilderung von Bergers Zustand gebeten. Doctor Birkenhain antwortete, daß bei Berger von Wahnsinn nur in so weit die Rede sein könne, als er an der fixen Idee der absoluten Nichtigkeit aller Existenz leide, im Uebrigen aber im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte sei, ja daß er denselben jetzt schon aus seiner Anstalt entlassen haben würde, wenn der Kranke nicht ausdrücklich eine Verlängerung seines Aufenthaltes gewünscht hätte. Doctor Braun sagte sich nun, daß unter diesen Umständen ein Besuch in Fichtenau für Oswalds excentrisches und jetzt mehr als je aufgeregtes Gemüth mit der größten Gefahr verknüpft sei. Der Anblick eines Wahnsinnigen würde ihn zur Besinnung gebracht haben, der Verkehr mit einem selbst noch in seinen Verirrungen genialen Hypochonder konnte ihn möglicherweise in seinen ausschweifenden Ideen noch bestärken.

In dieser Besorgniß hatte Franz den Besuch von Fichtenau an das Ende, und nicht, wie Oswald wollte, an den Anfang der Reise gebracht, indem er hoffte, der vielfache Verkehr mit fremden Menschen, die wohlthätigen Eindrücke einer Fahrt durch die schönsten, im festlichsten Schmucke des Herbstes prangenden Gegenden würden Oswald zu einer ruhigeren, vernünftigeren Ansicht des Lebens bringen, und ihn so befähigen, Berger mit Ueberlegenheit, wenigstens ohne Gefahr für sich selbst, gegenüberzutreten.

Jetzt sah sich Franz in dieser Hoffnung betrogen. Oswalds aufgeregtes Wesen gefiel ihm keineswegs und er wäre am liebsten umgekehrt, wenn dazu jetzt noch eine Möglichkeit gewesen wäre. So nahm er sich wenigstens vor, während er von Zeit zu Zeit einen prüfenden Blick auf Oswald warf, der, in seine Ecke gedrückt, mit

starren Augen auf das Städtchen herabsah, den Besuch so viel als thunlich abzukürzen, und den Freund während der Dauer desselben so wenig als möglich mit Berger allein zu lassen.

Drittes Capitel.

Die Sonne war bereits seit einer halben Stunde hinter dem breiten Rücken des tannenbewaldeten Hügels, der Fichtenau von der Westseite einschließt, untergesunken, als der Wagen mit den beiden Freunden aus den Bergen heraus in die Thalebene gelangte, in welcher das Städtchen liegt. Die müden Pferde, erfreut über den glatten Boden und das leichtere Rollen des Wagens, griffen wacker aus in der sichern Hoffnung auf baldigen Abendhafer, und angefeuert durch die schrillen Töne einer Clarinette, die nebst obligaten dumpfen Trommelschlägen aus einem dichten Kreis von Menschen herübertönten, welcher sich auf der Gemeindewiese unmittelbar vor dem Eingang in das Städtchen um eine Seiltänzerbande versammelt hatte. Der Weg führte an diesem Orte vorüber und da die gaffende Menge die etwas höher liegende Landstraße dicht besetzt hatte, war der Kutscher genöthigt, langsamer zu fahren und zuletzt, da die Leute trotz seines Scheltens und Fluchens sich in der Lust des Schauens nicht stören ließen und wie angenagelt auf ihren Plätzen standen, still zu halten.

Allerdings konnte man den guten Leuten ihre Unhöflichkeit nicht so hoch anrechnen, denn in diesem Augenblicke gaben die wandernden Künstler ihr vorzüglichstes Stück, welches sie immer bis zum Schluß der Vorstellung aufsparten, um ihre Zuschauer mit einem möglichst günstigen Eindruck zu entlassen.

Aus dem kleinen Circus war bis zu dem Gipfel einer mäßig hohen, aber breitastigen Eiche, welche den Gemeindeanger schmückte, ein Seil gespannt, von dem dünnere Stricke rechts und links nach dem Boden liefen, wo sie von stämmigen Burschen, die sich im Interesse der Kunst freiwillig zu diesem Dienst erboten hatten, fest-

gehalten wurden. Die immer schriller kreischende Clarinette und die immer lauter donnernde Pauke verkündeten, daß der große Augenblick gekommen sei, in welchem der berühmte Acrobat, Herr John Cotterby aus Aegypten, genannt, „die fliegende Taube," sein, „vor allen Potentaten Asiens und Europas mit unsäglichem Beifall producirtes Kunststück, eine an der Spitze eines vierhundert Fuß hohen Thurmes befestigte Fahne auf dem durchaus ungewöhnlichen Wege eines ausgespannten Seiles herabzuholen und dieselbe auf demselben ungewöhnlichen Wege rückwärts schreitend zurückzubringen, vor einem hohen Adel und kunstliebenden Publikum Fichtenaus mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung auszuführen die Ehre haben werde."

Nun war freilich aus dem vierhundert Fuß hohen Thurm, welchen die Zettel an den Straßenecken verkündet hatten, eine vierzig Fuß hohe Eiche geworden; und die Feinde und Neider „der fliegenden Taube," welcher große Künstler hätte keine Gegner! behaupteten, daß durch diese Abänderung des Programms das Wagstück an Gefährlichkeit ebenso verliere, wie an Interesse. Aber war es Herrn John Cotterby's aus Aegypten Schuld, daß die Kaiserlichen im dreißigjährigen Kriege den Thurm der kleinen Kirche am Markt bei einer Belagerung Fichtenaus, das von den Schweden besetzt gehalten wurde, herunterkanonirten? daß die Väter der Stadt schon seit zwei Säculis alljährlich beschlossen, diesen Thurm wieder aufzubauen, sobald einmal bessere Zeiten für Fichtenau kämen? und schließlich, daß diese Zeiten noch immer nicht gekommen waren, die Kirche am Markt zum mindesten bis auf diesen Tag noch ohne Thurm dastand? Gewiß, wenn das Gewissen „der fliegenden Taube" von jeder andern Schuld so rein war, wie von dieser, so konnte er ohne Zagen sein vor allen Potentaten der Erde ausgeführtes Kunststück, auch trotz der Abweichung vom Programm, vor einem hohen Adel und kunstsinnigen Publikum von Fichtenau, ohne zu erröthen, ausführen!

Und ohne zu erröthen, man hätte denn den Carmin der Schminke für die natürliche Farbe der Scham nehmen müssen, erschien jetzt unter dem Quinquiliren der Clarinette und dem Tam-tam der Pauke, zu denen sich in diesem feierlichen Augenblicke noch das Geklingel eines Triangels und das Kreischen einer verstimmten Fiedel gesellte,

auf dem kleinen, mit schmutzigen Laken behangenen Schafott, dem irdischen Ausgangspunkt seiner himmlischen Reise, „die fliegende Taube," ein hübscher, prächtig gewachsener Bursch mit dunkelm, von einem schmalen Messingreif, zusammengehaltenen Lockenhaar, gekleidet in das etwas schmutzig gewordene Unschuldweiß enganliegender Tricots und eines dito Wammses, auf dessen Schulterstücke zwei Flügel genäht waren, die schon manchen Flug geflogen und in Folge dessen eine und die andere Feder verloren zu haben schienen.

Ein ermuthigender Beifallsruf, in welchem das Zischen der Gegner ungehört verhallte, begrüßte den großen Künstler, der sich nach allen Seiten mit jener Grazie verbeugte, die ein ausschließliches Geheimniß von Kunstreitern, Seiltänzern und sonstigen Angehörigen der luftigen Gilde, und für jeden andern Sterblichen unnachahmlich ist. Aber der Beifallsruf verstummte, als jetzt gegen Aller Erwarten eine unförmlich dicke Gestalt, welche sich durch eine weiße Zipfelmütze, große blaue Schürze, und vor allem durch eine unförmliche purpurrothe Nase, für jeden Einsichtsvolleren wenigstens, als Bierwirth oder dergleichen, darstellte, hinter dem sich verbeugenden Künstler auf das Schafott geklettert kam, ihm derb zwischen die Ikarusflügel auf den Nacken schlug und ihm einen ellenlangen Streifen Papier präsentirte, der unter diesen Umständen kaum etwas Anderes, als eine unbezahlte Rechnung sein konnte.

Der Künstler, — wäre er sonst ein Künstler gewesen! — schien durch dieses unerwartete Hereinbrechen der derben Realität in die heitern Gefilde der Kunst in die bitterste Verlegenheit gesetzt zu werden. Eine pantomimische Scene folgte, in welchem die fliegende Taube durch häufiges Achselzucken und vergebliches Zupfen an den Stellen seiner Tricots, wo bei Beinkleidern, die in größeren Dimensionen angelegt sind, die Taschen zu sitzen pflegen, seine von Jedermann ohne weiteres zugestandene Zahlungsunfähigkeit zu betheuern und durch Händeringen und flehentliche Geberden den plumpen Wirth zu christlicher Nachsicht zu ermahnen schien, während dieser durch schreckliche Grimassen und wiederholtes Schlagen mit der Faust in die Fläche der Hand seine unerbittliche Hartherzigkeit genugsam an den Tag legte.

Das kunstliebende Publikum von Fichtenau und Umgegend, von dem ein nicht kleiner Theil die Sache für baaren Ernst nehmen mochte, sperrte Mund und Nase bei diesem seltsamen Schauspiel auf. Aber die schon forcirte Spannung wurde eine geradezu fieberhafte, als jetzt auf einen Wink des rothnasigen Wirthes zwei schnurbärtige Gesellen in blauen Fracks und schwarzen dreieckigen Hüten, in welchen nur das unschuldige Auge eines Kindes den strafenden Arm der irdischen Gerechtigkeit verkennen konnte, auf die Bühne geklettert kamen, unter fürchterlichem Gesichterschneiden und Gesticulationen den unglücklichen Künstler ergriffen und ihm die zahlungsunfähigen Hände auf den geflügelten Rücken banden.

Und jetzt in diesem peinlichsten Augenblicke von eines Künstlers Erdenwallen sollte es sich zeigen, daß Gott Apollo seine Heiligen wunderbar aus aller Noth und Bedrängniß zu führen und ihnen die verdiente Apotheose, wenn nicht in diesem irdischen Jammerthal, so doch in himmlischen Gefilden zu bereiten weiß.

Aus den Zweigen der Eiche, da wo das Seil um den mächtigen Ast geschlungen war, erschien die Gestalt eines lieblichen Genius, mit Flügeln wie die „fliegende Taube," mit einem Kranz im Haar und in der Hand eine bunte Fahne, — offenbar dieselbe, welche Herr John Cotterby aus Egypten sonst von vierhundert Fuß hohen Thürmen zu holen pflegte, und die er heute in Ermangelung eines Thurmes, aus dem Himmel selbst, — denn der geflügelte Genius war offenbar der Himmlischen Einer — zu holen gezwungen war.

Bei dem Erscheinen des olympischen Boten befiel, wie das in der Natur der Sache liegt, die Diener der irdischen Gerechtigkeit und den schnappsnasigen Spender höllischen Gebräues ein jäher Schrecken. Sie ließen ihr Opfer los und stürzten unter allen Symptomen sittlicher Zerknirschung in die Knie, während die fliegende Taube die Banden von den Händen streifte und mit einer Geschicklichkeit und Geschwindigkeit, die seinem Namen und Ruf alle Ehre machte, den schwanken Pfad, der zum Himmel führte, hinan zu laufen begann. — In der Mitte angekommen, ließ er sich vor der himmlischen Erscheinung, die ihm ohne Aufhören mit der bunten Fahne Ermuthigung zuwinkte, auf ein Knie nieder, richtete sich sodann wieder auf, drehte sich

um und machte, der Erde und aller Erdenfurcht entrückt, den zerknirschten Verfolgern eine Geste, welche in einigen Gegenden des Vaterlandes unter der Bezeichnung „Jemand einen Esel bohren," bekannt ist. Beifallsruf und Gelächter begleiteten den humoristischen Künstler bis hinauf in den Himmel, wo er aus den Händen des Genius, der dann in den Zweigen verschwand, den Kranz auf das Haupt gesetzt und die Fahne in die Hand gedrückt erhielt, und wieder hinab zu dem Schafott, wo ihn die bekehrten Häscher, bei denen mittlerweile der Glaube an das Ideal und die Göttlichkeit der Kunst zum Durchbruch gekommen war, mit vielen Bücklingen empfingen, während der schnappsnasige Wirth in einer Wallung, die, obgleich nach solchen Eindrücken erklärlich, ihm dennoch in den Augen eines billig Denkenden gewiß zur Ehre gereicht, die lange Rechnung von einem Ende bis zum andern durchriß und so den Zuschauern die tröstliche Gewißheit gab, daß die Freiheit der „fliegenden Taube" für heute wenigstens nicht weiter gefährdet sei.

Die Vorstellung war zu Ende. Die Ansprache des edelmüthigen Wirthes und zugleich Directors der Gesellschaft, welcher jetzt als Epilogus allein auf dem Schafott geblieben war und dem hohen Adel und kunstsinnigen Publikum von Fichtenau und Umgegend für morgen eine noch viel glänzendere Vorstellung versprach, wurde mit lautem Jubel aufgenommen und die Zuschauer entfernten sich um so eiliger, als seit einigen Minuten ein gelegentliches Klappern von Geldstücken auf Tellern an eine Pflicht erinnerte, der nachzukommen einigen Undankbaren unnöthig schien, und anderen Dankbaren, zu ihrem größten Bedauern, unmöglich war.

Indessen waren bei weitem die meisten der Zahlungsfähigen ehrlich genug, den klappernden Teller an sich herankommen zu lassen, und wen die Ehrlichkeit nicht hielt, den bannte die Neugier, wie wohl der Genius aus der Eiche, den man bis jetzt nur aus der Ferne erblickt hatte, in der Nähe aussehen möchte. Denn Niemand Geringeres als der Bote Apollo's sammelte für die Bedürfnisse seiner Söhne auf Erden.

Und der schlaue Director hätte keine bessere Wahl treffen können. Der Genius, (man wußte kaum, war es ein Mädchen oder ein Knabe)

blickte aus so einzig schönen braunen Augen so bescheiden bittend in die Gesichter, daß sich die Börsen mit den Herzen öffneten. Freundliche Worte begleiteten das Kind überall hin, und einer und der andere behäbige Spießbürger glaubte sich für seinen Groschen auch das Recht erworben zu haben, es in die braunen Wangen zu kneifen — eine Liebkosung, die indessen jedesmal sehr ungnädig von dem Genius aufgenommen wurde.

Der Kutscher hatte, sobald sich das Gedränge hinreichend verlaufen, weiter fahren wollen, aber Franz und Oswald, welche dem Schauspiel von Künstlers Erdenwallen und Apotheose mit großem Interesse und hier und da herzlichem Lachen gefolgt waren, befahlen ihm, halten zu bleiben, bis der behend durch die Menge schlüpfende Genius auch zu ihnen gekommen wäre. Der Genius ließ nicht lange auf sich warten — ein Reisewagen, mit zwei Herren darin, wog mindestens ein Dutzend Fichtenauer Spießbürger auf.

Franz suchte in seiner Börse nach kleiner Münze, als er durch einen lauten Ausruf Oswalds erschreckt wurde.

„Was giebt's?" fragte er, verwundert zu Oswald aufblickend, der im Wagen in die Höhe gesprungen war.

Oswald antwortete nicht, sondern war mit einem Satze aus dem Wagen auf dem Boden und eilte auf den Genius zu, der, sobald er den jungen Mann erblickte, den Teller sammt den Silber- und Kupfermünzen fallen ließ und sich ihm in die Arme stürzte.

„Czika, bist Du es denn wirklich?"

„Ja, Mann mit den blauen Augen!" antwortete das Kind, noch an seinem Halse, zärtlich und innig; dann aber, sich plötzlich gewaltsam losreißend und ängstlich nach dem Wagen blickend:

„Kommst Du mit dem Andern?"

„Nein, Czika!" sagte Oswald, wohl wissend, daß Oldenburg mit „dem Andern" gemeint sei. — „Bist denn Du allein?"

„Nein; Mutter ist bei mir; Mutter verläßt die Czika nicht. Komm, Herr, hilf mir das Geld sammeln;" und das Kind bückte sich nieder und suchte nach den im Sande zerstreuten Münzen.

„Oldenburgs Kind in einer Seiltänzerbande!" murmelte Oswald, in der Verwirrung, die sich seiner Seele bemächtigt hatte, mechanisch

Czika's Bitte Folge leistend und neben ihr auf den Knieen das umhergestreute Geld zusammenraffend.

Das kunstliebende Publikum von Fichtenau fand diese Begrüßung und Umarmung eines scheinbar vornehmen fremden Herrn und eines Seiltänzerkindes merkwürdiger als Alles, was es an diesem Abend gesehen hatte. Jung und Alt drängte sich in dichtem und immer dichter werdenden Kreise heran und schien entschlossen, nicht vom Platz zu weichen, als bis es eine Aufklärung dieser räthselhaften Begebenheit erhalten hätte.

Franz, der vom Wagen aus die Scene mit angesehen hatte, war kaum weniger verwundert gewesen, als die Andern. Im nächsten Augenblick indessen fielen ihm die mysteriösen Gerüchte ein, die über ein Zigeunerkind, welches der Baron Oldenburg mehrere Wochen lang auf seiner Solitüde beherbergt habe, bis es ihm eines Tages wieder entlaufen sei, in der Gegend circulirt hatten; und mit jener Schnelligkeit der Combination, welche guten Köpfen eigenthümlich ist, schloß er, daß Oswald, der jedenfalls bei seiner Intimität mit dem Baron um das Geheimniß wußte, in dem schönen Genius das Zigeunerkind erkannt habe. Sein nächster Gedanke war, in Oswalds eigenem Interesse die wunderliche Scene abzukürzen, und die Sensation, welche dieselbe schon erregt hatte, möglichst zu vertuschen. Er sprang also aus dem Wagen, eilte auf Oswald zu und sagte:

„Lassen Sie uns gehen! zum wenigsten bis sich die Menge verlaufen hat.“

In diesem Augenblick drängte sich der Director der Bande, welcher von der kleinen Tribüne herab, wo er als Epilogus das Publikum haranguirte, ebenfalls die Scene beobachtet hatte, durch die Gaffer hindurch. Seine Neugier, zu erfahren, was es denn hier eigentlich gebe und sein Aerger, das wichtige Geschäft des Einsammelns im kritischsten Moment unterbrochen zu sehen, hatten ihn vergessen lassen, daß er noch im vollen Costüm des schnappsnasigen Schenkwirths war, und sich also, ohne der Würde der Kunst etwas zu vergeben, nicht wohl in's Publikum mischen könne. Franz, welcher nicht ohne Grund fürchtete, daß der tragikomische Auftritt durch das Herzukommen dieser Personage erst recht unangenehm werden möchte, ließ

den Mann gar nicht zu Worte kommen, sondern trat ihm entgegen und sagte, ihn ein wenig auf die Seite ziehend, im gedämpften Ton, aber doch laut genug, daß es die Umstehenden hören konnten:

„Ich bin Arzt, mein Herr. Dieser junge Mann (über die Schulter auf Oswald deutend, der noch immer neben Czika kniete) „ist etwas excentrisch;" (mit einer Bewegung des Zeigefingers nach der Stirn) „Sie verstehen mich. Hier ist eine Vergütung für den Schaden, den er angerichtet hat."

Der Mann, welcher diese im ernstesten Ton gemachte Erklärung durchaus befriedigend fand und den etwaigen Ausfall in seiner Einnahme durch die zwei harten Thaler, die ihm Franz in die Hand gedrückt hatte, mehr als gedeckt sah, lächelte schlau und sagte, seine Zipfelmütze ziehend und sich voller Respect verbeugend:

„Versteh', versteh', Ihr Gnaden! Schaffen's ihn nur schnell weg, daß die Czika weiter sammeln kann."

„Wo wohnen Sie?" fragte Franz.

„In der „Grünen Mütze," Ihr Gnaden. Ihr Gnaden werden einen armen Künstler hoch erfreuen, wenn Sie ihm Ihre hohe Protection zuwenden wollen."

„Gut, gut," sagte Franz, und dann zu Oswald, der sich unterdessen erhoben hatte:

„Ich bitte Sie, Oswald, lassen Sie uns weiter fahren. Ich weiß, wo die Leute wohnen; Sie können sie ja zu jeder andern Zeit aufsuchen."

Oswald, welcher jetzt, nachdem sich das erste überwältigende Erstaunen, die Czika unter solchen Verhältnissen wieder zu finden, bei ihm gelegt hatte, die Wunderlichkeit der Situation wohl erkannte, fand Franz' Rath zu vernünftig, als daß er demselben nicht hätte folgen sollen.

Die Czika hatte mit jener Selbstbeherrschung, die dies merkwürdige Kind nur auf Augenblicke verließ, ruhig, als wäre nichts vorgefallen, ihr Sammelgeschäft wieder begonnen; ja, sie warf nicht einmal einen Blick auf Oswald, der jetzt, von Franz beinahe gezogen, nach dem Wagen zurückschritt.

Der Wagen rollte davon. Die Menge, in welcher sich das von

Franz mit solcher Geistesgegenwart erfundene Märchen von Oswalds Verrücktheit blitzschnell verbreitet hatte, verlief sich um so schleuniger, als die Kühle des bereits stark dunkelnden Abends sie an die warme Suppe in der warmen Stube zu Hause mahnte.

Viertes Capitel.

Es war etwa eine Stunde später. Der Abend war vollends herabgesunken. Die Berge von Fichtenau hatten sich in den doppelt dichten Schleier der Nacht und des Nebels gehüllt; vom dunkeln Himmel blinkten zwischen treibenden Wolken hier und da einzelne Sterne. In den Straßen des Städtchens war es still geworden; aus den Fenstern der niedrigen Häuser schimmerten Lichter. Die Leute saßen nach dem frugalen Abendessen um das Ofenfeuer, und der Mann erzählte seiner Frau, die seit einiger Zeit aus guten Gründen sich nicht in das Menschengedränge wagen durfte, von den Wundern der Stärke, Geschicklichkeit und Gewandtheit, deren Zeuge er draußen auf der Finkenwiese gewesen war, und von dem verrückten Herrn, der mit seinem Doctor angefahren kam (jedenfalls um in Doctor Birkenhains Anstalt gebracht zu werden) und das hübsche Zigeunerkind, während es mit dem Teller umherging, vor allen Leuten umarmt hatte. — Die alte halbtaube Großmutter, die neben dem Ofen in ihrem Lehnstuhl nickte und die Geschichte nur halb gehört hatte, meinte: „Ja, ja, Zigeuner sind Kinder des Satans, das weiß alle Welt. Mein Ur-Großvater selig hat noch ihrer fünf mit verbrennen helfen auf der Finkenwiese."

In der „Grünen Mütze," einer Fuhrmannskneipe am Eingange in das Städtchen, nahe an der Finkenwiese, ging es heute Abend sehr lebhaft zu. Die „grüne Mütze" war das Hauptquartier der wandernden Seiltänzerbande und mithin für den kunstsinnigen Theil des Fichtenauer Publicums ein höchst anziehender Punkt.

Der lange Tisch in der tabaksraucherfüllten Trinkstube konnte die Zahl der Gäste kaum fassen, obgleich sie sich eng genug auf

den Bänken zusammendrängten; besonders nach dem obersten Ende zu, wo die „Künstler" im vollen Gefühl ihrer Bedeutung und im Hochgenuß einer frechen Zeche saßen und tranken. Der Director, Herr Caspar Schmenckel aus Wien, präsidirte, wie sich's gebührte. Er hatte die Spuren seiner letzten Rolle bis auf einige Schminkflecken, die hier und da sein aufgedunsenes Gesicht zierten, vollkommen verwischt, d. h. er hatte die Zipfelmütze abgesetzt und die große blaue Schürze sammt den hineingestopften Kissen bei Seite gethan, und erschien nun in der ebenso bequemen, wie eleganten Tracht eines Herrn, der Rock und Weste ausgezogen hat und sich über die mangelhafte Reinlichkeit seiner Wäsche im Bewußtsein seines Künstlerruhmes und seiner breiten gestickten Beinkleiderträger hinwegsetzt. — Eine größere Veränderung hatte Herr John Cotterby aus Egypten, der seinem Herrn und Meister zur Rechten saß, mit seiner Toilette vornehmen müssen, schon aus dem einfachen Grunde, weil seine Künstlergarderobe sich nur eines einzigen Paares von Tricots und dazugehörenden Wammses erfreute, es mithin in seinem Interesse lag, das äußerst schwierig zu conservirende Unschuldweiß dieses Anzuges möglichst zu schonen. Herr John Cotterby aus Egypten trug einen grauen kurzen Rock mit grünen Aufschlägen und sah, Alles in Allem, einem hübschen Tyroler-Burschen (der er nebenbei in Wirklichkeit war) ähnlicher als einem Sohne des geheimnißvollen Landes, welches der Nil durchströmt, wenn nicht der schmale Messingreif, der noch immer seine dunkeln Locken zusammenhielt und das entsetzliche Deutsch, welches er höchst kunstreich radebrechte, seine mystische Abstammung hinreichend documentirt hätten. — Von den beiden andern Künstlern, die weiter unten am Tisch saßen, war der Eine ein bescheidener, stiller, langer Mensch, der es mit seiner Kunst ernst nahm und stets darüber grübelte, wie er in seiner berühmten Production „das tanzende Riesenfaß" noch einen neuen Zug anbringen könnte; der andere, der Clown der Gesellschaft, eine kugelrunde possierliche Person, die jedesmal, wenn sie mit einem der Gäste anstieß, eine neue Fratze schnitt, was — da diese Procedur mindestens alle fünf Minuten einmal vorgenommen wurde — auf den Reichthum der Mimik dieses Künstlers einen annäherungsweise richtigen Schluß erlaubt.

Herr Director Caspar Schmenckel war, ehe die Fülle reichlich genossener Spirituosen das schöne Ebenmaß seines Körpers beeinträchtigte, ein sehr stattlicher Mann und der Held vieler galanten Abenteuer gewesen, in welchen selbst vornehme Damen, die auf den breitschultrigen Herkules ein wohlgefälliges Auge geworfen hatten, eine sehr bedenkliche Rolle spielten. Herr Schmenckel kam gern nach dem dritten Schoppen auf diese Heroenzeit seines Lebens zu sprechen, und da er heute Abend die geheimnißvolle Zahl, welche das keusche Siegel seines Mundes löste, schon mindestens um das Doppelte überschritten hatte, so wäre es für die Moralität der jungen Burschen, welche, die Gläser in der Hand, sich um den Tisch drängten, vielleicht besser gewesen, wenn sie „die grüne Mütze" gerade heute Abend mit ihrer Gegenwart nicht beehrt hätten.

Herr Schmenckels Phantasie gehörte zur Kategorie der blühenden, und wo gewöhnliche Sterbliche nur Mücken tanzen sehen, erblickte sein rollendes Auge Elephantenheerden. Er speculirte mit einer unglaublichen Kühnheit auf die Leichtgläubigkeit seiner Zuhörer; vor allem suchte er bei jeder Gelegenheit den Nimbus des Abeuteuerlichen um sich und die Mitglieder seiner Gesellschaft möglichst dicht zu ziehen. Der Vorfall heute Abend auf der Finkenwiese zwischen dem verrückten Herrn und der Czika war für diesen Zweck viel zu geeignet, als daß ihn Herr Schmenckel nicht in seiner Weise hätte ausbeuten sollen. Nun war freilich die Zigeunerin erst vor einigen Tagen, als er mit seiner Truppe durch die Berge von Braunburg nach Fichtenau zog, ganz zufällig mit ihrem Kinde zu ihm gestoßen, und Herr Schmenckel wußte von ihren Antecedentien so wenig wie irgend einer der Anwesenden; aber um so freieres Spiel hatte seine Phantasie bei der Erfindung eines Märchens, das sich den neugierigen Gästen aufheften ließ, die wieder und immer wieder auf das schöne Kind und auf die Zigeunerin, die im ersten Theil der Vorstellung als Tänzerin aufgetreten war, zurückkamen.

„Ja schaun's, ihr Herren," sagte Director Schmenckel, „das ist eine geheimnißvolle Geschichte und ich möchte sie wohl erzählen, wenn selbige nit gar so sehr unglaublich wäre."

Herr Schmenckel tauchte seine rothe Nase in sein halbvolles Bier-

glas und goß den Inhalt desselben langsam hinunter, wobei er die um ihn Herumsitzenden aus seinen kleinen verschwollenen Augen schlau anzwinkerte.

„Erzählen's, erzählen's, Herr Director," schrie ein halbes Dutzend Stimmen.

„Ein neues Seidel für den Herrn Director," ein anderes halbes Dutzend.

„Es mag nun wohl so ein zehn oder zwölf Jahre her sein," begann Herr Schmenckel, nachdem er den Inhalt des neuen Seidels noch vorher um ein bedeutendes verringert hatte, „als ich eine Reise nach Egypten machte."

Bei dem Worte Egypten wandte sich Aller Augen auf Herrn John Cotterby, der sich in seinen Stuhl zurücklehnte und geheimnißvoll lächelte.

„Was wollten Sie denn in Egypten?" fragte eine Stimme.

„Darf ich es sagen, Cotterby?" fragte Herr Schmenckel.

„Fiderunkankinsavalilaloramei," antwortete der Egypter, der keine Ahnung hatte, wozu sein Herr und Meister die erbetene Erlaubniß haben wollte.

„Danke, Cotterby," sagte Herr Schmenckel, „Bescheidenheit ziert den Mann, aber weßhalb soll ich es verschweigen, daß ich Ihretwillen die weite Reise machte. Sie müssen nämlich wissen, meine Herren, daß der Ruf des Herrn Cotterby zu jener Zeit den ganzen Orient erfüllte, und daß man von nichts als von der fliegenden Taube sprach. Ich sagte zu mir, du mußt diesen größten Künstler, den die Erde je gesehen hat, für Deine Gesellschaft gewinnen, so wahr du Caspar Schmenckel heißt. Gesagt, gethan: ich reise nach Egypten, wo Herr Cotterby sich aufhalten sollte, aber, wer nirgends zu finden war, das war Herr Cotterby. Endlich erfuhr ich von einem alten Derbisch, der mir auch die sprechende Schlange verkauft hat, welche ich morgen dem Publicum zu produciren die Ehre haben werde, daß Herr Cotterby sich tief in der Wüste bei den Pyramiden aufhielt, darf ich sagen, weßhalb, Cotterby?"

„Tramtebaramta! Verzähl' Sie, was Sie will!" erwiderte der Egypter, mit einem großmüthig bescheidenen Lächeln.

„Herr Cotterby hatte sich nämlich seit einiger Zeit in die Wüste zurückgezogen und einen fürchterlichen Eid geschworen, nicht eher wieder vor dem Publicum zu erscheinen, bis er sämmtliche Pyramiden auf dem Seil erstiegen hätte."

„Was sind das, Pyramiden?" fragte eine Stimme.

„Pyramiden," belehrte Herr Schmenckel, „sind große Steinhaufen, die die alten Egypter ihren Göttern errichteten, an die tausend Fuß hoch und darüber, und so steil, daß kaum eine Katze hinauf kann. Ganz oben steht ein spitzer steinerner Pfahl, Obelisk genannt; an dem befestigte Herr Cotterby sein Seil, das andere Ende unten ließ er von zweitausend schwarzen Sklaven halten, und so spazierte er rauf und runter, daß dem, welcher es sah, die Haare zu Berge standen. So fand ich Herrn Cotterby in der Wüste und natürlich war mein Wunsch, ihn für meine Gesellschaft zu gewinnen, größer als je; aber er wollte nicht. Was werde ich also thun? Ich werde in der Nacht mit Gefahr meines Lebens auf die Pyramide klettern, und als am nächsten Morgen Cotterby oben ankommt, werde ich ihn um den Leib fassen und schreien: Entweder Sie lassen sich für dreitausend Thaler jährlich engagiren, oder ich expedire Sie Hals über Kopf von dieser Pyramide herunter, so wahr ich Caspar Schmenckel heiße — darf ich sagen, was Sie antworteten, Cotterby?"

Der Egypter nickte bejahend.

„Wenn Sie Herr Schmenckel aus Wien sind," sagte Herr Cotterby, „so hätten Sie sich so viel Umstände gar nit zu machen brauchen. So bald ich mit dieser Pyramide fertig war, wäre ich doch so wie so zu Ihnen nach Wien gekommen. Es giebt nur einen Schmenckel, wie es nur einen Cotterby giebt; Beide gehören zusammen, wie das Brod und die Butter. Doch das wollte ich Ihnen eigentlich ja gar nit erzählen, meine Herren," sagte Herr Schmenckel, sein Glas leerend und das geleerte gegen das Licht haltend, wie um sich zu überzeugen, daß kein Stoff mehr darin sei.

„Ein Seidel für Herrn Director Schmenckel!" riefen ein Dutzend Stimmen.

„Danke, danke! meine Herren! Ihr Wohl! — sondern wie ich die Bekanntschaft von Madame Xenobi, oder Kussuk Arnem, wie sie

eigentlich heißt, gemacht habe. Aber die Geschichte ist fast noch unglaublicher, und spielt in gewisse Regionen hinein, die mich zwingen, nur in allgemeinen Andeutungen — "

„O, das thut nichts! — Erzählen Sie nur!" riefen die Zuhörer, noch näher zusammenrückend.

„Na, so hören Sie denn! — Kurze Zeit, nachdem ich Herrn Cotterby auf obenbemeldete Weise für meine Gesellschaft gewonnen, gab ich einige Vorstellungen in Konstantinopel auf dem Platz vor dem Palast des Sultans, der sich ganz ungemein für unsere Kunst interessirte und uns die Erlaubniß gegeben hatte, das Seil an der obersten Zinne des Palastes, auf dem flachen Dache selbst, zu befestigen. Nun müssen Sie wissen, daß in dem obersten Stockwerk dieses Palastes die Frauen des Sultans wohnen, weshalb man denselben auch Harem nennt. Ich hatte immer ungeheures Verlangen danach gehabt, einmal in einen solchen Harem, der sonst für Alle streng verschlossen ist, zu gelangen; und nun erst recht, nachdem mir Cotterby gesagt hatte, daß, wenn er an dem obersten Stock vorbeikäme, ihn immer die schönsten schwarzen Augen durch die Ritzen der Bretter, mit denen die Fenster des Harems vernagelt sind, anblitzten. — Was thue ich also? Ich sage zu Cotterby: „Cotterby," sage ich, „Sie können ja Alles, was Sie wollen. Wie wär's, wenn Sie mich morgen in die Karre nähmen, mit der Sie das Seil rauf und runter karren, und mich oben auf dem Dache raus ließen? Ich muß einmal sehen, wie's da oben aussieht. Sie können mich morgen ja wieder auf demselben Wege zurückbringen. Wollen Sie?" — „Warum nicht?" sagt Cotterby, „wenn ich Ihnen damit einen Gefallen thun kann." — Am nächsten Tage ging die Sache vor sich. Ich stecke mich in die Karre; Cotterby karrt mich rauf auf das Dach, stülpt die Karre um, und, da bin ich denn oben auf dem Dach, ganz allein, denn Cotterby war, um kein Aufsehen zu erregen, sogleich wieder umgekehrt. — Nun mögen Sie mir glauben oder nit, meine Herren; aber ich versichere Sie, daß mir in dieser Situation doch etwas wunderlich zu Muthe war. Wie leicht konnte aus den Dachluken der schwarze Kopf eines Wächters auftauchen — und dann wäre es um mein Leben geschehen gewesen. Indessen ich saß nun einmal in

der Falle und wollte nicht wieder umkehren, bis ich den Speck gekostet hätte. Als ich noch so überlege, was ich nun beginnen soll, höre ich mit einem Male Säbelrasseln und Sporenklirren auf der Treppe, die zu dem Dache führt. Es war der Sultan selbst, der Herrn Cotterby von oben herab bewundern wollte. Ich, in meiner Herzensangst, laufe nach dem nächsten Schornstein, der aus dem Dach herausragt, krieche hinein und plumps! — zum Besinnen war keine Zeit — so eine zwanzig Fuß heruntergerutscht und wohin glauben die Herren? direct in den Kamin von der Schlafstube der Favoritin des Sultans. — Hier muß ich indessen die geehrten Herren um Verzeihung bitten, wenn ich, um die Ehre einer Dame nicht zu compromittiren, nur andeutungsweise so viel sage, daß die nächsten vierundzwanzig Stunden zu den schönsten gehören, die Caspar Schmenckel in seinem Leben gehabt hat, daß ich am folgenden Tage von Herrn Cotterby, der etwas der Art geahnt haben mußte und eine noch größere Karre wie gewöhnlich mitgebracht hatte, auf die angegebene Weise abgeholt wurde, — daß wir noch in derselben Nacht Konstantinopel verließen und seit dieser Nacht meine Gesellschaft um eine vorzügliche Künstlerin reicher und der Palast des Sultans um seine schönste Blume ärmer war."

Herr Schmenckel sah sich triumphirend um. Er konnte mit dem Eindrucke, den seine Geschichten auf die in athemloser Spannung Horchenden hervorbrachten, zufrieden sein. — In diesem Augenblick kam die Dame, welche an der Kasse zu sitzen pflegte und überhaupt die inneren Angelegenheiten der Gesellschaft verwaltete, eilig in die Trinkstube gerannt und flüsterte Herrn Director Schmenckel etwas in's Ohr, wovon die Gesellschaft nur die Worte: Frauenzimmer — fortgelaufen — verstehen konnte. Herr Director Schmenckel schien die Mittheilung sehr übel aufzunehmen. Sein Gesicht verfinsterte sich zusehends. Er murmelte etwas von Teufel und Dreinschlagen und verließ den Tisch, ohne auch nur sein Seidel auszutrinken — ein Beweis, daß die Nachricht, welche ihm so eben hinterbracht worden war, überaus wichtig sein mußte.

Und wichtig war die Nachricht denn auch, und bestand in nichts Geringerem, als darin, daß die schöne Blume, die Herr Schmenckel

vor zehn Jahren etwa aus dem Palast des Beherrschers aller Gläubigen auf eine eben so kühne wie verschlagene Weise raubte; die, seitdem er sie pflückte, jedenfalls stets an seinem breiten Busen geruht hatte, daß diese Blume sammt der Knospe, welche, wie sich vermuthen ließ, unter der sorgsamen Pflege des Herrn Director Schmenckel erblüht war — vom Sturmwind entführt, vom schwerbeleidigten Sultan zurückgeraubt, auf alle Fälle in ihrer Kammer, im ganzen Hause nicht zu finden sei. Mamsell Adele hatte diese Entdeckung gemacht, als sie die Zigeunerin aus ihrer Kammer zum gemeinschaftlichen Mahle der Damen der Gesellschaft, welches in einer andern Kammer servirt war, holen wollte. Mamsell Adele (eine Dame mit einem Ueberfluß von schwarzen Locken, deren Aechtheit von neidischen Gemüthern angezweifelt wurde, einem braunen energ'schen Gesicht und einer stets rauhen, heiseren Stimme) erzählte Herrn Schmenckel die von ihr gemachte Entdeckung mit der ganzen Zungenfertigkeit und der drastischen Kraft, über welche nur Damen verfügen können, die gewohnt sind, von der Freitreppe einer Bretterbude herab das Publicum zu haranguiren. Für Herrn Schmenckel war diese Nachricht, deren Wahrheit eine unter seiner Leitung durch das ganze Haus veranstaltete vergebliche Nachsuchung bestätigte, ein Blitz aus heiterm Himmel. Die Flucht der Zigeunerin und ihres Kindes war ihm, was einem Menageriebesitzer der Tod seiner besten Löwin sammt ihren Jungen ist. Er verlor in den Beiden ein Kapital, das er für so gut wie nichts erworben und welches doch die reichsten Zinsen zu bringen versprach — den Schmuck, die Zierde, den Glanz, die Poesie seiner Gesellschaft. Selbst Herr John Cotterby aus Egypten wäre leichter zu ersetzen gewesen — fliegende Tauben mögen selten sein, indessen, man findet sie — aber ein Genius mit solchen Augen, mit diesem freundlich-ernsten Lächeln, das den filzigsten Spießbürger in einen leichtsinnigen Verschwender umwandelte — Herr Schmenckel hätte kein Mann, er hätte kein Director sein und vor allem hätte er heute Abend statt der vielen Seidel braunen Bieres eben so viel Schoppen von der weißen Milch frommer Denkungsart getrunken haben müssen — wenn er einen solchen Verlust mit stoischer Ruhe hätte ertragen sollen. Herr Schmenckel war ein Mann, er war Director, er hatte

Bier und keine Milch getrunken — und Herr Schmenckel gerieth in einen ganz unglaublichen Zorn, dessen erster Ausbruch sich natürlich gegen die Ueberbringerin der Hiobspost wendete, um so mehr, als Herr Schmenckel das eifersüchtige Temperament dieser Dame (ebenso wie ihre übrigen Tugenden und Schwächen) aus langjährigem, sehr vertrauten Umgang hinreichend kannte. Er beschuldigte sie in Ausdrücken, die selbst zwischen guten Freunden unstatthaft sind, die Zigeunerin durch ihre Intriguen zur Flucht gezwungen zu haben. — Mamsell Adele, deren Temperament überhaupt nicht zu den sanften gehörte und die sich in diesem Falle noch dazu ganz unschuldigerweise angeklagt sah, antwortete in einem Tone, der ihre innere Erregung nur zu deutlich verrieth. Herr Schmenckel gehörte zu den heroischen Naturen, die im Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit (besonders wenn sie getrunken haben) keinen Widerspruch vertragen können und deren Wahlspruch in entscheidenden Momenten das stolze: „Thaten und keine Worte" ist. Mamsell Adele fühlte kaum die schwere Hand des Meisters auf ihrer Wange, als ihr heißes Herz in Flammen gerieth und ihre Zunge Sturm zu läuten begann, so laut und schrill, so ohrenzerreißend und markerschütternd, daß die Trinker drinnen von ihren Biergläsern in die Höhe fuhren und nach der Thür eilten, in der Meinung, es sei auf dem Flur, wo die Scene zwischen Herrn Schmenckel und Mamsell Adele spielte, ein Unglück geschehen.

Der Anblick so vieler ungebetener und unerwünschter Zeugen, brachte den um die Ehre seiner Gesellschaft besorgten Director einigermaßen wieder zu sich, und die Dame, welche ihre Ehre vor so vielen Männern compromittirt sah, vollends außer sich. Vorher hatte sie gedroht, dem Director ihre Nägel fühlen zu lassen, jetzt fügte sie der Drohung die That hinzu.

Das Staunen des kunstsinnigen Publicums von Fichtenau (so weit es in der „Grünen Mütze" versammelt war), den gefeierten Künstler, den Helden so vieler Abenteuer, den Bändiger des Pyramidenbesteigers, den Räuber des großpaschalichen Harems in solcher Noth und Bedrängniß zu sehen — ist unbeschreiblich. Einige wollten dem geschlagenen Feldherrn (denn Mamsell Adele's Angriffe wurden stets mit unwiderstehlicher Energie, Kraft und Gewandtheit ausgeführt) zu

Hülfe kommen, Andere lachten und hetzten, wieder Andere (Männer in blauen Blousen und Gamaschen, die regelmäßig mit Roß und Wagen in der „Grünen Mütze" einkehrten und die Seiltänzerwirthschaft, die sie in ihrem gewöhnlichen Comfort störte, mit mißgünstigem Auge betrachteten), sprachen laut von Lumpenpack und Hinauswerfen, was denn wieder von den Kunstenthusiasten äußerst mißliebig aufgenommen wurde. — Zornige Gesichter, drohend erhobene Arme, schimpfende Stimmen hinüber und herüber, war ein Tableau, dem blitzschnell ein anderes folgte, in welchem selbst der Wirth der „Grünen Mütze", der, die kurze Pfeife im Munde, mit olympischer Ruhe in der Küchenthür lehnte, nichts Einzelnes mehr zu unterscheiden vermochte, so sehr auch sein Auge daran gewöhnt war, die dichten Staubwolken zu durchdringen, welche sich auf dem Flur einer Fuhrmannskneipe um einen Knäuel von Menschen lagern, von denen jeder Einzelne mit der natürlichen Waffe der Faust oder der künstlichen eines Schemelbeins auf den wirklichen oder vermeintlichen Gegner losschlägt.

Fünftes Capitel.

Oswald hatte, nachdem er mit Franz in dem eleganten „Curhause" von Fichtenau gastliche Aufnahme gefunden, dem Verlangen, die kleine Czika noch heute Abend aufzusuchen, nicht widerstehen können. Er hoffte von der braunen Gräfin zu erfahren, wie sie in diese wunderliche Gesellschaft gerathen sei, und zugleich sie zu bereden, entweder zu Oldenburg zurückzukehren, oder ihm doch wenigstens das Kind zu überlassen. Er glaubte durch Klugheit bewirken zu können, was der Heftigkeit des Barons unmöglich gewesen war, um so mehr, als die braune Gräfin ihm wohlzuwollen schien, und die kleine Czika offenbar zu ihm größeres Vertrauen hatte, als zu dem „Andern", der ihr Vater war. Und dann war es außer seiner persönlichen Zuneigung zu dem schönen Kinde und der Zigeunerin, die ihm an jenem verhängnißvollen Nachmittage, als er sich auf dem Wege zu Melitta im

Walde verirrte, zuerst begegnet waren und so gleichsam sein Verhältniß zu Melitta vermittelt hatten; die hernach auf so seltsame Weise in seine Bekanntschaft mit Oldenburg verflochten wurden, — noch ein anderes Gefühl, das Oswald zu raschem Handeln trieb. Die Dankbarkeit, zu welcher ihn Oldenburgs ritterliche Hülfe bei Bruno's Tod und in dem Duell mit Felix verpflichtet hatte, drückte ihn. Er mochte einem Manne nicht verpflichtet sein, gegen den er von vornherein eine fast instinctive Abneigung empfunden, den er hernach während seiner Liebe zu Melitta als seinen Nebenbuhler gefürchtet hatte; einem Manne, dessen kühne Kraft seinem schwankenden Geiste, so sehr er sich dagegen sträubte, gewaltig imponirte, und den er dennoch — der Himmel weiß, mit welchem Recht! — der Charakterlosigkeit und Zweideutigkeit des Betragens zieh; ja, von dem er, wenn Oldenburgs und Melitta's Verhältniß dem Bilde entsprach, welches die Barnewitz und andere Geberdenspäher und Geschichtenträger davon entwarfen — während der ganzen Zeit auf die demüthigendste Weise düpirt worden war. Gelang es ihm jetzt, diesem befreundeten Feinde einen großen Dienst zu leisten, ihm sein Kind, welches er schon verloren gegeben hatte, wieder zuzuführen — so war die drückende Schuld der Dankbarkeit abgetragen, so war die Rechnung quitt, und Oswald Stein brauchte vor dem Baron Oldenburg, wenn das Schicksal sie einmal feindlich gegenüberstellte — und der junge Mann ahnte, daß ein solcher Augenblick irgend einmal kommen werde — nicht die Augen beschämt niederzuschlagen.

Diese Gedanken und Empfindungen erfüllten Oswalds Seele, während er in Begleitung des Hausknechts aus dem „Curhause" durch die stillen Straßen des Städtchens nach der „Grünen Mütze" schritt, die ihm von Franz als das Hauptquartier der Seiltänzer bezeichnet worden war. Franz selbst war im Curhause zurückgeblieben, da er zu discret war, sich in ein Geheimniß zu drängen, welches man vor ihm verbergen zu wollen schien. Oswald hatte nämlich, als er ihm lachend erzählte, wie er es angefangen habe, den Leuten die wunderliche Scene mit dem Seiltänzerkinde zu erklären, ein Schweigen beobachtet, das Franz kaum anders auslegen konnte, als: sein Gefährte wolle oder dürfe über diese Angelegenheit sich nicht weiter auslassen.

Er hatte deßhalb, als Oswald bemerkte, es sei heute Abend wohl schon zu spät geworden, um Berger noch aufzusuchen, blos: ich glaube auch! geantwortet und Oswald seine Begleitung nicht angeboten, als dieser, nachdem er eine Viertelstunde lang schweigend in dem Zimmer auf- und abgegangen war, erklärte, noch eine Promenade in der Abendkühle machen zu wollen. Franz fügte sich in die Launen seines launenhaften Gefährten um so leichter, als er in diesem Augenblicke mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt war. Er hatte gehofft, in Fichtenau einen Brief seiner Braut vorzufinden, sich aber in seiner Erwartung getäuscht gesehen. Das Ausbleiben des Briefes erfüllte ihn mit einiger Sorge, um so mehr, als Sophie sonst sehr pünktlich zu schreiben pflegte und ihre Ankunft in Fichtenau sich überdies schon um einige Tage verspätet hatte. Er tröstete sich mit der Hoffnung, daß die letzte Post, welche, wie man ihm sagte, jeden Augenblick eintreffen müsse, den sehnlichst erwarteten Brief bringen würde.

Unterdessen erreichte Oswald das gastliche Dach der „Grünen Mütze" gerade in dem Augenblicke, als es einen Theil des krausen Inhalts, welchen es heute Abend beherbergte, durch die offene Hausthür auf die Straße entsandte, wo der Massenkampf, der bis dahin auf dem Flur gewüthet, sich in einzelne Gruppen aufzulösen begann, die, den Trümmern eines umhergestreuten Scheiterhaufens gleich, noch für einen Moment um so heller aufflackerten, um im nächsten aus Mangel an Nahrung zu verlöschen. Der Frieden wurde um so leichter hergestellt, als eigentlich Niemand so recht wußte, weßhalb man sich überhaupt mit solcher Wuth befehdet, und es für nichts und wieder nichts gerade genug blaue Augen und rothe Striemen gegeben hatte. Freilich war die Aufregung noch immer groß und der Lärm noch immer laut genug, aber es war das nur die Brandung des Meeres nach dem Sturm — hohe Wellen, deren beste Kraft schon gebrochen ist. Man fluchte und schimpfte, man drohte und prahlte — aber man setzte sich wieder und ertränkte den Rest der Feindseligkeit in Bier.

Die Sorge um Czika hatte bei Oswald den Widerwillen, den ihm unter anderen Umständen diese wüsten Scenen eingeflößt hätten, kaum aufkommen lassen; glücklicherweise sah er weder sie noch Xenobi in diesem Wirrwarr, aber schon der Gedanke, daß die Beiden in ein

solches Pandämonium geschleudert seien, war ihm entsetzlich und befestigte in ihm den Entschluß, sie, koste es, was es wolle, daraus zu erlösen. Er drängte sich durch die Streitenden und Scheltenden, die seiner gar nicht achteten, hindurch, sich bei Diesem, bei Jenem nach der Ursache des Streits und nach der Zigeunerin und ihrem Kinde erkundigend. Niemand hatte Zeit oder Lust, ihm Rede zu stehen, bis er sich endlich zufällig an einen jungen Menschen wandte, der etwas weniger wüst als die übrige Gesellschaft aussah, und der ihm erzählte: es seien ein paar von der Seiltänzerbande davongelaufen — eine Zigeunerin mit ihrem Kinde — und darüber sei die Schlägerei entstanden. Uebrigens sei der Mann dort, der sich eben das Blut aus dem Gesicht wische und so lebhaft gesticulire, der Director der Truppe und an den möge sich der Herr nur wenden, wenn er noch mehr wissen wolle.

Oswald athmete bei diesen Worten des jungen Menschen hoch auf. Xenobi und Czika waren fort, gleichviel wohin, wenn sie nur aus dieser Hölle erlöst waren. Er überlegte einen Augenblick, ob es nicht gerathener sei, umzukehren, ohne sich mit den Seiltänzern weiter einzulassen; aber das Verlangen, mehr zu erfahren — vielleicht den Ort, wohin sich Xenobi möglicherweise hingewendet haben könnte, überwand diese Bedenken und er trat auf die Person zu, welche ihm als der Chef der Gesellschaft bezeichnet war.

Herr Director Schmenckel hatte mit der, seinem vielgewandten Geiste eigenen Elasticität, die verlorene Harmonie seiner Seele in dem Kampfe, aus welchem er so eben, mit ehrenvollen Wunden bedeckt, hervorgegangen war, wiedergefunden. Er besaß, sobald sich nur der erste Sturm der Leidenschaft gelegt hatte, in einem hohen Grade jene philosophische Resignation, welche sich in das Unvermeidliche mit Würde schickt, und zu einem schlechten Spiel eine möglichst gute Miene macht. Da die Zigeunerin einmal weg war, so konnte er sich durch Lamentiren darüber nur noch lächerlich machen, und einem edlen Charakter ziemt es, zu vergessen und zu vergeben. Er that deshalb, als ob nichts geschehen sei, was er nicht schon längst erwartet hätte. „Undankbarkeit ist der Welt Lohn. — Wie gewonnen, so zerronnen. — Heute mir, morgen dir! — Lassen's uns wieder niedersitzen, ihr

Herren — Director Schmenckel läßt sich durch so etwas nicht aus der Fassung bringen — wir haben noch andere Mittel, ein hochgeschätztes Publikum zu unterhalten, und Sie sollen sehen, daß die Vorstellung, die ich morgen mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung — was beliebt dem Herrn? wünschen mich zu sprechen? steh' zu Diensten — ein Director muß immer auf dem Platze sein" — und Herr Schmenckel folgte Oswald, der ihn um eine Unterredung gebeten hatte, um so lieber, als die Erscheinung eines elegant gekleideten Herrn, welcher es nicht verschmähte, Herrn Schmenckel in der Grünen Mütze aufzusuchen, ein Umstand war, der nicht verfehlen konnte, einiges Aufsehen zu erregen.

„Was befehlen Euer Gnaden," fragte Herr Schmenckel, als sie draußen waren.

„Ich wollte Sie bitten, mir, wo möglich, über die Zigeunerin, die, wie ich höre, sich erst heute Abend von ihrer Gesellschaft entfernt hat, einige Auskunft zu geben," erwiderte Oswald.

Herr Schmenckel stutzte; die Frage kam ihm verdächtig vor; er warf bei dem Licht der Laterne vor dem Hause, denn die Scene spielte auf der Straße, einen prüfenden Blick in Oswalds Gesicht und erkannte den Herrn, der die Czika umarmt hatte. Herr Schmenckel wußte sofort, woran er war. Dieser junge Herr war ein ungeheuer reicher Graf, der die Manie hatte, sich für Zigeuner besonders zu interessiren, Zigeunerkinder zu kaufen und was dergleichen Narrheiten mehr sind. Herr Schmenckel bedachte, daß die Zigeunerin möglicherweise wiederkommen, und daß er dann den Preis für das Kind um so höher ansetzen könnte, je größer seine Anrechte an demselben wären.

„Hm," sagte er, um Zeit zur Ueberlegung zu gewinnen, „weßhalb wollen Euer Gnaden das wissen?"

„Das kann Ihnen gleich sein," antwortete Oswald; „genug, wenn ich die Auskunft, die ich wünsche, nicht umsonst haben will;" und er drückte Herrn Schmenckel einen Thaler in die Hand.

„Danke Euer Gnaden," erwiderte Herr Schmenckel, welcher sich durch Oswalds Freigebigkeit in seinem Verdachte bestärkt sah, „indessen möcht' ich doch gern —"

„Aber ich begreife nicht, weßhalb Sie Anstand nehmen, mir das Wenige, was Sie von der Frau wissen, mitzutheilen.“

„Hm,“ sagte Herr Schmenckel; „vielleicht ist das, was ich weiß, so wenig nicht. Wenn man Jemand dreizehn Jahre lang in seiner Gesellschaft gehabt hat —“

„Aber ich habe ja die Zigeunerin erst in diesem Sommer auf — gleich viel! aber weit von hier, und allein getroffen.“

„Wohl möglich,“ sagte der schlaue Director; „es ist heute Abend nicht das erste Mal, daß mir die Xenobi weggelaufen ist, aber sie ist noch jedesmal wiedergekommen.“

„Seit dreizehn Jahren!“ sagte Oswald, dem dieses Märchen durchaus glaublich schien; „wie alt war denn das Kind, als sie zu Ihnen kam?“

„Wie alt?“ sagte Herr Schmenckel; „ei! Euer Gnaden, als sie zu mir kam, hatte sie kein Kind — das muß ich am besten wissen Hi, hi, hi!“

„Sie?“ sagte Oswald und ein Schauder überlief ihn, „Sie?“

„Nun weßhalb ich nicht, Euer Gnaden? Schau ich Euer Gnaden aus, als ob sich ein hübsches junges Ding nicht in mich verlieben könnte, das noch dazu bei mir in Lohn und Brot stand? Ich sage Euer Gnaden, ich hab' noch ganz andere Eroberungen in meinem Leben gemacht. Sind Euer Gnaden je in Petersburg gewesen? Da ist die Fürstin — aber freilich, ich darf über diese Dame nicht so sprechen wie —“

„Mit einem Worte,“ sagte Oswald, sich gewaltsam zusammenraffend: „so ist die Czika Ihr Kind?“

„Beschwören will ich's nit,“ sagte Herr Schmenckel lächelnd; „aber daß es mein's sein könnte und ich es immer als mein's angesehen habe, das kann ich beschwören, Euer Gnaden.“

„Und Sie glauben, daß die Zigeunerin sich wieder einstellen wird?“

„O, darauf können sich Euer Gnaden verlassen; sie hat es nirgends so gut wie bei mir.“

„Aber warum entfernt sie sich denn so oft von Ihnen?“

„Ja schaun's, Ihr Gnaden! Die Weiber sind ein wunderliches

Volk;“ sagte der philosophische Herr Schmenckel; „und je besser man es mit ihnen meint, desto sicherer kann man sein, daß sie uns ein X für ein U machen. Treu und Glauben ist bei ihnen nicht zu finden und besonders die Zigeunerinnen —“

„Es ist gut,“ sagte Oswald, den der Ekel überwältigte; „ich spreche mit Ihnen ein ander Mal weiter darüber.“ —

Und er entfernte sich eilig.

Herr Director Schmenckel sah ihm einige Augenblicke nach, schüttelte den Kopf, steckte den Thaler, den er noch in der Hand hielt, in die Tasche, kicherte und verfügte sich mit dem angenehmen Bewußtsein, einen Gimpel übertölpelt zu haben, in die Trinkstube zurück, wo mittlerweile der Friede wieder so vollständig hergestellt war, daß sich sämmtliche Anwesenden zur gemeinschaftlichen unisonen Absingung des beliebten Volksliedes: „Blau blüht ein Blümelein,“ vereinigen konnten.

Während Oswald diese so bedenklichen Mittheilungen über der armen Czika eigentliche Abstammung aus dem wahrheitsliebenden Munde des Herrn Schmenckel entgegennahm, erwartete Franz seine Rückkehr mit der größten Ungeduld. Die Post hatte wirklich den sehnlichst herbeigewünschten Brief seiner Braut gebracht und dieser Brief die unbestimmte Furcht, mit der er sich in diesen letzten Tagen getragen, nur zu sehr bestätigt. Sophie schrieb mit einer Hand, welche die Angst beinahe unleserlich gemacht hatte, daß ihr Vater von einem Schlaganfall betroffen worden sei, der die Aerzte das Schlimmste befürchten lasse. Der Vater sei noch in diesem Augenblick (mehre Stunden nach dem in der Nacht eingetretenen Anfall) sprachlos und unfähig sich zu bewegen. Wenn noch Rettung für ihren Vater sei, so könne die Hülfe nur von dem kommen, zu dem ihr Vertrauen eben so groß sei, als ihre Liebe.

Franz' Entschluß war sofort gefaßt; er bestellte, da der Kutscher, mit dem er gekommen war, nicht weiter fahren zu können erklärte, Extrapost, um die nächste Station der Eisenbahn womöglich noch in derselben Nacht zu erreichen. Seine holde süße Braut in so bittrer Noth und Bedrängniß — wachend und weinend an dem Krankenbette, vielleicht an dem Sarge ihres Vaters — und er, ihr Trost und ihre

Hoffnung, über achtzig Meilen entfernt — es war ein Gedanke, der auch ein so festes Herz, wie das des Doctors Braun, um seine gewöhnliche Ruhe bringen konnte. Der Boden brannte ihm unter den Füßen. Die paar Minuten, bis der Wagen aus der Post herbeigeschafft wurde, erschienen ihm eine Ewigkeit.

Da kam der Wagen und mit ihm Oswald. Franz theilte ihm die so eben erhaltene Nachricht mit, sowie seinen Entschluß, sofort abzureisen. Er bat den Freund mit fliegenden Worten, nicht länger in Fichtenau zu verweilen, als es unumgänglich nothwendig sei, und vor allem den Termin, zu welchem man ihn in Grünwald am Gymnasium erwartete, inne zu halten. Oswald war durch die mancherlei wunderlichen Abenteuer der letzten Stunden so gleichsam auf alles Außerordentliche vorbereitet, daß er Franz' Mittheilung mit einer Art von Gleichgültigkeit entgegennahm. Er versprach indessen, was Franz von ihm verlangte, während er ihn zum Wagen begleitete.

„Wissen Sie was, Oswald," sagte Franz, schon im Wagen; „kommen Sie mit mir! Sie werden diese Zumuthung sonderbar finden, aber das Sonderbarste ist oft das Vernünftigste."

„Es geht nicht, Franz," sagte Oswald; „ich kann nicht wieder abreisen, ohne Berger auch nur gesehen zu haben, und überdies — "

„Ich weiß Alles, was Sie mir sagen können," erwiderte Franz, „und offen gestanden, habe ich eigentliche Gründe für meine Zumuthung gar nicht; nur ein Gefühl, als ob ich Sie nicht allein hier lassen dürfe, als ob die Luft hier herum für Sie mit Unheil angefüllt sei. Kommen Sie mit mir, Oswald!"

„Ich will Ihnen so bald als möglich folgen."

„Dann leben Sie wohl! Fort, Schwager!"

Franz drückte noch einmal Oswalds Hand. Der Wagen rollte eilends über das holprige Pflaster des Städtchens davon.

„Schade, daß der Herr so bald wieder fort mußte," sagte Louis, der Oberkellner des „Curhauses," der mit der Serviette unter dem Arm und der Feder hinter dem Ohr neben Oswald stand. „Ein charmanter Herr! — Wollen der Herr Doctor jetzt soupiren? Der Herr Doctor finden noch charmante Gesellschaft im Speisesaale."

Oswald ging in das Haus zurück. Hätte Franz in diesem Augen-

blick noch einmal seine Aufforderung wiederholt, Oswald würde sich nicht länger geweigert haben, ihm zu folgen. Seitdem ihn Franz verlassen, war es ihm, als ob sein guter Engel von ihm gewichen und die Luft in Fichtenau für ihn mit Unglück angefüllt sei.

Sechstes Capitel.

Am nächsten Tage erwachte Oswald spät aus einem durch wunderliche unheimliche Träume vielfach gestörten, unerquicklichen Schlaf. Die noch vor Kurzen so heiß geliebte Melitta war ihm erschienen — das liebe, schöne Angesicht blaß, gramzerrissen, die braunen, thränenüberströmten sanften Augen mit dem Ausdrucke unsäglicher Wehmuth auf ihn gerichtet. So hatte sie dagesessen — mit schmerzlich süßem Lächeln auf den weichen — ach, wie so oft in trunkener Liebe geküßten Lippen! Und Oswalds Herz war übergeflossen von Liebe und Mitleid. Vergessen war Alles, was sich zwischen sie und ihn gedrängt hatte — die böse Saat, die zischelnde Zungen ausgestreut und die von dem Wankelmuth der eigenen Seele so schnell zur Reife gewiegt war — vergessen Alles — nur nicht die Erinnerung an die sonnigen Tage unsäglichen Glücks. Und er hatte sich ihr zu Füßen gestürzt und auf ihren lieben Knien Thränen, bittersüße Thränen geweint, in gebrochenen Worten seine Reue gestammelt und ihre Verzeihung angefleht. Da hatte sich eine Hand eiskalt auf seine Stirn gelegt und als er aufschaute, war es nicht mehr Melitta, sondern Professor Berger; aber nicht mehr der Mann des melancholischen Humors und der vernichtenden Satire, der ihm oft, das dämonische Lächeln auf den räthselhaften Lippen, an den Theeabenden gegenübergesessen hatte, sondern eine unheimlich stille, unheimlich regungslose Maske von Wachs. Aber in dem kalten, starren Gesicht der Maske hatte es plötzlich angefangen zu zucken und sich zu regen, wie wenn Jemand sprechen will und die Zunge ihm den Dienst versagt — dann hatte sie begonnen zu reden, nicht in menschlichen Worten, sondern in

einer mystischen Sprache Unverständlich-Verständliches, Unsäglich-Grauenhaftes — fürchterliche Geheimnisse aus einer anderen Welt ...

Oswalds Seele hatte das Entsetzliche nicht länger ertragen können und sich mit einer gewaltsamen Anstrengung aus dem unheimlichen Zwischenreiche zum Licht des wachen Tages befreit. Aber das Licht des Tages brachte ihm nicht die rechte Freudigkeit; denn die Schemen der Nacht warfen ihre geisterhaften Schatten hinüber in den Tag ... Wehe dem, dessen Herz nicht rein ist von Frevel! wehe dem, dessen Seele in ihrer Tiefe Erinnerungen birgt, die er, wenn sie sich an ihn drängen in den Momenten, wo er wach und gerüstet ist, mit leichtfertigem Stirnrunzeln von sich scheucht! Er mag wohl zusehen, „was ihm im Schlaf für Träume kommen mögen."

In dieser qualvollen Stimmung brachte Oswald den Vormittag zu. Er konnte sich nicht entschließen, den schweren Gang zu Doctor Birkenhains Anstalt anzutreten; er verschob den Besuch bis auf den Nachmittag und redete sich ein, er werde dann in besserer Stimmung und besser bereitet sein, Berger unter die Augen zu treten. — Er ging am Mittag zur Table d'hôte hinab, die trotz der vorgerückten Jahreszeit noch zahlreich von Vergnügungsreisenden und Curgästen besucht war und hatte das Vergnügen, während er still hinter seiner Flasche saß, dem geistreichen Gespräche einiger junger Handlungsbeflissenen zuzuhören, das sich mit Leichtigkeit über tausend und einen Gegenstand erging, unter anderm auch über die Flucht der Zigeunerin mit ihrem Kinde und über den „großartigen Skandal," welcher in Folge dessen den Frieden der Grünen Mütze und die nächtliche Ruhe eines nicht unbeträchtlichen Theils des Städtchens gestört hätte. Einige der jungen Herren, die gestern der Vorstellung auf der Finkenwiese beigewohnt hatten, rühmten gegen die heute erst angekommenen Collegen die Schönheit der Zigeunerin und bedauerten lebhaft das plötzliche Verschwinden „einer so famosen Person." Auch die Kleine sei ein „famoses" Ding gewesen, mit ganz „famosen" Augen. Ein verrückter Engländer, der des Weges gekommen, habe sich sofort in sie verliebt und es sei die allergrößte Wahrscheinlichkeit, daß besagter Engländer, von dem man hernach weder etwas gehört noch gesehen, die Zigeunerin entführt habe.

Durch diese authentische Nachricht über das Schicksal Xenobi's und der Czika nicht eben beruhigt, verließ Oswald den Tisch, um sich wieder auf sein Zimmer zu begeben. Er war natürlich jetzt noch weniger als vorher in der Stimmung, Berger aufzusuchen und es kostete ihm nicht geringe Ueberwindung, endlich dem Kellner zu klingeln und den sofort erscheinenden über den Weg nach Doctor Birkenhains Anstalt zu befragen.

„Doctor Birkenhains Anstalt, mein Herr? ganz in der Nähe, mein Herr! der bequemste Weg führt durch unsern Garten auf die Höhe, dann immer links auf der Höhe am Fluß entlang fort, bis Sie an ein großes Haus kommen. Das ist Doctor Birkenhains Anstalt, mein Herr! Haben vielleicht einen Verwandten oben? Kommen oft Herrschaften zu uns, Verwandte bei Doctor Birkenhain zu besuchen. Erst in diesem Sommer war eine Dame mehre Monate bei uns, auch aus Ihrer Gegend. Sehr schöne Dame, kennen der Herr vielleicht — eine Frau von Berkow mit ihrem Bruder, einem Baron von Oldenburg — sehr langer Herr mit einem schwarzen Bart —“

„Ist Baron Oldenburg ein Bruder der Dame?“ fragte Oswald nicht ohne einiges Widerstreben.

„Ei ja wohl, mein Herr! Die Herrschaften waren ja fast zwei Wochen lang zusammen hier. Aber der Herr Bruder mußten fort, bevor der Herr von Berkow starb — hartes Schicksal für eine schöne junge Frau. Werden der Herr zum Souper zurück sein? Nein? aber doch die Nacht bei uns verweilen? dachte mir gleich! Sonst nichts zu befehlen? — wie lange Sie gehen? o, höchstens zehn Minuten, werde den Herrn selbst bis auf den Weg bringen.“

Oswald wanderte, nachdem der geschwätzige Kellner ihn verlassen, auf dem Pfade, der an der Abdachung des langgestreckten Hügels allmälig höher führte, dahin. Links unter ihm plätscherte, von hohen Bäumen überwölbt, die Fichte, ein klares, forellenreiches Bergwasser, von dem das Städtchen seinen Namen hat. Hier und da blickte es freundlich zwischen den Bäumen hervor, um alsbald wieder zu verschwinden, wie ein neckiges spielendes Kind. An einer Stelle hatte man den Flüchtling angehalten und ihn gezwungen, die Räder einer Mühle zu treiben. Das mochte dem Wildfang schlecht gefallen. Er

stürzte sich wie im Zorn durch die enge hölzerne Rinne, rüttelte und schüttelte aus Leibeskräften an den Schaufeln, und stürzte dann zischend und kochend in ärgerlichem Ungestüm davon.

Oswald setzte sich der Mühle gegenüber auf das niedrige Geländer des Weges und schaute lange in das Wasser hinab, wie es brodelte und schäumte, Wirbel in Wirbel drehend, Welle durch Welle verdrängend. Er dachte an Melitta, wie oft sie wohl diesen Weg am Arm „ihres Bruders“ zurückgelegt und an dieser Stelle, deren malerische Schönheit ihrem Blick gewiß nicht entgangen war, verweilt haben mochte.

Er fühlte sich zum Sterben traurig. Seine Gefühle kochten durcheinander wie die Wasser zu seinen Füßen, seine Gedanken wirbelten und kreisten, wie die Schaumblasen auf den Wellen. War denn der Haß nicht so blind, wie die Liebe? gab es denn ein Recht und ein Unrecht? Die Welt sollte ein Kosmos sein? ja, für den, dessen Blick nur immer auf der glatten Oberfläche des Flusses weilt, da wo er zwischen schattigen Bäumen über ebenen Boden lustig dahinströmt; aber auch für den, der in seine Tiefe dringt, wo alles chaotisch durcheinander braust und rauscht? Auf, auf! zu ihm, dem Mann der Schmerzen! er hat in des Lebens Tiefe geblickt; er soll mir sagen, was er da erschaute, welche Larven und Gespenster, daß er voll Schauder und Grausen das edle Antlitz verhüllte! . . .

Oswald sprang wieder auf und ging den Weg, der jetzt immer steiler wurde, hinauf, bis er an ein großes Gebäude kam, das, etwas von der Straße entfernt, auf einer mäßigen Anhöhe zwischen Gärten und Nebengebäuden gelegen und von einer hohen Mauer auf allen Seiten umgeben, für die Wohnung eines Privatmannes zu schloßartig und für ein Schloß zu gefängnißmäßig aussah. Es war Doctor Birkenhains Anstalt.

Nicht ohne Herzklopfen klingelte Oswald an der verschlossenen eisernen Gitterthür. In dem Pförtnerhäuschen öffnete sich ein Fenster; der Pförtner schaute heraus und fragte nach seinem Begehr.

Oswald wünschte Doctor Birkenhain zu sprechen.

„Sind Sie schon gemeldet?“

„Ja.“

„Ihr Name?"

Oswald nannte seinen Namen.

Der Mann blickte auf eine Tafel, welche die Namen der Angemeldeten enthalten mochte; dann steckte er den Kopf wieder zum Fensterchen heraus:

„Nur gerade über den Hof nach der Hauptthür; dort noch einmal zu klingeln."

Die Thür that sich auf und schloß sich wieder hinter dem Eingetretenen. Oswald ging über den geräumigen, mit Kies bestreuten, hier und da mit Büschen und Bäumen bepflanzten Vorhof dem Hause zu. Auf einer Bank unter einem dieser Bäume saß in einer Gruppe von mehreren Personen ein junger, sehr wohlgekleideter Mann. Als Oswald an ihm vorüberschritt, erhob sich der junge Mann, trat auf ihn zu und sagte, indem er mit einer höflichen Verbeugung den Hut zog:

„Ich habe gewiß die Ehre, mit dem Kaiser von Fez und Marokko zu sprechen?"

Als Oswald diese wunderliche Frage verneinte, schüttelte der junge Mann traurig den Kopf und sagte, indem er Oswald mit einem leeren Blick ansah:

„Es ist merkwürdig; der Kaiser hatte es mir doch so fest versprochen, mich noch in diesem Sommer abzuholen, und der Sommer geht zu Ende und der Kaiser kommt nicht; ich werde wohl bis nächsten Sommer warten müssen. Dann aber kommt er ganz gewiß. Meinen Sie nicht auch?"

„Ich zweifle keinen Augenblick daran," erwiderte Oswald.

Ein schwacher Strahl von Freude zuckte über das blasse Gesicht des Unglücklichen. Er verbeugte sich abermals, setzte seinen Hut wieder auf und schritt zu seinem Platze auf der Bank zurück.

Oswald gelangte zu der Hauptthür, klingelte und wurde von einem Diener, welcher öffnete und nach seinem Namen fragte, in ein Zimmer geführt, mit der Anweisung, ein wenig warten zu wollen, Doctor Birkenhain würde alsbald erscheinen.

Es war ein hohes, schönes Gemach; ausgezeichnete Oelgemälde schmückten die Wände; zwischendurch antike Köpfe und Büsten auf

Consolen: der Apoll von Belvedere, der Zeus von Otricoli, die Ludovisische Juno; auf Tischen mitten in dem Zimmer Bücher und Kupferwerke — Alles athmete den heitern Genuß des Daseins; nichts erinnerte daran, daß man sich in einem Hause der Krankheit und des Todes befinde.

Nach einigen Minuten öffnete sich eine Thür, und Doctor Birkenhain trat herein.

Oswald hatte sich natürlich von diesem Manne, der in der letzten Zeit von einer so verhängnißvollen Bedeutung für ihn geworden war, ein Bild entworfen, und war jetzt nicht wenig erstaunt, als er fand, daß von diesem Bilde auch nicht ein Zug paßte. Er hatte sich Doctor Birkenhain als einen Ehrfurcht gebietenden Greis vorgestellt, voll Gravität und Würde, und sah sich jetzt einem Manne gegenüber, der nicht viel älter sein konnte, als er selbst, zum wenigsten das dreißigste Lebensjahr schwerlich überschritten hatte — lang und dürr, mit schlichtem hellbraunen, nicht allzu dichtem Haupthaar und spärlichem Schnur- und Kinnbart — ein mageres Gesicht von einer kränklich gelben Farbe, — eine hohe Stirn, große hellblaue Augen, denen man es auf den ersten Blick ansah, daß sie gewohnt waren, in der Seele des Menschen zu lesen und deren durchdringende Schärfe auf die Dauer fast unerträglich wurde.

Nach der ersten Begrüßung und nachdem Doctor Birkenhain bedauert hatte, daß es ihm nicht vergönnt gewesen sei, die Bekanntschaft seines Collegen Braun zu machen, der sich durch seine Abhandlung über den Typhus mit einem Schlage einen Platz unter den ersten Pathologen Deutschlands erworben habe, sagte er:

„Ich habe Ihrem Besuch mit großer Spannung entgegengeblickt, weil ich mir von Ihrem Wiedersehen mit Berger für den Letzteren sehr viel verspreche. Ich weiß durch Herrn Bemperlein, und auch aus Bergers eigenem Munde, daß Sie der vertrauteste Freund und so zu sagen der Liebling des unglücklichen Mannes sind — es wenigstens vor dem Ausbruch seiner Krankheit waren. Wenn Etwas im Stande ist, das bei Berger fast bis auf den letzten Funken erloschene Interesse am Leben wieder zu entfachen, so ist es die Liebe — nicht die allgemeine Menschenliebe, die nur ein anderer Ausdruck für Egois-

mus ist, sondern die ganz specielle Liebe für ein bestimmtes Individuum, an dessen Freuden und Leiden er einen sympathetischen Antheil nimmt. Die Liebe ist das realste aller Gefühle, ist das, welches sich am kräftigsten gegen die Vernichtung wehrt und alle anderen überdauert. Der größte Psychologe, der vielleicht je gelebt hat und dem wir Irrenärzte sehr viel verdanken, Shakespeare, läßt seinen Lear noch kurz vor dem Ausbruche des Wahnsinns zum Narren sagen: „Mir blieb ein Stückchen vom Herzen noch und das bedauert Dich.“ Dies Stückchen vom Herzen ist der gesunde Punkt, von dem die Heilung ausgehen muß, auch bei Berger. Ich bitte Sie deßhalb, Berger auf alle Weise für Ihr individuelles Schicksal zu interessiren. Erzählen Sie ihm von Ihren Plänen und Entwürfen, von Ihren Hoffnungen und Wünschen; von Ihren Freuden und Leiden. Besonders von den letzteren, wenn Sie davon zu berichten haben und — verzeihen Sie dem Arzte die Indiscretion! — ich glaube, daß Ihre Mittheilungen besonders nach dieser Seite hin ziemlich ausgiebig sein werden. Sie lächeln? nun, vielleicht irre ich mich, und ein gewisses Etwas in Ihrem Gesicht ist der Ausdruck eines physischen und nicht psychischen Vorganges — aber, wie dem auch sein mag, verhüllen Sie vor Berger nicht die Schatten- und Nachtseiten Ihrer Existenz. Im Gegentheil: klagen Sie, und je eindringlicher, je schmerzlicher, desto besser; aber klagen Sie wie ein Kranker, der nach Gesundheit schmachtet, wie ein eingefangener Vogel, der sich nach Freiheit sehnt. Das Unglück geliebter Menschen rührt uns tausendmal mehr, als unser eigenes, und die Last, die Berger bei sich selbst kaum noch beachtet, wird ihm unerträglich dünken, sobald er sie auf den Schultern eines Andern sieht, den er liebt. Denn, ich wiederhole es, nur so ist diesem Manne beizukommen. Gegen Vernunftgründe ist er, der scharfsinnige Denker, der alle Philosopheme in- und auswendig kennt, in einen undurchdringlichen Harnisch gehüllt. Gegen einen Beweis von der Würde und Realität des Lebens bringt er Ihnen zehn andere, die das Gegentheil darthun; und wo Sie ein Haar spalten, spaltet er das gespaltene noch einmal. Uebrigens brauchen Sie nicht zu fürchten, daß er Sie, wie sonst wohl, in philosophische Dispüte verwickeln wird. Die Wissenschaft, aus der er sonst in so vollen Zügen

trank, ist ihm ein Gräuel; er mag nichts davon hören und sehen. Und nun noch eins: wie lange gedenken Sie in Fichtenau zu verweilen?"

„Vier bis fünf Tage höchstens."

„Sehr gut; ich wollte Sie eben bitten, Ihren Besuch nicht länger auszudehnen. Es handelt sich darum, auf Berger einen bedeutenden Eindruck zu machen, und zu der Freude, Sie wiederzusehen, muß der Schmerz kommen, Sie so bald wieder zu verlieren. Vielleicht, daß wir ihn so in die Welt zurück locken, von der er sich jetzt voll Ekel abwendet."

„Ist Berger von meiner Ankunft unterrichtet?"

„Nein; ich wollte auch die Ueberraschung zu Hülfe nehmen. Damit wir den Eindruck ganz rein haben, werde ich Sie nicht zu ihm begleiten. Sie werden mir dann ja erzählen, wie er Sie empfangen hat. Er pflegt um diese Zeit seinen Spaziergang in die Berge zu machen, den er manchmal bis in den Abend ausdehnt. Ich lasse ihn ganz frei gewähren, da jede Restriction schädlich sein würde, wie es denn überhaupt jetzt nur noch sein freier Wille ist, der ihn hier hält. Begleiten Sie ihn auf diesem Spaziergange, die Herzen erschließen sich unter dem Himmelsdome leichter, als unter einer Zimmerdecke.

„Noch eins;" fuhr Doctor Birkenhain fort, während sie sich von ihren Plätzen erhoben; „Sie werden Berger auch in seinem Aeußern verändert finden; suchen Sie auch da, mit aller Schonung natürlich, einzuwirken. Solche scheinbaren Kleinigkeiten sind von der größten Bedeutung; ein fehlender Handschuhknopf kann einen Dandy um seine gute Laune bringen und wir haben eine andere Stimmung im Schlafrock und eine andere im Frack. — Nun wollen wir gehen, wenn es Ihnen recht ist; ich will Sie selbst bis an Bergers Thür bringen."

Die beiden Herren gingen aus dem Empfangszimmer auf den mit Steinfliesen ausgelegten Flur, die breiten steinernen Treppen hinauf, durch hohe, helle, luftige Corridore.

Es begegneten ihnen mehrere Personen, die Oswald nicht für Kranke gehalten haben würde, wenn Doctor Birkenhain es ihm nicht gesagt hätte; so vernünftige Antworten gaben sie auf die hingeworfenen Fragen des Arztes.

„In diesem Flügel ist die Station für die leichtesten Kranken,“ sagte Doctor Birkenhain; „bei dem schönen Wetter sind die meisten im Garten, oder auf dem Hofplatz. — Wie geht's, Herr Commerzienrath?“

„Danke, Herr Doctor!“ erwiderte der Angeredete, ein außerordentlich wohlhäbig aussehender Mann, der mit einer Gießkanne in der Hand vorüberging; „danke; es würde ganz gut gehen, wenn —“

Der Commerzienrath trat mit einem Blick auf Oswald dem Doctor näher und flüsterte ihm etwas in's Ohr, wovon Oswald nur die Worte: „Bündel Heu“ — „in der Seite“ — verstehen konnte. „O, das ist das Wenigste,“ erwiderte Birkenhain in einem Ton, dessen Zuversichtlichkeit für den größten Hypochonder überzeugend sein mußte, das wollen wir schon weg kriegen.“ — Der Kranke drückte seinem Arzt dankbar die Hand und entfernte sich, augenscheinlich über den glücklichen Ausgang eines vermeintlichen Leidens beruhigt und getröstet.

„Ich wollte, Bergers Fall wäre so leicht wie dieser,“ sagte Doctor Birkenhain, während sie in dem Corridor weiter schritten; „aber mit Pillen und Latwergen ist seiner Krankheit nicht beizukommen. So, nun gehen Sie den Corridor zu Ende, die letzte Thür links ist Bergers. Ich bin äußerst begierig, was Sie mir zu erzählen haben werden. Wollen Sie morgen bei mir speisen? Ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, Sie meiner Frau vorzustellen. Um drei Uhr. Ist's Ihnen recht? also à revoir!“

Doctor Birkenhain reichte Oswald die Hand und trat in eine der Thüren, an denen sie eben vorbeigekommen waren. Oswald ging den Corridor allein zu Ende, voll von dem bedeutenden Eindruck, den der Mann, welcher ihn so eben verlassen, auf ihn gemacht hatte, und zugleich voll Unruhe über die Rolle, die ihm zugetheilt war. Er sollte in Berger die Freude an einem Leben wiedererwecken helfen, das für ihn selbst beinahe alles Interesse verloren hatte! War er unter Allen nicht der am wenigsten zu einer solchen Mission Geeignete? Und doch hatte er sie übernommen! Er mußte sie ausführen!

Oswald kam an die bezeichnete Thür. Auf der braunen Täfelung stand mit Kreide und offenbar von Bergers Hand geschrieben:

„Lasciate ogni speranza, voi ch' entrate!“

Ein Schauer durchrieselte Oswald. Er blieb unschlüssig vor der Thür stehen, bevor er es über sich gewinnen konnte, zu klopfen. Er lauschte, ob sich nichts drinnen rege; er hörte nichts. Endlich faßte er sich ein Herz und klopfte mit fester Hand. Da er keine Antwort erhielt, so klopfte er lauter; abermals keine Antwort. Eine bange Furcht ergriff ihn; er öffnete hastig die Thür und trat in das Zimmer.

Siebentes Capitel.

Oswalds Furcht war unnöthig gewesen. Mitten in dem großen, durch die heruntergelassenen Vorhänge halbdunklen Gemache saß Berger an einem mit Büchern bedeckten Tische. Er hatte den gesenkten Kopf in beide Hände gestützt und schien zu schlafen, denn er regte sich, obgleich er mit dem Gesicht nach der Thür zu saß, selbst dann noch nicht, als Oswald bis an den Tisch getreten war, Oswald wagte nicht, ihn zu wecken. Er blieb an dem Tisch stehen und schaute mit Augen, die sich, ihm kaum bewußt, mit Thränen füllten, auf den Dulder. Welche Verwüstungen hatten diese wenigen Monate in dem einst so stolzen energischen Gesicht angerichtet! das dunkle lockige Haar war ergraut; die massive, wie aus Granit gehauene Stirn schien, da die Schläfen kahl geworden waren, noch gewaltiger und imponirender. Ein voller Bart, den Berger sonst nicht trug, floß silbergrau von Wangen, Lippen und Kinn herab, daß die Spitzen fast die Tischplatte berührten. Die Hände, die einst so sorgsam gepflegten rundlichen Hände waren so mager, so durchsichtig mager geworden! Und dieser Anzug! eine blaue Blouse anstatt des schwarzen Rockes, an dem kein Federchen geduldet wurde; ein grobes, zerknittertes Hemd an ihm, der früher einen Luxus mit feinster, blendendweißer Wäsche trieb! Auf dem Tisch ein abgetragener runder Filz und ein Stock, der offenbar noch vor kurzer Zeit der integrirende Theil einer Dornenhecke gewesen war, anstatt des sorgsam gebürsteten Pariser Hutes und des

Bambusrohres mit dem goldenen Knopf! — wenn solche Veränderungen mit dem äußern Menschen vorgehen konnten, welche Revolutionen mußten in der Seelen Tiefen stattgefunden haben!

Berger regte sich. Er hob die Stirn, schlug die Augen auf und blickte auf Oswald. Die Augen waren tief und klar, und schienen größer als sonst: kein Zucken verrieth Erstaunen, Verwunderung oder Schrecken über den unerwarteten Anblick.

„Ich hatte so eben nur von Dir geträumt, Oswald!" sagte er, sich erhebend, mit einer leisen Stimme, von der alle frühere Schärfe und Kraft gewichen schien.

Oswald konnte sich nicht länger beherrschen. Er schluchzte laut auf und warf sich stürmisch in Bergers Arme. All das Leid, das er erlitten — erst jetzt, an der Brust dieses Mannes glaubte er es wahrhaft zu fühlen; alle Thränen, die sein Herz geblutet und sein Auge nicht geweint hatte, erst jetzt, in den Armen dieses Mannes, der so viel erduldet, glaubte er sich ihrer nicht schämen zu dürfen.

Berger hielt ihn mit den Armen umfangen, wie ein Vater den Sohn, der aus der Ferne heimkehrt, in welcher er sich von Träbern nährte.

„Weine nur!" sagte er, „weine! In Thränen erleichtert sich das allzuvolle junge Herz. Als ich jung war, wie Du, da habe ich geweint, wie Du — jetzt hat mein Auge das Weinen verlernt."

„Berger, lieber, lieber Berger!"

„Ich wußte, daß ich Dich so wiedersehen würde; ich habe Dich längst erwartet. Ich dachte nicht, daß Du es in der öden Wüste auch nur so lange aushalten würdest. Weine nur! die Thränen sind der Preis, um den wir unsere Seele zurückkaufen aus dem kläglichen Handel, den wir eingingen, noch ehe wir wußten, was wir thaten. Bevor wir dem Dasein entsagen, müssen wir erkennen, daß es besser ist, nicht da zu sein. Der Eine kommt früher zu dieser Einsicht, der Andere später. Freue Dich, daß Du zu denen gehörst, die in der bitteren Qual der Sansara schon einen Vorschmack des süßen Nirwana haben."

Er ließ Oswald aus seinen Armen und griff nach dem Hut und dem Stock auf dem Tische.

„Komm!" sagte er.

Oswald war von dieser Scene so erschüttert, daß er nur an Bergers wunderlichen Anzug dachte, um zu fühlen, daß es schlechterdings unmöglich sei, diesem Manne von solchen Dingen zu sprechen. Er hätte eben so gern eine Mutter, die über der Leiche ihres Kindes weint, an eine Nachlässigkeit der Toilette, an eine Schleife, die sich verschoben, an ein Band, das aufgegangen ist, erinnert.

Sie gingen durch die langen Corridore, die breite steinerne Treppe hinab zum Hause hinaus. Als sie über den Hof schritten, kam der junge Mann, der auf der Bank saß, und wiederholte die Frage, die er vorhin an Oswald gerichtet hatte:

„Ich habe gewiß die Ehre, mit dem Kaiser von Fez und Marokko zu sprechen."

„Nein," antwortete Berger; „der Kaiser kommt nicht, verlassen Sie sich darauf!"

„Kommt nicht?" sagte der junge Mann, und sein bleiches Gesicht wurde noch bleicher und seine Augen irrten unruhig umher: „kommt nicht? woher wissen Sie das?"

„Weil, wenn er käme, es Dir nicht zum Glück, wie Du wähnst, sondern nur zu Deinem gänzlichen Verderben gereichen würde. Warum willst Du, daß er kommt? Damit er Dir Gold bringt, daß Du verspielst, und Juwelen, die Du an Deine Maitressen verschenkst; damit es Dir die Mittel zu einem Leben gewährt, dem entronnen zu sein, Du Deinem Gott, wenn Du an einen Gott glaubst, auf den Knieen danken müßtest. Was Du für einen Stern der Verheißung hältst, ist nur ein Irrlicht auf dem Sumpfe. Trau seinem Schimmer nicht, es lockt Dich hierhin und dorthin und immer tiefer in den Morast. Kehr ihm entschlossen den Rücken zu! Noch einmal sage ich Dir: der Kaiser kommt nicht, und es ist ein Glück für Dich, daß er nicht kommt."

„Kennen Sie denn Se. Majestät so genau?" stotterte der junge Mann.

„Sehr genau," sagte Berger, und ein eigenthümliches Lächeln spielte auf seinem Gesicht; „sehr genau, nur zu genau. Auch mich hat Se. Majestät lange genasführt. Ihnen verspricht er Geld und Gut, mir versprach er — es bleibt sich gleich, was; und so verspricht er Jedem etwas Anderes, um Jeden zu narren und zu äffen. Die Ein-

sicht, daß es mit Sr. Majestät Versprechungen eitel Wind ist, daß ist der Weisheit Anfang — wie es denn auch ihr letzter Schluß ist."

Diese Worte sprach Berger mit plötzlich abfallender Stimme, wie zu sich selbst. Er achtete des jungen Mannes nicht weiter, der mit einem unbeschreiblich traurigen Gesicht, den Hut in der Hand, dastand; auch Oswalds nicht, der schweigend und durch die eben erlebte Scene auf's peinlichste berührt, neben ihm her weiter schritt.

Berger mußte ahnen, was in der Seele seines Begleiters vorging, denn als sie durch die Pforte, die ihnen ohne Weiteres geöffnet wurde, getreten waren und nun auf der Landstraße, die erst an dem Fluß entlang, dann über eine Brücke auf das jenseitige Ufer und von dort höher und immer höher in die Berge führte, dahinschritten, unterbrach er plötzlich das Schweigen und sagte:

„Du wunderst Dich, daß ich mit dem armen Schelm nicht glimpflicher verfuhr, daß ich ihm seine wahnwitzigen Illusionen so grausam zerstörte. Diese scheinbare Grausamkeit ist im Grunde Wohlthat."

„Wer ist der Unglückliche?"

„Ein Graf Maltan aus unserer Gegend. Er hat binnen wenigen Jahren ein Vermögen von einer halben Million in sinnlosen Ausschweifungen durchgebracht. Jetzt hofft und harrt er auf den fabelhaften Kaiser, der ihm wiederbringen soll, was er verlor."

„Aber wenn der junge Mann dadurch, daß Sie ihm diesen einzigen letzten Trost rauben, den schwachen Rest seines Verstandes vollends verliert —"

„Du sprichst, wie Doctor Birkenhain. Ich muß lachen, wenn ich sehe, wie dieser Mann in seinem blinden Optimismus sich gegen die Kraft, die den Menschen unaufhaltsam zur Vernichtung treibt, stemmt, dem Kinde gleich, das einen Strom mit seinen Händchen aufzuhalten versucht. Mein Studium hier besteht in der Beobachtung dieses eigenthümlichen Kampfes, der erhaben sein würde, wenn er nicht lächerlich wäre. Diese Aerzte tappen im Dunkeln, wie bei einem Blindekuhspiel, und glauben die Krankheit zu curiren, wenn sie die Symptome fortschaffen. Sie wissen nicht, sie ahnen nicht, daß eben das Leben selbst der Schuh ist, der uns drückt, das Nessuskleid, das uns bei lebendigem Leibe verbrennt und das diesen Schuh auszuziehen,

dieses Kleid von sich zu streifen, nicht nur das beste, sondern auch das einzige Mittel ist, der öden Qual des Daseins zu entrinnen."

Sie waren, von der Landstraße abbiegend, auf eine Lichtung im Walde gelangt, die mit Moos und Heidekraut dicht übersponnen war. Vor ihnen sah man über die Wipfel der Tannen weg in die Ebene, aus der sie emporgestiegen waren und weit in das Hügelland hinein; hinter ihnen zog sich der Wald bergauf höher und höher. — Es war still, lautlos still um sie her. Lange weiße Fäden wehten durch die dünne klare Luft. Die Blumen waren verschwunden; die Vögel hatten ihre Lieder, die Cicaden ihr Schwirren verlernt; der Sommer war todt und die Natur saß in stummem Schmerz an seiner Leiche. Selbst der herbstliche Sonnenschein war wehmüthig, wie einer Wittwe Lächeln; das Blau des Himmels matt und krankhaft, wie einer Trauernden verweintes Auge . . .

Berger hatte sich auf einen niedrigen Baumstumpf gesetzt, Oswald sich neben ihn in das dichte Heidekraut gelagert. In dieser Waldesstille, die ihn so lebhaft an die Forsten von Grenwitz und Berkow und an die schmerzlich süßen Tage, die er dort verlebt, erinnerte, überkam ihn jener Drang, sich mitzutheilen, der uns in manchen Momenten mit unwiderstehlicher Heftigkeit befällt. Wie es den katholischen Christen treibt, die tiefverborgenen Geheimnisse seiner Brust dem Priester, seinem personificirten Gewissen, in's Ohr zu murmeln, so trieb es Oswald, dem unglücklichen Mann an seiner Seite, in welchem er von Anfang an sein zweites Ich erkannt hatte, Alles zu beichten, was er erlebt, erstrebt, gefehlt und gesündigt hatte in dieser letzten, für ihn so ereignißreichen, verhängnißvollen Zeit. Er dachte nicht an Doctor Birkenhains Weisung, Berger auf jede Art für sein Schicksal zu interessiren, und dem Kranken gegenüber die Rolle eines Arztes zu spielen. War er doch selbst so krank! Aber, wie es auch in seinem Herzen wühlte, — der Mann an seiner Seite hatte Schlimmeres erduldet; was er sich selbst kaum zu gestehen wagte — ihm, dem Manne, der gesenkten Hauptes in dem dunkeln Labyrinth der Seele umherwanderte und keinen Weg zum Licht des Tages zu finden wußte — ihm durfte er Alles, Alles sagen. Und, stockend im Anfang, und dann immer lebhafter, leidenschaftlicher erzählte er ihm

was er zu erzählen hatte: seine Liebe zu Melitta, seine Liebe zu Helenen, seine Freundschaft für Bruno; und wie ihm die Eifersucht und der Wankelmuth des Herzens jene, und die Verkettung der Umstände diese und der Tod den herrlichen Knaben geraubt hatten.

Berger hatte, das Kinn in die Hand stützend und mit großen Augen unablässig in die Ferne blickend, ohne Oswald auch nur einmal zu unterbrechen, schweigend zugehört. Endlich, als der junge Mann mit der schmerzlichen Klage: „Warum haben Sie mich in dieses Wirrsal geschickt? wurum haben Sie mich so lange in der Irre gelassen?“ schloß, erhob er das Haupt, wandte die Augen auf ihn und sagte langsam bedächtig:

„Weil Du auch dies erfahren mußtest, weil Du, als Du in Grünwald bei mir warst, noch immer an die große Lüge, die wir Leben nennen, glaubtest, weil der Trotz, mit dem Du diese Lüge bejahtest, gebrochen werden mußte. Ich habe Dich den kürzesten und sichersten Weg zur Erkenntniß geführt. Ich wußte, daß Du Dich blenden lassen würdest von der trügerischen Spiegelung, daß Du mit pochendem Herzen, mit lechzender Zunge durch den öden, heißen Sand eilen würdest, weiter, unaufhaltsam weiter, nach dem blauen See mit dem waldbekränzten Ufer, der sich vor Dir zurückzog in demselben Maße, in welchem Du Dich ihm zu nähern glaubtest, bis Du endlich, in Deiner Qual Dir und Deinem Dasein fluchend, zusammenbrechen würdest. Freue Dich! Du hast es überstanden, und in eben so viel Wochen, als ich dazu Jahre brauchte, den ersten, den schwersten Cursus durchgemacht: Du hast die Augen aufgeschlagen und angesehen, was da war, und siehe! es war nicht gut! Dir ist der Werth des Lebens, der Zweck des Lebens problematisch geworden: Du hast angefangen zu begreifen, daß es mit jener Behauptung schaler Optimisten: das Leben sei des Lebens Zweck, wohl schwerlich seine Richtigkeit haben dürfte, — man müßte denn seine Beruhigung in dem Erstreben eines Zieles finden, daß sich nie erreichen läßt, oder das, wenn es in jedem Augenblick erreicht wird, in keinem Augenblick erreicht zu werden verdient. Du hast gesehen, daß Lug und Trug und Dummheit und Gemeinheit sich in Wahrheit, Ehrlichkeit, Weisheit und Hoheit unauflöslich verweben. Diese Erkenntniß, die nur

den stumpfsinnigen Sklaven kalt läßt, der die Peitschenhiebe seines Treibers grinsend entgegennimmt, edle Seelen aber zum Tode betrübt, ist der Anfang der Weisheit, ist die Vorhalle zum großen Geheimniß."

„Und das große Geheimniß?"

Berger antwortete nicht; er schaute wieder mit jenem trüben starren Blick in die Ferne. Oswald wagte nicht, seine Frage zu wiederholen.

Tiefe Stille rings umher! Still flossen die feinen Sommerfäden durch die helle Luft; still wob der Abendsonnenschein sein goldenes Netz über das Heidekraut des Bodens und die dunkelgrünen Wipfel der Tannen.

So saßen sie stumm nebeneinander — stumm und traurig, wie zwei im Walde verirrte Kinder. Aber während der Mann, der mit dem Leben abgeschlossen, dem es fürchterlicher Ernst war mit seiner Weltverachtung, sich widerstandslos tiefer und tiefer in den Abgrund seiner Schmerzen sinken ließ, kämpfte die junge ungebrochene Lebenskraft in dem Andern gewaltsam hinauf zur Luft und zum Licht.

„Was ist es, daß sich in mir in diesem Augenblicke, wo ich es am wenigsten erwartete, gegen Ihre herbe Weisheit auflehnt?" fragte er, zu Berger aufschauend. „Mein Verstand sagt mir, daß Sie Recht haben; aber — mein Auge trinkt den Zauber dieser abendlichen Landschaft, trinkt ihn bis in's Herz hinein und in meinem Herzen flüstert eine Stimme: Die Welt ist so schön, so schön! und wenn auch das Leben Dir Bitternisse ohne Zahl zu kosten giebt, doch ist es süß — sagen Sie, Berger, haben Sie je geliebt mit aller Kraft der Seele? und kann die Liebe sterben, wie der Sommer und die Blumen und der warme Sonnenschein?"

Berger lächelte — es war ein sonderbares, unheimliches Lächeln.

„Ob ich geliebt habe?"

Er senkte den Blick und hob mit seinem Stabe von der Moosdecke zu seinen Füßen ein Stück ab.

„Was frommt es," sagte er, „den Schleier heben, den so viele Jahre über die Vergangenheit breiteten? Du siehst, was drunter ist, ist Moder und Verwesung."

„Und doch," sagte er nach einer Pause, „es ist gut, wenn Du auch das erfährst. Höre!"

„Es sind jetzt dreißig Jahre her — ich stand damals in Deinem Alter, aber ohne Deine Erfahrungen gemacht zu haben, in frischer ungebrochener Kraft mich an das Leben klammernd, das mir süß und köstlich schien, wie eine liebe Braut. Wenn je ein Mensch geschwärmt hat für Freiheit und Schönheit, für all die bunten Phantasmagorien, mit welchen der blinde Drang, der uns in's Dasein rief, sich selbst zu beschönigen und die jämmerliche Hohlheit des Daseins zu verdecken sucht — wenn je ein Mensch für die blutlosen Schemen, die man Ideale nennt — begeistert war — so bin ich es gewesen. Ich glaubte, Thor, der ich war, daß die ewige Seligkeit schon hier auf Erden erreicht sei, überall, wo im freien Lande fremde Menschen wohnten. Ich glaubte an ein Vaterland und habe auf den Schlachtfeldern von Leipzig und Waterloo mit meinem Blute meinen Glauben besiegelt. Ich kam zurück, voll des heißen Dranges, das angefangene Werk zu vollenden. Aber ehe ich daran gehen konnte, die Wunden, die der Krieg dem Vaterlande geschlagen, zu heilen, mußte ich an die Heilung meiner eigenen Wunden denken. Man schickte den Reconvalescenten nach Fichtenau . . .

Damals sah es noch anders aus in Fichtenau. Es existirte noch kein Curhaus und keine Heilanstalt für Geisteskranke — nichts desto weniger wurde der Ort nicht leer von Fremden, denn der poetische Nimbus, den die großen Männer von Weimar über diese Thäler ausbreiteten, lockte die Menge. Ich hielt mich fern von ihr, und lebte einzig meiner Gesundheit und meinen Studien.

Ich wohnte in dem Hause eines alten Rectors, mit dem ich bekannt geworden war und dessen Freundschaft ich cultivirte, weil er eine verhältnißmäßig große Bibliothek besaß und Bücher dazumal und besonders in diesem Winkel nicht so leicht zu haben waren wie jetzt. Aber der alte Rector besaß außer seiner Bibliothek noch einen andern Schatz — eine wunderschöne Tochter. Die Tochter wurde mir bald interessanter, als die Bibliothek. Du hast mich gefragt, ob ich je geliebt mit aller Kraft der Seele. Wenn Du Eleonoren ge-

kannt hättest und wüßtest, wie voll und mächtig damals mein Herz schlug — Du würdest nicht haben zu fragen brauchen.

Es war ein Sommertag — ein paradiesisch schöner Sommertag. Wir waren nach Tische in den Wald gezogen — eine bunte Gesellschaft — jung und alt. Wir lagerten uns in dem Schatten der Tannen auf das schwellende Moos. Wir scherzten und lachten — ich auch, obgleich es mir gar nicht nach Scherz und Lachen zu Muthe war. Wie mein Auge an ihrer reizenden Gestalt hing, während sie in der Gesellschaft mit schalkhafter Anmuth die Honneurs machte; wie mein Ohr den Ton ihrer silberklaren süßen Stimme trank! Es war das alte Sirenenlied, das schon vor tausend und tausend Jahren erklungen ist, und nach tausend und tausend Jahren noch immer erklingen wird — bis die Zeit erfüllet ist.

Nach dem Kaffe schweiften wir durch den Wald; gruppenweis, paarweis, wie der Zufall und die Laune es wollte. Ich war Eleonoren gefolgt, die sich einen Strauß von Waldblumen pflückte — ich half ihr, obgleich ich nicht viel von dergleichen verstand und wegen meiner Wahl von dem neckischen Mädchen ausgelacht wurde. Aber sie wurde stiller und stiller, je tiefer wir in den Wald geriethen und je weiter wir uns von den Andern entfernten. Je stiller und ängstlicher sie wurde, desto lebhafter und kühner wurde ich. Ihre Schweigsamkeit und ihre Röthe auf den Wangen verriethen mir, was ich im Stillen gewünscht, vom Himmel in heißen Gebeten erfleht und doch nicht zu hoffen gewagt hatte.

Da traten wir heraus auf diese Lichtung. Dieselben Berge, die dort vor uns liegen, blauten herüber und dieselbe Sonne, die dort vom Himmel blickt, goß ihr blendendes Licht verschwenderisch auf uns hernieder. Und das goldene Licht glänzte auf ihrem dunklen lockigen Haar und leuchtete auf ihren weißen runden Schultern — und hier auf dieser selben Stelle sind wir uns in die Arme gesunken und haben uns unter heißen Küssen und heißen Thränen ewige Liebe und Treue geschworen . . .

Der Stumpf, auf dem ich hier sitze, war damals eine junge schlanke, kräftige Tanne, und ich war jung und schlank und voll über-

müthiger Kraft. Der Baum ist umgehauen und in's Feuer geworfen; ich — ich bin geworden, was ich bin . . ."

Berger schwieg und wühlte mit seinem Stabe in dem Moose zu seinen Füßen. Oswald schaute voll Ehrfurcht auf den unglücklichen Mann; aber er wagte nicht, zu sprechen, ja nicht einmal Bergers herabhängende Hand zu ergreifen. Auf Bergers Gesicht lag eine hehre Ruhe; keine Miene verrieth, was in diesem Augenblick in seinem Herzen vorging; aber er sah nicht aus wie Einer, der Mitleid heischt und Mitleid erwartet . . .

„Nicht auf einmal," fuhr er plötzlich fort; „die Kraft in mir war groß und konnte nur allmälig gebrochen werden. — Ich sprach, als wir nach Hause gekommen waren, mit dem Alten; er hatte mich lieb und freute sich von Herzen unsrer Liebe. Wenige Tage darauf ging ich auf die Universität zurück, um meine Studien, die der Krieg unterbrochen hatte, wieder aufzunehmen. Ich studirte mit einem eisernen Fleiß, denn mein Wissensdurst war nicht minder groß, als mein Wunsch, sobald als möglich in den Stand gesetzt zu werden, Eleonoren als meine Gattin heimführen zu können. Ich kam deshalb nur selten und nur auf kurze Zeit nach Fichtenau, um mich in Eleonorens Liebe zu sonnen und mit neuem Muth und neuen Kräften zu meinen Arbeiten zurückzukehren. Aber ich hatte noch eine andere Geliebte, die ich mit nicht geringer Schwärmerei anbetete — die Freiheit. Ich theilte diese Leidenschaft mit vielen andern edlen Jünglingen. Wir wollten unser Blut auf so viel Schlachtfeldern nicht umsonst vergossen haben; wir wollten nicht, nachdem wir den einen Löwen glücklich gebändigt, so vielen Schakalen und Wölfen zur Beute fallen. Aber die Schakale waren auf ihrer Hut und die Wölfe brachen in unsre Hürde.

Ich bekleidete seit einem Jahr ein kleines Schulamt in der Provinz; ich hatte Alles zu meiner Hochzeit vorbereitet — der Termin war festgesetzt; ich zählte die Tage und die Stunden, — da werde ich eines Nachts von Bewaffneten aus dem Bette geholt. Meine Papiere wurden versiegelt — und die nächste Nacht schlief ich in der Casematte einer Festung.

Oder vielmehr ich schlief nicht; ich tobte, ich ras'te, ich rang mir

die Hände an den Gittern meines Käfigs blutig. Nach und nach tröstete ich mich mit der Hoffnung, daß diese Gefangenschaft nicht lange dauern könne, und Eleonore — nun! sie würde dies bittre Loos ertragen wie eine Heldin. Ein zweiter Egmont sah ich die Freiheit und die Geliebte nur in einem Bilde. Durch Nacht zum Licht! Durch Kampf zum Sieg! Das war der Zauberspruch, mit dem ich das schlangenhaarige Scheusal Verzweiflung, wenn es sich an mich drängen und seine Tatzen in mein Herz schlagen wollte, zurückzuscheuchen suchte. Der Zauberspruch sollte Zeit haben, seine Kraft zu erproben — ich blieb fünf Jahre lang ein Gefangener.

Wohl war während dieser Zeit, die ich nach dem Schlag des Herzens und dem Fall der Tropfen maß, die von der feuchten Decke des Kerkers sickerten, mein Glaube an die vermeintliche Göttlichkeit der Weltordnung arg erschüttert worden — aber, ich sagte Dir, meine Lebenskraft war groß und mein Wille zum Leben übermächtig. Ich hatte in den stillen öden Nächten, wo ich mich ruhelos auf meinem harten Lager wälzte, wohl das große Wort, das uns erlöst, vernommen, aber ich hatte es nur halb und nicht einmal halb verstanden. Ich hatte es in der langen Lehrzeit eben erst zu buchstabiren begonnen; das Leben sollte mich noch in seine harte Schule nehmen, bevor ich es fließend lesen lernte.

Ich war kaum aus meiner Haft entlassen, als ich — Du kannst Dir denken, mit welchen Gefühlen — hierher nach Fichtenau eilte. Ich hatte im Anfange meiner Gefangenschaft einen und den andern Brief von Leonore erhalten, in welchen sie mich zur Standhaftigkeit, zum Ausharren beschwor, bei demselben Gott, zu dem sie allstündlich ihre Gebete um meine Freiheit sende. Diese Briefe waren seltener geworden, bis sie nach zwei Jahren ungefähr ganz ausblieben. Das war mir das Schmerzlichste; aber ich glaubte stets, daß nur die Grausamkeit meiner Kerkermeister mir diese Labetropfen versage und biß die Zähne zusammen und fluchte meinen Peinigern.

Ich hatte den Leuten Unrecht gethan.

Tief in der Nacht kam ich nach Fichtenau. Ich fuhr direct nach dem wohlbekannten Hause, ich sprang aus dem Wagen, ich riß an der Klingel. Da öffnete sich oben ein Fenster, ein altes Weib schaute

heraus und fragte nach meinem Begehr. Ich fragte nach dem Rector. „Der ist seit drei Jahren todt,“ war die mürrische Antwort. „Und wo ist seine Tochter?“ „Da müssen Sie den vornehmen Herrn fragen, der mit ihr vor drei Jahren davongelaufen ist;“ sagte das Weib und warf das Fenster zu.

Ich stand wie vom Donner gerührt. Dann lachte ich laut auf, aber ich verstummte plötzlich vor einem stechenden Schmerz in meinem Herzen, denn, Oswald — ich hatte Eleonore geliebt.

Wie ich in den Gasthof gekommen bin, weiß ich nicht. In der Nacht schreckte ich die guten Leute durch wildes Gelächter und wahnsinniges Toben aus dem Schlaf — sie brachen in meine verschlossene Stube — ich lag im Delirium. Die Kerkerluft hatte an meinen Nerven gezehrt und der fürchterliche Schlag, der mich so unvorbereitet getroffen, das morsche Gebäude ganz erschüttert. Ich rang vier Wochen lang mit dem Tode, aber ich klammerte mich zu fest an das Leben und der Tod ließ seine Beute fahren. Wohl mir! der Tod wäre nicht der rechte Tod gewesen; er hätte mich dem Leben wieder ausgeliefert. Wenn ich jetzt sterbe, so sterbe ich für immer.“

Ein Schauer durchrieselte Oswald. Was bedeuteten diese mystischen Worte: für immer sterben? enthielten sie das große Geheimniß, von dem ihn jetzt noch ein dichter Vorhang trennte? . . .

„Meine Reconvalescenz,“ fuhr Berger fort, dauerte lange, denn meine Kräfte waren bis auf's äußerste erschöpft worden. Ich schlich an einem Stabe durch die Gassen des Städtchens, und freute mich, wenn ich jeden Tag ein paar Fuß höher bergan steigen konnte, bis ich es endlich so weit gebracht hatte, daß ich diesen Platz hier erreichte, — den Zeugen eines Schwures, der, wie ich erwähnte, für die Ewigkeit geschworen war, und der verweht war, wie der Hauch des Mundes. Hierher kam ich jeden Tag, um über mein verlornes Glück zu weinen und mit dem Himmel zu hadern, der seine Sonne scheinen läßt über die Ungerechten, und auf Gerechte seine Blitze schleudert. Denn ich war, wie Lear, ein Mann, an dem mehr gesündigt war, als er sündigte. Ich hatte es treu und gut gemeint mit Allem, was ich erstrebt und gewollt im Leben. Ich hatte mein Vaterland geliebt, wie ein Kind die Eltern liebt, mit gläubiger Seele

— und zum Dank dafür hatte es mich fünf Jahre im Kerker schmachten lassen; ich hatte Eleonore angebetet mit jedem Blutstropfen meines Herzens — und zum Lohn dafür hatte sie mich verrathen. Ich hatte bis zu diesem Augenblicke so gelebt, daß ich hintreten konnte vor alle Welt und sprechen: wer kann mich einer Sünde zeihen — und doch! und doch! Ich marterte mein Hirn mit dem Versuch der Lösung dieser Widersprüche ab. Ich hatte noch immer nicht begriffen, daß das Leben selbst die große Sünde ist, aus der alle andern mit derselben Nothwendigkeit fließen, mit welcher der Stein, der einmal in Bewegung gesetzt ist, unaufhaltsam in den Abgrund rollt. Aber so viel wurde mir doch klar, daß es kein Gott der Liebe sein kann, der eine Welt erschuf und schafft, in welcher die Sünden der Väter an den Kindern und Kindeskindern heimgesucht werden; eine Welt, die überall nach dem jesuitischen Grundsatz regiert wird: daß der Zweck die scheußlichsten Mittel heiligt. Ich hatte bis jetzt an den Dingen und Menschen nur überall die gute Seite aufgesucht, jetzt hatte das Leid, das mich selbst betroffen, mein Auge aufgethan für die Leiden aller Creaturen. Ich dachte jetzt daran, daß auf jedem Blatte der Geschichte eine Schauderthat verzeichnet steht, vor der sich unser Haar sträubt und unser Blut gerinnt; ich dachte daran, daß in jedem Menschenherzen eine dunkle Stelle ist, an der er verhüllten Angesichts vorüberschreitet; daß noch kein Mensch das Licht erblickte, für den nicht eine Stunde kam, in welcher er wünschte, er wäre nicht geboren; ich dachte daran, daß das Leben unzähliger Menschen nichts weiter als ein verzweifelter Kampf mit der grimmen Noth ist; daß Krankheit und Sünde und Reue und Sorge — die trefflichen Minirer — unser Leben aushöhlen, wie die Maden die Frucht; daß unsre beste Freude ein Tanz über Gräbern ist und daß, wenn das Leben wirklich köstlich war, der unerbittliche Tod ein Spott und ein Hohn ist für dies köstliche Leben. — Und ich sah mich um in der Natur, aus der die Poeten eine Idylle machen, und sah, daß sie entweder todt und fühllos ist, oder, wo sie lebt und fühlt, das blutige Drama des menschlichen Daseins nur in roherer, nackterer Form wiederholt. Ich sah, daß die einzelnen Geschlechter der Thiere in grimmiger, unversöhnlicher, von keinem Gottesfrieden unterbrochener Fehde begriffen

sind und daß ihre Kriege mit einer brutalen Grausamkeit geführt werden, neben der sich manchmal die raffinirtesten Martern der Inquisition noch sehr unschuldig ausnehmen.

Und während ich so Stück für Stück die bunten Lappen, mit denen die Feigheit und der Aberwitz die Wunden und Pestbeulen des Lebens zu verhüllen sucht, abriß, erwachte in mir ein Gefühl, das meinem Herzen bis dahin fremd gewesen war, der Haß. Es war nur die Liebe in anderer Form, trotzdem ich mir einredete, ich hätte die Treulose vergessen; es war nur ein anderer Ausdruck der Bejahung des Lebens, von dem ich noch immer nicht lassen konnte, trotzdem ich mir einbildete, ich hätte mit dem Leben abgeschlossen. Wenn man das Leben wirklich verneint, so weiß man nichts mehr von Haß und Liebe.

Damals aber haßte ich, heiß, wie ich geliebt hatte. Mein ganzes Sinnen und Trachten concentrirte sich bald in dem einen glühenden Wunsch der Rache. Rache! Rache! an ihm, an ihr! so schrie eine Stimme in mir, die nicht zum Schweigen zu bringen war.

In Fichtenau kannte man mein Schicksal und interessirte sich dafür mit jener wohlfeilen Sympathie, die sich von der Skandalsucht und der Schadenfreude freihalten läßt. Man erzählte mir, ohne daß ich darum fragte, Alles, was man von Eleonorens Flucht wußte.

Um dieselbe Zeit, als ihre Briefe ausblieben, war ein junger polnischer Graf nach Fichtenau gekommen und hatte bei dem alten Rector die Wohnung bezogen, die ich früher gehabt hatte. Das ganze Städtchen war bald voll gewesen von seiner Schönheit und seinem Reichthum. Man hatte Eleonoren mit einem so gefährlichen Hausgenossen geneckt; sie hatte dergleichen Scherze ihrer Freundinnen mit großer Indignation zurückgewiesen. Bald aber sagte man ihr nicht mehr in's Gesicht, was man von ihrem Verhältniß mit dem jungen Grafen dachte, sondern tuschelte sich nur in die Ohren, daß man sie da und da des Abends spät mit ihm gesehen habe; daß die goldene Kette, die sie auf einmal trage, auch wohl nicht aus dem Nachlaß ihrer Mutter sei. Und dann kam ein Tag, wo man sich nicht mehr in's Ohr tuschelte, sondern laut auf der Straße erzählte: des Rectors Eleonore sei über Nacht mit dem schönen Grafen davon-

gegangen und der alte Mann, ihr Vater, der so schon lange gekränkelt, sei über diese Nachricht so erschrocken, daß er auf den Tod liege. Wirklich war der Alte ein paar Tage später gestorben. Von Eleonoren hatte man seitdem nichts gehört.

Glücklicherweise wußte man auch den Namen des Grafen, und mehr bedurfte ich nicht, um den Racheplan, den ich entworfen, auszuführen. Ich nahm den kleinen Rest meines Vermögens und machte mich auf die Reise. Zuerst nach Warschau. Dort kannte man den Grafen recht gut; es war ein junger Wüstling, der aus der Verführung von Frauen und Mädchen ein Gewerbe machte. Ein Bekannter wollte ihn vor zwei Jahren mit einem schönen Mädchen, das nach der Beschreibung Eleonore sein mußte, in Venedig gesehen haben.

Ich reiste nach Venedig. Dort erinnerte man sich seiner wohl; er hatte zwei Monate daselbst gelebt und war dann nach Mailand gegangen. Von Mailand schickte man mich nach Rom. Dort traf ich einen Jugendfreund, einen Maler. Er hatte den Grafen und Eleonore oft gesehen und das unglückliche Mädchen bedauert, noch ehe er wußte, in welchem Verhältniß ich zu ihr stand. Er erzählte mir, daß der Graf sie sehr schlecht behandelt habe, daß er sie Jedem lachend angeboten habe, mit dem Bemerken, man könne ihm keinen größern Freundschaftsdienst bezeigen, als wenn man ihn von dieser Last befreie. — Hier stockte der Maler und wollte nicht weiter berichten. Ich beschwor ihn, mir Alles zu sagen; ich sei auf das Schlimmste gefaßt. Endlich theilte er mir denn mit, daß sich zuletzt wirklich ein Nachfolger des Grafen in der Person eines französischen Marquis, zum mindesten eines soi-disant Marquis, gefunden habe, der mit Eleonoren nach Paris gegangen sei. Das sei vor ungefähr einem Jahre geschehen. Der Graf halte sich jetzt, so viel er wisse, in Neapel auf.

Ich ging nach Neapel, mit meinem Freund, dem Maler. Ich hatte ihm mitgetheilt, daß ich an dem Grafen Rache nehmen wolle. Er meinte, das werde mir sehr schwer fallen, denn der Graf sei ebenso muthig und verschlagen, als er wollüstig und grausam sei. Da ich aber auf meinem Vorsatz bestand, so erbot er sich, mich zu begleiten. Ich nahm diesen Freundschaftsdienst an, denn der Maler

hatte viele Verbindungen mit dem Adel und konnte mich in die Kreise einführen, in denen sich mein Feind bewegte, und die mir sonst verschlossen oder doch schwer zugänglich gewesen wären.

Wir kamen nach Neapel. Der Graf war noch da, der verhätschelte Liebling der Frauen und der Schrecken der Väter und Ehemänner. Dem Maler gelang es ohne Mühe, mich einzuführen. Ich besuchte jede Gesellschaft, um mit dem Grafen zusammenzutreffen, was bisher der Zufall noch immer verhindert hatte. Endlich traf ich ihn in einer großen Soirée bei dem russischen Gesandten. Ich sah ihn in dem ganzen Glanze seiner wirklich herrlichen Schönheit und mit dem ganzen Zauber seiner chevaleresken Anmuth in einer Gruppe von Herren und Damen. Ich trat an der Hand des Malers mitten in diese Gruppe hinein.

„Herr Graf," sagte der Maler. „Der Doctor Berger aus Fichtenau wünscht Ihre Bekanntschaft zu machen; erlauben Sie, daß ich Ihnen denselben vorstelle."

Bei dem Worte Fichtenau wurde der Graf bleich und verlor die Fassung so, daß es allen Herumstehenden auffiel.

„Ich will Sie nicht lange aufhalten, Herr Graf," sagte ich vortretend. „Ich wünsche nur von Ihnen den augenblicklichen Aufenthaltsort der jungen Dame zu wissen, die Sie vor drei Jahren aus ihrem väterlichen Hause entführten und zuletzt in Rom an einen französischen Schwindler verkuppelten."

Ich sprach diese Worte ruhig, langsam, jede Silbe abwägend. Meine Stimme beherrschte den ganzen Salon, denn es war nach meinen ersten Worten so still geworden, daß man eine Nadel hätte fallen hören.

Der Graf war noch bleicher geworden, aber er faßte sich alsbald wieder und sagte:

„Und was giebt Ihnen das Recht zu dieser Frage, für die Sie in der That die Zeit und den Ort äußerst schicklich gewählt haben?"

„Ich hatte das Unglück, der Verlobte der jungen Dame zu sein."

„Und wenn ich Ihnen die erwünschte Auskunft verweigere?"

„So erkläre ich Sie vor diesen Damen und Herren für das, was Sie vom Wirbel bis zur Sohle sind: ein gemeiner Schurke."

Bei diesen Worten schleuderte ich ihm meinen Handschuh in's Gesicht, und verließ, nachdem ich mich in kurzen Worten bei den Versammelten für die von mir provocirte Scene entschuldigt, vom Maler begleitet, die Gesellschaft.

Eine Beleidigung der Art konnte nach der Anschauung der Welt, in welcher der Graf lebte, nur mit Blut gesühnt werden, um so mehr als ich, um dem Aristokraten jede Ausflucht zu versperren, in meiner Officiers-Uniform in der Gesellschaft erschienen war und der sehr geachtete Name des Malers mich vor dem Verdacht, ein bloßer Abenteurer zu sein, schützte. Ueberdies hatte sich der Graf durch die Gunst, in welcher er bei der Damenwelt stand, in der Männerwelt so verhaßt gemacht, daß ihm Jeder die von mir widerfahrene schmachvolle Behandlung gönnte und er durch die Weigerung, sich mit mir zu schlagen, um den letzten Rest seines Ansehens gekommen sein würde. Er hatte unter dem Achselzucken seiner wenigen Freunde und dem offenen Hohnlächeln seiner zahlreichen Feinde gleich nach mir die Gesellschaft verlassen, und schon eine Stunde darauf erhielt ich von ihm eine Herausforderung auf den Morgen des folgenden Tages. Das war Alles, was ich gewollt hatte; ich vernahm die Nachricht mit einer Art von Jubel; die wenigen Stunden bis zu dem Augenblicke, wo ich den Räuber Eleonorens, den Mörder meines Erdenglücks vor der Mündung meiner Pistole haben würde, erschienen mir eine Ewigkeit. Ich konnte es in dem engen Zimmer unseres Hôtels nicht aushalten; ich mußte das Rachefieber, das in mir brannte, in der balsamischen Nachtluft kühlen. Mein Freund bat mich, von diesem Vorsatze abzustehen, da ich mich, wie er mit ironischem Lächeln sagte, unter diesen Umständen bei einer nächtlichen Promenade leicht auf den Tod erkälten könnte. Als ich heftig und aufgeregt, wie ich war, auf meinem Wunsche bestand, begleitete er mich zwar, aber nicht, ohne sich und mich vorher mit Dolchen bewaffnet zu haben.

Ich sollte bald erfahren, wie viel gründlicher der Maler den Charakter meines Feindes und die Art des Volkes, in welchem wir uns befanden, studirt hatte; denn wir waren kaum ein paar hundert Schritte von unserm Hotel entfernt und wollten eben durch eine Seitengasse auf die Toledostraße biegen, als wir uns von vier Män-

nern, die plötzlich aus dem Schatten der Häuser heraustraten, mit einer unglaublichen Wuth angegriffen sahen. Glücklicherweise war der Maler ein riesenstarker Mann und auch mir fehlte es weder an Kraft noch an Geistesgegenwart. Die Mörder schienen auf einen so energischen Widerstand nicht vorbereitet. Nach wenigen Augenblicken ergriffen sie die Flucht. Ich wollte ihnen nachsetzen. „Laß sie laufen," sagte der Maler, indem er seinen blutigen Dolch abwischte; „ich fürchte, ich habe den Einen von ihnen etwas zu tief geritzt. Aber der Kerl ließ es sich auch gar zu angelegen sein, die paar Zechinen des Grafen redlich zu verdienen."

Mir war die Lust, noch weiter zu promeniren, vergangen. Wir kehrten auf dem nächsten Wege in unser Hotel zurück und erwarteten voll Ungeduld die bezeichnete Stunde.

Der Maler suchte mir zu beweisen, daß ich mich mit einem Menschen, der zum Meuchelmord seine Zuflucht nehme, nicht schlagen könne, sondern ihn niederschießen müsse, wie einen tollen Hund; ich erwiderte ihm, daß ich durchaus die letztere Absicht habe und das Duell für mich nichts weiter sei als eine leere Form. Wir erzürnten uns beinahe bei diesem Disput.

Ganz unnöthiger Weise. Der Morgen kam, wir waren noch vor der Zeit auf dem Platze; aber kein Gegner ließ sich sehen. Endlich, nach einer Stunde, erschien der Secundant des Grafen, ein junger italienischer Edelmann — bleich und verstört. Er sagte uns, daß es ihm außerordentlich leid thue, uns so lange habe warten zu lassen, aber es sei nicht seine Schuld. Der Graf sei gestern Abend spät, nachdem er — der Sprecher — ihn verlassen, noch einmal ausgegangen mit der Weisung an seinen Kammerdiener, nicht bis zu seiner Rückkunft aufzubleiben. Seitdem sei er spurlos verschwunden. Es sei die höchste Wahrscheinlichkeit, daß ihn ein Unfall betroffen habe, denn daß ein Mann von der hohen gesellschaftlichen Stellung des Grafen sich einem Duell durch die Flucht entziehen sollte, sei eine Annahme, deren Lächerlichkeit auf der Hand liege.

Der Maler erwiderte, daß wir Zeit zum Warten hätten, und daß aufgeschoben ja darum noch nicht aufgehoben sei. Der Edelmann

versprach uns sofort zu benachrichtigen, sobald er etwas über das Verbleiben des Grafen in Erfahrung gebracht haben würde.

Aber der Graf blieb verschwunden, und ich mußte zuletzt einem Verdachte beipflichten, den der Maler schon am Abend des Zusammentreffens bei den Meuchelmördern ausgesprochen hatte, nämlich, daß der Graf selbst bei dem Attentat betheiligt und wahrscheinlich der von den Vieren gewesen sei, welcher sich durch die Heftigkeit seines Angriffs vor den Anderen so auszeichnete und in Folge dessen von der starken Hand des Malers so empfindlich bestraft wurde. Entweder war er in Folge der in dem Handgemenge erhaltenen Wunde gestorben, oder, was größere Wahrscheinlichkeit hatte, er war nur verwundet und hielt sich verborgen, um den Erklärungen, wie er in diesen Zustand gekommen sei, zu entgehen; den Nachforschungen der Polizei, die sich — wahrscheinlich auf Antrieb der Feinde des Grafen — bei dieser Gelegenheit ausnahmsweise sehr thätig zeigte, auszuweichen und endlich einem Gegner zu entrinnen, der gewisse Dinge, für die man in seinen Kreisen nur ein frivoles Lächeln hatte, so plebejisch ernst nahm.

Wie dem nun sein mochte: mein Gegner ließ sich nicht wieder blicken und ich mußte, nachdem meine Angelegenheit vier Wochen lang das Thema aller Salons gewesen war — denn die Sache hatte ungeheures Aufsehen gemacht — unverrichteter Sache wieder von Neapel abreisen.

Ich ging über Rom — wo ich von meinem Freunde Abschied nahm — nach Paris. Hatte ich doch meine Aufgabe erst halb und kaum halb erfüllt! blieb mir doch noch das Schwerste zu überstehen. Ich fürchtete mich, Eleonore wiederzusehen; ebenso sehr, als ich es wünschte. Du wirst mich fragen, wie ich noch dies Interesse an einem Wesen nehmen konnte, das mit meinem Glück ein so frevelhaftes Spiel getrieben und durch ihr Davonlaufen mit dem Franzosen den Rest der Achtung, den ihr die Flucht mit dem Polen aus dem väterlichen Hause etwa noch gelassen, vollends verscherzt hatte. Aber, ich sagte Dir: ich hatte Eleonoren geliebt, mit einer glühenden, dämonischen Liebe, deren Feuer noch immer nicht ausgebrannt war und ach! noch lange, lange, nachdem ihr Gegenstand schon verzehrt, brennen

sollte; und dann: ich wußte, daß Eleonore, mochte sie auch noch so leichtsinnig gehandelt haben, im Grunde nicht unedel dachte, daß nur die schrecklichste Noth sie in Rom zum Verlassen des Mannes, welchem sie ursprünglich hieher aus Liebe folgte, gezwungen haben konnte und vor allem, daß sie jetzt, im Falle sie ja noch lebte, sicherlich grenzenlos unglücklich war.

Ich kam in Paris an. Ich kannte die Stadt sehr gut, denn ich hatte ihr schon zweimal in Begleitung vieler Tausende bewaffneter Reisegefährten einen Besuch abgestattet. Ueberdies war ich mit Empfehlungsbriefen des Malers und vornehmer Franzosen und Italiener, deren Bekanntschaft ich in Neapel gemacht hatte, wohl versehen. Eine kurze Nachforschung bestätigte den gleich zu Anfang von dem Maler gehegten Verdacht, daß der Marquis, der Eleonoren aus Rom entführte, ein Charlatan gewesen sei. Ein Marquis solches Namens existirte nicht, hatte nie existirt, jedenfalls nicht im Faubourg St. Germain. Ich mußte meine Nachforschungen anderen weniger aristokratischen Quartieren zuwenden.

Auf meinen Kreuz- und Querzügen war ein Franzose, ein junger Gelehrter, dessen Bekanntschaft ich schon früher gemacht hatte, mein beständiger treuer Begleiter. Es war ein liebenswürdiger Mensch, der mir sehr zugethan war und sein Leben hindurch mein treuer Freund geblieben ist. Ich hatte ihm, wie ich wohl nicht anders konnte, meine traurige Geschichte erzählt; und er, der mir an Welterfahrung, besonders Erfahrung der kleinen Welt Paris weit überlegen war, hatte mich zuerst auf den Gedanken gebracht, Eleonoren im Quartier Latin und anderen noch geringeren Quartieren zu suchen. „Paris," sagte der Franzose, „ist ein Ort, wo Menschen und Dinge selten lange denselben Werth behalten; sie steigen oder fallen im Preise mit ungeheurer Geschwindigkeit. Während des einen Jahres können sehr traurige Metamorphosen mit dem armen Mädchen vorgegangen sein. Hat sie sich nicht das Leben genommen — und dieser Fall ist nicht wahrscheinlich, weil sie sich schon in Rom getödtet haben würde, wenn sie zum Sterben Muth hätte — so ist sie jedenfalls tief gesunken. Ich sage Ihnen: machen Sie sich auf das Schlimmste gefaßt."

Du kannst Dir denken, wie mein Herz bei solchen Worten, deren

Richtigkeit ich nur zu gut erkannte, bluten mußte. Mir war zu Muthe, wie einem Manne, der auf einem See nach der Leiche seines ertrunkenen Kindes fischt . . .

Eines Abends, als wir ziellos durch eine der belebtesten Vorstädte irrten, überraschte mich mein Begleiter durch die Frage: „Hatte Eleonore Talent zum Tanzen?“ Auf meine Erwiderung, daß sie stets eine Meisterin in dieser Kunst gewesen sei, sagte er: „Wir hätten eher daran denken sollen. Sonderbar, daß es mir nicht eingefallen ist, danach zu fragen.“ Er war von dem Gedanken, der ihm plötzlich durch den Kopf geschossen war, so erfüllt, daß er mich nicht einmal einer Antwort würdigte, als ich zu wissen verlangte, was denn die Tanzkunst mit unserer Angelegenheit zu thun habe? Er rief einen Fiaker an. Wir fuhren wieder in die Stadt zurück. Wir stiegen aus. Es war eines jener Tanzlocale, die in Paris damals nicht so glänzend wie heute, aber nicht weniger häufig und nicht weniger besucht waren. „Sehen Sie sich um, ob Sie Eleonore entdecken können.“ Wir durchsuchten den Saal, Eleonore war nicht da. „So lassen Sie uns weiter.“ Wir fuhren zu einem zweiten Local; und als unsere Nachforschungen auch dort fruchtlos waren, zu einem dritten und vierten. Ebenso vergebens. Ich war von den wüsten Scenen, die ich gesehen, von dem Staub und der Hitze, die in diesen überfüllten Sälen herrschte, von der Anstrengung, aus so vielen Personen, die fortwährend den Ort verändern, eine bestimmte herauszufinden, durch die Aufregung des Suchens und die Angst, zu finden, was ich suchte, so angegriffen, daß ich meinen Begleiter bat, für heute wenigstens die nutzlose Jagd aufzugeben. „Nur noch ein einziges Local,“ erwiderte er; „ich habe es mit Willen bis zuletzt aufgespart, weil die Wahrscheinlichkeit, sie dort zu finden, freilich sehr groß, aber auch sehr schrecklich ist.“ „Wie meinen Sie das?“ „Die Locale, die Sie bis jetzt gesehen haben,“ erwiderte der Franzose, „erfreuen sich, obgleich es schon schlimm genug darin hergeht, noch einer gewissen Ehrbarkeit. Das Publicum ist über die Maßen leichtsinnig, übermüthig, frivol, aber mit wenigen Ausnahmen nicht eigentlich verderbt. Es sind Etudiants mit ihren „Frauen“, Commis mit ihren Grisetten, der bessere Ouvrier, der sich mit seinem Mädchen einen guten Tag machen

will. Die Gesellschaft, in die ich Sie jetzt führen werde, ist eleganter, aber bei weitem nicht so harmlos. Es ist ein Haus, das besonders von jungen vornehmen Wüstlingen aus den aristokratischen Quartieren, die sich für die in den Salons ausgestandene Langeweile entschädigen wollen, von Ausländern, welche nach Paris kommen, um ihre Gesundheit zu ruiniren und ihr Vermögen durchzubringen, frequentirt wird, und das weibliche Publicum ist diesem Zweck entsprechend. Es besteht aus den schönsten, aber auch verderbtesten Mädchen, gewandten Menschenfischerinnen, die heute mit vier Pferden fahren, um morgen im Hospitale zu sterben, besonders Ausländerinnen: Creolinnen, Mädchen aus England, Italien, Deutschland, die alle hier ihre Landsleute finden. Bereiten Sie sich darauf vor, einen — hoffentlich vergeblichen — Blick in ein Pandämonium zu werfen."

Wir kamen an. Wir stiegen eine breite Marmortreppe hinauf. Mein Herz klopfte furchtbar; ich konnte mich kaum auf den Füßen halten; eine Ahnung sagte mir, daß ich an dem Ziele meiner Irrfahrten angekommen sei, daß der entstellte Kopf der Leiche im nächsten Augenblick aus den schwarzen Wassern auftauchen werde.

Wir traten in den glänzend erleuchteten Saal. Von dem Orchester rauschte eine bacchantische Musik, und im bacchantischen Taumel ras'ten die Tanzenden durcheinander. Der Glanz der Lichter, die schmetternden Trompeten, das Gedränge, die Hitze, der narkotische Duft von exotischen Gewächsen, mit denen der Saal decorirt war, und die fürchterliche Aufregung, in der ich mich befand, versetzten mir den Athem. Ich mußte mich für einen Moment an eine Säule lehnen und die Augen schließen, um wieder zu mir selbst zu kommen. Als ich so in einer halben Ohnmacht dastand, schlug eine Stimme an mein Ohr, bei derem ersten Laut ich, wie von einer Natter gestochen, emporschellte. Das Ohr ist ein treuer Mahner; es vergißt eine Stimme, deren Töne einst dem Herzen hold und lieb waren, im Leben nicht wieder; es hatte mich nicht betrogen.

Dicht vor mir, daß ich sie beinahe mit der Hand hätte erreichen können, stand in lebhafter Unterhaltung mit einem jungen, schönen Cavalier ein Mädchen, schlank und hoch, mit großen braunen Augen, die im fieberhaften Glanze leuchteten, mit einem Gesicht, das viel=

leicht für ein so junges Geschöpf zu scharf, zu sehr vom Leben mitgenommen, aber noch immer schön war — und dieses Mädchen — war Eleonore.

Sonderbar! bei dem Ton ihrer Stimme hatte mein Herz zusammengezuckt, wie damals, als ich in Fichtenau in der Nacht vor dem Hause des Rectors stand und das alte Weib mir aus dem Fenster herunterrief, Eleonore sei davon gelaufen. Aber nach diesem Krampfe wurde es still, ganz still. Die zu straff gespannte Saite war gesprungen; sie gab keinen Ton, weder des Jammers, noch der Freude mehr. Ich sah so kalt auf Eleonore herab, als sei sie ein Bild an der Wand. Ich hörte die Worte, die sie zu ihrem Tänzer sprach, wie man Worte in dem Stadium der Ohnmacht unmittelbar vor der Bewußtlosigkeit hört — als würden sie am andern Ende des Saales gesprochen. Ich musterte ihre ganze Erscheinung, selbst ihren Anzug mit der kühlen Ruhe eines Künstlers. Ich bemerkte, daß sie geschminkt war und daß sie ihre dunklen Wimpern und Augenbrauen noch dunkler gefärbt hatte. Ich bemerkte, daß sie das Haar ganz in derselben Weise trug, wie ich es ihr selbst einmal nach einem antiken Kopfe arrangirt, und wie sie es seitdem, so lange ich sie sah, immer getragen. Ich hörte Alles, sah Alles und hörte und sah doch nichts; denn ich hatte kein Verständniß mehr für das, was ich sah und hörte.

Mein Begleiter, der sich während der Zeit im Saal umgesehen hatte, trat in diesem Augenblicke an mich heran. „Ich habe Keine, die Ihrer Beschreibung gleicht, entdecken können," sagte er. „Gott sei Dank! ich athme ordentlich leicht; ich möchte die, welche wir suchen, um Alles in der Welt nicht hier gefunden haben. Aber, mon Dieu, was ist Ihnen? Sie sehen ja aus wie eine Leiche."

„Ich habe sie gefunden."

„Wo?"

„Da."

Er nahm sein Glas und blickte mit gespanntestem Interesse einige Secunden auf Eleonore, die noch immer, ohne zu ahnen, wer zwei Schritte von ihr entfernt war, dastand und mit ihrem Tänzer conversirte und kokettirte.

Dann ließ er mit einem mitleidigen Achselzucken das Glas fallen. Sein Gesicht war sehr ernst geworden.

„Pauvre homme,“ murmelte er.

Da schmetterte die Musik noch lauter vom Orchester herab; eine neue Tour in der Française begann; die Reihe kam an Eleonore. — Sie hatte sich, seitdem ich sie zum letzten Male auf einem Balle der Bürgerressource von Fichtenau hatte tanzen sehen, sehr in ihrer Kunst vervollkommnet; ja — ich kann sagen, daß ich weder vorher noch nachher, etwas Vollendeteres gesehen habe. Es war die entzückende Anmuth eines sich hinüber- und herüberwiegenden Wasserstrahls und dabei eine Leidenschaftlichkeit, wie sie vielleicht sonst nur noch bei den Zingarella's von Spanien und den Ghawazie's von Egypten getroffen wird. In diesem Moment war es das sanfte Werben schmachtenden Liebessehnens, im nächsten die wahre Seele der Leidenschaft, die in jedem Nerv zuckt und in jeder Muskel zittert, aber in dem einen, wie in dem andern der herrlichste Rhythmus wundervoll durcheinander verschlungener, und doch unendlich harmonischer Bewegungen. Dieser Tanz war Gesang — ein Gesang der Liebe — aber nicht der träumerischen, lindenduftathmenden, mondscheinbestrahlten deutschen, sondern der sinnlichen, sonnedurchglühten, narkotischen orientalischen Liebe. Und dabei war ihr Gesicht ruhig, kaum eine Muskel regte sich, keine Spur von dem widerwärtigen stereotypen Lächeln so vieler berühmter Tänzerinnen. Nur ihre Augen brannten in einem unheimlichen und mit jedem ihrer Schritte, jeder ihrer Bewegungen intensiver werdenden Feuer. Es war, als ob die Ruhe ihres Tänzers, der alle Pas mit sehr viel Grazie, aber mit vornehmer Nachlässigkeit, als komme er sich bei der ganzen Sache einigermaßen lächerlich vor, mehr ging, als tanzte, das leidenschaftliche Weib zur Verzweiflung bringe und sie ihn durch alle Künste, in denen sie Meisterin war, aus seiner blasirten Apathie reißen wollte. Vielleicht war es wirklich so, vielleicht schien es auch nur — aber immerhin gewann der Tanz dadurch ein reiches dramatisches Leben, und gewährte den Herumstehenden das anziehendste Schauspiel.

„Ah, la belle Allemande!“ rief ein Enthusiast an meiner Seite.

„Grands Dieux, combien elle est jolie!“ ein anderer; „brava,

brava!“ und er klatschte wüthend in die Hände, und die andern Zuschauer folgten seinem Beispiele: „Brava, brava! Vive la reine Eléonore! vive la belle Allemande!“

Mein Freund faßte mich am Arme und zog mich tiefer in die Colonnade, unter der wir standen, zurück. „Kommen Sie,“ sagte er; „Wohin?“ „Fort von hier.“ „Nimmermehr!“ „Sie können sich doch unmöglich für ein Geschöpf wie dieses noch interessiren! Was wollen Sie von ihr? Ich sage Ihnen: sie ist verloren! rettungslos verloren!“ „Das wollen wir sehen!“ murmelte ich. Der Franzose zuckte die Achseln: „Ihr Deutschen seid eine seltsame Nation. Aber dann folgen Sie wenigstens meinem Rathe! Geben Sie hier nicht zu einer Scene Veranlassung, die Ihnen ein halbes Dutzend Duelle auf den Hals ziehen könnte. Besuchen Sie das Mädchen morgen oder wann Sie wollen. Was zu wissen nöthig ist, will ich in wenigen Minuten zusammen haben.“

Ich sah ein, daß sein Rath vernünftig war. Ich warf mich, während er durch die Menge davon schlüpfte, auf einen Sessel und stützte meinen Kopf in meine Hände. Es waren ein paar gräßliche Augenblicke. Meine Schläfen hämmerten, meine Glieder flogen — und doch war es still in mir, todtenstill und kalt. Und, Oswald, in diesen Augenblicken, wo ich, das Gesicht in die Hände gedrückt, in stummem fürchterlichen Schmerz, einsam unter der lärmenden Menge saß, während mein Abgott, die Geliebte meiner Jugend, das Weib, zu dem ich in meiner Kerkernacht gebetet hatte, wie zu einer glorreichen Heiligen, wenige Schritte von mir entfernt nach den Klängen einer wollüstigen Musik den wollüstigen Tanz der Herodias tanzte — da, Oswald, nahm ich auf immer Abschied von dem Glück, vom Leben — da riß der Vorhang, der mir bis dahin das große Geheimniß verborgen hatte, mitten auseinander, und ich stand schaudernd an der Schwelle, die ich doch nicht zu überschreiten wagte und erst viele, viele Jahre später überschritten habe, denn noch hatte ich den Kelch nicht bis zur Hälfte geleert.

Der Tanz hatte aufgehört. Um mich her wurde es lebhafter; Lachen und Scherzen, das Rauschen von Gewändern dicht an meinem Ohr. Man nahm an den kleinen Tischen Platz, mit Eis und

Champagner die Gluth zu kühlen — auch an meinen Tisch kam ein Paar, das keinen andern Platz finden oder den Schlafenden für keinen gefährlichen Lauscher halten mochte.

„Et vous m'aimez vraiment, Eléonore?" sagte eine weiche Männerstimme.

„Oui, Charles!"

„De tout votre coeur?"

„De tout mon coeur!"

Ich dachte, welchen Eindruck es wohl auf Eleonore machen würde, wenn ich plötzlich mein bleiches Gesicht von der Tischplatte erhöbe und zu ihr spräche: Das hast Du ja auch zu mir gesagt vor einigen Jahren auf der Wiese im Walde von Fichtenau; aber ich bezwang mich und lauschte dem Gespräch, das noch eine Weile in derselben Weise fortging. Zuletzt sagte der Cavalier:

„Und wann werde ich Sie wiedersehen?"

„Wann Sie wollen — "

„Das heißt?"

„Daß ich für meine Freunde immer zu Hause bin."

„Und wo ist zu Hause?"

„Boulevard des Capucines Numéro dix sept, fragen Sie nur nach Mademoiselle Eleonore — "

„Oder vielmehr la reine Eléonore. Adieu, ma Reine!"

„Sie wollen schon fort?"

„Leider muß ich."

„Weßhalb?"

„Meine Braut erwartet mich im Salon ihrer vortrefflichen Frau Mutter; und wird au désespoir sein, daß ihr getreuer Seladon sie so lange schmachten läßt."

„Sie haben eine Braut? O, Sie Unglücklicher!"

„Ich hoffe, ma Reine, Sie werden mir mein Unglück tragen helfen."

„Nous verrons."

Und das Paar entfernte sich lachend; Eleonorens seidenes Gewand streifte mich, als sie an mir vorüberschritt.

Mein Begleiter trat wieder zu mir und legte die Hand auf meine Schulter.

„Ich weiß Alles,“ sagte er.

„Ich auch,“ antwortete ich, den Kopf emporhebend.

„Woher?“

„Sie hat es mir selbst gesagt.“

Der Freund glaubte, ich rede irre. „Kommen Sie,“ sagte er, „die Hitze greift Sie zu sehr an.“

Du kannst Dir denken, daß ich in dieser Nacht nicht viel schlief. Ich entwarf und verwarf tausend Pläne, wie ich Eleonore aus dieser Hölle retten könne, denn daß ich sie retten müsse — daran hatte ich keinen Augenblick gezweifelt.

Ich stand am Morgen auf, ohne zu einem bestimmten Entschlusse gekommen zu sein. Ich fürchtete nicht für mich. Denn mein Herz konnte nicht tiefer zerfleischt werden, als es gestern Abend geschehen war; ich fürchtete für Eleonoren, daß ein plötzliches Wiedersehen sie zu entsetzlich demüthigen, vielleicht vernichten würde. Und doch wußte ich nach mehreren Tagen der Unentschlossenheit keinen bessern Rath, als gerade zu ihr zu gehen. Mein Freund schüttelte zu Allem den Kopf. „Aber, mon cher,“ rief er einmal über das andere. „Sie lieben das Mädchen ja noch immer!“ Hatte er Recht? Ich weiß es nicht. Jedenfalls war diese Liebe anderer Art, als die gewöhnliche, denn sie wußte nichts von verletztem Stolz, gedemüthigter Eitelkeit — ja, nicht einmal von der Furcht, sich möglicherweise durch den Versuch der Rettung eines Wesens, das gar nicht gerettet sein wollte, lächerlich zu machen.

Ich ging, nachdem ich mit mir einig geworden, des Vormittags nach dem Hause an dem Boulevard. Der Portier lächelte, als er auf meine Frage, ob hier Mademoiselle Eleonore wohne, sein: Oui Monsieur, au troisième, antwortete: „Mademoiselle wird schwerlich schon zu sprechen sein, fügte er hinzu: sie ist erst gegen Morgen nach Hause gekommen.“

Ich stieg die mit Teppichen belegten Treppen hinauf; in der dritten Etage stand auf einem Porzellanschilde neben einem Klingelzug: „Mademoiselle Eléonore de Saint-Georges.“ Der wievielte Name mochte dies sein, den die Unglückliche führte, seitdem sie den ehrlichen Namen ihres Vaters abgelegt hatte?

Ich schellte. Eine häßliche Person, die halb Magd und halb Kammerfrau zu sein schien und die durch die Reinlichkeit ihres Anzugs und die affectirte Ehrbarkeit wo möglich nur noch häßlicher wurde, öffnete und fragte nach meinem Begehr. Ich wünschte Mademoiselle Eleonore zu sprechen. „Mademoiselle ist unwohl und nimmt heute keine Besuche an.“ — „Ich muß sie sprechen.“ — „Unmöglich,“ sagte das Weib; „ich habe so eben nach einem Arzt geschickt;“ und sie wollte die Thür wieder schließen. „Aber, Madame, der Arzt bin ich!“ — „Ah, c'est autre chose; entrez, Monsieur le Docteur!“

Sie führte mich durch ein kleineres Entréezimmer in ein hohes, stattliches, mit beinahe fürstlicher Pracht ausgestattetes Gemach und bat mich, einige Augenblicke zu verweilen, bis ihre Gebieterin erscheinen würde.

„Ist Mademoiselle schon aufgestanden?“

„Ja, ich komme sogleich zurück.“

Sie verschwand durch einen dichten Vorhang.

Ich blieb mitten in dem Gemache stehen, und blickte auf alle die Pracht, die mich umgab, auf all' die herrlichen Spiegel, die üppigen Gemälde von Watteau und Boucher in ihren breiten Goldrahmen, die chinesischen Pagoden auf dem marmornen Kaminsims, die Vasen und Schalen von dem feinsten Porzellan, auf die schwellenden Sophas und Divans mit derselben Andacht, mit welcher ein Arzt auf die kostbare Manschette einer Hand blickt, die er amputiren soll. War ich doch als Arzt hierher gekommen! hatte ich doch nur als Arzt das Recht, hier zu sein!

Die Kammerfrau erschien wieder und bat mich, ihr zu folgen. Sie schlug den Vorhang zurück, um mich durchzulassen. Ich trat in einen halbdunklen, mit weichen Teppichen, wie alle die Zimmer belegten, und dunkelrothen Seiden-Tapeten ausgeschlagenen Raum, das Schlafgemach der Gebieterin, und dann wieder durch einen Vorhang in ein anderes schönes helles Gemach. Von der Ausstattung dieses Gemachs sah ich nichts mehr; ich sah nur die schlanke weiße Gestalt, die sich bei meinem Eintreten von dem Divan, auf dem sie gekauert hatte, erhob, und mir einige Schritte entgegentrat. Und diese schlanke weiße Gestalt mit dem bleichen, verfallenen, schönen Gesicht, aus dem

die großen dunklen Augen mit fast gespensterischer Klarheit leuchteten — dieses schöne, geistig und physisch gebrochene, verlorene Wesen, war meine angebetete, einst wie eine Rose in Unschuld und Jugend prangende Eleonore.

„Ich habe Sie rufen lassen, Doctor —", sagte sie mit leiser Stimme.

Da sah sie mir genauer in's Gesicht. Ihr Mund verstummte; sie starrte mich an mit Augen, die sich fast aus den Höhlen drängten — dann brach sie mit einem gellenden Schrei zusammen, noch ehe ich, oder die daneben stehende Kammerfrau sie in den Armen auffangen konnten.

Wir trugen sie auf den Divan zurück. Sie war todtenbleich und kalt; ich glaubte einen Augenblick, der jähe Schreck habe den dünnen Faden, an dem ihr Leben hing, zerrissen. Ich hätte ihren Tod als die Erlösung aus einer Hölle, als eine Gnade des Himmels begrüßt. Bald aber überzeugte ich mich, daß das Leben sie noch nicht aus seinen Banden lassen würde. Ich verstand genug von der Medicin, um zu wissen, was ich in diesem Falle zu thun hatte. Während ich um die Ohnmächtige beschäftigt war, fragte ich die Kammerfrau, ob Eleonore dergleichen Zufälle öfter habe? wie es überhaupt mit ihrer Gesundheit stehe? Das Weib glaubte einem Arzte gegenüber die ehrbare Maske fallen lassen zu müssen. „Sie sei erst seit einem halben Jahre bei Mademoiselle in Dienst; seitdem sei es mit Mademoiselle reißend bergab gegangen. Aber Mademoiselle lebe auch gar zu wild. Alle Nächte bis drei, vier Uhr Morgens getanzt oder beim Champagner hingebracht — das könne ja Niemand aushalten, zumal ein von Natur so zartes Geschöpf. Sie flehe Mademoiselle täglich an, dies Leben aufzugeben; aber sie erhalte jedesmal zur Antwort: je schneller es vorbei ist, desto besser. Und vorbei wird es denn wohl auch bald sein," heulte das Weib, „und ich werde meine arme junge Gebieterin verlieren, die ich, obgleich sie nicht lebt, wie sie sollte, lieb habe, wie mein eigenes Kind."

Da begann die Ohnmächtige sich zu regen. Ich schickte die Kammerfrau, mit dem Auftrage, mir Riechsalz aus der Apotheke zu verschaffen, fort, weil ich, wenn Eleonore vollends erwachte, ohne

Zeugen mit ihr sein wollte. Die alte Heuchlerin hatte sich kaum entfernt, als Eleonore die Augen wieder aufschlug und mich mit wirren ungläubigen Blicken ansah. Ich bemerkte, daß in dem Maße, als ihr das Bewußtsein zurückkam, das Entsetzen über meinen Anblick von neuem zunahm und eine zweite Ohnmacht hereindrohte. Dies bleiche Zurückschrecken vor Einem, dem sie sonst mit offenen Armen entgegenflog, war mir schmerzlicher als Alles, und rührte mich bis zu Thränen. Ich empfand in meinem Herzen keine Spur von Haß, Zorn, nicht einmal von Verachtung — nein, nur Mitleid, grenzenloses unsägliches Mitleid. Ich weiß nicht, was ich sprach — aber es mußten wohl gute, milde Worte der Liebe und Vergebung sein; denn die starren Züge fingen allmälig an, milder zu werden; die schreckensgroßen Augen wurden feucht und zuletzt brach sie in leidenschaftliches Weinen aus, ihren Kopf an meiner Brust, der ich noch immer an ihrer Seite kniete, verbergend. Es war ein entsetzliches Weinen; es war, als ob alle Thränen dieser letzten Jahre, die sie unter Lachen und Scherzen verborgen, aus ihren tiefsten Quellen hervorbrächen und sich nimmer erschöpfen würden — dazwischen ein Schluchzen, als ob das Herz brechen wollte, ein Schreien, als ob ihr Inneres von zweischneidigen Schwertern durchwühlt würde. — Ich habe nie, weder vorher noch nachher etwas Aehnliches, einen solchen fühlbaren Ausbruch der Reue einer mit Sünden befleckten, aber von Natur nicht unedlen Seele gesehen.

Unsere Rollen schienen auf eine seltsame Weise ausgetauscht. Es war, als ob sie die Beleidigte, ich der Beleidiger wäre; ich erschöpfte mich in Bitten, in flehenden Worten, um linderndes Oel in einen Schmerz zu gießen, der mit so stürmischer Heftigkeit wüthete. Nach und nach gelang es mir, sie einigermaßen zu beruhigen. Sie weinte, den Kopf in die eine Hand gestützt, nur noch still vor sich hin, während ich, ihre andere Hand — wie weiß und schlank und durchsichtig ihre Finger geworden waren! — in meinen Händen haltend, zu ihr sprach, wie ein Bruder in einem solchen Falle zu seiner Schwester sprechen würde. Ich bat sie, in mir ihren Bruder zu sehen, mir zu vertrauen als ihrem besten, vielleicht ihrem einzigen Freunde. Ich beschwor sie bei Allem, was ihr heilig sei, bei der Erinnerung

an ihre Jugendzeit, bei dem Andenken an ihre Eltern, die nun beide in der kühlen Erde ruhten — sich aus diesem Strudel, der sie über kurz oder lang verschlingen müßte, zu reißen, mir zu folgen, gleichviel wohin; wenn sie wollte, in eine menschenleere Wüste, an das Ende der Welt, nur fort, fort von hier, aus diesem glänzenden Elend . . . „Es ist zu spät! zu spät!“ murmelte Eleonore; „Du bist gut, ich weiß es, unsäglich gut; aber es ist zu spät, zu spät.“

Ich weiß nicht, wie lange dieser Kampf noch gedauert hätte, wenn nicht ein eigenthümlicher Zwischenfall eingetreten wäre, der ihn wider all' mein Erwarten schnell zu meinen Gunsten entschied.

Während ich noch an Eleonorens Seite kniete, hörte ich plötzlich ein: „Mais, vraiment, c'est superbe! hinter mir. Ich sprang erschrocken empor. Vor mir stand ein elegant gekleideter junger Mann, der, das Glas im Auge, mich von oben bis unten und von unten bis oben betrachtete: „superbe,“ wiederholte er. „Mademoiselle, ich wünsche Ihnen Glück zu dieser neuen Eroberung.“

Der junge Mann war derjenige von Eleonorens Liebhabern, welcher sich durch seine verschwenderische Freigebigkeit gewissermaßen das Recht erworben hatte, der einzige zu sein. Er wußte, daß Eleonore ihm nicht eine rigorose Treue bewahrte, und kümmerte sich nicht eben darum; aber er liebte es nicht, mit seinen Nebenbuhlern in derselben Wohnung zusammenzutreffen, die er mit fürstlicher Pracht für seine Maitresse hatte herrichten lassen.

„Ich bitte mir eine Erklärung dieser Scene aus, Mademoiselle,“ sagte er, sich von mir zu Eleonoren wendend, in einem Tone beleidigender Geringschätzung, der mir alles Blut aus den Wangen zum Herzen trieb.

Ich öffnete den Mund zu einer heftigen Antwort, aber Eleonore kam mir zuvor. Sie war, sobald sie den Eingetretenen erblickte, emporgesprungen und stand jetzt, mich ein wenig zurückdrängend, zwischen mir und ihm.

„Dieser Herr,“ sagte sie, auf mich deutend, „hat sich ein Recht erworben, hier zu sein.“

„Wodurch?“

„Durch das Unglück, mich einmal geliebt zu haben.“

„Ah, Mademoiselle,“ erwiderte der junge Mann mit ironischem Lächeln, „dies Unglück theilt Monsieur mit vielen Anderen.“

„Mein Herr!“ sagte ich, „welche Ansprüche Sie auch an Mademoiselle haben mögen, ich habe ältere Rechte, und ich werde es nicht dulden, daß Sie eine Dame, mit der ich einst verlobt war, in meiner Gegenwart beschimpfen.“

„Ah,“ sagte der junge Mann; „Sie waren mit Mademoiselle verlobt? In der That! da werden Sie sie auch wohl noch heirathen und ich — mit einem Blick in dem Zimmer umher — werde die Dummheit haben, Mademoiselle auszustatten? Sehr gut ausgedacht, in der That.“

„Halten Sie ein, mein Herr!“ rief Eleonore, sich zu ihrer ganzen Höhe emporrichtend; „es ist genug. Sie denken mich halten zu können, mich beleidigen zu können, weil ich Geschenke von Ihrer Hand entgegennahm. Hier haben Sie zurück, was Sie mir gaben. Da! und da! und da!“ und sie riß mit fieberhafter Hast die goldenen Armbänder und das andere Geschmeide, das sie trug, ab und warf es dem jungen Mann vor die Füße.

Die Leidenschaft, mit der sie dies Alles that, war zu augenscheinlich, um verkannt zu werden; und imponirte dem Dandy sichtlich. „Ich habe genug von dieser Scene;“ murmelte er; „wir sprechen uns wieder, Mademoiselle; hier ist meine Karte, Monsieur!“ und er eilte zur Thür hinaus.

„Komm, komm!“ rief Eleonore; „nicht einen Augenblick länger bleibe ich hier; lieber auf dem Grund der Seine als hier.“

Ich nahm sie beim Wort. Ich bat sie, sich umzukleiden, während ich in ihrem Namen an den Marquis de Saintonge (so hieß der Liebhaber Eleonorens) schrieb und ihm die Wohnung, die er für Eleonoren gemiethet und Alles, was er ihr sonst geschenkt, wieder zur Verfügung stellte. Wir verließen die Wohnung, übergaben die Schlüssel dem Portier und den Brief einem Commissionär zur sofortigen Bestellung und einige Stunden später hatten wir, nachdem ich meine Angelegenheiten geordnet und von meinem Freunde Abschied genommen, die Stadt hinter uns.

Unsere Reise sollte vorläufig nicht weit gehen. Schon wenige

Stationen von Paris erkrankte Eleonore so, daß wir in einem Städtchen Halt machen mußten. Der herbeigerufene Arzt, glücklicherweise ein geschickter Mann, erklärte, daß sich bei Mademoiselle, meiner Schwester (dafür galt Eleonore) alle Symptome einer Gehirnentzündung zeigten. Seine Diagnose war nur zu richtig gewesen. Schon am folgenden Tage kam die fürchterliche Krankheit zum Ausbruch. Während die Aermste von den heißen Orgien im Jardin aux Lilas und dem kühlen Schatten ihrer heimischen Wälder, vom Marquis de Saintonge und anderen Pariser Bekanntschaften und von mir, der ich ihr bald als ein rettender Engel, bald als ein Rachegott erschien, phantasirte, hatte ich, an ihrem Lager sitzend, Zeit genug zur Ueberlegung. Bei meiner hartnäckigen Verfolgung der Spur Eleonorens war ich viel mehr von einem dunklen Drange als von klaren Absichten geleitet gewesen, am wenigsten hatte ich an die Möglichkeit einer so wunderlichen Situation, als in welcher ich mich jetzt befand, gedacht. Aber in dieser Rathlosigkeit war der eine Gedanke über jeden Zweifel erhaben: daß ich Eleonore, wenn sie die Krankheit überstehen sollte, nimmer wieder verlassen dürfe.

In der That stellten sich nach einiger Zeit Zeichen der Besserung ein, und eines Morgens verkündete mir der Arzt, daß eine glückliche Krisis eingetreten und Eleonore vorläufig aus aller Gefahr sei. „Indessen," fügte er mit ernster Miene hinzu, „ich glaube Ihnen nicht verhehlen zu dürfen, daß nach menschlicher Berechnung die Zeit, welche Ihrer Schwester noch zu leben bleibt, nicht mehr sehr lang sein wird. Ich habe eine Lungenkrankheit diagnosticirt, die schon entsetzliche Fortschritte gemacht hat. Ich kenne Ihre Verhältnisse nicht und weiß nicht, ob dieselben Ihnen erlauben werden, meinem Rathe zu folgen. Mein Rath ist eben der: gehen Sie mit Ihrer Schwester in ein südliches Klima, nach Italien, wo möglich Egypten. Einem rauheren Klima würde Mademoiselle in der kürzesten Zeit erliegen."

Mein Entschluß war sofort gefaßt. Ich hatte in Deutschland, wo mir als Nachcur meiner fünfjährigen Kerkerhaft jede öffentliche Lehrthätigkeit untersagt war, nichts zu gewinnen und nichts zu verlieren. Mein Vermögen war im Verlauf meiner Irrfahrten bis auf einen sehr bescheidenen Rest zusammengeschrumpft; aber ich konnte

diesen Rest eben so gut in Italien ausgeben, als anderswo; überdies glaubte ich im Auslande meine Sprachkenntnisse noch am besten verwerthen zu können; und schließlich — ich hatte keine Wahl. Ich würde lieber das Aeußerste erduldet, als etwas, das zu Eleonorens Wohl dienen konnte, unterlassen haben. Einige Tage später waren wir nach Italien unterwegs.

Ich siedelte mich zwei Meilen von Genua, unmittelbar an der Küste des herrlichsten Meeres an. Das Glück wollte, daß ich in der Familie eines reichen Engländers, der sich zu einem ähnlichen Zwecke, wie ich, in dem Orte aufhielt, Unterrichtsstunden erhielt, deren Ertrag mich jeder äußern Sorge überhob. Desto größer war meine Sorge für Eleonore.

Die Flucht aus Paris war so eilig gewesen, und für Eleonoren so ganz nur das Resultat eines augenblicklichen Impulses; ihre gleich darauf eintretende Krankheit hatte ihre Willenskraft so vollständig gelähmt, daß sie sich in einer Art von Betäubung allen meinen Anordnungen willig gefügt hatte und eigentlich erst jetzt zu einem Verständniß ihrer Lage kam. Ich hatte nicht bedacht und fühlte erst jetzt an Eleonorens Benehmen mir gegenüber, daß in dieser Abhängigkeit von dem Manne, den sie so schmachvoll verrathen, in der beständigen Nähe dessen, vor dem sie sich am liebsten in der Tiefe der Erde verborgen hätte, zu leben, die härteste Strafe für ein Wesen sein mußte, bei dem der letzte Funken von Ehrgefühl noch nicht erloschen war. Eleonore sprach dies geradezu aus; aber sie fügte hinzu: „diese Sühne ist hart, aber sie ist gerecht; nur so konnte ich zu einer Erkenntniß dessen kommen, was ich an Dir gefrevelt habe.“ — Wenn Eleonore so in der Zerknirschung der Reue eine Milderung ihrer Gewissensqualen fand, so hatte ich für mein namenloses Leid nur den für eine bescheidene Seele sehr dürftigen Trost: an Eleonoren zu handeln, wie es mir das Gewissen vorschrieb. Ich konnte ungestört den Schmerzenskelch bis auf den letzten bittersten Tropfen leeren. Das war also die Erfüllung des köstlichen Glücks, von dem ich in den goldenen Tagen von Fichtenau und selbst noch in der Nacht der Festungs-Casematten geträumt hatte! Diese bleiche kraftlose Gestalt, die gesenkten Hauptes an meinem Arme auf der Höhe des

Felsenufers im Abendsonnenschein dahinschritt, an deren Schmerzenslager ich wachte, wenn sie die Krankheit Tage lang in das Zimmer bannte, in deren gebrochenes Herz ich, der ich selbst des Trostes ermangelte, lindernden Balsam zu träufeln hatte — war das Mädchen, das ich mir zum Weibe erkoren, in dem ich die künftige Mutter meiner Kinder ahnungsvoll angebetet hatte! O, Oswald, Oswald! da hätte dem fanatischsten Optimisten um seine Gottähnlichkeit bange werden, da hätte die gläubigste Seele auf den Gedanken kommen können, ob der alte Voltaire nicht doch recht hatte, als er das Leben für eine mauvaise plaisanterie erklärte!

Und doch ist es gut, daß ich auch das erlebte; es war eine bittere Medicin, aber sie half doch wesentlich, mich von der Krankheit, die Andere Lebenslust und Daseinsfreude nennen, zu heilen.

Wie beschämte mich Eleonore durch die Demuth, durch die Geduld, mit welcher sie ihr Leiden trug. In demselben Maße, als die Krankheit ihre körperliche Hülle zerstörte, kam die ursprüngliche Schönheit ihrer Psyche zu Tage. Sie hatte als Buhlerin gelebt; als sie starb, starb eine Heilige.

Es war eines Abends. Ich hatte die Kranke, die heute besonders aufgeregt war, und ängstlich nach Luft und Licht verlangte, auf meinem Arm aus dem Fischerhäuschen, in welchem wir wohnten, bis auf den Rand der schwarzen Basaltfelsen, die hier das Meer umsäumen, getragen, und ihr dort von Kissen ein Lager bereitet. Die Sonne ging in strahlender Herrlichkeit im Meere unter. Kaum ein Lüftchen kräuselte die glatte Fläche der See, von der, wie von einem Spiegel, die smaragdnen und goldnen Lichter, die an dem Himmel prangten, reflectirt wurden. Auch auf das bleiche Gesicht der Kranken fiel ihr zauberischer Schimmer — die rosige Lüge — mit der die Sonne und das Leben die Nacht und den Tod verhöhnen . . . . Und in dieser Stunde nahm Eleonore Abschied von der Sonne und dem Leben. Sie sagte mir, daß sie mich stets geliebt habe, selbst in dem Augenblicke, als Eitelkeit und Sinnlichkeit sie verblendeten; daß ihr ganzes Leben seit diesem Augenblick nur der stete qualvolle Versuch, sich zu betäuben, gewesen sei. Sie möchte nicht genesen, auch selbst nicht dann, wenn es möglich wäre, daß ich ihr

wieder meine Liebe schenkte. Sie sei nicht werth, meine Sklavin, geschweige denn mein Weib zu sein. Sie schaudere vor diesem Gedanken zurück. — „O, nimmer, nimmermehr,“ fuhr sie fort, und aus ihren großen dunklen Augen leuchtete ein himmlisches Feuer; „nimmer hier auf dieser Erde, wo ich an Dir so furchtbar gefrevelt habe. Aber, wenn dieser entweihte Leib zerfallen und die Seele von der Fessel, die sie in den Staub zog, befreit ist, dann werde ich Dich umschweben, dann werde ich Deiner harren, und wenn Du kommst, wird Deine Seele meine Seele küssen, und ich werde in diesem Kusse erkennen, daß Alles gesühnt und Alles vergessen und vergeben ist.“

Ich sagte ihr, daß ich ihr Alles längst vergeben habe, daß ich sie liebe mit einer reineren, heiligeren Liebe, als in den Tagen unsers Glücks.

Ich küßte weinend ihre weißen Hände und ihren bleichen Mund.

„Das ist unser Hochzeitstag!“ flüsterte sie, „armer, armer Mann!“ Sie sank in die Kissen zurück.

Ich trug die ganz Erschöpfte nach der Hütte und auf ihr Lager.

Es war das letzte Mal.

In dieser Nacht starb Eleonore.“

Berger war aufgestanden, Oswald war seinem Beispiele gefolgt. Jener war mit den Erinnerungen, die so eben, von seiner mächtigen Phantasie mit aller Schärfe und Klarheit der Wirklichkeit ausgestattet, an seines Geistes Auge vorübergezogen waren, dieser mit dem eben Gehörten so vollauf beschäftigt, daß sie kaum des Weges achteten, der sie durch dunkle Tannenwaldungen höher und höher führte.

Da traten sie heraus aus den Bäumen auf den kahlen Gipfel des Berges, der von den Bewohnern die Gockeleia genannt wird und der bei weitem höchste ist ringsum unter seinen Brüdern und Schwestern.

Die Sonne war bereits untergesunken, aber der westliche Himmel prangte noch in der Gluth des Abendroths, von dem ein schwächerer Abglanz selbst den östlichen Horizont rosa färbte. Hier und da blickte eine der höheren Bergkuppen, in Purpurlicht getaucht, dem scheidenden Gestirn des Tages nach; aber in den weiteren Thälern lagerten schon graue Abendschatten und weißliche Nebel zogen in den engeren

Schluchten. Die Tannen, die zu den Füßen der Wanderer ihre grünen Häupter emporhoben, standen starr und still wie eine vor Erwartung athemlose Menge.

Berger blickte, auf seinen Stab gestützt, in die Abendsonnengluth hinein, von der in jedem Moment eine Farbe verschwand und eine andere verblaßte.

Oswalds Auge hing an seinen Mienen, die sich — war es die Wirkung des geisterhaften Lichts, war es nur der Ausdruck eines inneren Vorganges — mit jedem Augenblick mehr zu vergeistigen schienen. Plötzlich ließ Berger seinen Stab fallen, breitete die erhobenen Hände wie zum Gebet aus und sprach: „Mutter Nacht, urewige, urgewaltige, aus deren Schooß sich die Creatur in ihrem wilden Lebensdrange losreißt, um nach langer Irrfahrt reuig und demüthig für immer an deinen treuen mütterlichen Busen zurückzusinken, sei mir gegrüßt auch in deinem schwachen irdischen Abbild! Du abgrundtiefer Born der Vergessenheit, du süße Wiege ungestörter Ruhe, wie sehne ich mich doch so nach dir von ganzem Herzen! O nimm sie von mir, diese öde Qual des Lebens; erspare mir den täglichen Kummer, diese müden Augen zu einem Lichte aufzuschlagen, das ihnen so verhaßt ist; nimm diesen Erdenrest, der befleckend auf mir haftet und der in demselben Maße, daß er sich verringert, nur um so peinlicher wird! Laß ihn, o laß ihn bald verzehrt sein! Ich weiß es wohl, ich könnte zu dir kommen, wenn ich noch einen Schritt thäte auf diesem Felsenrande, aber ob auch mein Gebein im Sturz zerschmetterte, doch würde die Seele keine Ruhe finden, denn sie hatte in dem Kelch des Lebens noch einige Tropfen, vielleicht, wer weiß es? die bittersten von allen gelassen. Nein, nein! weiche von mir, Teufel, der du mich in den Abgrund lockst. Der Abgrund ist nicht der Tod, sondern das Leben mit aller seiner Herrlichkeit. Ich kenne das alte Stück; du hast es auch ihm gespielt, dem Sohne des Zimmermanns von Nazareth! Aber er wies deine Lockungen von sich — Ehre, Macht und Weibergunst, um zu dürsten, zu hungern und nicht zu haben, wohin er sein Haupt lege, um in der Nacht auf dem Oelberge mit kalten Schweißtropfen den letzten Erdenrest von sich abzuwaschen und, im Leben schon verklärt und heilig, zu Golgatha am

Kreuz den Tod des Schächers zu sterben! O, daß ich hinausziehen könnte in die Lande und predigen das Wort, das heilige Wort, das uns erlös't für nun und immerdar, das Wort, das uns wieder zurückbringt zur guten, lieben, milden Mutter Nacht, die wir verließen, um in der Sonnengluth des Lebens mit lechzender Zunge und pochenden Schläfen Höllenqualen zu erdulden! das Wort, das heilige, unaussprechliche Wort, das zu eitel Spott und Hohn geworden in dem frevlen Mummenschanz, mit welchem sie ihrem Gott zu dienen wähnen. Vergieb ihnen, Mutter, denn sie wissen nicht, was sie thun; sie würden ja gern zu dir kommen, wenn sie Ohren hätten, deine sanfte Stimme zu hören und Augen, deine milde Schönheit zu sehen. Ich sehe dein heiliges Antlitz; es lächelt mir Trost und Hoffnung zu; ich höre deine Stimme, sie flüstert: warte, warte nur noch eine kurze Zeit, und du sinkst zurück zur ewigen Ruh in meinen treuen Arm!"

Der rosige Schimmer war von dem Himmel verschwunden, graue Dämmerung breitete sich in den Thälern, in den Wipfeln der Tannen begann der Abendwind zu flüstern und zu raunen.

Ein Schauer packte Oswald. Ihm war, als ob die mystische Nacht, an die Berger sein Gebet gerichtet, ihn schon mit ihrem Grabeshauch anwehte, als ob die Sonne versunken sei, um niemals wieder aufzugehen. Aber dieser Schauer war nicht ohne ein seltsames Gefühl der Lust. Der narkotische Duft der Todesgedanken, den ihm Bergers ekstatische Worte zutrugen, drang ihm, mit dem Duft der Heidekräuter und der Tannen, bis in's Herz.

Er dachte an Helene und Melitta, aber nicht mit der qualvollen Unruhe von heute Morgen, sondern in stiller Wehmuth, wie man an geliebte Todte denkt; er dachte an die Verwirrungen und Irrungen des bunten Dramas seiner Grenwitzer Tage, aber es kam ihm vor wie ein Schattenspiel an der Wand; er dachte an die Zukunft, aber sie hatte keinen Reiz mehr für ihn, sie flößte ihm weder Furcht noch Hoffnung ein — es war, als ob sein ganzes Wesen sich in sich selbst zurückziehe, als ob die Andern weder so viel Liebe noch so viel Haß verdienten . . .

So saß er, den Kopf in die Hand gestützt, auf einem Felsblock

und schaute in den Abend hinein, der seine dunklen Schwingen immer breiter über den Himmel spannte . . .

Eine Hand legte sich auf seine Schulter.

„Komm!“ sagte Berger, „laß uns zu den Todten zurückkehren.“

Sie stiegen von dem Gipfel herunter und tauchten in die feuchte Waldesnacht. Berger schien jeden Pfad und jeden Stein im Gebirge zu kennen. Er schritt, sich von Zeit zu Zeit auf seinen Knotenstück stützend, mit einer Rüstigkeit voran, die Oswald, ein so guter Fußgänger er war, das Folgen schwer machte.

So waren sie an eine Wiese mitten im Herzen des Waldes gekommen. Als sie am Saume des Holzes hinschritten, blinkte plötzlich von der andern Seite ein Lichtschein herüber. Er kam von der Flamme eines Reisighaufens, der eben angezündet wurde. In dem hellen Kreis um die Flamme bewegten sich zwei Gestalten — eine Frau, wie es schien, und ein Kind.

Oswalds scharfes Auge bestätigte eine Ahnung, die ihn sofort die Seele durchzuckt hatte.

Es waren Xenobi und die Czika.

Er eilte, so schnell ihn seine Füße tragen konnten, quer über die Wiese fort nach der Flamme zu. — Aber er hatte kaum die Hälfte der Entfernung zurückgelegt, als er bis an die Knöchel im feuchten Grunde versank. Er sah, daß er nicht weiter kommen könne. Er rief hinüber, so laut er konnte: „Xenobi, Czika! ich bin's! Oswald!“

Aber sein Ruf hatte kaum den stillen Wald aus seiner Ruhe geschreckt, als das Feuer erlosch, und mit dem Feuer die Gestalten der Zigeunerinnen verschwanden.

Alles war still — todtenstill. Oswald hätte glauben können, seine Phantasie habe ihm einen tückischen Streich gespielt.

„Was hattest Du?“ fragte Berger, als Oswald zu ihm zurückkam.

„Sahen Sie das Feuer nicht?“

„Es war ein Irrlicht auf dem Sumpfe,“ erwiderte Berger. „Laß uns weiter gehen!“

Achtes Capitel.

Als die beiden Wanderer aus den Bergen heraus an die ersten Häuser des Städtchens gelangten, war es vollkommen Nacht. Oswald, der in dieser Gegend zum ersten Male war und dessen Ortsinn nicht zu den schärfsten gehörte, hatte sich natürlich ganz der Führung Bergers anvertrauen müssen und war der Meinung gewesen, daß derselbe auf dem nächsten Wege zu Doctor Birkenhains Anstalt zurückkehren werde. Er war daher einigermaßen erstaunt, als er jetzt bemerkte, daß sie sich dem Städtchen vom entgegengesetzten Ende genähert hatten. Da standen die hochbeladenen Fuhrmannswagen, da sah man durch das offene Hofthor auf den geräumigen Hof, da brannte in der Laterne von grünem Glase über der Hausthür ein trübseliges Licht und beleuchtete melancholisch die eine Hälfte der großen Mütze von Blech, welche einst in den Tagen des Glanzes in grüner Oelfarbe geprangt, seitdem aber manchen Sturm erlebt und von Wind und Wetter und Regen um seine Jugendfrische gebracht war; da erschallte aus den spärlich erhellten vier niedrigen Fenstern rechts von der Hausthür das Geklirr von Gläsern, welche von durstigen Trinkgästen energisch auf den Tisch gestoßen wurden, und der concentrirte Lärm einiger zwanzig nicht allzu zarter Männerstimmen, die sich alle auf einmal vernehmen ließen.

Es hätte so vieler unverkennbarer Zeichen nicht bedurft, um Oswald daran zu erinnern, daß er sich in dem gastlichen Schatten der Grünen Mütze befand.

Das ganz unverhoffte Wiedersehen der Zigeunerinnen im Walde hatte ihn auf das lebhafteste an diese ganze Angelegenheit, die er über die Begegnung mit Berger beinahe vergessen hatte, erinnert.

Er hätte Berger, dessen Scharfsinn in der Enträthselung verworrener Situationen und problematischer Naturen er früher oft zu bewundern Gelegenheit gehabt, gern in dieser Sache um Rath ge-

fragt, aber er scheute sich, einen Geist, der fortwährend in den geheimnißvollen Tiefen der Mystik grübelnd umherwandelte, mit Geschichten zu behelligen, in denen der Director Schmenckel eine Hauptrolle spielte.

Wie erstaunt war er daher, als Berger, als sie an der Thür der Grünen Mütze angekommen waren, stehen blieb und sagte:

„Mich dürstet; laß uns hier einen Augenblick eintreten."

„Hier?" sagte Oswald, der vor dem Gedanken, den schwärmerischen zartsinnigen Mann, dem der Duft des Tabacks ein Gräuel war, in eine so wüste Gesellschaft zu bringen, zurückschreckte. „Es sind sehr rohe Gesellen, die hier verkehren."

„Was thut es?" erwiderte Berger, „sind es doch Menschensöhne!"

Mit diesen Worten trat er durch die offene Hausthür auf den Flur, wo gestern Abend der Kampf zwischen den Kunstenthusiasten und ihren Gegnern stattgefunden hatte, und durch die ebenfalls offene Stubenthür in die Trinkstube.

Dieselbe gewährte heute so ziemlich denselben Anblick, wie gestern vor und nach der Rauferei, nur daß der Tisch, an welchem die Künstler saßen, heute von den übrigen Gästen bedeutend weniger gesucht schien. Künstlerglorien verbleichen schnell in den Augen von Leuten, die heute noch die Schläge fühlen, welche sie sich gestern derselben Glorie wegen holten, und die prosaisch genug sind, sich der Zahl der Gläser zu erinnern, welche die Künstler, nur um die allgemeine Harmonie nicht zu stören, auf Rechnung der Kunstenthusiasten ausgetrunken haben. — So kam es, daß sehr Viele, die in ihrer erhöhten Stimmung ihre alten Freunde, die Männer in blauen Blousen und Gamaschen, kaum gekannt hatten, sich heute Abend wiederum zu diesen Ehrenmännern gesellten und Andern das Vergnügen überließen, Herrn Schmenckels lange Geschichten anzuhören und seine langen Zechen zu bezahlen.

Herr Schmenckel war ein viel zu guter Philosoph, als daß er sich durch dies beleidigende Benehmen seiner Freunde um seine gute Laune hätte bringen lassen sollen. Sein dickes Gesicht strahlte heute so röthlich wie je — ja noch röthlicher, da die Grundfarbe durch einige in Folge des Kampfes mit Mamsell Adele nothwendig ge-

wordene schwarze Pflästerchen noch satter, noch intensiver erschien: seine verschwollenen Aeuglein zwinkerten heute noch so listig wie je aus dem rothen Gesicht; seine Wäsche war heute noch vielleicht um eine Schattirung weniger sauber, aber die Beinkleiderträger waren um keine Linie schmäler und um keine der gestickten Rosen ärmer geworden.

Und rosig wie dieses so überaus nützliche Stück der Toilette war auch die Laune des Mannes, dessen breite Brust es schmückte.

„Wie findet Ihr das Bier, Cotterby?" sagte er, die breite Faust auf die Schulter des Pyramidenbesteigers legend.

„Sauer!" war die lakonische Antwort des Angeredeten, der heute, wo der Genius in der Eiche seinen Flug nicht geweiht hatte, viel weniger applaudirt war.

„Pah," sagte Herr Schmenckel. „Ihr seid verwöhnt, Cotterby. Freilich so gut, wie wir es in Egypten tranken, ist es nicht; aber es ist doch gut, sehr gut. Ihr Wohl, meine Herren!"

Der Director setzte das Glas an den Mund, that aber nur einen sehr mäßigen Schluck, was einem unbefangenen Beobachter die Richtigkeit des von der fliegenden Taube ausgesprochenen Urtheils über die Säure des von Kunstenthusiasten nicht bezahlten Biers bestätigen mußte.

In diesem Augenblicke traten Berger und Oswald in die Trinkstube und näherten sich dem Tische, an welchem die Künstler saßen, als dem am wenigsten besetzten. Herrn Schmenckels scharfes Auge hatte die neuen Ankömmlinge kaum bemerkt, — in denen er sofort den jungen verrückten Grafen von gestern und einen alten, curios aussehenden, graubärtigen Kauz, an welchem der Graf, in Ermangelung von Zigeunern, einen Narren gefressen hatte, erkannte — als er sich von seinem Platze erhob, auf Oswald zuschritt, sich tief vor ihm verbeugte und mit einer Stimme, die darauf berechnet war, Alle zu übertönen, sagte:

„Ah, Euer Gnaden, Herr Graf, das ist einmal schön, daß Sie einen armen Künstler in seiner niedrigen Herberge zu besuchen kommen! Setzen's sich hier zum Director Schmenckel! Rücken's a bissel zu, Cotterby! So recht! Hier, meine Herren, nehmen Sie Platz —

freue mich, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen, alter Knabe! — Zwei frische Seidel für die Herren! und auch eins für Director Schmenckel! Trinken's auch aus, Cotterby! also vier Seidel! — Wer hätte das gedacht, daß wir heute Abend noch so vortreffliche Gesellschaft haben würden," und Herr Schmenckel rieb sich vergnügt die Hände, während Oswald und Berger in seiner unmittelbaren Nähe Platz nahmen.

„So, da kommt das Bier — frisch vom Faß, mein Engel, na, desto besser! Hier, meine Herren! Ihr Wohl, Herr Graf, und auch Ihres, alter Herr! Ach! Das war der erste Schluck, der mir heute Abend geschmeckt hat. Merkwürdig! schlechte Gesellschaft verdirbt gutes Bier, gute Gesellschaft macht schlechtes gut. Bin ein Freund von Geselligkeit, Herr Graf. Sehe, daß Sie es auch sind; wollen's die Güte haben, mich mit dem alten Herrn bekannt zu machen. Director Schmenckel weiß gern, mit wem er zu thun hat."

Oswald warf einen Blick auf Berger, um zu sehen, welchen Eindruck diese Umgebung und Gesellschaft auf ihn mache, und darnach sein Verhalten Herrn Schmenckel gegenüber zu bestimmen. Zu seiner Verwunderung schien Berger mit einem gewissen Interesse dem Geschwätz des Seiltänzerdirectors zuzuhören. Er hatte seinen Hut auf die Lehne des Stuhls gehängt, seinen Dornenstock neben sich gestellt und lehnte sich jetzt mit beiden Armen auf den Tisch, ganz wie Einer, der so schnell nicht wieder fortzugehen gedenkt.

„Ich heiße Berger;" sagte er auf die Frage des Directors.

„Professor Berger," fügte Oswald hinzu, in der guten Absicht, Herrn Schmenckel durch den Titel zu imponiren und die Zudringlichkeit des Mannes in Schranken zu halten.

„Professor?" wiederholte Herr Schmenckel, mit einem Blick auf Bergers blaue Blouse und verwirrten Bart. „Hi, hi, hi! sehr gut! Darf ich Sie mit meinem Freunde Cotterby bekannt machen? Herr John Cotterby aus Egypten, genannt die Fliegende Taube, Herr Berger, genannt Professor. Hi, hi, hi! ha, ha, ha!"

„Wollen wir wieder aufbrechen?" fragte Oswald, den das Benehmen Herrn Schmenckels in nicht geringe Verlegenheit setzte.

„Ich denke, wir bleiben noch ein wenig;" erwiderte Berger.

„Ihre Faust, alter Knabe," sagte Herr Schmenckel, Bergers magere, schmale Hand ergreifend und kräftig schüttelnd. „Sie gefallen mir ganz ausnehmend. Wenn Ihr Filz einmal vollends aus dem Leim geht und Ihre Blouse weder Stich noch Fetzen hält — dann kommen Sie zu mir. Director Schmenckel wird sich ein Vergnügen daraus machen, einen Mann wie Sie als ein Mitglied seiner Gesellschaft zu begrüßen. Ihr Bart allein ist eine Zierde für die Gesellschaft. Sie würden in einer Pantomime Furore machen. — Was sagen Sie zu unsrer heutigen Vorstellung, Herr Graf?"

„Ich war leider verhindert, derselben beizuwohnen;" erwiderte Oswald, den ein Lächeln auf Bergers Lippen zu einem Eingehen auf die sonderbare Unterhaltung ermuthigte.

„O, da haben Sie viel, sehr viel verloren," sagte der Director in dem Tone aufrichtigen Bedauerns und seinen dicken Kopf hin und her wiegend. „Die Vorstellung war die glänzendste, die wir seit langer Zeit gegeben haben. Director Schmenckel hat bewiesen, daß die momentane Abwesenheit einiger schätzenswerthen Mitglieder seiner Gesellschaft keinen Einfluß auf die Leistungen derselben im Allgemeinen ausübt. Ich will nicht von mir sprechen, obgleich ich glaube, daß mir mein berühmtes Schmenckel-Spiel mit den drei achtundvierzigpfündigen Kanonenkugeln von Niemand auf der Welt nachgemacht wird und meine Fontaine d'argent mit den zehn silbernen Bällen bis jetzt noch unerreicht ist — aber, meine Herren, Sie hätten heute Herrn Cotterby an dem Trapez sehen sollen! Ich sage Ihnen, die Ringelaffen auf der Insel Sumatra sind Schufte dagegen, ganz elendigliche Schufte! Und dann Herr Stolzenberg mit seinem Riesenfaß! ich sage Ihnen — rücken Sie 'ran, Stolzenberg! Ein Künstler, wie Sie, braucht nicht so bescheiden zu sein, und dem Herren Grafen kommt es auf ein Seidel mehr oder weniger nicht an, wie anderen gewöhnlichen Menschen. Und dann, Herrn Pierrot als Disloqueur! — kommen Sie zu uns, Pierrot, — Künstler müssen zusammenhalten — ich sage Ihnen, Herr Graf, Ihr Taschenmesser ist ein Ladestock gegen Herrn Pierrot. Ich habe schon oft gesagt: Pierrot, wenn wir einmal zusammen auf der Eisenbahn fahren, bezahle ich nur für mich, Sie nehme ich franco in meiner Hutschachtel mit. Ha,

ha, ha! Ein guter Witz, Herr Graf, nicht wahr? aber der Professor hat ein leeres Glas, und hol' mich dieser und jener — ich auch! Ich glaube, der Kerl, der Stolzenberg, hat heimlich mein Seidel ausgetrunken, und weiß Gott, sein's dazu. Trinken's auch aus, Pierrot. Sie ersparen dem hübschen Mädchen einen Weg! Hier, mein Schatz, fünf frische Seidel; aber frisch, mein Engel, wie die Rosen auf Ihren schönen Wangen. Lieben's die hübschen Weiber auch, Herr Graf? so'n schönes Kind mit braunen Augen, dunklem Haar und schlankem Leibchen, wie die Czika? He? Die lassen's nur noch ein paar Jahr älter sein; da sollen Sie Ihre Freude daran erleben."

„Haben Sie noch keine Nachricht von den Beiden?" fragte Oswald.

Herr Schmenckel, der keine Ahnung davon hatte, wo die Zigeunerinnen möglicherweise geblieben sein könnten, der es aber für Unrecht hielt, die Hoffnung des reichen Liebhabers schöner Zigeunerkinder auf ein baldiges Wiedersehen des jüngsten Gegenstandes seiner Narrethei ganz zu vernichten, zwinkerte schlau mit den verschwollenen Aeuglein, legte den Zeigefinger nachdenklich an die Nase und sagte: „Sind nicht weit von hier — im Walde — habe sichere Kundschaft — könnte sie haben, wenn ich wollte — will nicht — Weiber müssen sich ausschmollen — kommen dann ganz von selbst wieder und sind auf lange Zeit von ihren Muckern curirt. Ja, das muß man kennen! Die Weiber sind ein schwieriges Capitel. Sie sind sich Alle gleich und doch ist keine wie die andere. Was sagt Ihr dazu, alter Knabe?"

„Ich glaube, daß Sie ein großer Philosoph sind, von dem noch Mancher Manches lernen könnte;" erwiderte Berger, Herrn Schmenckel mit einem seltsamen Lächeln in das Gesicht blickend.

„Ja, das wollte ich meinen," sagte der Director, seine breite Brust hervordrängend und die Fäuste in die Seite stemmend. „Der Schmenckel aus Wien weiß, wie der Hase läuft, und wer ihm ein X für ein U machen will, der muß früh aufstehen. Aber, hol' mich dieser und jener, es ist auch kein Wunder, wenn ich ein bischen in der Welt Bescheid weiß; bin ich doch darin herumgeschüttelt worden, von oben nach unten, von unten nach oben, wie ein Stöpsel in einer leeren Flasche."

„Eine leere Flasche!“ sagte Berger; „der Vergleich ist sehr wahr, sehr treffend. Wie kommen Sie darauf?“

„Wie ich darauf komme?“ erwiderte der Director mit verwunderter Miene. „Wie ich darauf komme? Vermuthlich, weil ich ein leeres Glas vor mir habe. Ha, ha, ha!“

„Es scheint, als ob Ihnen der Trank des Lebens bis jetzt gemundet hätte,“ sagte Berger, während Herr Schmenckel die Zeit, bis das frische Glas kam, dazu benutzte, sich eine kurze Thonpfeife zu stopfen.

„Ja, und warum denn nicht?“ erwiderte der Director, die Pfeife an der Flamme des auf dem Tisch stehenden Talglichtes anzündend, und für einige Augenblicke den Blicken der Anwesenden hinter blauen Wolken verschwindend. „Das Leben ist ein kreuzlustiges, pudelnärrisches Ding für den, welcher, wie Caspar Schmenckel aus Wien, das Herz auf dem rechten Flecke hat. — Danke, mein Schatz!“

„Ich bin nicht Ihr Schatz, Herr Director,“ sagte das Mädchen schnippisch, indem es den Arm, welchen Herr Schmenckel um Ihre Taille geschlungen hatte, unsanft zurückstieß und einen verstohlenen Blick auf Oswald warf.

Herr Schmenckel erwiderte diese beleidigende Zurückweisung dadurch, daß er die fünf Fingerspitzen der rechten Hand gegen seine dicken Lippen drückte und der Enteilenden einen Kuß nachwarf, sodann das linke Auge schloß und mit dem rechten den ihm gegenüber sitzenden Oswald listig anzwinkerte.

„Schmuckes Ding, Euer Gnaden, he? Thut, als ob es mich fressen wollte und ist bis über die Ohren in mich verliebt.“

„Sie scheinen viel Glück bei den Frauen zu machen,“ erwiderte Oswald, um doch etwas zu sagen.

„Ja, wie man's nehmen will, Euer Gnaden,“ sagte Herr Schmenckel, wohlgefällig lächelnd.„ Die Weiber sind wie das Wetter. Heute zu heiß und morgen zu kalt; heute scheint die Sonne, morgen regnet's. Man muß sich eben halt Alles von ihnen gefallen lassen, wie vom lieben Herrgott selber.“

„Das käme doch im Grunde nur auf Sie an,“ sagte Berger, dessen Blick unverwandt nur auf dem jovialen Gesellen weilte, als könnte sein Geist ein so wunderliches Phänomen nicht fassen.

„Wie das, alter Knabe? Ihr meint, man solle sie alle zusammen laufen lassen? Na, alter Herr, das mag für Euch ganz gut sein, aber Caspar Schmenckel aus Wien müßt Ihr so etwas nicht zumuthen. Der Tausend auch! die Weiber laufen lassen? lieber todt und begraben sein."

„Das wäre allerdings das Beste," sagte Berger.

„Hört, alter Herr," erwiderte der Director mit einem Anflug von Ernst, der ihm sehr sonderbar stand; versündigt Euch nicht! Ich sage noch einmal, das Leben ist ein gutes Ding, und den Teufel soll man nicht an die Wand malen. Ei was! warum laßt Ihr Euer Bier schal werden und schneidet ein Gesicht, wie ein Lohgerber, dem die Felle weggeschwommen sind? Hier, stoßt an mit Caspar Schmenckel! So, das ist recht. Der Schmenckel ist ein lustiges Haus und mag gern lustige Leute in seiner Gesellschaft sehen. He, Ihr Herren, wie wär' es mit einem hübschen Lied? Cotterby, Ihr habt eine Stimme, wie eine Nachtigall. Kommt, stimmt mit ein! Kennen Euer Gnaden das Lied von den Schwoben?

„Nein, aber singen Sie es nur."

„Na, denn mal los! Stolzenberg, Pierrot, singt mit!"

„Und Herr Schmenckel nahm die Pfeife aus dem Mund, lehnte sich in seinen Stuhl zurück und begann mit einem dröhnenden Baß, während seine drei Gesellen den Chor bildeten.

Guten Morgen Spielmann,
Wo bleibst du so lang?
Da drunten, da droben,
Da tanzen die Schwoben,
Mit der kleinen Killekeia
Mit der großen Kumkum.

Da kamen die Weiber
Mit Sicheln und Scheiben,
Und wollten den Schwoben
Das Tanzen vertreiben.
Mit der kleinen Killekeia
Mit der großen Kumkum.

„Gelt, Ihr Herren, das ist ein schönes Lied!“ rief Herr Schmenckel, nachdem er als Finale den Tisch mit seinen beiden Fäusten bearbeitet hatte, daß die Gläser zu tanzen begannen.

„Sehr schön,“ sagte Berger; „wissen Sie noch mehr dergleichen?“

„Hunderte,“ sagte Herr Schmenckel; aber der Cotterby weiß die schönsten. Singt mal eins solo, Cotterby.“

Der Egypter lächelte bescheiden selbstgefällig, drehte seinen kleinen schwarzen Schnurrbart und fuhr sich mit der Hand durch sein dunkles, von Fett glänzendes Haar, lehnte sich in seinen Stuhl zurück, drückte die Augen halb zu und begann mit einer angenehmen Tenorstimme:

Es hatte ein Bauer ein schönes Weib,
Die blieb so gern zu Haus,
Sie bat oft ihren lieben Mann,
Er sollte doch fahren hinaus,
Er sollte doch fahren in's Heu.
Er sollte doch fahren in's
Ha, ha, ha; ha, ha, ha Heidibelbei
Juchheisasa!
Er sollte doch fahren in's Heu.

„Ho, ho, ho!“ lachte Director Schmenckel, „das Lied ist gut, sehr gut. Das erinnert mich an eine hübsche Geschicht', die ich den Herren doch erzählen muß. Ihr könnt hernach weiter singen, Cotterby!“

Der Egypter schien diese Unterbrechung etwas übel zu nehmen; aber Herr Schmenckel bemerkte es nicht, oder wollte es nicht bemerken. Er that einen tiefen Zug aus seinem Glase und sagte zu dem Schenkmädchen, das der Gesang oder die Anwesenheit des jungen vornehmen Fremden wieder an den Tisch gelockt hatte: „Gehn's a bissel weiter weg, mein Schatz. Die Geschicht', die Director Schmenckel erzählen will, ist keine Geschicht' für junge Mädchen.“

Die hübsche Kleine wurde bis über die Ohren roth und entfernte sich schleunig mit einem Blick auf Oswald. Herr Schmenckel räusperte sich, lehnte sich vornüber auf den Tisch und begann mit einer Stimme, die in diesem gedämpften Ton noch heiserer klang, als gewöhnlich.

Meine Herren, Sie wissen: es giebt für den denkenden Menschen zwei Arten von Frauenzimmern, solche, die dienen, und solche, die sich bedienen lassen. Aber für die Liebe existirt dieser Unterschied nicht, denn die Liebe beherrscht sie Beide. Diese Erfahrung habe ich nun zwar des öfteren in meinem Leben gemacht, niemals aber ist es mir so deutlich demonstrirt worden, als vor einigen" — hier sah sich Herr Schmenckel scheu um, ob auch kein unberufenes, besonders weibliches Ohr die chronologische Notiz, die er zu geben im Begriffe war, auffangen könnte — zwanzig Jahren in Petersburg. Ist einer von den Herren je in Petersburg gewesen?"

Man verneinte seine Frage.

„Wie kamen Sie nach Petersburg, Herr Director?" sagte ein Fichtenauer Bürgerssohn, der sich mittlerweile der Gesellschaft angeschlossen hatte.

„Beim Schmenckel aus Wien," erwiderte der Director im Ton der Belehrung, „darf man sich nimmer wundern, wenn er an einem Orte gewesen ist. — Petersburg, meine Herren, ist eine schöne Stadt, was Sie schon daraus ersehen können, daß die Paläste des Kaisers und aller Großen aus blitzblankem, blauem und weißem Eis erbaut sind."

„Wie ist denn das möglich?" fragte der Bürgerssohn, „die müssen doch im Sommer schmelzen."

„Im Sommer?" sagte Herr Schmenckel, ohne sich einschüchtern zu lassen, „im Sommer? Ja, da kommen Sie schön an! Ich sage Ihnen, Herr, es giebt in Petersburg keinen Sommer. Schnee und Eis und Eis und Schnee das liebe lange Jahr hindurch von Sylvester bis wieder Sylvester. Von so 'ner Kälte hat ja hier zu Lande keine Menschenseele eine Vorstellung. Ich sage Ihnen, daß der Hauch, der aus dem Munde geht, sofort als Schnee zur Erde fällt und wenn zwei Leute auf der Straße eine Zeit lang mit einander gesprochen haben, liegt ein Haufen zwischen Ihnen, so hoch, daß sie hinaufsteigen müssen, wenn sie sich beim Auseinandergehen die Hände geben wollen. Es ist o kalt, daß die Milch in der Kuh gerinnt und wenn man hier zu Lande sagt: geben Sie mir ein Seidel Bier, oder ein Töpfchen oder einen Schoppen, sagt der Petersburger: geben Sie mir einen

Schnitt, denn das Bier ist dort von der Kälte zu einem dicken Syrup gefroren und wird nicht geschenkt sondern in Stücke geschnitten, auf Butterbrod gelegt und so genossen."

„Das muß aber doch sehr unbequem sein," sagte ein Stammgast der Grünen Mütze.

„Ländlich, sittlich;" erwiderte Herr Schmenckel.

„Aber wir kennen diesen Ausdruck auch," meinte der dicke Wirth, der an den Tisch getreten war.

„So, na denn geben Sie mir mal einen Schnitt, guter Mann!" sagte Herr Schmenckel, sein Glas leerend und es über die Schulter dem Wirth hinreichend; „aber messen's christlich!"

„Mit einem Worte," fuhr der Director fort, nachdem r das Gelächter der Gäste über seinen Witz als schuldigen Tribut huldvoll lächelnd entgegengenommen und den Inhalt des wiedergefüllten Glases bedächtig geprüft hatte; „mit einem Worte, Petersburg ist eine schöne Stadt und wenn die Sonne auf all' den Eispalästen glitzert und man die Russen, in ihre Bärenpelze gehüllt, auf ihren mit Rennthieren bespannten Schlitten durch die Straßen jagen sieht, so ist es ein Anblick, daß einem das Herz im Leibe lacht und man gleich in den nächsten Laden geht, um einen ächten Nordhäuser zu trinken.

„Also: wir waren in Petersburg und es gefiel uns da sehr gut — uns, das heißt, der berühmten Kunstreiter-Gesellschaft meines Onkels und damaligen Directors Franz Schmenckel, in welcher ich als Herkules engagirt zu sein die Ehre hatte. Ich kann wohl sagen, daß wir Furore machten, besonders unsere Pferde; denn die Russen kennen Pferde nur von Hörensagen; höchstens daß der Kaiser vielleicht zwei oder drei zottige, wie große Hunde aussehende Thiere in seinen Ställen hat. Alle übrigen fahren, wie ich schon bemerkte, nur mit Rennthieren, selbst die Cavallerie ist darauf angewiesen und ich versichere Sie, meine Herren, daß so ein russischer Garde-Kürassierlieutenant auf seinem Rennthierhengst sich gar nicht so übel ausnimmt.

„Wir hatten ganz ungeheuern Zulauf. Der Kaiser und der ganze Hof waren jeden Abend in unserm Circus. Se. Majestät applaudirte

so wüthend, daß sie alle fünf Minuten ein neues Paar weiße Glacéhandschuhe anziehen mußte, weil sie die andern zerklatscht hatte. In den Zwischenacten hatte ich an der Thür der kaiserlichen Loge zu stehen, um Se. Majestät hinter die Coulissen und in die Pferdeställe zu führen, wo Allerhöchstdieselbe den besten Pferden huldvoll auf den Hals zu patschen und den hübschesten Damen der Gesellschaft in die Wangen zu kneifen geruhte. Vor allem aber hatte ich mich der Gunst des Kaisers zu erfreuen. Warum, weiß ich selbst nicht; aber so viel ist gewiß, daß der Kaiser mich gleich am ersten Abend in seine Loge rufen ließ und vor dem ganzen Hofe zu mir sagte: „Herr Schmenckel," sagte er, „Sie sind nicht nur der stärkste, sondern auch der schönste Mann, den ich je gesehen habe. Bitten Sie sich eine Gnade aus." — „Eure Majestät," erwiderte ich, mich anmuthig verbeugend, „ich bitte um Ihr ferneres geschätztes Wohlwollen." „Das sollen Sie haben, und den Adel dazu," rief Se. Majestät im höchsten Enthusiasmus, „geben Sie mit Ihre starke Hand, Herr von Schmenckel! Mit einer Compagnie solcher Männer, wie Sie, dictire ich die Gesetze für die Welt!"

„Seit diesem Augenblicke waren wir geschworene Freunde. „von Schmenckel, kommen Sie heute Abend zu einer Tasse Caravanenthee zu mir! — Wollen Sie heute Abend nach der Vorstellung ein Glas Wutkipunsch mit mir trinken, lieber von Schmenckel — Sie wissen, ganz unter uns, vielleicht ein paar Herren und Damen vom Hofe? — wollen Sie?" — so ging es einen Tag wie alle Tage.

„Nun, meine Herren, der Schmenckel aus Wien ist nicht stolz, aber er bewegt sich gern in guter Gesellschaft" —

Hier machte Herr Schmenckel eine verbindliche Verbeugung gegen seine Zuhörer —

„Und ein Kaiser ist und bleibt am Ende immer ein Kaiser und man freut sich doch, wenn man mit ihm so zu sagen auf Du und Du steht.

„Es waren famose Abende, die ich so im Schooße der kaiserlichen Familie zubrachte. Die Herren vom Hofe waren sehr liebenswürdig und die Frauen" —

Herr Schmenckel drückte die Augen zu, warf eine Kußhand gegen

die Decke des Zimmers und schickte dem geflügelten Boten der Liebe in derselben Richtung einen schweren Seufzer nach.

„Die Frauen! ich sage Ihnen, meine Herren, wer die russischen Frauen nicht gesehen hat, hat gar keine Frauen gesehen. Diese Haare, diese Augen, dieser Wuchs, dieses Feuer — und wenn der Schmenckel aus Wien viertausend Jahre alt werden sollte, er wird den Winter in Petersburg nicht vergessen.

„Die russischen Frauen sind schön, und Sie werden einen Anflug von Neid empfinden, meine Herren, wenn ich Ihnen sage, daß ich unter den schönsten der schönen, die Auswahl hatte. Das klingt wie Aufschneiderei, meine Herren; aber, ich kann Ihnen nicht helfen, es war doch so. Ich bekam ganze Wagenladungen voll Locken, Blumensträußer und Billetters, die alle anfingen: Göttlicher Schmenckel oder Apollo Schmenckel und alle endigten: ich erwarte Sie da und da zu der und der Stunde.

„Aber, wie das so zu gehen pflegt, diejenige, um deren Gunst es mir am meisten zu thun war, gehörte nicht zu meinen Verehrerinnen. Es war eine junge, sehr schöne Dame, die ich Abend für Abend im Circus sah. Aber sie that immer entsetzlich vornehm und kalt, obgleich ich mich immer nur vor ihr verbeugte, wenn ich beklatscht wurde.

„Wie gefallen Ihnen unsere Damen, Schmenckel?“ fragte mich der Kaiser eines Abends, als wir Arm in Arm in seinem Salon auf- und abspazierten.

„So, so, la, la, Euer Majestät!“ erwiderte ich; denn Verschwiegenheit war immer Caspar Schmenckels Stärke.

„Sie sind schwer zu befriedigen,“ sagte der Kaiser: „wie finden Sie die kleine Malikowsky?“

„Wie war der Name?“ fragte plötzlich Berger, der, die Stirn in die Hand gestützt, dagesessen hatte, den Kopf emporhebend.

„Malikowsky, alter Herr!“ wiederholte Herr Schmenckel. „Noch einen russischen Schnitt, Herr Wirth! Erlauben die Herren, daß ich mir meine Pfeife frisch stopfe.“

Oswald blickte auf Berger. Es war ihm, als ob ein seltsames Zucken in den stillen ernsten Zügen wühlte und die Augen eine un-

gewöhnliche Erregung verriethen; aber schon im nächsten Moment hatte Berger den Kopf wieder in die Hand gestützt und Herr Schmenckel fuhr in seiner Erzählung fort.

„Die kleine Malikowsky?" fragte ich; „wer ist das?"

„Haben Sie denn die Dame in Schwarz nicht bemerkt, gleich links neben der kaiserlichen Loge. Blasses Gesicht, große Augen, etwas langes Kinn?"

„Doch, Majestät! aber die scheint mir ein scheuer Vogel."

„Possen, lieber Schmenckel! alles Possen. Im Vertrauen, die Dame stand in etwas näherer Beziehung zu unserm Hause, als mir lieb war. Wir haben ihr einen Mann verschafft, einen heruntergekommenen polnischen Edelmann; ihr Ruf ist nicht gut, seiner ist schlecht; er hat nichts; sie hat eine halbe Million Seelen" —

„Wie viel ist das in Preußisch Courant, Herr Director?" fragte der dicke Stammgast, ein Victualienhändler seines Zeichens.

„Fünf Millionen Thaler, sechsundzwanzig Silbergroschen, vier Pfennig — so passen sie sehr gut zusammen. Wenn sie ihn einmal los sein will, schickt sie ihn auf ihre Güter in Polen — eben jetzt ist er wieder unterwegs. Die erobern Sie sich und ich will sagen, der Schmenckel aus Wien ist nicht nur der stärkste und schönste, er ist auch der glücklichste Mann auf der Welt."

„Euer Majestät Wunsch ist für mich Befehl; erwiderte ich, ging nach Hause und überlegte, wie ich das Herz der Schönen gewinnen könnte. „Nur dadurch, daß Du etwas thust, was vor Dir noch kein Mann gethan hat," sagte ich zu mir, und da, meine Herren, erfand ich das berühmte Schmenckelspiel mit den drei vierundachtzigpfündigen Kanonenkugeln. Am ersten Abend spielte ich mit einer Fangeball — sie lächelte; am folgenden mit zweien — sie klatschte in die Händchen; am dritten mit allen dreien — sie warf mir einen Blumenstrauß zu. Jetzt war ich meiner Sache gewiß. Hier aber, meine Herren, muß ich Sie um Entschuldigung bitten, wenn ich meiner Gewohnheit gemäß, so oft eine Dame in's Spiel kommt, von dem Verlauf der Geschichte nur andeutungsweise so viel sage, daß noch an demselben Abend ein allerliebstes Kammerkätzchen bei mir erschien und mich bat, sie zu ihrer Gebieterin zu begleiten, die vor Liebe zu mir sterbe; daß

der Schmenckel aus Wien ein viel zu gutes Herz hat, als daß er Jemand sollte sterben lassen, und noch dazu aus Liebe zu ihm, wenn er's verhindern kann; und daß die folgenden vier Wochen zu den schönsten seines Lebens gehören."

„Ihr seid ein glücklicher Mensch, Director!" sagte der Fichtenauer Bürgerssohn, der seit vier Jahren die Tochter eines Rathsherrn heimlich liebte und schon so weit mit ihr gekommen war, daß sie ihm einmal beinahe einen Kuß gegeben hätte.

„Wie man's nehmen will, junger Mann," erwiderte Herr Schmenckel mit väterlichem Wohlwollen; „wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten. Ich wollte hier eigentlich meine Geschicht' zu Ende sein lassen; aber zu Nutz und Frommen solcher jungen heißblütigen Gesellen, wie Ihr, Herr Kanzleischreiber Müller, und Ihr Cotterby, Ihr Tausendsacramenter, und Ihr Pierrot, Windbeutel, der Ihr seid, muß ich selbige halt schon auserzählen. Na, merken's auf, Ihr Herren! Das Kammerkätzchen war nicht weniger in mich verliebt, als ihre Herrin, denn, wie ich schon vorhin bemerkte, vor der Liebe sind alle Weiber gleich. Was geschieht also? Eines schönen Abends, als ich — in allen Züchten und Ehren, Ihr Herren, so wahr ich Caspar Schmenckel heiße — bei der Dame, wie gewöhnlich, meinen Thee trinke, klopft es plötzlich sehr heftig an die Thür, die in die Zimmer des Grafen führte und die von innen verschlossen war. Aufgemacht! Aufgemacht! — „Um Gott, der Graf!" flüsterte die Gräfin schreckenbleich; „die Nadeska hat uns verrathen!" — Aufgemacht, Himmelhöllenelement, aufgemacht! — „Na, das ist eine schöne Bescheerung," sage ich, „was wird denn nun?" — „Schmenckel, retten Sie mich!" — „Mit Plaisir, aber wie?" — „Ich eile in meine Schlafstube und schließe hinter mir ab." — „Sehr schön, aber ich?" — „Sie sind hier eingebrochen, durch das Fenster" — dabei riß sie die Fensterflügel auf, nahm den Armleuchter — verschwand durch die zweite Thür, schloß ab und fing an, aus Leibeskräften: Hülfe! Hülfe! zu schreien. Na, meine Herren, stellen Sie sich meine Situation vor. Ehe ich mich noch besinnen konnte, was ich thun sollte, brachen die Thürflügel auseinander und der Graf mit zwei Pistolen in der Hand stürzte herein und vier oder fünf Kerle mit Lichtern und Knitteln hinterher."

„Wie sah der Graf aus?“ fragte Berger dumpf, ohne den in die Hände gestützten Kopf zu erheben.

„Ja, alter Herr, viel Zeit, ihn mir zu besehen, hatte ich nicht. Ich weiß nur, daß es ein schöner langer Kerl war mit vor Wuth blitzenden Augen. „Habe ich Dich, Schurke?“ brüllte er — puff, simm! sauste mir die Kugel am linken; puff, simm! eine andere am rechten Ohr vorbei. Na, ihr Herren, das war doch am Ende auch nicht die rechte Art und Weise, sich bei Caspar Schmenckel zu introduciren. Was werde ich also thun? Ich werde meinen Herrn Grafen um den Leib packen und zum Fenster hinauswerfen, und damit, im Fall er sich etwas zerbrochen hätte, gleich Hülfe zur Hand wäre, einen seiner Bedienten hinterher. Die Andern ergriffen das Hasenpanier und liefen, was sie laufen konnten; ich ihnen nach durch die Zimmer auf den Vorsaal, die Treppe hinunter; und, meine Herren, als ich erst so weit war — den Weg durch die Hausthür auf die Straße fand ich ganz allein. Wie findet Ihr die Geschichte, Professor?“ nd Herr Schmenckel legte seine breite Hand auf Bergers Schulter.

Berger hob den Kopf in die Höhe. Sein Gesicht war todtenbleich; seine Augen rollten; das graue Haar hing ihm über die Stirn . . .

„Wenn Du die Wahrheit sprechen kannst, Mensch!“ sagte er mit einer hohlen, unheimlichen Stimme; „antworte mir: hast Du die Wahrheit gesprochen?“

„Ich glaub', der alte Herr hat a bissel zu viel getrunken;“ sagte Herr Schmenckel gemüthlich.

„Ja, ich habe zu viel getrunken,“ rief Berger, heftig mit den Händen gesticulirend; „zu viel von dem ekeln Gebräu dieses jämmerlichen, nichtsnutzigen Lebens, und der Trank ist mir zu Kopf gestiegen. Ha, ha, ha!“

Es war ein fürchterliches Lachen; aber den halbberauschten Zechern kam es sehr lustig vor.

„Ho, ho! nun kommt der Professor in Gang!“ schrie Herr Schmenckel, sich die Seiten haltend. „Rede halten, Rede halten! Der Professor soll 'ne Rede halten.“

Oswald war aufgesprungen und zu Berger getreten; er versuchte in seiner Herzensangst den Exaltirten mit freundlichen Worten zu beruhigen und zum Fortgehen zu überreden.

Berger achtete nicht auf ihn. Er stand da, sich mit beiden Händen auf den Tisch lehnend, wie Oswald es ihn im Auditorium hatte thun sehen.

„Schreiben Sie, meine Herren," rief er; „es ist die Quintessenz des langen Syllogismus, dessen einzelne Theile ich Ihnen so eben analysirt habe:

Ich stieg auf einen Birnenbaum,
Rüben wollt' ich graben,
Da hab' ich all' mein Leben lang,
Keine besseren Pflaumen gegessen.

„Sie werden mir antworten, daß dies keine speculative Idee, sondern ein altes Schlemperlied ist, aber, meine Herren, in einer Welt, wo die Guten verhöhnt und von schadenfrohen Dämonen genasführt werden; wo der Aberwitz mit der Schellenkappe auf dem Haupt regiert und seine erhabenen Gedanken von der Dummheit, der Gemeinheit, der Brutalität ausführen läßt — da ist eben die Speculation ein Schlemperstückchen und die Idee — die glorreiche, hochherrliche Idee — das sind Sie ja eben selbst, meine Herren, gemeine, rohe Gesellen, wie Sie sind."

„Oho, nit so grob, Alter," rief Herr Schmenckel, der kaum noch lachen konnte.

„Ja, ja, Sie selbst," fuhr Berger heftiger und immer heftiger werdend fort; „Sie selbst, Herr Director Caspar Schmenckel aus Wien, Sie repräsentiren die Gerechtigkeit des Himmels. Die Idee kann nichts ohne Sie; Sie sind die Idee, die incarnirte Idee! Ich sagte Ihnen, das Leben sei nichtswürdig, aber nein — das ist noch viel zu viel — es ist Ihrer würdig. Ich verabscheue Sie, aber ich verehre Sie; ich habe ein Grauen vor Ihnen, aber ich bete Sie an. Kommen Sie in meine Arme, daß ich die Tiefe dieses Elends ermesse, daß ich das Unglaubliche mit Händen greife!"

„An mein Herz, alter Knabe," rief Herr Schmenckel, die Um=

armung erwiedernd; „Du bist ein kreuzfideles, altes Haus; wir müssen Brüderschaft trinken."

Er ließ Berger aus den Armen und griff nach dem Glase.

In demselben Augenblick sank Berger, die Hand auf's Herz drückend, mit einem gellenden Schrei ohnmächtig zusammen.

Es war ein Schrei, fürchterlich, wie der Hülferuf eines Ertrinkenden in dem Augenblicke des Untersinkens; ein Schrei, der den wüsten Lärm in der Stube übertönte, das Singen und Geschnatter zum Schweigen brachte und die Zecher bestürzt von ihren Sitzen in die Höhe fahren ließ. Sie drängten sich mit verstörten Gesichtern herzu und glotzten mit den stumpfsinnigen, von Bier stieren Augen auf den Unglücklichen, den Oswald vom Boden aufzurichten sich bemühte. Niemand legte Hand an, dem jungen Manne zu helfen. Der Schrecken schien die Leute paralysirt zu haben.

„Will mir denn Keiner beistehen?" rief Oswald, die Last des leblosen Körpers in den Armen haltend.

Diese letzten Worte wurden an Herrn Schmenckel gerichtet, der bis jetzt mit offenem Munde und starren Augen, die Tabakspfeife in der einen, das Bierglas in der andern Hand, regungslos dagestanden hatte.

Oswalds Aufforderung brachte ihn wieder zur Besinnung.

„Habt recht, Herr Graf;" sagte er; „müssen was thun für den alten Herrn."

Er legte seine Pfeife auf den Tisch, nahm Oswald den noch immer besinnungslosen Berger aus den Armen, hob ihn in die Höhe und trug ihn aus dem Zimmer, wie ein Löwe eine todte Gazelle wegträgt.

Oswald und der Wirth folgten.

„Hier, hier herein," sagte der Wirth, die Thür des auf der andern Seite des Flurs liegenden Zimmers öffnend, wo die vornehmeren Reisenden abzusteigen pflegten.

Herr Schmenckel legte den Ohnmächtigen auf das Sopha.

„Der alte Herr hat nichts Ordentliches im Magen gehabt," sagte Director Schmenckel im Ton der Belehrung flüsternd zu Oswald, der sich um den Kranken bemühte, „Euer Gnaden hätten ihm erst

vorher ein tüchtiges Stück Schinken mit Schwarzbrod und einen Nordhäuser geben lassen sollen."

Da begann Berger sich zu regen. Er schlug die Augen auf und blickte die um ihn Herumstehenden verwundert an, wie Jemand, der aus einem schweren Traum erwacht. Dann richtete er sich mit Oswalds Hülfe vollends auf und sagte mit leiser Stimme:

„Ich danke Euch, meine Freunde. Ich habe Euch Mühe gemacht. Wir sind in diesem Leben Einer auf den Andern angewiesen. Ich denke, Euch bald wieder zu sehen; vielleicht, daß ich Euch noch einmal Eure Liebe vergelten kann. Komm, Oswald, wir wollen gehen."

„Fühlen Sie sich kräftig genug? Soll ich nicht lieber einen Wagen kommen lassen?"

„Nicht doch; Roß und Wagen ist nicht für mich und meinesgleichen."

Er schritt nach der Thür. Plötzlich blieb er wieder stehen.

„Gieb den Leuten, was wir schuldig sind, Oswald, wir dürfen nichts schuldig bleiben auf Erden."

Oswald bezahlte dem Wirth die Zeche, in welche, zur sichtlichen Befriedigung Herrn Schmenckels, auch was die Seiltänzer verzehrt hatten, eingerechnet wurde.

Einige Augenblicke später hatte er und Berger das Haus verlassen und schritten durch die stillen Gassen von Fichtenau zurück nach Doctor Birkenhains Anstalt.

Berger beobachtete ein Schweigen, das Oswald nicht zu unterbrechen wagte. Der junge Mann machte sich im Stillen heftige Vorwürfe über seine Unbesonnenheit, Berger so lange in solcher Gesellschaft gelassen zu haben. Er glaubte, daß es vor allen Dingen die Hitze und der ungewohnte Genuß des starken Bieres gewesen sei, was Berger in den exaltirten Zustand gebracht habe. Er hatte keine Ahnung, in welch' enger Beziehung die fratzenhaft abenteuerliche Geschichte des Seiltänzerdirectors, auf die er nebenbei kaum hingehört hatte, mit der Leidensgeschichte des unglücklichen Freundes stand. Er dachte an Doctor Birkenhain, und wie schlecht er den Auftrag des Arztes erfüllt habe; er überlegte bei sich, ob seine Anwesenheit nicht eher schädlich als dienlich für Berger und ob es nicht, für den Kranken

sowohl, als für ihn selbst, gerathener sei, wenn er Fichtenau sobald als möglich wieder verließe . . .

So waren sie schweigend bis auf den Weg gelangt, der an der Mühle vorbei auf den Thorweg von Doctor Birkenhains Anstalt zuführte, als Berger plötzlich sagte:

„Du mußt heute noch reisen, Oswald!“

„Heute?“

„Heute lieber, als morgen. Du mußt noch einmal in die Wüste hinaus; ich kann es Dir nicht ersparen. Und ich selbst, ich habe noch viel zu lernen, worin Du mir nicht helfen kannst. So müssen wir uns trennen. Geh' Du Deine Straße; ich will die meine gehen; es ist dieselbe, und ob ich Dir auch ein wenig voraus bin, Du lernst schnell und wirst mich bald einholen. Bis dahin, Oswald, lebe wohl!“

Berger schloß Oswald in seine Arme und küßte ihn.

Oswald war tief bewegt.

„Laß mich bei Dir bleiben,“ sagte er mit von Thränen halb erstickter Stimme: „laß mich bei Dir bleiben, um nie wieder von Dir zu gehen. Ich hasse die Welt, ich verachte die Welt, wie Du.“

„Ich weiß es wohl,“ sagte Berger, „aber die Welt verachten, ist nur das erste Stadium von den dreien bis zu dem großen Geheimniß.“

„Und welches ist das zweite Stadium? Nenne es mir, daß ich es im Fluge durchmesse!“

„Sich selbst verachten.“

„Und — das dritte?“

Sie standen an dem Thorweg. Berger zog die Klingel, die Thür sprang auf.

„Und das dritte, letzte Stadium?“

„Verachten, daß man verachtet wird.“

„Und das Geheimniß selbst, das große Geheimniß?“

„Wer die drei Stadien durchgemacht hat, weiß es und versteht es, ohne daß er fragt. Wer darnach fragt, weiß es nicht und würde es nicht verstehen. Oswald, lebe wohl! Auf Wiedersehen.“

Berger drückte Oswald noch einmal an sein Herz; und trat durch die Pforte, die sich sofort wieder hinter ihm schloß.

Oswald blieb vor der Pforte stehen, einem Bettler gleich, dem der Trunk, um den er bat, verweigert wurde. Dann ging er, gesenkten Hauptes, den Weg, den er mit Berger gekommen war, zurück.

Die Nacht war dunkel; kaum ein Stern an dem trüben, wolkenbedeckten Himmel; die Pappeln am Wege raunten und zischelten und der Mühlbach unten schwatzte es nach: Die Welt verachten — sich selbst verachten — verachten, daß man verachtet wird . . .

Neuntes Capitel.

Zu derselben Zeit, als Oswald mit Berger von dem Gipfel der Gockeleia die Sonne in dem grünen Wäldermeer der Berge versinken sah, war in dem „Curhause“ ein Gast abgestiegen, dessen Ankunft in dem Hôtel eine gewisse freudige Bewegung hervorrief. Es war eine junge, schöne, in einen dunkeln eleganten Anzug gekleidete Dame in Begleitung eines nicht minder schönen, aber blaß und kränklich aussehenden Knaben von etwa zwölf Jahren, und eines alten Mannes, der sich durch einen eisgrauen Schnurbart und eine martialische Haltung auszeichnete und halb der Freund, halb der Diener der Dame zu sein schien. Die Dame war im Sommer desselben Jahres — damals ohne den Knaben — mehrere Wochen lang in Fichtenau gewesen, um ihren Gemahl, der sich seit sieben Jahren in Doctor Birkenhains Heilanstalt befand, dem Tode entgegensiechen und endlich sterben zu sehen — und ihr trauriges Schicksal nicht minder als ihre unendliche Güte und Milde gegen Jedermann, besonders gegen Kranke und Arme, hatten ihr die Liebe und Verehrung der Einwohner des Städtchens in so hohem Grade erworben, daß man noch jetzt in mehr als einer Familie das Andenken der „guten Frau“ dankbar segnete.

Aber auch dieses Mal schien keine freudige Veranlassung die Dame nach Fichtenau geführt zu haben, denn sie war kaum von dem Wirth selbst unter vielen Bücklingen und Complimenten in den Salon der Bel-Etage geführt worden und hatte sich in demselben und in

den zwei links daran stoßenden Zimmern — das Zimmer rechts konnte der gnädigen Frau leider nicht sofort eingeräumt werden, da es noch von einem Reisenden bewohnt sei, der aber jedenfalls nur bis morgen bleibe, — mit Hülfe des alten Dieners einquartiert und den Knaben, der von der Reise sehr angegriffen war, zu Bett gebracht, als sie sich hinsetzte und einige Zeilen an Doctor Birkenhain schrieb, mit denen sich der alte Diener in Begleitung des Hausknechts sogleich auf den Weg nach der Heilanstalt machte.

Nach einer Stunde war Doctor Birkenhain, den alten Diener neben sich, in seinem Einspänner vor dem Curhause vorgefahren, war zu der Dame in den Salon gegangen und hatte eine lange Unterredung mit ihr gehabt, die wohl nicht sehr erfreulichen Inhalts gewesen sein konnte, denn Jean, der Zimmerkellner, hatte, als er den Thee in den Salon brachte, gesehen, daß die gnädige Frau geweint und sich bei seinem Eintritt die Augen getrocknet hatte.

Doctor Birkenhain war nach dieser Unterredung noch einmal an das Bett des schlafenden Knaben getreten, hatte ihm die Hand auf das Herz gelegt, sich dann über ihn gebeugt, und, das Ohr auf die entblößte Brust drückend, längere Zeit gehorcht, dann hatte er sich wieder aufgerichtet, den Schläfer sorgsam zugedeckt, ihm das volle lockige Haar aus der bleichen feinen Stirn gestrichen und sich mit einem Lächeln auf den Lippen, das die strengen ernsten Züge des Mannes eigenthümlich verklärte, zu der Dame gewandt, die das Licht in der Hand, mit dem gespannten Ausdrucke schmerzlicher Ungewißheit in dem lieben schönen Gesicht dagestanden hatte und den Arzt jetzt ängstlich fragend ansah.

„Beruhigen Sie sich, gnädige Frau!“ sagte er, „ich kann mich allerdings noch nicht mit Gewißheit aussprechen, aber was ich bis jetzt beobachtet habe, flößt mir die beste Hoffnung ein, daß es mit unserem kleinen Patienten nicht so schlecht steht, als meine Grünwalder Herren Collegen angenommen haben.“

Ein Freudenstrahl erhellte das Gesicht der Dame, ihre großen dunklen Augen füllten sich mit Thränen.

Doctor Birkenhain nahm ihr das Licht aus der Hand und geleitete sie in den Salon zurück.

„Ich komme morgen früh wieder," sagte er, indem er Hut und Stock nahm; „lassen Sie, wenn es Sie beruhigt, den alten Baumann bei Julius wachen. Sie selbst legen sich zeitig zu Bett und nehmen eins von diesen Pulvern. Sie sind sehr angegriffen und bedürfen der Ruhe."

„Bleiben Sie noch einen Augenblick, Doctor!" sagte die Dame. „Ich muß Sie noch etwas fragen."

Ihre Züge verriethen eine große Erregung; ihr Busen hob und senkte sich unruhig; sie schien einen Gedanken aussprechen zu wollen, der ihr zu fürchterlich war, als daß sie ihn hätte in Worte kleiden können.

Doctor Birkenhain legte Hut und Stock wieder auf den Stuhl.

„Setzen Sie sich, gnädige Frau;" sagte er, wieder neben ihr auf dem Sopha Platz nehmend. „Ich weiß, was Sie mich fragen wollen; ich habe diese Frage schon den ganzen Abend in Ihren angstvollen Augen, auf Ihren zitternden Lippen gelesen. — Sie glauben nicht an die Herzkrankheit, welche die Grünwalder Aerzte diagnosticirt haben; wenn Sie daran glaubten, wären Sie, so hoch Sie auch von meinen geringen Erfahrungen und Kenntnissen denken mögen, doch nicht gerade zu mir gekommen. Sie glauben, daß das Uebel tiefer liegt, daß es — mit einem Worte — ein erbliches Uebel, der erste Keim, der Beginn einer Krankheit ist, die schon einmal für Sie so verhängnißvoll geworden. Habe ich recht?"

Die Antwort der Dame war ein Strom von Thränen, der wie eine lange zurückgehaltene Fluth unwiderstehlich aus ihren Augen brach. Sie drückte schluchzend ihr Taschentuch gegen das Gesicht.

„Liebe gnädige Frau," sagte der Arzt, die Hand der Weinenden ergreifend; „ich bitte, ich beschwöre Sie, beruhigen Sie sich. Es ist, so viel ich aus dem schriftlichen Bericht meiner Collegen, aus Ihren eigenen Worten und aus meiner Beobachtung urtheilen kann, auch nicht der mindeste Grund vorhanden, der Ihren schrecklichen Verdacht bestätigte. Der Wahnsinn ist erblich, ja; er pflanzt sich viele Generationen hindurch fort, bald hier, bald dort, oft nach langen Zwischenräumen wieder auftauchend, aber in der Familie Ihres Gemahls ist erwiesenermaßen der Fall Herrn von Berkows der erste, so lange die

Familie existirt, d. h. seit Jahrhunderten. Und dieser Ausnahmefall hatte seine besonderen, sehr traurigen Ursachen, die sich nur auf das betreffende Individuum beziehen, und sich in ihren Wirkungen nur an diesem Individuum äußern. Herr von Berkow war von Natur sehr gesund, ja auffallend kräftig organisirt, aber — es spricht ein Arzt zu Ihnen, gnädige Frau — er hatte diese kräftige Organisation durch ein ausschweifendes Leben zerrüttet. Was Anderen in seiner Lage zur Rettung wird — die Ehe mit einem keuschen, reinen Wesen — wurde ihm zum Verderben, denn er fühlte seine tiefe Unwürdigkeit, fühlte sie so tief, daß er an Ihrer Verzeihung, an Ihrer Liebe verzweifelte und sich widerstandslos einer finstern Melancholie überließ, in der er bald seine Lebenskraft und seinen Lebensmuth vollends aufzehrte. — Die Sünden des Vaters werden nicht heimgesucht werden an dem Kinde. Sollte sich wirklich eine Herzkrankheit herausstellen, so ist sie jedenfalls noch sehr wenig vorgeschritten und kann, zumal bei Julius' Jugend und übriger kräftiger Constitution erfolgreich bekämpft werden. Darum, gnädige Frau, lassen Sie Ihre Sorge fahren; vertrauen Sie mir und — vertrauen Sie Ihrem Stern, von dem doch endlich einmal die Wolken verschwinden müssen, die ihn bis jetzt verschleierten."

„Meinem Stern?" sagte die Dame mit einem wehmüthigen Lächeln. „Meinem Stern? Ach, Doctor, ich fürchte, der ist, wenn er jemals existirt hat, für immer untergegangen."

„Das wollen wir sehen," sagte Doctor Birkenhain, sich erhebend. „Ich glaube nun einmal an gute Sterne, und vor Allem an Ihren guten Stern. Wer so schön und so lieb und so gut ist, wie Sie, der darf, der soll nicht unglücklich sein. Gute Nacht!"

Doctor Birkenhain ergriff die Hand der Dame, führte sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen und verließ das Zimmer.

Sie saß, nachdem der Arzt sie verlassen, lange Zeit den Kopf auf die Hand gestützt, in tiefes Sinnen versunken.

Wie in einem Traum zogen die Bilder ihres Lebens, an ihres Geistes Aug' vorüber . . .

Sie sah sich als rothwangiges, wildes Kind in ihres Vaters Parke spielen mit einem ernsten, ungelenken Knaben, dem sie manchmal

herzlich gut war und den sie ein anderes Mal nicht ausstehen konnte; der, bald stolz und herrisch, sich ihren Launen widersetzte, bald, wenn sie ihm freundlich begegnete, keine Mühe und keine Gefahr scheute, ihre kindischen Wünsche zu erfüllen ... Sie sah sich einige Jahre später in der Gesellschaft desselben Knaben und einiger anderer Knaben und Mädchen in dem Saale ihres väterlichen Schlosses nach den Tönen einer Violine sehr zierliche Pas machen, zum Entzücken vieler erwachsenen Männer und Frauen, welche die kleine Kokette mit Lobsprüchen und Liebkosungen überschütteten; und sie sah den Knaben, dessen Ungeschicklichkeit sie in ihrem Uebermuth verspottete und verhöhnte, in einer Fensternische sitzen und bitterlich weinen ... Sie sah sich, wieder einige Jahre später, in dem morgenfrischen Glanze sechszehnjähriger Schönheit von allen Seiten umworben und gefeiert und den süßen, köstlichen Trank aus dem rosenumkränzten Becher des Lebens mit durstigen Zügen ahnungslos schlürfend; von Freude zu Freude gaukelnd, wie ein leichtbeschwingter Schmetterling von Blume zu Blume, und doch in diesem seligen Genießen in der Tiefe des Herzens von einer wühlenden Unruhe erfüllt, der die goldige Gegenwart grau und farblos erschien im Vergleich mit der wunderherrlichen, farbenprangenden Zukunft, die alle Träume, alle Wünsche erfüllen würde. Sie hatte in dieser Zeit den ernsten, ungelenken Knaben aus den Augen verloren. Welch' traurige Rolle hätte er auch gespielt in dieser duftenden, blühenden, nachtigallengesangerfüllten, kosenden, tändelnden Feenwelt! ... Aber die Zukunft war Gegenwart geworden und hatte von Allem, was sie verheißen, nichts erfüllt ... ein giftiger Thau war auf die bunten Blumen gefallen und hatte ihnen Farbe und Duft geraubt; die Nachtigallen waren verstummt und über der frühlingprangenden Welt hing ein grauer, düsterer Schleier ... ein Schleier, durch den hindurch entsetzliche Scenen vorüberhuschten — ein Vater, der vor der Tochter auf den Knieen liegt und sie bei seinem grauen Haupt, das er sich zerschmettern müsse, wenn sie seinen Wünschen nicht nachkomme, beschwört, einen Mann zu heirathen, den sie nicht liebt, vor dem ein instinctives Gefühl die Reine, Unschuldige warnt — ein Gatte, der — — weg, weg ihr Bilder, ihr grausigen Bilder, bei deren Erinnerung die Unglückliche nach so vielen Jahren

noch jetzt schaudernd ihr Gesicht in den Händen verbirgt! . . . Und da tritt wieder die Gestalt des jetzt zu einem stolzen, kalten Mann gewordenen düstern, trotzigen Knaben heran, der ihr gegenüber den Stolz in Demuth und die Kälte in unendliche Güte und Liebe verkehrt, der ihr rathend, tröstend, helfend zur Seite steht, der, so viel er vermag, das Leid von ihr wendet, und wo er es nicht vermag, es ihr tragen hilft, ja, Alles wo möglich auf seine Schulter nimmt. Wohl kommt ihr in dieser Zeit der Gedanke, daß dieser Mann mehr werth sei, als alle ihre phantantastischen Träume, aber noch immer kann sie von den Idealen nicht lassen, die nun einmal ihr jugendliches Herz erfüllt haben. Sie quält den Mann, wie sie den Knaben quälte, sie schickt ihn auf Reisen, wie sie ihn früher aus dem Garten schickte, wenn er sich ihren Launen nicht sklavisch fügen wollte . . .

Und nun kommen die friedlichen Bilder in der grünen Oede ihres Landguts verlebter Jahre, in welchen die Gestalten eines schönen, zarten Knaben, eines gutmüthigen, pedantischen Gelehrten und eines alten graubärtigen Dieners in den verschiedensten und doch immer ähnlichen Situationen stets wiederkehren — friedliche Bilder, über deren heiteren Farben doch ein gewisser Hauch der Wehmuth, der unerfüllten Hoffnung, der unbefriedigten Sehnsucht liegt. Zwar denkt sie noch oft an den Mann, den sie in die Verbannung gesandt hat, aber nicht mehr mit dem freundlichen Herzen, das sich seiner Undankbarkeit im Grunde schämt. Es hat sich ein bittres Etwas hineingemischt in ihre Gefühle gegen den Mann, seitdem er — es war auf einer Reise in Italien — gewagt hat, offen mit seiner Liebe hervorzutreten, sie ihn mit jener schlechten Logik, welche Verharren in einer capriciösen Laune für Consequenz nimmt, zurückgewiesen, und er, stolz wie er ist, sie sofort beim Worte genommen hat und seitdem in Egypten und Nubien verschwunden ist. Sie bildet sich ein, daß sie angefangen hat, den Gespielen ihre Jugendjahre, den treuen Freund in aller Noth und Gefahr, zu hassen und ein Psycholog hätte ihr sagen können, daß der Haß der wilde Bruder der holden Schwester Liebe und nur die Gleichgiltigkeit ein undurchdringlicher Panzer für ein Frauenherz ist.

Und nun tritt in diese friedliche Scenerie die Gestalt eines

Mannes, dessen Schönheit ihr kunstsinniges Auge entzückt, dessen sanfte Freundlichkeit sie umspielt wie linder Frühlingshauch, dessen Melancholie in ihrem sich nach Glück sehnenden Herzen ein Echo findet — eines Mannes, der Alles in Allem nur eine Verkörperung ihrer Träume scheint. Und wie in einem Traume nimmt sie seine Liebe entgegen, erwidert sie mit tausendfacher Gluth — sie will die Gefahr nicht sehen, sie will nicht erwachen, sie will einmal in ihrem Leben glücklich sein. Aber der Morgen steigt herauf; es ist nicht möglich, die Augen länger geschlossen zu halten und den Traum zu bannen. Der wider alles Erwarten zurückgekehrte Freund tritt warnend vor sie hin und schon im nächsten Moment geht seine Prophezeiung in Erfüllung. Schlag auf Schlag bricht das Unglück herein, dessen Ahnung ihn aus den Ruinen von Karnak nach seiner nordischen Heimath trieb. Die Nachricht von dem bevorstehenden Tode des Mannes, dessen Namen sie führt, reißt sie aus den Armen des Geliebten; sie eilt, eine Pflicht zu erfüllen, die ihr um so heiliger ist, je wonnevoller das Glück, in welchem sie sich in diesen letzten Wochen gewiegt — und sie kehrt zurück, das Herz voll freudiger Hoffnung und zugleich voll banger Ahnung, und sie hört und sieht, daß der Mann, dem sie sich mit grenzenloser Liebe hingegeben, sie verrathen hat, und daß, wie zur Strafe für ihr kurzes, heimliches Glück, ihr einziges Kind, der schöne, liebenswürdige Knabe, ihr Trost, ihre Wonne, ihr Stolz, daniederliegt an einer Krankheit, in der sie den Anfang eines Leidens sieht, dessen Ausgang und fürchterliches Ende sie eben an dem Vater des Kindes erfahren hat. . . . .

Aber dieser zweite Schlag ist vielleicht für sie ein Segen. Er betäubt sie so, daß sie die Wunde, die ihrem Herzen geschlagen ist, kaum fühlt. Die Liebe des Weibes versinkt in dem Abgrund der Mutterliebe. Sie wacht an des Knaben Bette Tag und Nacht, sie hat nur Aug' und Ohr für seine Bedürfnisse, seine Wünsche; und als er sich etwas erholt, macht sie sich mit ihm auf die Reise zu dem Manne, in dessen Erfahrung sie grenzenloses Vertrauen setzt, von dessen Lippen sie die Entscheidung über Leben und Tod — nein, was schlimmer, tausendmal schlimmer ist, als der Tod! — entgegennehmen will. Und er hat entschieden; er hat ihr nicht alle Hoffnung geraubt,

er hat ihr Muth zugesprochen — ihr Knabe wird leben; er wird gesunden; die Sünden des Vaters sollen nicht heimgesucht werden an dem Kinde. . . .

Und jetzt, wo ihre Seele von dieser entsetzlichen Last befreit ist, denkt sie zum ersten Mal wieder an ihre verrathene Liebe . . .

War dieser Verrath nicht eine Strafe für sie, daß sie zuerst nach ihrem und dann nach ihres Kindes Glück gefragt? für den Verrath, den sie an ihrem Kinde geübt hatte? war die Liebe zu einem Manne, der ihr ganzes Herz erfüllte, nicht Verrath an ihrem Kinde? . . .

Hier in diesem Zimmer hatte sie in den warmen Abenden des verflossenen Sommers so oft von einer Zukunft geträumt, deren Erfüllung diese Gegenwart war, in welcher sie der Strom des Lebens zurückgetrieben hatte, an denselben Ort, fast in dieselbe Situation. War es nicht, als wolle ihr das Schicksal Zeit geben, noch einmal zu überlegen, ehe sie handelte, ehe sie ihr Glück und das ihres Kindes in Hände legte, die viel zu schwach waren, ein solches Gut mannhaft zu vertheidigen? . . .

Hier in diesem Zimmer hatte sie der Freund vor jenen Händen gewarnt, die mit knabenhafter Kühnheit nach allem Höchsten griffen, um in kindischer Laune das Schönste und Herrlichste, als wäre es Trödelwaare, wieder fortzuwerfen. Hier in diesem Zimmer hatte er ihr eine Prophezeiung gemacht, die Wort für Wort schon jetzt in Erfüllung gegangen war . . .

Hier in diesem Zimmer hatte er die Worte zu ihr gesprochen: Und wenn Du dann von diesem Schlage zerschmettert am Boden liegst und zu sterben wünschest und doch nicht sterben kannst, dann wirst Du erkennen, welche Qualen ein Herz erduldet, wenn es seine Liebe und Treue verschmäht und verrathen sieht; dann wirst Du mir im Herzen das Unrecht abbitten, das Du mir gethan. . . .

Wo war er jetzt, dieser treue, edle Mann, der — sie hatte es oft gefühlt, aber nie mehr als in diesem Augenblicke — ihrethalben seine stolze Kraft in Thatlosigkeit oder sinnlosen Abenteuern vergeudete, wie ein Baum, dem das Herz ausgebrochen ist, üppig in Zweige und Blätter schießt, ohne jemals Früchte zu bringen? Wieder

irrte er, ruhelos wie Ahasver, durch die weite öde Welt. Als sollte er nie etwas sein eigen nennen, war ihm das Kind, das er geliebt, ehe er wußte, daß es sein Kind war, wie ein kurzer schöner Traum wieder entschwunden. Er hatte es ziehen lassen, weil ihm sein Gerechtigkeitsgefühl sagte, daß er kein Anrecht habe an diesem Wesen, für das er nichts gethan, als ihm zum Dasein verhelfen. Sollte es denn wirklich sein Schicksal sein, Liebe zu säen und Gleichgiltigkeit zu ernten? . . .

Nein, nein! nicht Gleichgiltigkeit! wenn auch nicht Liebe, wie er sie fühlte, wie er sie wollte, aber auch nicht Gleichgiltigkeit! Empfand sie denn nicht herzliche Freundschaft, aufrichtige tiefe Hochachtung für ihn? Hätte sie nicht Jahre des Lebens darum geopfert, ihm sein Kind wieder zu schaffen? . . .

Wo war er jetzt? Sie hatte sich so daran gewöhnt, ihn in allen trüben Stunden ihres Lebens an ihrer Seite zu sehen, daß sie ihn nun, wo er zum ersten Male fern blieb, schmerzlich vermißte. Und doch, welche Ansprüche hatte sie denn an eine Liebe, die sie hundertmal zurückgewiesen, die sie durch ihre Liebe für einen Anderen so tief, so tief beleidigt hatte? . . .

Die junge Frau war so in diesen Gedanken verloren, daß sie nicht hörte, wie es leise an ihre Thür pochte. Die Thür wurde geöffnet und ein altes, schnauzbärtiges Gesicht schaute herein. Hinter dem schnauzbärtigen Gesicht stand die hohe Gestalt eines Mannes.

„Gnädige Frau!“ sagte der Schnauzbart, „ein guter Freund, der eben angekommen ist, wünscht wo möglich noch heute Abend seine Aufwartung zu machen.“

„Wer ist es?“ fragte die Dame, sich erstaunt von ihrem Sitze emporhebend.

Da trat die hohe Gestalt in das Zimmer.

„Oldenburg!“ rief die Dame. „Oldenburg! Sind Sie es denn wirklich?“

„Ja, Melitta!“ sagte der Baron, die ausgestreckte Hand der Dame ergreifend und an seine Lippen führend. „Ich bin es wirklich.“

Der alte Diener hatte während dieser Begrüßung, sich die Hände reibend und das Paar mit einem Blick betrachtend, in welchem sich

Angst und Hoffnung malten, dagestanden. Als er den unverkennbaren Ausdruck freudiger Ueberraschung auf dem schönen Antlitz der geliebten Herrin bemerkte und die Thräne, die in ihrem Auge erglänzte, als der Baron sich über ihre Hand beugte, traten ihm selbst die Thränen in die Augen. Er ging mit geräuschlosen Schritten aus dem Zimmer, schloß leise die Thür — und wer den alten Mann weiter beobachtet hätte — aber es beobachtete ihn Keiner, würde gesehen haben, daß er vor der Thüre die Hände faltete und mit zitternden Lippen ein heißes Gebet in den grauen Bart murmelte — ein Gebet, das Gott für diese Begegnung zwischen seiner Herrin und dem Manne, den er von Allen allein ihrer würdig achtete, dankte und ihn anflehte, er möge in seiner unendlichen Gnade noch jetzt in der elften Stunde — Alles, Alles zum Besten wenden . . . . .

. . . .

Der Baron war, nachdem der alte Baumann das Zimmer verlassen, mit langen Schritten, wie es seine Gewohnheit war, wenn er ein Gefühl, das ihn zu überwältigen drohte, niederkämpfen wollte, schweigend auf- und abgegangen — Melitta hatte sich auf das Sopha gesetzt, da eine Erregung, die vielleicht nicht minder groß war, als die Oldenburg's, ihr die Kraft zum Stehen raubte.

Nach einigen Augenblicken kam der Baron, nahm neben ihr auf dem Sopha Platz und sagte mit einer sanften Stimme, in der auch nicht die mindeste Spur der rauhen Heftigkeit seines Wesens zu entdecken war:

„Und Sie fragen mich nicht, Melitta, was mich durch Nacht und Nebel hierher in diese Berge, in dies Städtchen und in dies Zimmer geführt hat?"

„Nein!" erwiderte Melitta, ihm voll und klar in die Augen sehend; „nein! weiß ich es doch, ohne daß ich frage."

„Ich danke Dir, Melitta!"

Weiter antwortete er nichts; aber die ganze Seele des Mannes lag in den wenigen Worten.

„Ja, und noch mehr," fuhr Melitta fort; „ich hatte nur eben noch lebhaft an Sie gedacht, — an den treuen Freund, der mir noch stets in jedem Unglück mit Rath und That zur Seite stand, so oft

ich auch seinen Rath verschmähte und die Opfer, die er mir brachte, mit Undank belohnte."

„Opfer — Undank;" sagte Oldenburg und es schwebte ein wehmüthiges Lächeln auf seinen Lippen; „das sind Worte, Melitta, die ohne Bedeutung für uns — ich will sagen für mich sind; es wenigstens jetzt sind, wie ich auch früher darüber gedacht haben mag. Endlich findet sich einmal jeder in sein Schicksal, und wenn der gefangene Löwe seine Verzweiflung ausgetobt hat und seine Kraft an den Eisenstäben seines Käfigs erlahmt ist, legt er sich in die Ecke und ist für die Zukunft so fromm, wie ein Lamm. Doch lassen wir das! ich bin nicht hierher gekommen, um für mich zu plaidiren und eine Sache, die durch alle Instanzen verloren ist, noch einmal hervorzusuchen; ich bin nicht meinethalben hier, sondern Deinethalben. — Ich erfuhr in Grünwald, wohin mich Geschäfte riefen, daß Julius gefährlich erkrankt sei, daß Du Dich mit ihm nach Fichtenau auf den Weg gemacht habest. Ich fürchtete sogleich das Schlimmste und bin Tag und Nacht gereist, um Dir zu helfen, wenn ich konnte. Glücklicherweise ist unsere Angst unnöthig gewesen; ich habe unten Birkenhain gesprochen, der eben von Dir kam. Er hat mich vollständig beruhigt und meint, daß Du, sobald Du Dich erholt, in Gottes Namen zurückreisen kannst. Das ist Alles, was ich wissen wollte, und nun, nachdem der Zweck meiner Reise erfüllt und ich noch, als eine Zugabe gütiger Götter, Dich begrüßt und Deine liebe Hand in der meinen gehabt habe — Gott befohlen, Melitta! und möge uns das Unglück — denn das Glück hat mit uns nichts zu schaffen — sobald nicht wieder zusammenführen:"

Der Baron sprach diese letzten Worte mit lächelnder Miene, aber durch den Ton, in welchem er sie sprach, klang ein schmerzliches Weh — das Weh eines großmüthigen liebreichen Herzens, für das die weite, reiche Welt keine Heimath hat.

Er hatte zum Abschied Melitta's Hand genommen und wollte sich erheben; aber er vermochte es nicht, denn die liebe Hand erwiderte nicht nur warm den Druck der seinen — er fühlte, er glaubte zu fühlen, daß Melitta ihn noch nicht von sich lassen wolle; daß sie es gern sehe, wenn er noch bliebe.

Es war ihm das so neu; er blickte sie verwundert fragend an, ob es denn wirklich möglich? ob denn wirklich seine Gegenwart für sie nicht peinlich sei?

„Sie dürfen noch nicht fort," sagte Melitta mit einer gewissen Hastigkeit, während eine fliegende Röthe für einen Augenblick ihre bleichen Wangen einen Augenblick färbte; „ich kann es nicht ertragen, daß, während alle Welt meine Freundlichkeit rühmt und jeder Bettler zufrieden von mir geht, ich in ihren Augen stets als eine Bildsäule erscheine, die niemals giebt und immer nur nimmt, ohne auch nur ein Danke! zu sprechen. Sie haben mir noch kein Wort von sich selbst gesagt; kein Wort darüber, wie es Ihnen in aller dieser Zeit ergangen ist. Sie kommen hundert Meilen weit her, um sich nach meinem Julius umzusehen und wollen fort, ohne daß ich nur hätte fragen können, ob Sie von Ihrer Czika eine Kunde erhalten haben. Ist das großmüthig? ja, ist das auch nur recht von Ihnen?"

Der Baron sah Melitta, während sie dies sprach, fast erschrocken an.

„Melitta," antwortete er mit einem Ernst, der etwas Feierliches hatte, „man darf in einem Todtkranken die Sehnsucht nach dem Leben nicht entfachen. Verwöhnen Sie mich nicht aus purem Mitleid durch eine Freundlichkeit, die Ihnen nicht von Herzen kommt!"

„Nicht von Herzen?" erwiderte Melitta mit leiser Stimme, „freilich, ich habe diesen Vorwurf verdient; ich darf mich nicht beklagen."

„Ich habe Ihnen keinen Vorwurf machen wollen, Melitta!"

„Und doch trifft er mich. Ja, Oldenburg, es muß heraus; es drückt mir sonst das Herz ab. Ich fühle mich Ihnen gegenüber tief beschämt. Die Last der Dankbarkeit, die Sie auf mich laden, drückt mich zu Boden."

„Eine Last, Melitta? Eine Last! ich habe Sie bei Gott durch das Wenige, was ich im Leben für Sie thun konnte, nicht belästigen wollen."

„Sie wollen mir nicht glauben! Ich kann die Worte nicht messen und wägen, wie Sie! Wenn in Ihrem Herzen nichts für

mich spricht, wenn Sie nicht mit dem Herzen hören wollen, dann" —

Thränen erstickten ihre Stimme.

„Was ist das," sagte Oldenburg, sich mit beiden Händen an den Kopf greifend. „Träume ich denn? Ist dies mein Kopf? dies meine Hand? Bin ich Oldenburg? Sind Sie Melitta? Sie, die Sie weinen, weil ich, Adalbert Oldenburg, Sie nicht verstehe? oder nicht verstehen will?"

„Sie sollen mich verstehen," sagte Melitta, ihre Thränen trocknend, mit einer bei ihr ganz ungewöhnlichen Heftigkeit. „Sie haben mich im Leben so oft schwach und haltlos gesehen, daß Sie mir die Kraft zu einer Entschließung gar nicht mehr zutrauen. Und doch habe ich diese Kraft; und wenn ich sie habe, verdanke ich sie Ihnen, Adalbert. Sie haben in der Krankheit meines Kindes zu mir gesprochen und ich habe mein Herz gegen Ihre Stimme nicht verschlossen. Ich habe sie deutlich gehört in den langen bangen Stunden der Nächte, die ich an dem Lager meines Kindes wachend und weinend verbrachte. Da habe ich mein Kind mit stillen heißen Thränen um Verzeihung gebeten, wenn ich jemals vergessen konnte, daß ich Mutter war; da habe ich mir gelobt, daß ich es nun und nimmer wieder vergessen wolle, da habe ich" —

Sie stockte, brennende Scham übergoß ihre Wangen mit Purpurgluth; aber sie raffte sich gewaltsam empor —

„Da habe ich eine Leidenschaft abgeschworen, die mich vor mir selbst, vor meinem Kinde — und Adalbert, vor Ihnen erniedrigt."

„Halte ein, Melitta! halte ein!" rief Oldenburg aufspringend. „Du bist außer Dir! Du bist nicht allein mit Dir! Du bist in der Gegenwart eines Dritten, eines Mannes, der Dich liebt, Melitta! Er will nicht hören, was Du nur Dir selbst vertrauen darfst?"

„Laß mich ausreden, Adalbert! Ich vertraue Deiner Güte, wie ich Deiner Kraft vertraue. Ich habe Dir noch nicht Alles gesagt, was ich mir zugeschworen an meines Kindes Krankenlager. Ich habe da oft an Dein Kind gedacht und daß Du durch ein entsetzliches Schicksal um Deines Kindes Liebe betrogen bist, wie um das Herz des Weibes, das Du liebst. Und da habe ich mir gelobt, daß, wenn

ich Dich auch nicht beglücken kann, wie Du es verdienst; wenn auch zu viel, zu viel geschehen ist, was Dich und mich auf immer trennt — ich doch Dir Dein Loos will tragen helfen, so weit ich kann; ich Dich wieder mit dem Leben versöhnen und selber für Dich leben will, so weit ich es vermag!"

Melitta hatte sich während der letzten Worte von dem Sopha erhoben. Sie stand da mit hochgerötheten Wangen und leuchtenden Augen.

Oldenburg hatte ihr zugehört mit athemloser Spannung, in einer Erregung, die mit jedem ihrer Worte mächtiger wurde. Seine Augen blitzten, seine Brust wogte, er preßte die Hände gegen sein Herz, das ihm schier zerspringen wollte vor seliger Lust.

Als Melitta's letztes Wort verklungen war, trat er auf sie zu, kniete vor ihr nieder und sagte mit einer Stimme, tief und stark, wie der Klang eines ehernen Schildes:

„Und nun höre meinen Schwur, Melitta! So wahr ich Dich geliebt habe, seit ich denken kann, so wahr mir in der Nacht meines Lebens nur ein Stern gestrahlt hat; so wahr ich in der Wüste des Lebens nur deshalb ziel- und zweck- und ruhelos umhergeirrt bin, weil ich verzweifelte, daß dieser Stern mir jemals freundlich leuchten könne — so wahr will ich von diesem Augenblicke an mit aller Kraft, die mir gegeben ist, nach dem Höchsten ringen; abthun alle kleinliche Schwäche und Verzagtheit, und die Zeit wieder einbringen, die ich in Thatlosigkeit vergeudet habe. Und, so wahr mein Herz jetzt von einer Seligkeit erfüllt ist, die keine Worte aussprechen können, so wahr will ich nicht ruhen und nicht rasten, bis Du mich liebst, wie ich Dich liebe, bis Du die Meine bist — hörst Du Melitta, mein Weib!"

Er war aufgesprungen.

„Und nun, Melitta" — rief er — und seine Worte waren wie Jubelgesang, „lebe wohl! es duldet mich nicht mehr unter diesem Dach; die ganze weite Welt ist zu eng für mich geworden. Leb wohl! leb wohl! bis wir uns wiedersehen!"

Er schloß Melitta stürmisch in seine Arme und küßte sie auf die Stirn. Dann eilte er zum Zimmer hinaus.

Melitta war wie versteinert mitten in dem Gemache stehen geblieben. Sie hatte weder die Kraft gehabt, Oldenburg zurückzuhalten, noch sein Lebewohl zu erwidern.

Sie legte die Hände gegen ihre pochenden Schläfen.

„Was habe ich gethan? was habe ich gesagt?" fragte sie sich. Und die Stimme in ihrem Herzen antwortete: Nichts, dessen Du Dich vor Dir selbst, vor Deinem Kinde zu schämen brauchtest.

Sie eilte in das anstoßende Gemach. Sie lehnte sich über den schlafenden Knaben; sie küßte ihn unter heißen Thränen.

Da hörte sie das Rollen eines Wagens, der schnell von der Thür des Hotels abfuhr.

„Er ist es!" murmelte sie aufhorchend, und dann, ihr Gesicht in die Kissen drückend: „Leb wohl, leb wohl! bis wir uns wiedersehen!"

Zehntes Capitel.

Während in dem Salon des Curhauses zwischen Melitta und Oldenburg diese Unterredung stattfand, in welcher, wie von einem Zauberschlage, die Schranken fielen, die zwei gute Herzen für immer trennen zu wollen schienen, hatte in dem Zimmer rechts — „das von einem Reisenden, der jedenfalls nur bis morgen bleibt," bewohnt war — dieser selbe Reisende an einem Tische, nahe an der Thür, welche die beiden Räume trennte, dagesessen — den fiebernden Kopf in die Hände gestützt, das zuckende Herz von unsäglichen Qualen zerrissen. . . .

Oswald hatte, nachdem er Berger an der Pforte des Irrenhauses verlassen, durch den Abschied von Berger und durch die letzten grausigen Worte des unglücklichen Mannes tief erschüttert, in trübes Sinnen verloren, den Weg von der Heilanstalt an dem Fluß entlang, fast wie ein Nachtwandler zurückgelegt.

Was er seit seiner Ankunft gestern Abend in Fichtenau gehört, gesehen, erfahren — all die Eindrücke, die auf ihn losgestürmt, all die Gedanken, die in ihm angeregt, all die Leidenschaften, die in ihm entfesselt waren, wirbelten in seinem Hirn und Herzen chaotisch durcheinander. Er hatte ein dunkles Gefühl davon, daß dieser Zustand zuletzt zum Wahnsinn führen müsse, ja daß derselbe schon eine Art Wahnsinn sei.

Sollte er nicht umkehren und an die Pforte pochen, die sich so eben hinter Berger geschlossen? war dieses Haus mit seinen hohen Gefängnißmauern nicht das beste Asyl für Herzen, die der Welt so müde waren, wie das seine? . . . Oder besser noch: sollte er sich nicht über das niedrige Geländer hinab in den Fluß stürzen, der unter ihm, tief und still, geräuschlos wie eine Schlange, zwischen den hohen, steilen Ufern dahinschoß? konnte er so nicht sicher sein, die heiße Stirn für immer zu kühlen, die hämmernden Pulse in den Schläfen auf ewig zum Schweigen zu bringen? Durfte er hoffen, aus einem Labyrinth, in welchem ein so hoher edler Geist, wie der Bergers rettungslos verwirrt war, den Ausgang zum rosigen Licht zu finden? war ihm nicht Berger an Kraft des Geistes wie an Adel der Seele überlegen — und doch und doch? „Daß ich die Tiefe dieses Elends ganz ermesse, daß ich das Unglaubliche mit Händen greife!" hatte der Unglaubliche ausgerufen, als er sich dem Seiltänzer in die Arme stürzte. Das also war der Weisheit letzter Schluß! Der hochsinnige Idealist sah sich von dem rohen Sklaven der Sinnlichkeit an Lebensmuth und Lebensfreudigkeit übertroffen! Der Schüler Plato's erkannte seinen Meister in einem trunkenen Clown! Der Mann, der, dem Jüngling von Sais gleich, sein Leben lang Wahrheit und nur Wahrheit gewollt hatte, fraternisirte mit einem plumpen Lügner, einem Charlatan, der aller Wahrheit ein Schnippchen schlug, und von der Leichtgläubigkeit der Leute vergnügt und lustig lebte, wie eine Schwalbe von Mücken. Wie der alte Lear in der Sturmnacht auf der Haide den Königsmantel von den Schultern reißt, um nichts voraus zu haben vor dem armen Toms, „dem zweizinkigen Thier," dessen „Bauch nach zwei rothen Heringen schreit," so hatte Berger den Philosophenmantel abgethan, der ihn lange nicht

so warm hielt, als den Seiltänzer seine nackte Rohheit. An diesem Manne hatte Berger erkannt, daß nur da eine Ahnung von Glück ist, wo alle Anwartschaft auf Reichthum, Glanz und Ehre aufgegeben wird und man in der Verachtung der Andern weder eine Strafe noch eine Schande sieht. Was Anderes hatten denn die Menschen früherer Jahrhunderte im Sinn, die sich von Heuschrecken nährten und ihren Leib der Gluth der Sonne und der Kälte des Regens aussetzten? indische Büßer? christliche Anachoreten? Flagellanten, Säulenheilige und Asceten aller Art? Ist die Ascese nicht die Consequenz des Ringens nach Heiligkeit? und Welt- und Menschen- und Selbstverachtung die Consequenz der Ascese? Können wir zum Allerheiligsten gelangen — zum seligen Ursein, zur süßen Nirwana — bevor wir unsere Individualität vernichtet haben, so weit es im Leben möglich ist? und ist diese Vernichtung möglich, wenn wir uns immer wieder an das Leben klammern, und was das Leben lebenswerth macht? Ist es ein Zufall, daß die Heiligen in den Augen der Menge wunderlich, und die Gesellschaft der Zöllner und Sünder in den Augen der Heiligen die beste ist? Ja, ja! Berger und Schmenckel Arm in Arm! so war das Räthsel gelös't und die Quadratur des Cirkels verwirklicht! . . .

Oswald konnte das Bild nicht los werden und an dem entsetzlichen Eindruck, den es auf ihn gemacht, kam er wieder einigermaßen zur Besinnung. Sein ästhetischer Sinn sträubte sich gegen das widerliche Gewand, in welches sich die Ascese kleidet. Zu der Ordensregel der dreimaligen Verachtung bekannte er sich von ganzem Herzen, aber die Ordenstracht mißfiel ihm sehr. Er dachte sich in einem Aufzuge, wie er Berger gesehen hatte — eine blaue fadenscheinige Blouse, ein grober Filz, ein Dornenstock — und es überkam ihn ein Schauder; er dachte, was wohl Doctor Braun, der stets in seinem Anzuge eine peinliche Accuratesse beobachtete, und dessen Fundamentalsatz es war: daß man sich vor allem geistigen und leiblichen Schmutz sorgsam hüten müsse, wenn man psychisch und physisch gesund bleiben wolle, gesagt haben würde, wenn er ihn in Bergers Gesellschaft gesehen hätte. Die Welt verachten! weshalb nicht? Sich selbst verachten? ich habe es schon oft und leider meistens mit nur zu viel

Grund gethan! aber verachten, daß man verachtet wird! nimmermehr! lieber den Tod, tausendmal lieber! —

Und warum den Tod? warum nicht das Leben? ist denn das Leben selbst für mich so ganz verächtlich? Habe ich nicht in Braun einen Freund gefunden, auf den ich stolz sein kann? sollte es mir an der Seite dieses Mannes nicht gelingen, aus all dem Irrsaal herauszufinden? kann nicht, wenn auch nicht Alles, doch noch Vieles, noch Manches gut werden? — wenn ich mich entschlösse, den Hyperidealismus, der mich auszuhöhlen droht, Knall und Fall fahren zu lassen? wenn ich noch in der zwölften Stunde umkehrte auf einem Wege, dessen Endpunkt Doctor Birkenhains Heilanstalt? wenn ich heute Nacht noch dieses Fichtenau verließe, wo die Luft, wie Braun geahnt hat, für mich mit Unglück angefüllt ist?" . . .

Oswald stand vor dem Curhause. Eine Chaise, die eben angekommen, hielt noch angespannt vor der Thür. In dem Speisesaal sah er zwei Herren in eifrigem Gespräch an dem Ende der langen Tafel sitzen. Es war ihm, als ob Doctor Birkenhain der Eine sei. Es verlangte ihm durchaus nicht nach einer Begegnung mit dem Arzte, dessen Auftrag in Betreff Bergers er so kläglich ausgeführt hatte. Er wollte ihm, ehe er abreis'te, einige Zeilen schreiben, in denen er sich mit dringenden Geschäften und Bergers speciellem Wunsch entschuldigte, wenn er, ohne sich persönlich zu empfehlen, abgereis't sei.

Er ging auf sein Zimmer und schellte.

„Geht die Post noch heute Nacht?

„In einer halben Stunde, mein Herr."

„Ich will mit der Post fort. Besorgen Sie mir einen Platz und die Rechnung!" sagte Oswald, schon mit dem Packen seiner Sachen beschäftigt.

„Sogleich, mein Herr!"

„Ja, ja! ich will fort, fort von hier," murmelte Oswald mit Leidenschaftlichkeit, sich in dem Entschluß der letzten Minute bestärkend. „Fort von hier, ehe noch mehr Unglück über mich hereinbricht."

„Die Rechnung, mein Herr!" sagte der wiedereintretende Kellner.

„Danke bestens, mein Herr. Der Herr brauchen sich gar nicht so sehr zu beeilen. Sie haben noch fünfundzwanzig Minuten Zeit; die Post ist drei Schritt von hier. Glaubten, der Herr würde noch die Nacht bleiben. Hätten sonst dies Zimmer an eine Dame geben können, die so eben angekommen ist und den Salon nebenan und zwei Zimmer bestellt hat. Mußten ihr die Zimmer links geben, die freilich für eine so schöne Dame nicht gut genug sind."

Der Kellner sprach diese Worte in einem Flüstern, das auf eine gewisse Undichtigkeit der Thüren in dem „Curhause" schließen ließ.

„Wer ist die Dame?" fragte Oswald, indem er seinen Koffer zuschnallte.

„Eine Frau von Berkow; alte Bekannte von uns. Erzählte dem Herrn schon heute Morgen davon. Werde sogleich den Hausknecht schicken, daß er den Koffer auf die Post trägt. Sonst nichts zu befehlen, mein Herr?"

Der Kellner verließ mit einer kühnen Schwenkung seiner Serviette das Zimmer. Oswald richtete sich in die Höhe. Sein Gesicht war todtenbleich. Er mußte sich an dem Tisch halten; seine Glieder flogen.

Hatte er denn recht gehört? Melitta hier? in diesem Hause? in dem nächsten Zimmer? Wie kam sie hierher? Was wollte sie hier? wen suchte sie hier? hier an diesem Orte, an den sich für sie so wichtige Erinnerungen knüpften? War dies ein Zufall? war es Absicht? war es möglich, daß sie seinethalben hier war? hatte sie das Ziel seiner Reise in Erfahrung gebracht? suchte sie ihn? . . . hatte sie den Brief, den er ihr von Grenwitz aus, nach Bruno's Tode und eine Stunde vor dem Duell mit Felix nach Berkow schrieb, den Brief, in welchem er ihr mit einer apathischen Grausamkeit, die er für Heroismus hielt, sagte, daß sein Herz ihr nicht mehr ganz gehöre, daß er sie und sich selbst nicht täuschen wolle und könne, daß er für immer von ihr — und vielleicht von dem Leben — Abschied nehme, nicht erhalten? oder hatte sie ihn erhalten und mit der Ungläubigkeit eines liebenden Herzens gelesen, das die Treulosigkeit nicht versteht, weil es selbst nur treue Liebe kennt? War sie hier, ihm zu sagen, daß sie ihm verziehen habe? daß sie noch immer seine Melitta

sei? ... Würde sie, wenn er jetzt zu ihr eilte und ihr zu Füßen sänke, den Reuigen vom Boden aufheben, ihm sagen, daß Alles vergessen und vergeben sei? daß sie ihm nie gezürnt habe? ...

Er lauschte, ob sich nebenan etwas rege. Er hörte nichts, nichts als das Klopfen seines ungestüm pochenden Herzens.

Sie war allein ... sie harrte vielleicht seines Kommens ... sollten sie wirklich wiederkehren die seligen Tage von Berkow? ... sollte wirklich noch Alles, Alles gut werden? ...

Er lauschte ... er hörte nebenan die Thür gehen.

Es wird ein Kellner sein, der einen Auftrag ausgerichtet hat ...

Eine tiefe Männerstimme ... die weiche Stimme einer Frau? ...

Die weiche Stimme war Melitta's Stimme ... aber die andere? ...

Er lauschte ... die Stimmen wurden lauter, deutlicher ...

Ein convulsivisches Zucken flog über das Gesicht des Lauschers; ein heiseres unheimliches Lachen brach aus seiner Kehle ... der Mann, der mit Melitta so eifrig sprach, — war Baron Oldenburg.

Das Sopha, auf dem die Redenden saßen, stand dicht an der Thür, welche die beiden Zimmer verband. Oswald konnte nicht Alles verstehen, was sie sprachen; aber wozu denn auch das? Die Zusammenkunft der Beiden hier in diesem abgelegenen Städtchen, das schon einmal der Ort ihrer verstohlenen Rendezvous gewesen war, sprach beredt genug. So hatte er denn doch recht gehabt! so hatten die Beiden ihn von Anfang an genasführt! Er hatte an Melitta nichts gefrevelt, was sie nicht an ihm gesündigt hatte. Die Rechnung war quitt ...

Es klopfte an die Thür.

Der Hausknecht erschien, den Koffer des Herrn auf die Post zu bringen.

„Es ist die höchste Zeit, mein Herr. Der Postillon hat schon zweimal geblasen.“

Oswald folgte mechanisch dem Manne über die Corridore weg, zum Hause hinaus, über die dunkle Straße an den Postwagen.

Eine Minute später rumpelte der Wagen über das Pflaster

davon. Der Postillon blies ein lustiges Liedel in die stille Nacht hinaus und Oswald summte zur Melodie den Text: Sich selbst verachten, die Welt verachten, verachten, daß man verachtet wird.

Elftes Capitel.

Es war in der ersten Frühstunde eines trüben Herbsttages. In den Bergen um Fichtenau braute der Nebel, so dicht, daß, wer auf der Landstraße, die sich gleich hinter dem Städtchen, steil aufsteigend, in die Wälder verliert, dahinfuhr, kaum die ersten Tannen an dem Rande unterscheiden mochte.

An dem Wegrande, an einer Stelle, wo sich zwei Straßen kreuzten, saßen Xenobi und die Czika. In dem Graben vor ihnen weidete ihr treuer Gefährte auf allen Irrzügen, der kleine Esel mit dem rothen Federbusch auf dem Kopf und der rothen Schabracke auf dem Rücken, das kurze, halbfaule Gras. Es schien ihm nicht sonderlich zu munden: er schüttelte oft unwillig den dicken Kopf, als wollte er sagen: ich bin genügsam; aber es hat Alles seine Grenzen.

Auch der Zigeunerin und dem Kinde schien das Wetter nicht eben zu behagen. Sie saßen da, jedes in ein grobes Tuch gehüllt, stumm und regungslos, wie zwei egyptische Statuen. Diese Haltung, die an dem Weibe erklärlich sein mochte, hatte etwas Unheimliches bei einem so jungen Geschöpf wie Czika.

Und auch Xenobi selbst war nicht mehr das stahlkräftige Weib, wie es Oswald an jenem Sommernachmittage im Walde von Berkow gesehen hatte. War es nur der Einfluß des Wetters, oder war es Krankheit und Kummer — aber in ihren Zügen war wenig mehr von der stolzen Energie, die sie früher so auszeichnete, zu erblicken. Ihre Stirn war von schmalen Falten durchfurcht; ihre Augen waren tiefer in den Kopf gesunken und leuchteten nicht mehr in dem alten Glanz, wie sie jetzt, als ihr scharfes Ohr das Geräusch eines Wagens

vernahm, der von Fichtenau heraufkam, den Blick nach jener Gegend richtete.

„Sie sind es nicht;“ murmelte sie; den Kopf wieder sinken lassend.

Nach einigen Minuten tauchte eine wohlverschlossene, von zwei Pferden gezogene Reisechaise aus dem Nebel auf. Vorn auf dem Bock neben dem Kutscher saß ein alter Mann mit einem langen eisgrauen Schnurrbart. Er wandte sich oft halb um, einen Blick in das Innere des Wagens zu werfen und die Insassen — eine Dame und einen Knaben — ehrerbietig freundlich anzulächeln.

So hatte er auch die Zigeunerin nicht bemerkt, die, eine vornehme Dame im Wagen erblickend, eine Gabe zu heischen, herantrat. Wie erstaunt war er deshalb, als er sah, daß die Dame ihm plötzlich, mit allen Zeichen äußerster Bestürzung, zurief, halten zu lassen, und noch ehe der Wagen hielt, auf der Landstraße stand.

„Isabel, sind Sie es! und die Czika! Gott, welches Glück!“ rief Melitta, die Zigeunerin bei beiden Händen ergreifend; „Nun lasse ich Euch nicht wieder fort! Gott, welches Glück! welches Glück!“ und die junge Frau umarmte mit Thränen in den Augen das Zigeunerweib.

Die aber machte sich fast gewaltsam los und trat einen Schritt zurück, die Arme über der Brust kreuzend und Melitta mit einem argwöhnischen, beinahe feindlichen Blick ansehend.

„Kennst Du mich nicht mehr, Isabel?“ sagte Melitta; „ich bin es ja! Denkst Du nicht mehr an die Tage in Berkow vor fünf Jahren? das ist mein Julius! Und wie groß und schön die Czika geworden ist!“

Melitta eilte auf Czika zu, schloß das Kind in ihre Arme und herzte und küßte es.

Julius war aus dem Wagen gesprungen, der alte Baumann vom Bock herabgeklettert. Sie sprachen zu Xenobi, die ihrer nicht achtete, sondern mit angstvollen Augen auf Melitta blickte, die jetzt, Czika an der Hand, wieder auf sie zutrat.

„Isabel!“ sagte Melitta, „Du mußt, Du mußt mir die Kleine geben. Ich darf, ich kann nicht ohne sie weiter reisen.“

„Warum willst Du uns nicht lassen, wie wir sind;“ sagte die

Zigeunerin. „Du bist eine Edeldame, Du taugst für das Haus; die Zigeunerin gehört in den Wald. Du stirbst im Wald; die Zigeunerin stirbt im Haus. Ich kann nicht mit Dir gehen."

„So gieb mir die Czika."

„Willst Du mir Deinen Knaben geben?"

Melitta wußte nicht, was sie darauf erwidern sollte. Sie fühlte zu tief, daß die Zigeunerin nicht anders handeln könne, daß sie an der Stelle der Zigeunerin ebenso handeln würde. Und doch! die Beiden wieder ziehen lassen in die weite Welt? Oldenburgs Töchterchen, nach dem er sich so sehnte, das er noch immer suchte, wieder verschwinden zu sehen, nachdem ein Zufall, wie er vielleicht nie im Leben wieder eintrat, es ihr in den Weg geführt — sie konnte den Gedanken nicht ertragen und brach, wie ein Kind, das sich hülflos und rathlos sieht, in Thränen aus.

Die Zigeunerin schien gerührt. Sie nahm Melitta's Hand und küßte sie.

„Du bist sehr gut!" sagte sie; „ich weiß es. Ich würde Dir die Czika lieber geben, als jedem Andern."

Sie stand nachdenklich da; plötzlich ergriff sie Melitta wieder bei der Hand und führte sie etwas die Seite.

„Weißt Du," sprach sie, „wer der Czika Vater ist?"

„Ja."

„Und thust Du, was Du thust, des Vaters halber, oder des Kindes?"

Melitta's Wangen färbten sich.

„Um Beider willen," antwortete sie nach einigem Zögern.

„Wohin gehst Du jetzt?"

„Zu Hause, nach Berkow."

„Und bleibst dort?"

„Ja, diesen Winter wenigstens."

„So höre mich. Ich schwöre Dir bei dem großen Geist, ich will Dir die Czika bringen, sobald ich fühle, daß ich versammelt werden soll zu meinen Vätern. Das ist vielleicht sehr bald. Mehr kann ich nicht, mehr darf ich nicht versprechen."

Melitta fühlte, daß sie sich mit diesem Versprechen begnügen

müsse. Sie kannte den Charakter der braunen Gräfin zu gut, um zu wissen, daß, wenn sie einmal einen Entschluß gefaßt habe, alle Bitten, alle Vorstellungen vergeblich seien. So stieg sie denn, nachdem sie Xenobi und das Kind noch einmal umarmt, traurig in den Wagen, der sich dann alsbald wieder in Bewegung setzte.

Das Rollen des Räder und der Hufschlag der Pferde waren verhallt. Wieder saßen die Zigeuner am Rande des Weges.

Da kam abermals ein Fuhrwerk von Fichtenau herauf. Man hörte schon von weitem das Hot! und Hü! des Fuhrmanns und das Klirren der Ketten, mit denen die Pferde angeschirrt waren.

Wenige Minuten später tauchte der Wagen aus dem Nebel auf. Es war ein riesiger Kasten — ein ganzes Haus auf vier Rädern, bis unter das Dach und noch hoch über dem Dach mit Kasten und Kisten, Pauken und Trompeten, Coulissen, Stangen und Leitern, Küchen- und Seiltänzergeräthschaften aller Art vollgepfropft. Die vier Pferde, die diese Arche Noä zogen, hatten genug zu thun.

Vor dem Wagen her gingen der Egypter Cotterby, der Künstler mit dem Riesenfaß, Herr Stolzenberg, und der Komiker, Herr Pierrot. Sämmtliche Herren trugen bunte Shawls um den Hals gewunden, und kurze Pfeifen im Munde. Aus dem offenen Fenster der Arche ertönte Kindergeschrei und die keifende Stimme Mamsell Adele's. Hinter dem Wagen gingen in eifrigem Gespräch, wie es schien, Herr Director Schmenckel (ebenfalls mit einem bunten Shawl um den Hals und einer kurzen Pfeife im Munde) und ein Mann in blauer Blouse mit einem Knotenstock in der Hand und einem alten Filz auf dem Kopf, dessen Bekanntschaft Director Schmenckel vor einigen Abenden unter höchst eigenthümlichen Verhältnissen in der Trinkstube zur „Grünen Mütze" machte, der sich seitdem öfters in dem genannten Gasthause hatte sehen lassen, und sich heute Morgen, als die Seiltänzer kaum aus dem Städtchen heraus waren, ganz unerwartet zu ihnen gesellte.

Als der Wagen an den Kreuzweg gekommen war, hielt der Fuhrmann an, um seine dampfenden Pferde sich verschnaufen zu lassen. —

Die Zigeunerin mit ihrem Kinde trat heran und wurde von den Seiltänzern freundlich begrüßt.

Herr Director Schmenckel schüttelte ihr die Hand und patschte Czika väterlich auf die braune Wange.

„Ist gut, Xenobi, daß Ihr wieder hier seid!“ sagte er; „es wollte, hol' mich der Kuckuk, ohne Euch gar nicht mehr gehen. — Adies, Professor! Danke für freundliche Begleitung! Du mußt hier umkehren; find'st sonst den Weg nicht zurück nach Fichtenau.“

„Ich gehe noch ein Streckchen mit;“ erwiderte der Mann in der Blouse.

„Mir soll's recht sein,“ sagte Herr Schmenckel, „je weiter, je lieber. So'n altes, braves Haus, wie Du, trifft man nicht alle Tage. Ist alles in Ordnung? Na, dann los!“

Das Fuhrwerk setzte sich wieder in Bewegung. Nach einigen Augenblicken war Alles — Wagen, Pferde und Menschen in dem dichten, grauen Nebel verschwunden.

Zwölftes Capitel.

Die Stadt Grünwald spielte in Zeiten, welche die Geschichte längst in ihr Hauptbuch eingetragen hat, eine bedeutendere Rolle, als jetzt. Sie war ein angesehenes Glied der alten Hanse und rivalisirte mit Hamburg, Lübeck und Bremen an Macht und Reichthum. Ihre Schiffe fuhren auf allen nordischen Meeren und auch in den Häfen von Genua und Venedig wehte nicht selten die Grünwalder Flagge. Die Bürger waren ein breitschultriges, hartköpfiges, in Liebe und Haß starkes, und alle Wege tüchtiges Geschlecht, das nicht ohne Grund auf seine Freiheiten und Gerechtsame stolz war, und auf die zwischen sumpfigen Teichen und dem Meere geschützte Lage und auf die hohen Mauern und Wälle ihrer Stadt, noch mehr aber auf die breite Wehr an ihrer Seite und das muthige Herz in der Brust felsenfest vertraute. Noch im dreißigjährigen Krieg bewährte Grünwald im heißen Kampfe gegen die Kaiserlichen seinen alten Ruhm und die Erinnerung an die glorreichen Thaten der Väter ist bis auf den heutigen Tag lebendig in den Herzen der jetzigen Bewohner.

Freilich, es muß jetzt von dem alten Ruhme zehren, denn die neue Zeit hat nichts zur Vermehrung desselben gethan. Seitdem die Schifffahrt nicht mehr mit den wenig tief gehenden Fahrzeugen, wie sie in den langen, vielfach gewundenen Wasserstraßen des Sundes, an dem die Stadt liegt, einzig verwandt werden können, auskommt; seitdem der Handel sich andre Wege gesucht und andre Märkte geschaffen hat, ist Grünwald langsam aber stetig von seiner stolzen Höhe heruntergestiegen und zuletzt auf das Niveau einer simplen Provinzialstadt herabgesunken, die in der großen Welt der Politik und des Handels nicht weiter zählt.

Indessen liegt noch immer, trotzdem der Hafen versandet ist, die Wälle geschleift und von der ellendicken Stadtmauer nur noch Trümmer vorhanden sind, auf der alten Hansestadt ein melancholischer Hauch ehemaliger Größe, der den sinnigen Wanderer anmuthet, wie den Gelehrten der Moderduft eines vergilbten Pergaments. So sehr sich auch die jetzigen Bewohner bemüht haben, ihrer Stadt ein möglichst triviales, nüchternes Aussehen zu geben — sie haben doch manche poetisch winklige Gasse nicht grade machen können, manches alte Haus mit schmalem, hohem, reich verziertem Giebel stehen lassen müssen. Und über dem Gewirr der Straßen, Gassen und Gäßchen mit ihrem halb modernen und halb alterthümlichen Charakter ragen die gewaltigen Thürme herrlicher Kathedralen, die für die jetzigen Verhältnisse Grünwalds viel zu prächtig sind, und besonders in der Nacht, wenn sie ihren ehrwürdigen Schatten weit hin über die Stadt werfen, die im Mondenschein zu ihren Füßen schläft, oder des Abends, wenn man sich vom Meere her dem Hafen nähert, und der graue Nebel, der aus dem Wasser steigt, über das Ganze einen ahnungsvollen Schleier breitet, die Illusion des Alterthümlichen vollkommen machen.

Die Gerechtigkeit erfordert übrigens, auszusprechen, daß, was von der jetzigen Unbedeutendheit Grünwalds gesagt ist, nur relativ genommen werden kann — im Verhältniß zu der ehemaligen Herrlichkeit. Im Uebrigen ist Grünwald für die Provinz, in der es liegt, noch immer eine wichtige Stadt. Wenn seine Flagge auch nicht wie sonst auf allen Meeren weht, so wimmelt es doch zu allen Zeitenin

seinem Hafen von kleineren Kauffahrteischiffen und Boten, und auf den Werften liegen stets mehrere Fahrzeuge auf dem Stapel. Wenn seine Mauer auch von den Kaiserlichen in Trümmer geschossen ist, und seine Wälle von den Franzosen geschleift sind, so ist es doch noch immer eine Festung, deren Commandant nicht ruhig schlafen würde, bevor nicht von allen Thorwachen der Rapport eingelaufen ist, daß „nichts Besonderes vorgefallen." Wenn die Stadt auch ihre alten Privilegien verloren und die stolze Freiheit und Selbstständigkeit eingebüßt hat, so ist sie doch wiederum als integrirender Theil eines großen Ganzen um manche Vortheile reicher geworden. Grünwald ist nicht nur die Garnisonsstadt für ein Bataillon Infanterie und ein halbes Regiment Artillerie, sondern auch der Sitz der Regierung des Bezirks, sowie eines höchsten Gerichtshofes, und vor Allem ist Grünwald, wie jeder weiß, eine Universität, wenn auch das Licht, das von diesem Musensitz ausstrahlt, nicht gerade weit in die Lande dringt.

Ueberdies ist Grünwald die Residenz des in dieser Provinz und besonders in diesem Theile der Provinz so mächtigen, reich begüterten Adels. Wenn die reichen Kornernten auf ihren weiten Feldern eingeheims't sind, wenn die Blätter von den Bäumen ihres Parks wehen und die Krähen aus den entlaubten Wäldern in die Städte ziehen, dann kommen alle die Grafen und Barone und kleinen Herren, alle die Itz'ens und Witz'ens drüben von der Insel und aus der Umgegend in ihren schwerfälligen, vierspännigen Staatscarrossen zur Stadt gefahren und richten sich mit Kindern, Dienerschaft, Hauslehrern und Gouvernanten für den Winter ein in den stattlichen Häusern, die sie überall in der Stadt besitzen und die sich den Sommer über durch öde Schweigsamkeit, heruntergelassene Fenstervorhänge und das Gras, das zwischen den Steinen der Rampen in idyllischer Ruhe wuchs, vor den gewöhnlichen Häusern auszeichneten, die von ordinären, Steuer zahlenden, unprivilegirten, Sommer und Winter arbeitenden Menschen bewohnt sind.

Dreizehntes Capitel.

Es ist Herbst. Die Felder sind kahl; von den Linden auf dem Schloßhofe von Grenwitz wirbeln die braunen Blätter. Dichte Nebel ziehen überall auf dem Meere, an dem hohen, buchenwaldgekrönten Strande der Insel und an der flachen Küste des Festlandes. Die Thürme von Grünwald ragen aus dem Nebel wie graue Riesen der Vorzeit und um die grauen Riesenthürme flattern und schreien die Krähen und Dohlen, die aus den unwirthlichen Wäldern in die warme Stadt gezogen sind.

Die Sonne ist bereits seit einer Stunde im Meere untergesunken. Der letzte blutrothe Streifen ist von den schweren, tief ziehenden Wolken verblichen. In den Straßen der Stadt ist es still geworden, und der Laternenmann entzündet eine nach der andern die Oellampen, deren spärliches Licht nur dazu dient, den Nebel noch dichter und die Dunkelheit noch dunkler zu machen. Eben hat er vor dem Portale eines großen, massiven Hauses in einer der nach dem Hafen führenden Straßen zwei besonders stattliche und helle Laternen angezündet, — zum ersten Male in diesem Jahre — ein Beweis, daß die hochadlige Familie, welcher dieses Haus erb- und eigenthümlich gehört und die den Sommer stets und manchmal auch den Winter auf ihren Gütern zu verleben pflegt, erst seit heute ihre Residenz in der Stadt bezogen hat.

Doch sind die nach der Straße blickenden Fenster des Hôtels dunkel. Sie erhellen sich überhaupt selten, nur bei feierlichen Gelegenheiten, wenn die Familie eine der steifen Abendgesellschaften giebt, zu der selbstredend nur der Adel und von den Bürgerlichen höchstens die obersten Spitzen der Behörden geladen werden. Für gewöhnlich aber bleiben diese Prunkgemächer verschlossen, wie die hohen Säle und Zimmer auf dem Stammschlosse, und die Familie begnügt sich mit den weniger pomphaften Räumen, die nach dem Hof hinaus liegen, und dem überaus bescheidenen, anspruchslosen

Sinn der Herrin bei weitem mehr zusagen, besonders auch deshalb, weil diese Räume weniger schwer zu heizen und die Forsten des Grenwitzer Majorats nur für die lächerlich geringe Summe von jährlich zehntausend Thalern verpachtet sind.

In einem dieser (übrigens noch immer stattlichen) Zimmer sitzt die Baronin Grenwitz auf dem Sopha an einem runden, teppichbedeckten Tische, auf dem zwei Wachskerzen brennen. Sie scheint seit den letzten sechs Wochen um eben so viel Jahre gealtert. Ihre Stirn ist eckiger und schmaler geworden; das dunkle Haar ist hier und da ergraut; ihre Augen sind noch größer und noch um vieles starrer und unheimlicher als sonst. Ihr gegenüber in einem großen, weichgepolsterten Lehnstuhl lungert in einer halb liegenden Stellung ihr Neffe Felix. Der junge Mann trägt den rechten Arm in einer Binde und die krankhafte Blässe seines verwüsteten Gesichts contrastirt seltsam mit den, wie immer, sauber gescheitelten und gelockten Haaren und der, wie immer, überaus sorgfältigen Toilette. Zwischen den Beiden auf dem Tische sind Briefe und Papiere ausgestreut, die alle von derselben hübschen leichten Hand geschrieben sind. Die Baronin und Felix scheinen so eben die Lectüre dieser Schriftstücke beendet und die Gedanken, welche durch dieselbe in ihnen erregt sind, noch nicht so weit gesammelt zu haben, um sie aussprechen zu können. Sie brüten schweigend über dem empfangenen Eindrucke, während der Pendel in der Rococouhr auf dem Kamine sein monotones Tictac durch die Stille des Zimmers ertönen läßt.

Endlich unterbricht der junge Mann das Schweigen.

„Die Sache sieht noch ernsthafter aus, als wir Beide gedacht haben," sagt er, sich in seinem Lehnsessel in die Höhe richtend und das zuletzt gelesene Papier wiederum zur Hand nehmend.

„Ich glaube noch immer von all Dem kein Wort," erwidert die Baronin.

„Das ist stark, ma tante! trotzdem Sie die ganze miserable Geschichte schwarz auf weiß gelesen."

„In Timm's Hand! von Timm's Hand! was kann der Bube nicht Alles erfunden und zusammengeschrieben haben!"

„Sicher nichts, als was in den Originalen steht."

„Und weßhalb schickt er uns nicht die Originale selbst?“

„Aber, verzeihen Sie, ma tante, diese Frage ist beinahe naiv. Uns die Originale ausliefern, das heißt: die Waffen, die er gegen uns in Händen hat, wäre ein Edelmuth oder ein Leichtsinn, den Sie einem so schlauen Fuchs, wie meinem guten Freunde Timm, doch unmöglich im Ernst zumuthen können. Daß er nicht entlarvt, sondern nur von uns überlistet oder überrumpelt zu werden fürchtet, beweist sein Anerbieten, die Originale jederzeit in Gegenwart eines unparteiischen Dritten unserer genauesten Prüfung zu unterwerfen. Nein, nein, liebe Tante, geben Sie sich keinen leeren Hoffnungen hin. Diese Briefe und Papiere existiren wirklich, darauf können Sie Gift nehmen.“

„Was?“

„Ich meine, darauf können Sie sich verlassen. Ich meinerseits bin von der Verwandtschaft des Monsieur Stein mit der Familie der Grenwitz überzeugt, wie von meinem eigenen Dasein und hasse demzufolge den Menschen, wie man einen unbequemen Verwandten zu hassen pflegt, besonders wenn derselbe ein so naseweiser, eitler, aufgeblasener, impertinenter, verdammter Schuft ist, wie dieser Halunke von einem nichtsnutzigen Federfuchser.“

Diese Fluth von keineswegs salonfähigen Wörtern würde unter andern Umständen unzweifelhaft dem Ex-Lieutenant eine Zurechtweisung seiner hochmoralischen Tante zugezogen haben. In diesem Augenblick war die Dame indessen mit wichtigeren Dingen beschäftigt.

„Aber bewiesen ist ja doch noch gar nichts,“ sagte sie mit halsstarriger Heftigkeit; „so lange die Identität dieses Menschen mit dem Kinde dieser Marie Monbert nicht durch unumstößliche Documente festgestellt ist. Die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit der Sache zugegeben, so werden wir doch nicht für Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten Hunderte von Thalern wegwerfen sollen.“

„Hunderte?“ erwiderte Felix mit einer Art von verächtlichem Lächeln. „Sagen Sie dreist Tausende! So billig läßt uns Timm nicht aus seinen saubern Krallen.“

„Das kann Ihr Ernst nicht sein,“ sagte die Baronin, ihre Augen-

brauen junonisch in die Höhe ziehend. „So weit kann und wird der Mensch seine Unverschämtheit nicht treiben.“

„Nous verrons;“ antwortete der Dandy lakonisch und ließ sich in seinen Lehnstuhl zurücksinken.

Eine Pause in dem Gespräch der Mitschuldigen trat ein, die von Felix dazu benutzt wurde, die Nägel seiner Finger einer eingehenden Musterung zu unterwerfen, und von der Baronin, die auf dem Tisch zerstreuten Papiere nach den Nummern (denn sie waren alle sorgfältig numerirt) zusammenzulegen und zu ordnen.

„Der Herr bleibt lange,“ sagte die Baronin.

„Er spielt den Gleichgiltigen,“ erwiderte Felix. „Ich kenne das von früher her. Wenn er vorgab, müde zu werden und nach Hause gehen zu wollen, konnte man sicher sein, daß er entschlossen war, die Bank zu sprengen.“

In diesem Augenblicke meldete ein Diener: „Herr Geometer Timm wünscht seine Aufwartung zu machen.“

„Lassen Sie ihn eintreten,“ sagte die Baronin, sich mit gewohnter Würde emporrichtend; aber ihre Stimme war weniger fest als sonst.

„Bewahren Sie um Himmelswillen Ihre Ruhe, Tante!“ sagte Felix in fliegender Eile, während der Diener Timm zu rufen ging. „Sobald der Schuft merkt, daß unser Puls schneller geht, zieht er die Daumschrauben um eine Windung fester an.“

„Ich bin vollkommen ruhig,“ erwiderte die Baronin, während die ungewöhnliche Röthe auf ihren Wangen und der schnelle Athem gerade das Gegentheil verkündeten.

Eine halbe Minute gespannter Erwartung von Seiten der im Zimmer Befindlichen, und die Thür ging auf, und Herr Albert Timm trat mit leichten Schritten in das Zimmer.

Seine Erscheinung war, abgesehen von seiner Toilette, die ein wenig städtischer und sorgfältiger schien, genau dieselbe, wie Anna-Marie sie noch vom Sommer her in der Erinnerung hatte: dieselbe weiße klare Stirn, dieselben hintenübergekämmten blonden Haare, dieselben frischen, rothen Backen, dasselbe übermüthige Lächeln auf dem hübschen, glatten Gesicht. Wenn die Baronin ihren Liebling,

trotzdem er sich so gar nicht verändert hatte, jetzt mit sehr anderen Augen ansah, so lag die Schuld offenbar auf ihrer Seite, und Herr Timm konnte dem kalten Empfang ohne Zweifel keinen Einfluß auf die Wärme seiner Begrüßung verstatten.

„Guten Abend, gnädige Frau! guten Abend, Baron!“ sagte Herr Timm mit seiner klaren, frischen Stimme, indem er Anna-Marie, die ihm nur mit Widerstreben dargebotene Rechte küßte und Felix freundschaftlich die Linke (die andere Hand lag in der Binde) schüttelte. „Freue mich ausnehmend, Sie so wohl und munter aussehend zu finden, Frau Baronin: und was Sie angeht, Baron — na! so kann man wenigstens sagen: den Umständen angemessen. Sie erlauben, daß ich Ihrem Beispiele folge —“

Und Herr Timm rückte einen von den schweren Lehnstühlen, die um den Tisch standen, heran, setzte sich hinein und schaute die Beiden mit Augen an, die, soweit man es durch die Brillengläser sehen konnte, vor Uebermuth oder Schadenfreude glitzerten.

„Höchst comfortable,“ fuhr er fort, die Füße von sich streckend und mit den flachen Händen auf die Lehnen klopfend. „Und der Herr Baron ist noch auf Grenwitz geblieben? muß jetzt verteufelt unheimlich sein in dem großen, alten, feuchten Kasten.“

„Der Baron hatte noch einige nothwendige Geschäfte abzuwickeln,“ sagte die Baronin, um doch etwas zu sagen.

„Geschäfte!“ rief Herr Timm. „Wie kann sich nur Jemand, wie der Baron, dessen Geschäft doch offenbar darin besteht, keine Geschäfte zu haben, um Geschäfte bekümmern! Unbegreiflich!“

„Sie müssen das doch ganz gut begreifen können, Timm,“ sagte Felix mit sehr merklicher Ironie; „ich wüßte sonst nicht, weshalb Sie sich in eine bewußte Angelegenheit gemischt hätten.“

„Eine Angelegenheit ist kein Geschäft,“ replicirte Timm.

„Aber man macht manchmal eins daraus,“ sagte Felix.

„Zum Beispiel, wenn man von Juden Geld borgt und sie hernach, wenn's an das Bezahlen geht, auf Wucher verklagt,“ erwiderte Timm.

Diese Reminiscenz aus Felix Cadettenleben war so wenig nach dem Geschmack des Ex-Lieutenants, daß er sich ungeduldig in seinem Stuhl herumwarf und mit hörbar gereiztem Ton sagte:

„Ich dächte, wir kämen endlich einmal zur Sache."

„Mit Vergnügen," sagte Herr Timm, seinen Stuhl um einige Zoll näher an den Tisch rückend, mit einer Miene, die seine Worte durchaus nicht Lügen strafte.

„Sie haben die Güte gehabt," begann Felix, während die Baronin mit gefurchter Stirn und gesenkten Augenlidern düster in ihren Schooß starrte, „uns auf unseren Wunsch Copien von den bewußten Briefen und so weiter zu senden, die Sie unter den zurückgelassenen Acten Ihres verstorbenen Herrn Vaters gefunden haben wollen —"

„Sie meinen: gefunden haben, Baron."

„Meinetwegen: gefunden haben. Wir können das zugeben, ohne uns etwas zu vergeben; denn wie Sie nun vermittelst dieser Papiere dem fabelhaften Sohne meines Onkels Harald zu seinem Rechte verhelfen wollen — wie Sie in einem Ihrer Briefe sich auszudrücken die Güte haben, — ist auf keine Weise abzusehen."

„Das kommt darauf an, welchen point de vue man überhaupt für die Frage nimmt;" erwiderte Herr Timm.

„Und darf ich bitten, mir den Ihrigen etwas genauer anzudeuten?"

„Warum nicht; ich mache mir sogar ein specielles Vergnügen daraus. Meiner Meinung nach liegt die Sache etwa so: Ich habe hier eine Reihe von Documenten und Papieren, die nicht nur über das Verhältniß des Baron Harald mit Mademoiselle Marie Montbert das klarste Licht verbreiten, sondern auch in der Hand eines klugen, praktischen Mannes (wie es jeder beliebige gute Advocat ist) einen Faden abgeben würden, um über das Verbleiben besagter Marie Montbert, respective ihres Kindes, das heißt also: über das Verbleiben der im Testamente des Baron Harald als Erben von Stantow und Bärwalde bezeichneten Personen eine sichere Kunde zu gewinnen."

„Was nennen Sie sicher, Herr Timm?" fragte die Baronin.

„Was sich beweisen läßt, gnädige Frau. Beweisen läßt sich aber, daß die von mir angedeutete Person, in welcher ich durch eine glückliche Verkettung höchst eigenthümlicher, fast wunderbarer Umstände den bewußten Erben gefunden zu haben glaube, erstens: denselben Namen führt, welchen Monsieur d'Estein (ich bitte Sie den Brief Nr. 25 einzusehen) nach der Entführung der Marie Montbert von

Grenwitz annehmen zu wollen erklärt; zweitens, daß ein Mann, Namens Stein, in Begleitung einer jungen Person, welche für seine Frau und eines Kindes, welches für seinen Sohn galt, kurze Zeit nach Baron Haralds Tod in W. einwanderte."

„Woher wissen Sie das?" fragte Felix.

„Weil ich selbst in W. gewesen bin und die alte Frau gesprochen habe, in dessen Haus Herr Stein vom ersten bis zum letzten Tage seines Aufenthaltes in jener Stadt gelebt hat."

„Weiter."

„Drittens, daß dieser Herr Stein dieselbe Person ist, welche Marie Montbert von Grenwitz entführte, d. h. Monsieur d'Estein, der, sich der jungen Dame anzunehmen, einzig und allein das Recht und die Pflicht hatte."

„Weßhalb dieselbe Person?"

„Weil der Mann, welcher die Entführung bewerkstelligte, genau so aussah, wie der Mann, welcher wenige Monate später in W. einwanderte."

„Das dürfte denn doch schwierig zu beweisen sein!" rief Felix mit ungläubigem Lächeln.

„Nicht so schwierig, als Sie vielleicht glauben. Ich habe (ganz zufällig) den Mann aufgefunden, bei dem sich Monsieur d'Estein — schon damals unter dem Namen Stein — vierzehn Tage lang aufgehalten hat, um die Gelegenheit in Grenwitz zu erspähen, und der auch hernach in der Nacht der Entführung das Paar in seinem Wagen von Grenwitz bis an die Fähre (über die Sie heute noch gekommen sind) gebracht hat. Dieser Mann heißt Clas Wendorf, wohnt in Faschwitz und ist Jedermann (auch dem Pastor Jäger) als ein durchaus glaubwürdiges Individuum bekannt. Eine Confrontation dieses Mannes mit der Frau Pahnke in W. würde die Identität des Entführers der Marie Montbert (d. h. des Monsieur d'Estein) mit dem französischen Sprachlehrer Stein in W. bis zur Evidenz klar machen."

Die Baronin und Felix warfen sich während dieser Auseinandersetzung Blicke zu, welche die Bestürzung, in die sie durch die unwiderstehliche Logik von Herrn Timms Argumenten versetzt waren, deutlich genug verriethen.

„Sie haben die vier Wochen gut angewandt;“ sagte Felix.

„Es geht so,“ sagte Herr Timm gemüthlich. „Die Tage sind jetzt schon ein wenig kurz. Ueberdies mußte ich, um mein Versprechen zu halten, Niemand in die Sache blicken zu lassen, bevor ich Ihnen vollständige Mittheilung gemacht hatte, bei den Erkundigungen, die ich einzog, sehr vorsichtig zu Werke zu gehen. Wenn wir hernach ohne diese Vorsichtsmaßregeln operiren und alle Hilfsmittel, die uns das Gesetz an die Hand giebt, benutzen können, so läßt sich in vier Tagen mehr thun, als jetzt in eben so viel Wochen.“

Und Herr Timm rieb sich vergnügt die Hände.

„So denken Sie wirklich daran, diese abenteuerliche Geschichte in's Publicum zu bringen?“ sagte Anna Marie mit einem Ton, der ironisch sein sollte.

„Ich verstehe Sie nicht, gnädige Frau,“ erwiderte Herr Timm mit einer Miene treuherziger Einfalt, die ihm in einer Posse den Applaus der Kenner des Parquets eingetragen haben würde.

„Ich meine: beabsichtigen Sie in der That gegen unsern Wunsch und Willen eine Familienangelegenheit, die doch uns allein angeht, die nebenbei schon seit vielen Jahren begraben und vergessen ist, der Oeffentlichkeit, das heißt dem Gespött und dem Geklatsch plebejischer gemeiner Menschen preiszugeben?“

Der Applaus der Kenner würde sich bei weiterer Beobachtung von Herrn Timms ausdrucksvollem Gesicht erneuert haben.

„Gegen Ihren Wunsch und Willen . . . eine Angelegenheit, die Sie allein angeht . . . ich habe wirklich nicht das Vergnügen, zu wissen, wie ich die Worte der Frau Baronin deuten soll. Ich kann unmöglich glauben, daß es gegen den Wunsch einer Dame von dem bekannten strengen Rechtlichkeitsgefühl der Baronin von Grenwitz ist, wenn der letzte Wille eines Sterbenden heilig gehalten wird; wenn der Zufall oder die Vorsehung es so fügt, daß dieser Wille gegen alles Menschenerwarten nach so viel Jahren doch noch zur Ausführung gelangt; ich kann nicht glauben, daß Sie — aber was rede ich denn? Sie werden mich auslachen, daß ich den Scherz, mit dem Sie meine vielleicht übergroße Dienstfertigkeit ironisirten, einen Augenblick für Ernst genommen habe. Weiß ich doch besser, als Andere,

daß ich ganz in Ihrem Sinn gehandelt habe, wenn ich die aufgefundenen Documente, das heilige Vermächtniß Dahingeschiedener, als einen Schatz bewahrte; wenn ich, so viel in meinen Kräften lag, gethan habe, den Schatz zu heben. Weiß ich doch, daß Ihr Zögern, Ihre Ungläubigkeit, Ihr Mißtrauen nur aus der edlen Frucht stammt, in dem Herzen eines Ihrer Mitmenschen glänzende Hoffnungen zu erwecken, die vielleicht — denn unmöglich, wenn auch sehr unwahrscheinlich, ist ja nicht, daß wir uns irren — der Erfolg nicht realisirt. Weiß ich doch, daß alle Betheiligten in dieser Sache nur einer Meinung sind, nur einer Meinung sein können, daß vor allem Ihr edler Herr Gemahl, dem Sie ohne Zweifel von dem Allem ausführliche Mittheilung gemacht haben, sich freut, eine alte, glücklicherweise noch nicht verjährte Schuld abzutragen."

Die Situation einer eingefangenen Bärin, welche die immer heißer werdenden Platten ihres Käfigs zwingen, sich auf die Hinterfüße zu stellen und graciös zu tanzen, während sie am liebsten durch das Gitter brechen und ihre Peiniger zerreißen möchte, gleicht auf's Haar der, in welcher sich in diesem Augenblick die Baronin von Grenwitz befand. Die grausame Ironie, mit welcher Herr Timm an eine Rechtlichkeit und Billigkeit appellirte, die sie ihr Leben lang zur Schau getragen hatte, und von der sie eben nur den Schein besaß, versengte sie wie glühendes Eisen. In ihrem stolzen, egoistischen Herzen kochte es. Wuth und Rache erfüllten ihre Seele. Sie hätte Timm, der mit lächelnder Miene vor ihr saß, vergiften, erdolchen, erwürgen mögen. Und sie konnte nichts: nichts, als ihren ohnmächtigen Grimm verschlucken und mit so viel Ruhe, als sie aufbringen konnte, sagen:

„Sie sehen die Sache nicht ganz so an, wie wir, Herr Geometer; und es ist auch kein Wunder, daß Sie, der Sie draußen stehen, nur die Außenseite derselben zu Gesicht bekommen. Ich fühle mich leider heute Abend zu angegriffen, um Ihnen meine Ansicht von der Sache darzulegen. Ich habe meinen Neffen Felix gebeten, dies an meiner Statt zu thun, und bitte Sie deshalb, was er Ihnen mittheilen wird, so anzusehen, als ob ich selbst es Ihnen gesagt hätte. Ich bin überzeugt, daß Ihnen die Wahl zwischen der Freundschaft der Familie

Grenwitz und der eines namenlosen Abenteurers nicht schwer fallen wird. Leben Sie wohl, Herr Geometer."

„Bedaure unendlich, daß wir nicht länger das Vergnügen haben können, gnädige Frau;" sagte Herr Timm, die fortgehende Baronin bis zur Thür des nächsten Zimmers begleitend; „hoffe, daß es nur eine vorübergehende Indisposition ist, welche eine längere Ruhe beseitigen wird. Wünsche wohl zu schlafen, gnädige Frau!"

Und Herr Timm schloß die Thür hinter der Baronin, kam wieder zurück, setzte sich Felix gegenüber in den Lehnstuhl, stemmte die Hände auf die Kniee und sagte in einem kurzen, trocknen Ton, der seltsam mit der glatten Freundlichkeit seiner bisherigen Redeweise contrastirte:

„Eh bien!"

Es erfolgte nicht sogleich eine Antwort. Die Beiden betrachteten ein paar Secunden lang Einer den Andern mit scharfen, argwöhnischen Blicken, wie zwei Kämpfer, die sich ihre Blößen gegenseitig ablauern wollen, wie zwei falsche Spieler, von denen Jeder weiß, daß er dem Andern sehr genau auf die Finger sehen muß und dabei doch noch immer vor einer Teufelei nicht sicher ist. Dazu kam, daß sie von der Zeit her, wo der Portépéefähnrich Baron von Grenwitz den Portépéefähnrich Albert Timm in der Schlinge stecken ließ und sich selbst salvirte (es handelte sich um eine fatale Wechselsache) eine alte Rechnung mit einander abzumachen hatten und Felix wußte sehr wohl, daß Albert zu denen gehörte, die sich, wenn das Gesetz oder die Macht auf ihrer Seite ist, von ihren Schuldnern auf Heller und Pfennig bezahlen lassen.

Er mußte deshalb seine ganze Gewandtheit aufbieten, um trotz des unbehaglichen Gefühls, das ihn, einem so gerüsteten, schonungslosen Gegner gegenüber, befiel, mit einer gewissen gutmüthigen Offenheit (die ihm sehr seltsam stand) zu antworten:

„Ich denke, Timm, wir behandeln die ganze Affaire ohne alle Heuchelei und Winkelzüge wie zwei Männer, welche die Welt kennen und wissen, was sie wollen."

„Wenn Sie so genau wissen, was Sie wollen, wie ich weiß, was ich will, so wird der ganze Handel sehr einfach sein;" antwortete Albert trocken.

„Nun sagen Sie aufrichtig, was wollen Sie denn?“

„Ich bin der Verkäufer, Sie der Käufer; es kommt Ihnen also zuerst zu, deutlich auszusprechen, was Sie von mir wollen.“

„Wir wollen die Originale jener Copien dort auf dem Tisch und Ihr Ehrenwort, daß Sie niemals gegen Irgendwen, sei es, wer es sei, durch Schrift oder Rede oder auf irgend welche Weise von der Entdeckung, die Sie gemacht haben, etwas verlauten lassen.“

„Bon! die Forderung ist klar.“

„Und Ihre Gegenforderung?“

Albert beugte sich etwas vorn über und sagte mit leiser, aber sehr deutlicher Stimme — während seine Augen fest auf dem Gegner ruhten:

„Zwanzigtausend Thaler Preußisch Courant, zahlbar binnen hier und acht Tagen.“

„Sie sind des Teufels;“ rief Felix, trotz seiner Schwäche aus dem Lehnstuhl auffahrend, und in dem Zimmer umherrennend; „zwanzigtausend Thaler, das ist ja ein ganzes Vermögen!“

Albert zuckte die Achseln:

„Die Zinsen zweier Jahre von dem Capitale, das in Stantow und Bärwalde steckt. Sie müssen ja am besten wissen, was Ihnen das Legat werth ist.“

„Aber das ist ja horribel!“ rief Felix, noch immer im Zimmer umherlaufend, „horribel!“

„Schreien Sie nicht so, Grenwitz; oder Ihre Leute hören es in der Küche. Setzen Sie sich gefälligst und lassen Sie uns von der Sache reden, wie zwei Männer, welche die Welt kennen.“

Die unerschütterliche Kaltblütigkeit und der schneidende Hohn, mit welchem Albert diese Worte sprach, wirkten wie eine Douche auf Felix leidenschaftliche Heftigkeit. Er setzte sich wieder und sagte in ruhigerem Tone:

„Meine Tante wird niemals eine so hohe Forderung bewilligen.“

„Das sollte mir der Frau Baronin und Ihretwegen leid thun, denn, wenn Sie auf meinen Vorschlag nicht eingehen, so — haben Sie sich für die Folgen nur selbst verantwortlich zu machen.“

„Sie sprechen, als ob es einzig und allein von Ihnen abhinge, wer die beiden Güter haben soll.“

„Und von wem sonst sollte es abhängen?“ erwiderte Albert — und seine Lippen schienen dünner, seine Nase spitzer, sein Gesicht schärfer zu werden, während er sprach: „ich sage Ihnen, ich habe das Netz bis auf einige Maschen, die ich absichtlich offen ließ, bis ich Ihre Entscheidung vernommen, so dicht und stark gewebt, daß ich es Ihnen jeder Zeit über den Kopf zusammenziehen kann, und Sie sich eher zu Tode zappeln, als es zerreißen werden. Sie wissen, Grenwitz, daß ich mich eines guten Kopfes für dergleichen erfreue, Sie wissen auch, daß ich Ihnen gegenüber durchaus keine Veranlassung habe, den Großmüthigen zu spielen.“

„Mir gegenüber? Ich persönlich habe nicht das mindeste Interesse an der Sache.“

„Ich glaube, Sie halten mich für ein Kind, Grenwitz. Wollen Sie Fräulein Helene nicht heirathen und sind die beiden Güter nicht die Aussteuer der jungen Dame?“

„Ich Helene heirathen? Wer sagt das? Es fällt mir nicht im Traum ein.“

„Gut, so heirathen Sie sie nicht; so überlassen Sie die junge Schönheit einem Menschen, den Sie vor allen Andern zu hassen Ursache haben, der schon jetzt als Ihr begünstigter Nebenbuhler — so sagt wenigstens die böse Welt — aufgetreten ist und der in den Augen Fräulein Helenens gerade dadurch nicht schlechter werden wird, wenn er als Vetter und rechtmäßiger Erbe eines bedeutenden Vermögens zum zweiten Male kommt.“

Felix war bei diesen Worten seines unerbittlichen Peinigers abwechselnd blaß und roth geworden. Seine durch die Erwähnung des fatalen Handels mit Oswald tief verletzte Eitelkeit krümmte sich wie ein zertretener Wurm. Er konnte nicht umhin, sich zu gestehen, daß Albert in diesem Augenblicke der bei weitem Stärkere, und daß er, der sich auf seine Klugheit und Gewandtheit so viel einbildete, machtlos in der Hand eines im Grunde so verachteten Gegners war.

„Ziehen Sie mildere Saiten auf, Timm,“ sagte er fast kleinlaut. „Ich will es zugeben, mir liegt ungeheuer viel daran, daß die Geschichte todt geschwiegen wird, und wenn es auf mich ankäme, so würde ich mich vielleicht zur Zahlung der Summe, die Sie fordern,

verstehen. Aber Sie kennen meine Tante und wissen, daß sie es lieber auf das Aeußerste ankommen lassen, als sich so tief in's Fleisch schneiden wird. Ich sage Ihnen, Timm: es geht nicht; es geht auf Ehre nicht! Und was wollen Sie auch mit so vielem Gelde auf einmal? Sie können es in ein paar Unglücksnächten beim Roulette verlieren und sind dann ärmer, als Sie vorher waren. Kommen Sie! ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Wir zahlen Ihnen ein Jahr lang monatlich vierhundert Thaler und nach Ablauf des Jahres sechstausend Thaler auf einem Brett."

„Macht zusammen zehntausendachthundert," antwortete Albert; „reicht nicht; und überdies, welche Sicherheit habe ich, daß die Termine richtig gehalten werden?"

„Die Documente, die in Ihrer Hand verbleiben und die erst bei Auszahlung der sechstausend von Ihnen ausgeliefert werden."

„Hm!" sagte Albert, „es ist nicht viel; aber unter guten Freunden darf man die Sache nicht so genau nehmen. Ich acceptire."

„Machen wir es schriftlich."

„Wozu? wenn wir unser Wort nicht halten wollen, brechen wir es doch, und überdies — ein Document der Art könnte, wenn es in falsche Hände käme, die Ehre der Familie Grenwitz leicht stärker compromittiren, als ihnen lieb sein dürfte, und würde, Alles in Allem — nur eine Waffe mehr in meinen Händen sein. Sie sehen, ich bin ganz aufrichtig."

„Bon!" sagte Felix. „Wollen Sie die ersten vierhundert sofort?"

„Ich dächte, es wäre das Beste."

Felix stand auf, nahm eins der Lichter und ging an einen Schreibpult, der in der Tiefe des Zimmers stand, öffnete einen Schrank, nahm ein paar Packete Banknoten heraus und legte sie vor Albert auf den Tisch.

„Zählen Sie!"

„Ist nicht nöthig," sagte Albert, die Packete in die Tasche schiebend. „Ihre Frau Tante verzählt sich nicht. — So, Grenwitz, die Angelegenheit wäre glücklich geordnet. Und nun lassen Sie uns eine Flasche Wein darauf trinken: das viele Sprechen hat mich ganz durstig gemacht. Erlauben Sie, daß ich die Schelle ziehe."

„Bitte."

Felix befahl dem eintretendem Bedienten, eine Flasche Rheinwein und zwei Gläser zu bringen.

Es war Felix nicht unlieb, daß Albert in eine gemüthliche Stimmung gerieth; er hatte ihn noch um etwas zu fragen, worüber ihm Niemand bessere Auskunft geben konnte.

„Sie haben gesehen, Timm," sagte er, während er die Gläser füllte, „daß ich Ihnen so weit entgegengekommen bin, als ich konnte. Eine Liebe ist der andern werth. Wollen Sie mir einen Gefallen thun?"

„Lassen Sie hören."

„So sagen Sie mir: wie stehen Sie mit der kleinen Marguerite?"

„Weshalb interessirt Sie das?"

„Weil ich mich für die Kleine interessire."

„Und weshalb glauben Sie, daß es mir ebenso geht?"

„Weil ich euch Beide in Grenwitz beobachtet habe und sodann aus — nun, aus verschiedenen anderen Gründen."

„Zum Beispiel?"

„Ich will aufrichtig sein. Ich habe aus lieber langer Weile schon früher in Grenwitz und noch mehr während meiner Krankheit angefangen, der Kleinen den Hof zu machen, und damit aufgehört, sie wirklich ganz charmant und höchst begehrungswürdig zu finden. Die Kleine thut aber so spröde, daß sie nothwendig ein ernstliches Attachement haben muß. Ich wüßte Niemand, der mir den Rang abgelaufen haben könnte, als Sie."

„Sehr schmeichelhaft," sagte Albert. „Ich bin in der That mit der jungen Dame so gut wie verlobt."

„Aber Timm, wollen Sie denn mit offenen Augen in's Verderben rennen! Sie und eine Frau! und noch dazu eine arme Frau! Wo haben Sie denn Ihre früheren Grundsätze gelassen. Aufrichtig, ich hätte Ihnen eine solche Thorheit nicht zugetraut."

„Ich mir auch nicht," erwiderte Albert, sein Glas leerend und wieder füllend.

„Lieben Sie das Mädchen?"

„Da fragen Sie mich wirklich mehr als ich selber weiß."

„Hören Sie, Timm, ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Wir sind heute einmal in einer speculativen Stimmung. Lassen Sie mir das Mädchen und ich übernehme die dreihundert Thaler, um die Sie die Aermste angepumpt haben."

„Wer sagt das?" rief Albert auffahrend.

„Ihre augenblickliche Heftigkeit, zum Beispiel; außerdem aber auch die kleine Louise, Helenens Kammerjungfer und nebenbei meines Kammerdieners Schatz, die zufällig sah, wie Marguerite Ihnen im Grenwitzer Park das Geld gegeben hat."

„Dummes Zeug!" sagte Albert, der seinen Aerger über diese unbequeme Enthüllung nicht unterdrücken konnte.

„Aergern Sie sich nicht!" sagte Felix, „sondern seien Sie froh, daß sich Jemand findet, der gutmüthig genug ist, Ihnen die unbequeme Last abzunehmen. Wollen Sie?"

„Wir sprechen schon noch darüber," sagte Albert aufstehend und seinen Hut greifend. „Leben Sie wohl, Grenwitz!"

„Adieu, Timm! seien Sie vernünftig und sehen Sie sich bald einmal wieder nach Ihrem alten Kameraden um."

Das würdige Paar schüttelte sich die Hand, Albert entfernte sich rasch. Sein Gesicht war finsterer, als bei seiner Ankunft. Entweder hatte ihm der zweite Theil der Untersuchung nicht gefallen, oder er hielt es auch nur in seinem Interesse, den Beleidigten zu spielen. Felix, der ihn von früher her ziemlich genau kennen mußte, neigte zu der letzteren Ansicht.

Vierzehntes Capitel.

Um dieselbe Zeit, als im Hôtel Grenwitz diese Verhandlung stattfand, wanderte vor einem großen Hause in einer der Vorstädte Grünwalds ein junger Mann mit jener Ungeduld auf und ab, welche das Herz eines rechtschaffenen Liebhabers zu erfüllen pflegt, wenn er an einem kühlen Herbstabend in dichtem Nebelgeriesel auf die Dame

seines Herzens wartet, die er „Schlag sieben Uhr — aber komm ja pünktlich!“ aus einem Kränzchen abholen sollte und um halb acht noch immer in lebhaftester Conversation an dem hellerleuchteten Fenster hinter der weißen Gardine sitzen sieht, oder sitzen zu sehen glaubt.

Der junge Mann ist Doctor Braun; das Haus, vor dem er à la Leporello patrouillirt, ist die Pensionsanstalt des Fräulein Bär, und die junge Dame, auf die er wartet, ist seine Braut Sophie, das einzige Kind des Geheimen Raths und Professors Doctor Robran, eines in Grünwald sehr gefeierten Arztes und hochgeachteten Universitätslehrers.

„Daß doch die gescheitesten Frauen eine so äußerst vage Vorstellung von der Zeit haben;“ murmelte Franz, seine Uhr hervorziehend und bei dem spärlichen Lichte einer glimmenden Cigarre die Zeit ablesend; „es ist ein psychologisches Factum, das ich nächstens in einer eigenen Monographie behandeln werde.“

Er wirft das Cigarren-Ende fort, das ihm den Schnurbart zu versengen droht und schaut zu dem erleuchteten Fenster empor.

„Gott sei Dank! man bricht auf! dunkle Schatten schweben an den Gardinen hin und her! Jetzt nur noch den Mantel umgebunden, den Hut aufgesetzt, ein Abschiedskuß — dann noch eine kurze Conversation von zehn Minuten über den Ort des nächsten Kränzchens — sodann noch ein Abschiedskuß — das Fenster wird dunkler, in dem Hausflur wird es heller — jetzt noch eine Schlußdebatte auf der letzten Treppenstufe! — enfin! — “

„Kommst Du endlich, Kleine?“ sagte Doctor Braun, die schlanke Mädchengestalt, welche aus dem Hause getreten und leichten Schrittes durch den kleinen Garten, der das Haus von der Straße trennt, geeilt ist, an der eisernen Gitterpforte in Empfang nehmend.

„Armer Franz, Du hast doch nicht schon gewartet?“ antwortet das Mädchen, sich zärtlich in den Arm ihres Bräutigams schmiegend.

„O, nicht doch, kaum der Rede werth, eine halbe Stunde etwa.“

„Ich wußte wirklich nicht, wie spät es war. Die Zeit ist **mir** so schnell vergangen, trotzdem das Kränzchen heute nur aus **zwei** Personen bestand. Rathe: aus welchen?“

„Aus Dir vielleicht?“

„Sehr weise! und weiter?"

„Helene Grenwitz?"

„Richtig! Sie läßt Dich schönstens grüßen. Denke Dir, sie wird nun doch wohl bei der Bärin bleiben, trotzdem ihre Eltern den Winter über in der Stadt wohnen werden, und, ich glaube, heute schon angekommen sind. Das wird einmal wieder etwas zu klatschen geben. Die arme Helene thut mir von Herzen leid."

„Weßhalb?"

„Wie Du fragst! Ist es nicht schon schlimm genug, daß die ganze Stadt es merkwürdig findet, daß ein Mädchen von sechszehn — nein sechszehn und einem halben Jahr — noch einmal in Pension geschickt wird, nachdem sie kaum vier Wochen zu Hause gewesen ist? Und so lange Grenwitzens nicht in der Stadt wohnten, ließ es sich noch zur Noth erklären, aber jetzt — ich finde es ganz abscheulich. Die Leute müssen ja, wer weiß was, von ihr denken und man kann es ihnen so gar nicht übel nehmen, wenn sie Helenen mit dem Duell zwischen ihrem Vetter und Deinem liebenswürdigen Freund Stein in Verbindung bringen."

„Und was sagt Fräulein Helene?"

„Nichts; Du kennst sie ja. Sie spricht nie von Familienangelegenheiten; höchstens, daß sie einmal ihres alten Vaters erwähnt, den sie sehr zu lieben scheint. Sie ist still und ernst, aber nicht eigentlich traurig."

„Ich glaube, sie ist viel zu stolz, als daß sie wirklich traurig sein könnte."

„Wie das?"

„Trauer ist eine passive Stimmung, die Stimmung Jemandes, der einsieht, daß er gegen das Geschick nicht ankämpfen kann und sich wohl oder übel zum Dulden bequemt. Es giebt aber Charaktere, die sich wehren, so lange es geht, und wenn es nicht mehr geht, nicht die Waffen in demüthiger Ergebung strecken, sondern sie zerbrechen und dem Sieger trotzig vor die Füße werfen."

Sophie schmiegte sich inniger an den Geliebten und sagte nach einer Pause:

"Ich gehöre nicht zu diesen Charakteren, Franz. Ich bin nicht

zu stolz, um traurig zu sein; ich bin in dieser letzten Zeit oft recht traurig gewesen. Ich war es schon, als Du mit Herrn Stein abgereist warst, trotzdem ich doch damals eigentlich gar keine Ursache dazu hatte. Und nun gar neulich, als Vater krank wurde und ich an seinem Bette saß und meine größte Angst nächst der, Vater könnte sterben, die war, daß Du meinen Brief nicht erhalten hättest, und Dich immer weiter und weiter von mir entferntest, während mein Herz vor Sehnsucht nach Dir fast zerbrach. Du bist doch, ehe Du mich abholtest, noch einmal da gewesen?"

„Natürlich. Es geht besser. Ich bat ihn, sich wieder niederzulegen; aber er bestand darauf, bis zu unserer Zurückkunft aufzubleiben."

„Und ich habe so viel Zeit vertrödelt! Laß uns schneller gehen!"

„Es kommt nun auf ein paar Minuten mehr oder weniger nicht an; und überdies möchte ich gern definitiv mit Dir über unsere Zukunft sprechen. Wir müssen endlich einmal aus diesem Provisorium heraus, das weder Gott — ich meine der Natur — noch den Menschen angenehm ist und mit jedem Tage lästiger wird. Ein unverheiratheter Mann ist ein Fisch; aber ein Bräutigam ist weder Fisch noch Fleisch. Wenn zwei Menschen durch die Liebe Mann und Weib sind in ihrem eigenen Herzen und Gewissen, so sollen sie es auch vor den Menschen sein, wenn anders die äußeren Bedingungen der Ehe erfüllt werden können. Das ist aber bei uns der Fall. Wir haben genug zum Leben und mehr brauchen wir vorläufig nicht; das Andere findet sich. Summa Summarum: Wollen wir unsere Hochzeit auf heute über vier Wochen festsetzen?"

„Aber Franz, ich bin noch nicht zur Hälfte mit meiner Aussteuer fertig!"

„So heirathen wir mit der halben Aussteuer."

„Und was wird Vater dazu sagen; Du weißt, wie unsäglich schwer es ihm wird, mich von sich zu lassen; und soll ich gerade jetzt dies Opfer von ihm fordern, wo er meiner mehr als je bedarf? Ich habe nicht den Muth, ihm den Vorschlag zu machen."

„Aber ich habe ihn; Dein Vater weiß, daß ich nicht weniger aufrichtig, als er selbst, Dein Bestes will; und er ist viel zu ver-

ständig, um nicht einzusehen, daß es so bei weitem am Besten ist. Komm, mein Mädchen, lasse den Kopf nicht hangen. Heute über vier Wochen sind wir Mann und Frau."

„Ach, Franz, ich wollte, wir wären es erst. Aber ich fürchte, ich fürchte: Der Himmel meint es nicht so gut mit uns!"

„Warum nicht? er meint es gut mit Allen, die den Muth haben, ihr Glück zu wollen. Denn, wie sagt der Dichter: In unsrer Brust sind unsres Schicksals Sterne."

Die Eile, zu welcher Franz drängte, hatte in der Krankheit von Sophies Vater einen sehr triftigen Grund. Franz wußte als Arzt am besten, daß das Leben des vortrefflichen Mannes nur noch an einem schwachen Faden hing. Er hatte sich von dem Schlaganfall, der ihn vor nun ungefähr vierzehn Tagen betroffen, allerdings sehr schnell erholt; aber mehre böse Symptome verkündeten, daß ein zweiter und dann, bei der nervösen, überaus fein organisirten Natur des Mannes, vielleicht tödtlicher zweiter Anfall möglich, ja sogar wahrscheinlich sei. Starb aber der Vater, bevor die Verbindung zwischen seiner Tochter und Franz zu Stande gekommen war, so wäre das arme Mädchen, dessen Mutter schon lange in der Erde ruhte, und das weder Geschwister noch sonstige Verwandte hatte, in eine sehr kritische Lage gekommen. Denn, daß unter diesen Umständen das Haus des Mannes, den sie liebte, ihre einzige Heimath sei, würde die stumpfsinnige Welt nicht haben begreifen können, im Gegentheil, es über alle Begriffe anstößig gefunden haben, wenn die Tochter geheirathet hätte, „bevor die Schuh' verbraucht, womit sie ihres Vaters Leiche folgte!" Die ganze Stadt wäre ob solchen Verstoßes wider alle Zucht und Sitte in einen Schrei der Entrüstung ausgebrochen.

Sophie liebte ihren Vater mit einer Liebe, die an Schwärmerei grenzte, so wenig auch Schwärmerei irgend welcher Art in ihrer klar verständigen, aller Uebertreibung instinctiv abholden Natur lag. Und wohl verdiente der Vater eine solche Liebe.

Der Geheimerath Robran war ein in vieler Beziehung ausgezeichneter, seltener Mann. Er stand als Gelehrter sehr hoch; man nannte ihn unter den ersten Pathologen Deutschlands. Aber eine wunderbare Versalität des Geistes befähigte ihn neben den strengen

Studien, die sein Beruf erheischte, noch auf den verschiedenartigsten Gebieten des Wissens ausgezeichnete Kenntnisse zu sammeln und in mehr als einer Kunst es bis zur Virtuosität zu bringen. Er konnte, wenn er am Morgen in dem Krankenhause stundenlang die Schaar seiner Schüler von Bett zu Bett geleitet und sie in die geheimsten Tiefen der Natur hatte blicken lassen; wenn er dann wieder stundenlang von Haus zu Haus gewandert, hier Schmerzen gelindert, dort getröstet und zur Geduld ermahnt hatte, sich des Abends zu Hause im Kreise der Freunde, die sein gastfreies Haus zu versammeln pflegte, in einem lebhaften Gespräch über Kunst, Literatur oder Politik, über die verschiedenartigsten Gegenstände behaglich ergehen, vielleicht auch das geliebte Violoncell zwischen die Knie nehmen und in einem schnell improvisirten Quartett selbst sehr verwöhnte Ohren durch sein eben so correctes, wie seelenvolles Spiel ergötzen.

Wo Licht ist, da ist auch Schatten, und wo Schatten ist, fehlt es nie an Leuten, welche sich ein Vergnügen daraus machen, ihn möglichst dicht und schwarz zu schildern. So wurden denn auch die Schwächen des ausgezeichneten Mannes von der Schaar seiner Neider und Feinde einer schonungslosen Kritik unterworfen. Die einen behaupteten: er sei ein Charlatan, der sein Handwerk so ziemlich, das dazu gehörige Klappern aber aus dem Grunde verstehe; die Andern: seine Bonmots seien besser, als seine Recepte, und eine pikante Anekdote ihm lieber als die gründlichste Krankengeschichte. Wieder Andere: der Kern seines Wesens sei eine prickelnde Eitelkeit, die ihn antreibe, in allen Künsten zu dilettiren und den Mäcen aller herzureisenden Virtuosen und verdorbenen Genies zu spielen; noch Andere — praktische Menschen, die sich in Sachen der Kunst und Wissenschaft kein Urtheil anmaßen wollten, dafür aber verlangten, daß sich ein Jeder nach seiner Decke strecke — schüttelten den Kopf, wenn auf die Gastfreiheit und Liberalität des Geheimraths zu sprechen kam und meinten: es solle ein Jeder zuerst vor seiner eigenen Thür fegen; beim Auskehren, da finde es sich; und wenn manche Leute an das alte Wort: „Spare in der Zeit, so hast Du in der Noth“ dächten, so könnte ihnen das auch nicht schaden.

Von allen diesen Vorwürfen traf den geistreichen Gelehrten

keiner — mit Ausnahme des letzten. Ihm war das Geld, was es dem Saladin in Lessings Nathan ist: „der Kleinigkeiten kleinste;“ es schien ihm, wie dem Saladin, „höchst überflüssig, wenn er's hatte;“ so sehr auch, wenn er's nicht hatte, die Unentbehrlichkeit desselben, gerade ihm, dem Freigebigen, Großsinnigen, dem Feinde alles Schacherns und Feilschens, klar werden mußte. Er hätte, wenn er ein Sparer gewesen wäre, bei seinen sehr bedeutenden Einkünften ein reicher Mann werden müssen, aber in seiner für die Armen und Nothleidenden allzeit offnen Hand wollte der Mammon nicht haften. Er konnte es nicht über's Herz bringen, aus den schwieligen Händen eines Arbeiters Geld zu nehmen, und wäre die Summe noch so geringfügig gewesen. „Es ist schlimm genug,“ pflegte er zu sagen, „daß die Natur nicht so viel Einsicht hat, nur solche Leute krank werden zu lassen, die Zeit und Geld genug dazu haben; aber für die Armen ist die Krankheit allein eine so harte Strafe, daß es unbillig ist, sie noch obenein in die Proceßkosten zu verurtheilen.“ So begegnete es ihm denn wohl, daß er die goldenen Früchte, die sein Fleiß und seine Geschicklichkeit in dem Palast des reichen Sinbad getragen, fünf Minuten später in der Hütte des armen Hinbad gründlich wieder abschüttelte und mit leichterer Börse nach Hause kam, als er ausgegangen war.

Auch sein Haushalt kostete viel, trotzdem die ganze Familie nur aus ihm und seiner Tochter bestand. Eine so reich angelegte, ausgiebige Natur, wie die seine, konnte nicht von schmaler Kost und Dünnbier leben; er liebte nahrhafte, gewürzte Speisen und alte feurige Weine; vor allem aber liebte er es: die Tafelfreuden mit Andern zu theilen, die an den guten Dingen dieser Welt, besonders an einem der besten Dinge unter den guten: an einem fröhlichen Tischgespräch ein so inniges Wohlgefallen fanden, wie er.

Das Alles hätte nun, ohne ein Deficit in dem Budget des Geheimraths herbeizuführen, gehen mögen, wenn eine kluge, sorgsame Hausfrau der innern Wirthschaft vorgestanden und das Erworbene, wie Perikles sagt, „zweckmäßig verthan“ hätte. Aber seine Gattin, eine höchst liebenswürdige, geistreiche Frau, starb schon in dem zweiten Jahre ihrer Ehe, und ihr Gatte, der sie über Alles geliebt hatte,

konnte sich nicht entschließen, die Stelle in seinem Herzen, die der unerbittliche Tod leer gemacht hatte, wieder auszufüllen und seinem Töchterchen, auf das er bald alle Liebe concentrirte, eine Stiefmutter zu geben. Erinnerte er sich doch sehr wohl des alten Wortes: apud novercam queri! hatte er doch in zu vielen Familien das alte Märchen vom Aschenbrödel sich wiederholen sehen! So ließ er denn sein Kind in den Händen von Wärterinnen und Erzieherinnen, die er fürstlich bezahlte, und schickte sie, als sie herangewachsen war, auf einige Jahre in die Musterpension von Fräulein Bär, im Falle ja noch etwas an ihrer innern oder äußern Bildung vergessen sein sollte. Unterdessen führte er ein halbes Junggesellenleben, das durch die Betrügereien seiner Dienstboten und durch die Unverständigkeit einer Haushälterin, auf die er sich vollkommen verließ, ein sehr kostbares wurde und vertröstete sich jedesmal, so oft er mit Madame Bartsch eine unerquickliche Abhandlung über Soll und Haben gehabt hatte, auf die Zeit, wo ihm seine Tochter diese Misère der Alltäglichkeit, die Beantwortung der Fragen: was werden wir essen u. s. w., um die sich ein guter Christ gar nicht einmal bekümmern soll, abnehmen würde.

Die Zeit kam nun wohl, aber viel besser wurde es durch Fräulein Sophie's Rückkehr in's väterliche Haus auch nicht. Sophie war zu jung, zu unerfahren, als daß sie den Grund des Uebels hätte erkennen, und dem, seit so vielen Jahren eingerissenen Unwesen energisch entgegentreten können. Zwar wurde Madame Bartsch, die sich durchaus in das neue Verhältniß nicht finden konnte, entlassen; aber, wie der Medicinalrath lachend sagte: „Die Böse sind wir los, die Bösen sind geblieben.“ Die Dienstboten stahlen nach wie vor, und der Geheimrath erfuhr noch immer nicht, „wo zum Kukuk das verdammte Geld nur eigentlich bliebe? und wenn, wie das unter diesen Verhältnissen kaum anders sein konnte, seine Rechnungsabschlüsse von Jahr zu Jahr weniger stimmen wollten, sagte er nicht: „ich muß in Zukunft sparsamer sein;“ sondern: „ich muß noch mehr arbeiten.“ Stand er doch in der Fülle seiner Kraft; hatte er doch voraussichtlich noch Jahre energischer Thätigkeit vor sich, in denen wieder eingebracht werden konnte, was bis dahin versäumt war!

Aber es sollte anders kommen und der köstliche, fruchtspendende Baum, in dessen breitem gastlichen Schatten so viele, von der Sonnengluth des Lebens Gepeinigte Schutz und Erquickung suchten und fanden, von einem Blitzstrahl, der aus heiterm Himmel jäh herabzuckte, unrettbar zerstört werden. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich eines Morgens die Kunde durch die Stadt: der Geheimrath Robran sei über Nacht vom Schlage getroffen und liege hoffnungslos danieder. Einer erzählte es dem Andern mit nachdenklichem Gesicht und meinte: es sei ein unersetzlicher Verlust für die Wissenschaft, zumal für die Universität, die, seit Berger wahnsinnig geworden, an Robran den einzigen bedeutenden Vertreter gehabt habe. Aber, für wen der Verlust wirklich unersetzlich war, das waren die Armen, denen in dem Geheimrath ihr großmüthiger Freund und Beschützer geraubt wurde. Man konnte an diesem und an den folgenden Tagen alte Frauen, die sich an dem Krückstock mühsam weiter schleppten; Greise, die sich von einem Buben führen lassen mußten; junge, bleiche Weiber mit einem Kinde an der Brust auf den Treppenstufen des Hauses weinend sitzen sehen, die jeden Heraustretenden mit angstvollen Mienen fragten: ob es mit dem guten Herrn Rath noch immer nicht besser gehe; ob denn gar keine Hoffnung sei, daß der gute Herr Rath wieder gesund werde?

Unterdessen lag der Kranke in jenem entsetzlichen Zustande, der nicht Tag und nicht Nacht ist, sondern ein schauerliches Zwielicht zwischen der Sonne, die untergeht, und dem Dunkel, das von der andern Seite heraufdroht. Lange blieb es unentschieden, ob Leben oder Tod der Ausgang sein würde, und als sich endlich der grausame Kampf zu Gunsten des Lebens entschied, da wich der Tod nicht, ohne sein Opfer kenntlich genug gezeichnet zu haben. Ja, man konnte sagen: er hatte das Wesen schon mitgenommen, und was er gelassen hatte, war nur ein Schatten des Wesens.

Heute zum ersten Male war der Geheimrath auf ein paar Stunden wieder aufgestanden und hatte sich in einem Lehnstuhle aus seinem Schlafzimmer vor den Kamin des Wohnzimmers rollen lassen. Er hatte darauf bestanden, daß seine Tochter, die seit dem Beginn seiner Krankheit sein Lager kaum verlassen hatte, in ihr Kränzchen ging; er

hatte seinen Schwiegersohn, der interimistisch seine Praxis übernommen hatte und der gegen Abend ihn zu besuchen kam, nach wenigen Minuten wieder weggeschickt: er wollte allein sein; er wollte die erste Stunde, wo er den fürchterlichen Druck auf seinem Gehirn geringer fühlte, zum Nachdenken über seine Situation benutzen. Er würde eine so schädliche Aufregung freilich als Arzt einem Patienten streng verboten haben; aber jetzt war er ja Arzt und Kranker zugleich und konnte an sich selbst erfahren, daß der Arzt gar Manches fordern kann, was der Kranke beim besten Willen zu leisten nicht im Stande ist.

Armer, unglücklicher Mann — doppelt und dreifach arm und unglücklich, weil du vorher in der Fülle deiner geistigen und physischen Kraft, in der Elasticität deines sanguinischen Temperaments, ja selbst in deinem leichten Sinne, der dich wie ein Vogel über berghohe Hindernisse wegtrug, doppelt und dreifach reich und glücklich gewesen bist! Wo ist jetzt deine rastlose Beweglichkeit, die es dir früher zur Unmöglichkeit machte, an einem und demselben Orte lange Zeit still zu sitzen, die dich selbst an der Mittags- und Abendtafel unter deinen Gästen oft den Platz wechseln ließ! Wo ist dein scharfer, durchdringender Verstand, der die schwierigsten Probleme spielend löste? wo deine glänzende Phantasie, die selbst das Alltägliche und Gewöhnliche mit ihrem zauberischen Licht verklärte? wo, vor allem, deine olympische Heiterkeit, in der es dir so leicht wurde, nicht zu zürnen und zu eifern, die dich höchstens mit humoristischem Lächeln und satyrischen Witzen gegen das Elend und den Jammer der Existenz, gegen die Dummheit und Gemeinheit der Menschen kämpfen ließ? Wo sind die tausend Argumente, mit denen du oft den Pessimismus deines Freundes Berger in die Enge triebst? ihm zu beweisen suchtest, daß die Erde mit nichten ein Jammerthal sei vom Aufgang bis zum Niedergang, sondern eine breite, weite Landschaft, wo Berg und Thal, öde, wüste Strecken und elysäische Gefilde gar zweckmäßig mit einander abwechselten, und daß es in den bei weitem meisten Fällen sehr wohl möglich und auf jeden Fall durchaus erlaubt und vernünftig sei, jene zu vermeiden und sich in diesen behaglich zu ergehen? Bist du nun mit einem Male anderer Ansicht geworden? Bist du in dem Disput plötzlich durch einen plumpen Keulenstreich des Schick-

sals ad absurdum geführt? Hat dich der Druck, der auf deinem Gehirne lastet und die Schnellkraft deines Geistes paralysirt, auf einmal aus einem Optimisten zu einem Pessimisten gemacht, daß du die Welt so schwarz und deine Lage so verzweifelt siehst, während du jetzt, in deinem Lehnstuhle zusammengekauert, in dumpfem Hinbrüten auf die verglimmenden Kohlen in dem Kamine starrst und mechanisch die Schläge deines Pulses zählst? . . .

Und wohl mochte es dem Geheimrath schwer werden, die graue Schattengestalt der Sorge, die sich, je dunkler es im Zimmer wurde, immer dichter und dichter an ihn herandrängte, zu verscheuchen. Wie schlimm es in physischer Hinsicht um ihn stand, konnte ihm, der, wer weiß wie viel, ähnliche Fälle beobachtet und wieder beobachtet hatte, am wenigsten verborgen sein. Er wußte nur zu wohl, daß er von nun an geistig und körperlich ein Krüppel sein und bleiben werde, daß er nur noch das Gnadenbrot des Lebens esse, daß der Tod jeden Augenblick die verfallene Schuld eincassiren könne. Und doch war dies, so sehr er auch am Leben hing, sein geringster Kummer. Der Arzt sträubte sich nicht gegen das allgewaltige Geschick, dem er mit aller Kunst noch Keinen hatte entreißen können; der Schüler Epicurs wußte, daß Wonnen und Schmerzen, Freuden und Leiden in dem Gewebe unserer Existenz untrennbar vereinigt sind. Aber, was ihm das Herz unsäglich schwer machte, war der Gedanke, daß es ihm nun unmöglich sein würde, seine zerrütteten Vermögensverhältnisse zu ordnen, daß er als ein Bankerotteur aus dem Leben gehen, daß er seine Gläubiger durch seinen Tod um ihr Eigenthum betrügen werde. Hatte er doch immer auf die Zukunft vertröstet; und nun wollte die Zukunft die auf sie ausgestellten Wechsel nicht acceptiren; nun sollte dem leichtgläubigen Mann von dem Banquierhause, auf dessen Credit er so unbedingt vertraut hatte, der Credit entzogen werden!

Der Unglückliche seufzte, während er das tiefgebeugte Haupt in den Händen verbarg.

Und seine Tochter, seine geliebte Tochter! Wo war die Hoffnung geblieben, sie einst mit einem Vermögen ausstatten zu können, das die gemeinen Sorgen des Lebens auf immer von der Verwöhnten, Verzärtelten fern halten sollte? ihr die Mittel gewähren sollte, immer-

dar eine behagliche Existenz zu führen, wie sie sich für die feinbesaitete Natur des jungen Mädchens einzig zu ziemen schien? Jetzt konnte er ihr nicht nur kein Vermögen — nein! nicht einmal einen ehrlichen, fleckenlosen Namen hinterlassen!

Sie hatte keine Ahnung von der mißlichen pecuniären Lage ihres Vaters. Er hatte nie den Muth gehabt, ihr kindliches Gemüth mit Sorgen zu verdüstern, die er von sich selbst, so lange es ging, fern hielt. Sie nahm mit Sicherheit an, daß ihr Vater, wenn nicht ein reicher, so doch ein vermögender Mann sei, daß sie sich den bescheidenen Luxus, mit dem sie sich umgab, unbedenklich gestatten könne. —

Und war sie die Einzige, die sich in diesem Wahne befand? die er aus Scheu vor peinlichen Auseinandersetzungen in diesem Wahne gelassen hatte? dachten seine Freunde nicht ebenso? vor allem der jüngste und liebste seiner Freunde, der Mann, welcher das Herz seiner Tochter gewonnen hatte und dem er selbst mit herzlicher, freundschaftlich väterlicher Liebe zugethan war? der durch sein biederes, edles Wesen, durch seinen Geist und seine Güte diese Liebe, diese Freundschaft im reichsten Maße verdiente? Was würde er sagen, was würde er thun, wenn er erführe, was er über kurz oder lang doch einmal erfahren mußte; ja, was ihm der Vater seiner Braut, wenn er nicht allen Ansprüchen auf den Namen eines ehrlichen Mannes entsagen wollte, unter diesen Umständen ohne allen Verzug mitzutheilen gezwungen war?

Der Geheimrath drückte sein Gesicht fester in die zitternden Hände und stöhnte laut, wie ein von grausamen Qualen Gefolterter.

Und plötzlich fühlte er sich von weichen Armen sanft umschlungen und eine Mädchenstimme rief ängstlich: „Vater, liebes Väterchen, Du bist gewiß wieder recht krank!“ und die freundliche, feste Stimme eines Mannes, der eine seiner Hände ergriffen hatte, um nach dem Puls zu fühlen, sagte: „Sie sind zu lange aufgeblieben, Papa! Wir müssen machen, daß wir wieder in's Bett kommen.“

Wie ein erquickender Regen auf eine sonneversengte Pflanze, so fielen diese Stimmen, diese Worte lind und labend in das Herz des armen, an Leib und Seele kranken Mannes. Er legte seine

Arme um den schlanken Leib des Kindes und zog es an sein Herz in langer, stummer Umarmung. Er hätte weinen können, wenn er sich nicht geschämt hätte. Sophie fragte wieder und wieder, ob er sich kränker fühle; Franz, der nach Licht geklingelt hatte, bat immer dringender, er möge nicht durch längeres Aufbleiben das mühsam Gewonnene wieder auf's Spiel setzen. Der Geheimrath wollte nicht von Zubettgehen hören; er fühle sich in dem Lehnstuhl ganz behaglich und durchaus nicht angegriffen. Ueberdies habe er mit Franz zu sprechen, Sophie möge nur ruhig das Abendbrot besorgen.

Franz, dessen Scharfblick die Unruhe, die Aufregung des Patienten nicht entgangen war, hielt es für das Beste, seinem Wunsche Folge zu leisten und winkte seiner Braut, sie allein zu lassen. Sophie entfernte sich mit einem ängstlich fragenden Blick auf Franz, den dieser mit einem ermuthigenden Lächeln beantwortete.

Die Thür hatte sich kaum hinter der schlanken Gestalt des jungen Mädchens geschlossen, als der Geheimrath Franz' Hand ergriff und mit einer Stimme, die vergebens nach Festigkeit rang, sagte:

„Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen, Franz, das ich unter diesen Umständen, wo ich jeden Augenblick auf den Tod gefaßt sein muß, nicht länger verschweigen kann, ohne ehrlos zu handeln."

„Was ist es, Papa?" fragte Franz, einen Stuhl dicht an den Platz des Geheimraths rückend und die Hände desselben freundschaftlich in seine Hände nehmend.

„Das ist es!" sagte der Geheimrath — und nun erzählte er Franz, daß er im Lauf der Jahre, zum Theil in Folge eines Mangels an weiser Sparsamkeit, zum Theil durch vielfältige Darlehen, die er an Arme, Bedürftige aller Art gemacht und niemals wieder bekommen habe, tief in Schulden gerathen sei; daß er gehofft habe, sich durch verdoppelten Fleiß in den nächsten Jahren wieder heraufzuarbeiten, eine Hoffnung, die, wie er jetzt nur zu schmerzlich fühle, nicht in Erfüllung gehen werde.

Der Geheimrath machte hier eine Pause, sei es, weil er für den Moment zu erschöpft war; sei es, weil er von Franz eine Antwort erwartete. Als der junge Mann aber mit niedergeschlagenen Augen

in seinem Schweigen verharrte, fuhr der Kranke nach dieser Pause mit leiserer und erregterer Stimme fort:

„Verzeihen Sie, lieber Franz, daß ich in einem vielleicht sträflichen, aber sehr erklärlichen Egoismus so lange mit dieser Enthüllung Ihnen gegenüber gezögert habe. Aber es ist eine schreckliche Aufgabe, Menschen betrüben zu müssen, die man lieb hat; Menschen ärmer machen zu müssen, die man mit allen Gütern dieser Erde überschütten möchte."

Er schwieg und versuchte seine Hände aus den Händen des jungen Mannes zu ziehen, gleichsam als habe die Entdeckung, die er so eben gemacht, die vertraute Freundschaft gestört und aufgehoben. Aber Franz rückte nur näher an den Kranken und sagte, ihm mit seinen klaren, treuen, klugen Augen tief in die Augen sehend:

„Ich habe Sie ruhig aussprechen lassen, Papa; nun lassen Sie mich dasselbe thun. — Wenn Jemand einem Freunde, den er liebt, einen unermeßlich kostbaren Schatz schenkt, einen Schatz, an dem das Herz des Andern so hängt, daß er ohne denselben nicht mehr leben könnte und möchte, und er spräche nun zum Freunde: Lieber, während ich diesen Schatz hütete, habe ich, wie du dir denken kannst, auf die Leitung und Regelung meiner übrigen Angelegenheiten nicht die nöthige Sorgfalt verwenden können. Es sind da einige Gläubiger, die bezahlt sein wollen und bezahlt werden müssen. Willst du nicht diese Sachen übernehmen? Du bist jünger und rüstiger, und du hast keinen Widerwillen gegen Geschäfte — wenn, sage ich, der Geber also zu dem so reich Beschenkten spräche, und dieser wollte antworten: den Schatz, der mich in alle Zukunft so unermeßlich reich macht, nehme ich freilich, aber was deine übrigen Angelegenheiten betrifft, so siehe zu, wie du fertig wirst; ich will nichts damit zu schaffen haben; — würde man ihn, der so antwortete, nicht mit Recht für ein Ungeheuer von Herzlosigkeit, für ein Scheusal von Undankbarkeit halten? Genau so aber liegt die Sache zwischen uns. Der großmüthige Geber sind Sie, der so überreich Beschenkte bin ich, der unermeßlich kostbare Schatz ist meine, unsere Sophie. Zwischen uns kann nicht mehr von Mein und Dein die Rede sein; was ich besitze, gehört Ihnen, der Sie mir in der dreifach ehrwürdigen Gestalt des Freundes, des Lehrers,

des Vaters erscheinen. Was ich aber besitze, sind zehn- bis elftausend Thaler, die ich von einer Tante, die ich nie gesehen habe, erbte, und die Ihnen jeder Zeit zur Verfügung stehen. Ich weiß, daß diese Summe nicht genügt, Sie von den eingegangenen Verbindlichkeiten zu befreien. Aber eine Erleichterung, eine Hülfe wird sie Ihnen immer sein, und ich bitte, ja ich beschwöre Sie, von dieser Hülfe den ausgedehntesten Gebrauch zu machen. — Nein, Papa, schütteln Sie nicht den Kopf! Es hilft Ihnen nichts. Sie sind Sophie, mir und sich selbst die Erfüllung meiner Bitte schuldig. Und dann: ich will Sie nicht um eine Gefälligkeit bitten, ohne auf eine äquivalente Gegenleistung zu dringen. Wir haben den Termin unserer Hochzeit immer noch nicht festgesetzt. Wir scheuten uns, mit der Sprache herauszurücken, weil wir Ihren Widerspruch, zum mindesten Ihre mit Widerstreben gegebene Einwilligung fürchteten. Jetzt bin ich kühn geworden und bitte nicht um Flandern, noch Gedankenfreiheit, König Philipp, sondern um die Erlaubniß, Deine Infantin, Donna Sophia, heute über vier Wochen als mein ehelich Gemahl heimführen zu dürfen. Sieh! da ist sie selbst! — Knie nieder, Mädchen, und danke Deinem Herrn und Vater für seine Güte. Er willigt in unsere Vermählung heute über vier Wochen."

Sophie, die bei Franz' letzten Worten in das Zimmer getreten war, eilte auf den Vater zu:

„Gutes liebes Väterchen! herzallerliebstes Väterchen!" rief sie, den Geheimrath umarmend und ihn zärtlich auf Stirn und Lippen küssend. Der Geheimrath war in einer unbeschreiblichen Erregung. Seine zitternden Lippen versuchten umsonst ein Wort hervorzubringen; seine thränenüberströmten Augen wandten sich bald auf die vor ihm kniende Tochter, bald auf den edlen Mann, der über ihn gebeugt dastand und seinen Arm vertraulich um seinen Nacken geschlungen hatte. Sein von der Krankheit angegriffenes Gehirn vermochte nicht das Chaos der auf ihn einstürmenden Gedanken zu bewältigen, aber in seinem Herzen sagte vernehmlich eine Stimme, daß er nun ruhig sterben könne.

Franz, der nicht ohne Grund fürchtete, daß die heftige Gemüthserschütterung eine Verschlimmerung in dem Zustande des Kranken

herbeiführen könne, beeilte sich, dieser Scene ein Ende zu machen. Er klingelte und hieß den eintretenden Bedienten, ihm beim Zubettbringen des Herrn zu helfen. Der Geheimrath ließ Alles ohne Widerrede mit sich geschehen. Franz und der Diener rollten den Stuhl bis an die Thür des nächsten Gemachs, die schon von Sophie geöffnet war, hoben ihn über die Schwelle und schlossen die Thür hinter sich, während Sophie allein in dem Wohnzimmer zurückblieb.

Nach einigen Minuten kam Franz zurück. Er war bewegt, wie Sophie ihn kaum je gesehen hatte; aber sie sah auch zugleich, daß diese Bewegung keine schmerzliche war. Seine Augen blitzten, sein Schritt war elastisch wie eines Siegers Schritt, und seine sonst etwas scharfe Stimme klang weicher und voller, als er jetzt, die Geliebte fast stürmisch in seine Arme schließend, sagte:

„Freue Dich, Mädchen, es geht Alles gut, vortrefflich. Ich habe dem Papa seine Einwilligung abgeschmeichelt und abgetrotzt. Sagte ich Dir nicht, in vier Wochen sind wir Mann und Frau? sagte ich Dir nicht: in unserer Brust sind unsers Schicksals Sterne? O, ich fühle einen ganzen Himmel in meiner Brust! liebe, liebe Sophie!“

„Lieber, lieber Franz.“

Und die Liebenden hielten sich umschlungen in jener Seligkeit, für welche die reichste Erdensprache keine Worte hat.

Dann, als die Fluth herrlichster Gefühle sich zu ruhigeren Wogen sänftigte, wanderten sie Arm in Arm in dem Gemache auf und ab, und ihre Stimmen waren leise, wie ihre Schritte auf dem Teppich, und was sie flüsterten war süß und traulich, wie das von einem rothen Schleier gedämpfte Licht der Lampe, die auf dem Tische vor dem Sopha brannte, und doch so heiß und glühend, wie die feurigen Kohlen, die in dem Kamin durch die leichte Aschendecke glimmten.

Es war ein gar anmuthiges Paar, die beiden Liebenden, und der Zeus von Otricoli, dessen herrliche Maske mit der göttlich erhabenen Stirn unter den ambrosischen olympuserschütternden Locken majestätisch aus einer Nische in der Wand auf sie herabblickt, wie sie jetzt wieder und wieder an ihm vorüberwandeln, mußte seine

Freude an ihnen haben, obgleich weder die Erscheinung des jungen Mannes, noch die des Mädchens auf classische Schönheit Anspruch machen konnten. Dazu waren ihre hohe Gestalten zu modern schlank, zu sehr ohne die üppige Fülle des griechischen Ideals; ermangelten ihre ausdrucksvollen Gesichter zu sehr jener architektonischen Regelmäßigkeit, jener unverwüstlichen antiken Harmonie, die keinen Kampf kennt, zum mindesten keinen Kampf, der die Seele in ihrer innersten Tiefe aufregt.

Sophie Robran hat streng genommen Nichts, was auf Schönheit Anspruch machen könnte, als einen anmuthig feinen Wuchs, an welchem aber Kenner die zu große Magerkeit der Arme rügen, und ein Paar große, tiefblaue, weiche Augen, von denen Kenner und Nichtkenner mit gleichem Entzücken sprechen. Ihr Mund ist ein wenig zu groß und sie kann von Glück sagen, daß ihre Zähne, die man in Folge dessen oft sieht, wenn auch nicht „zwei Reihen Perlen," so doch weiß und regelmäßig sind. Die Wangen sind rund und voll, die Nase ist in keine bestimmte Kategorie zu bringen. Das Schönste an ihr möchte nächst den großen blauen Augen das hellbraune, reiche Haar sein, das sehr kunstlos und doch geschmackvoll arrangirt in sanften Wellen die etwas niedrige, aber feste, höchst intelligente Stirn umgiebt. Sophie ist so groß, daß Franz, obgleich seine Statur über die mittlere Größe ist, sie kaum um Kopfeslänge überragt, — ein Beweis, wie Sophie meint, daß sie einigen Anspruch darauf habe, zu Jean Pauls „hohen Menschen" gerechnet zu werden, obgleich Franz entgegengesetzter Meinung ist und behauptet, daß ihr zu dieser Würde, wenn nicht Alles, so doch Einiges fehle, vor allem die Ueberschwänglichkeit im Denken und Empfinden, ohne welche es bei den hohen Menschen nun einmal nicht gehe und von der bei Sophie kaum eine Spur zu entdecken sei, es wäre denn am Clavier, wenn der Genius Beethoven's, ihres Lieblingscomponisten, ihrer Psyche die sonst mangelnden Schwingen leihe. Im Uebrigen will Franz eher eine gewisse kühle Nüchternheit der Anschauungen und des Urtheils an seiner Braut diagnosticirt haben, eine Art von Scheu, aus sich herauszutreten, ein Mißtrauen gegen Alle, die diese Scheu nicht besitzen und unaufgefordert ihre Siegespäans oder ihre Klagelieder anstimmen,

ohne sich darum zu bekümmern, ob ihnen ein Gott gegeben hat, zu sagen, was sie leiden, oder nicht. Sophie dagegen hat die Neigung, in qualvollen oder freudereichen Momenten sehr still zu sein, weßhalb Franz sie lieber zu der Jean Paul'schen Classe: „der Stummen des Himmels" rechnen möchte, als zu den eigentlich hohen und höchsten Menschen. Ueberdies habe Sophie noch folgende Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten, welche alle mehr oder weniger mit der höchsten Hoheit unvereinbar seien. Sie habe eine besondere Vorliebe für Kanarienvögel, Hunde, Laubfrösche, Kaninchen, Pferde, ja selbst für Esel, was entschieden auf einen niederländischen Geschmack für Stillleben und Viehstücke deute; sie verrathe eine für die Tochter eines berühmten Gelehrten und die Braut eines möglicherweise später einmal ebenfalls berühmten Gelehrten höchst unziemliche Gleichgiltigkeit gegen die Literatur, da sie trotz ihres vorzüglichen Talentes für die Erlernung fremder Sprachen, sich durchaus nicht bewegen lasse, bei der Lectüre französischer und englischer Schriftsteller das Lexicon in allen nöthigen Fällen zu gebrauchen, und was die Erzeugnisse ihrer Muttersprache betreffe, in ihrem Indifferentismus sogar schon einige Male so weit gegangen sei, fest einzuschlafen, während ihr Franz die schönsten Capitel aus Dichtung und Wahrheit oder der Italienischen Reise vorlas. Sodann habe sie eine ganz entschiedene Neigung, ihren Hut schief aufzusetzen, und bei Spaziergängen in den Hecken an der Wegseite mit ihren Kleidern hängen zu bleiben, was Beides auf ein, mit dem „hohen Menschenthum" unvereinbares Traum- und Dämmerleben in der Seele deute. Ja, es grenze schon an Hellseherei, wenn sie (wie es in der That einmal geschehen war) ihrem Mädchen, das sie zum Ball anzog und noch einer Stecknadel bedurfte, als keine mehr vorhanden war, zurufen könne: Hinten im Saal unter dem vierten Stuhl vom Fenster aus liegt seit acht Tagen eine.

Das Gespräch der Liebenden war nach und nach auf dies von Franz mit unendlichen Variationen behandelte Thema der unzähligen Schwächen seiner Braut gekommen. Franz besaß die Gabe, mit Anmuth zu scherzen und unter der lächelnden Maske eines gutmüthigen Spötters das ernste Gesicht eines wohlmeinenden Lehrers zu verbergen.

Sophie, die keine Freundin pedantischer Auseinandersetzungen war, wußte ihrem Geliebten Dank für diese Art der Belehrung, und Franz befolgte diese Methode um so lieber, als er dabei noch das Vergnügen hatte, die Gewandtheit und den Witz zu bewundern, mit welchen sich Sophie gegen seine versteckten oder offenen Angriffe vertheidigte, und ihre Fehler in Abrede stellte oder gar für höchst liebenswürdige Tugenden ausgab.

Sie waren so in ihr bald ernstes, bald heiteres, und von einem gelegentlichen halb unterdrückten Lachen oder verstohlenen Kuß unterbrochenes Gespräch vertieft, daß Jemand, der um diese Stunde fast täglich in das Haus des Geheimraths kam, erst dreimal an die Thür pochen mußte, ehe sie mit einem unisonen Herein antworteten.

Fünfzehntes Capitel.

„Guten Abend, hochverehrliches christliches Brautpaar," sagte der darauf in's Zimmer Tretende; „störe ich Sie vielleicht in Ihrer Andacht?"

„Guten Abend, Bemperchen;" erwiederte Sophie, sich aus Franz' Arm losmachend und dem kleinen Mann, der zierlichen Schritts auf sie zukam, herzlich die dargebotene Hand drückend; „Sie kommen gerade zur rechten Zeit, mich gegen diesen Erzspötter in Schutz zu nehmen."

„Guten Abend, Bemperlein," sagte Franz; „Sie kommen gerade zur rechten Zeit, mir diese halsstarrige Sünderin überzeugen zu helfen."

„Ehe ich das Eine thun und das Andere lassen kann," erwiderte Herr Bemperlein, seine Handschuhe ausziehend und sie sorgfältig zusammenlegend, „erlaube ich mir, mich nach dem Befinden des Herrn Geheimraths pflichtschuldigst zu erkundigen."

„Es geht viel besser," erwiderte Franz.

„Ich schloß das aus Ihrer heiteren Stimmung," sagte Bem-

perlein. „Nun, das freut mich sehr. So können wir doch heute Abend endlich einmal zu Abend essen, ohne daß uns wie in den letzten vierzehn Tagen jeder Bissen vor Wehmuth und Trauer im Munde stecken bleibt. Ad vocem Abendessen: wie steht es damit, Fräulein Sophie? ich, der ich nicht, wie Sie, das Glück habe, mit dem Nektar der Liebe meinen Durst und mit der Ambrosia traulichen Geschwätzes meinen Hunger stillen zu können, empfinde eine nicht mißzudeutende Regung nach irdischer Speise und Trank."

„Ich glaube, das Abendessen steht schon seit einer halben Stunde auf dem Tisch," sagte Sophie; „ich hatte es wahrhaftig ganz vergessen."

„So lassen Sie uns keine Minute länger zögern;" sagte Bemperlein, Sophie den Arm bietend und sie den wohlbekannten Weg in das anstoßende Gemach führend, in welchem stets gespeist wurde.

Fräulein Sophie und Herr Bemperlein waren große Freunde. Der treffliche Mann hatte zu jeder Zeit seines Lebens irgend Jemand gehabt, dem er seine Huldigung und seine Liebe weihen konnte. Als er nun nach Grünwald übergesiedelt war, fühlte er sich in den ersten Tagen grenzenlos verwais't und elend. Der Mittheilung bedürftig und kindlich vertrauensvoll, wie er war, hatte er gleich am ersten Abend, als er beim Geheimrath Robran von Berger eingeführt wurde, Fräulein Sophie, deren große blaue Augen ihn wunderbar anmutheten, all' sein Herzeleid geklagt. Sophie hatte dem kleinen, lebhaften Mann, der ihr, als ob es nicht anders sein könnte, mit homerischer Naivetät sein ganzes volles Herz ausschüttete, nicht nur mit großer Aufmerksamkeit zugehört, sondern ihm auch zuletzt, als er mit den Worten schloß: „Das ist nun auf immer vorbei! auf immer vorbei!" mit herzgewinnender Freundlichkeit die Hand gereicht und gesagt: „Kommen Sie recht oft zu uns, Herr Bemperlein! Vater meint es gut mit Ihnen und ich auch. Wir wollen versuchen, ob wir Ihnen Ihr Berkow nicht wenigstens einigermaßen ersetzen können."

Es war eine seltsame Freundschaft zwischen den Beiden! Sophie, obgleich sie um zwölf Jahre jünger war, wie Bemperlein, war der ermahnende, rathgebende, zurechtweisende Mentor, er der gehorsame, aufmerksame, gelehrige Telemach. Sie hatte ihm beim Arrangement

der bescheidenen Wohnung, die er ein paar Häuser von dem des Geheimraths gemiethet hatte, geholfen; sie machte mit ihm, und manchmal auch ohne ihn, die nöthigen Einkäufe. Ja, ihre Sorgfalt erstreckte sich noch weiter. Sie stutzte ihn auch in seiner gesellschaftlichen Haltung, die manches zu wünschen ließ, zurecht. Sie machte ihn darauf aufmerksam, daß es nicht schicklich sei, Herren, mit denen man spreche, fortwährend am Rockknopf fest zu halten, und Damen bei Tisch, sie möchten so langweilig sein, wie sie wollten, consequent den Rücken zuzuwenden. „Sie müssen dies durchaus thun, Bemperchen! Sie müssen dies nothwendig lassen, Bemperchen!" so hofmeisterte die junge Dame bei jeder Gelegenheit, und der gutmüthige Mann gehorchte auf's Wort und fühlte sich glücklich und stolz, wenn es ein ander Mal hieß: „Bemperchen, das haben Sie gut gemacht. Sie waren heute Abend ganz der Cavalier, Bemperchen!"

Bemperlein schwärmte bald für Fräulein Robran fast noch mehr, als er für Frau von Berkow geschwärmt hatte. Diese blieb doch immer trotz ihrer Güte und Freundlichkeit in seinen Augen die vornehme Dame, die Wohlthäterin, die Herrin; und der Eindruck, den sie auf ihn gemacht hatte, als er, ein armer, schüchterner, unbehilflicher Candidat der Theologie, an einem schönen Sommernachmittag auf Berkow anlangte und vom alten Baumann zur gnädigen Frau geführt wurde, hatte sich in den langen sieben Jahren, die er in ihrem Hause zugebracht hatte, nicht wieder verwischt. Sophie aber war gar nicht vornehm; sie neckte sich so lustig mit Einem; sie blickte Einem so treuherzig in die Augen; sie machte so gar keine Ansprüche; man konnte mit ihr sprechen, wie mit seinesgleichen; man konnte sie brüderlich lieb haben, ohne einen Schauer der Ehrfurcht dabei zu empfinden.

Und eine solche brüderliche Liebe empfand denn nun Bemperlein für das herzige Mädchen. Es würde ihm, selbst wenn sie nicht verlobt gewesen wäre, niemals in den Sinn gekommen sein, sich in sie zu verlieben. Aber mit Allem, was sie betraf, sympathisiren, ihren Bräutigam, den er bald darauf kennen lernte, für den liebenswürdigsten, trefflichsten Menschen erklären; ihr jeden Gefallen, den er ihr an den Augen absehen konnte, thun, und, als der Geheimrath den Schlaganfall bekam, bis zu Franz' Rückkehr mit ihr, und nachdem

Franz zurückgekommen, mit Franz am Bett des Kranken Tag und Nacht mit frauenhafter Geduld und Umsicht wachen und sorgen; und, als er nun heute Abend hörte, daß es mit dem Patienten besser gehe, viel besser gehe — sich wie ein Kind, dem der Vater wiedergegeben wird, freuen und seine Freude hinter allerhand unschuldigen Schelmereien und Neckereien verstecken — das konnte der Ex-Candidatus Theologiä und jetzige Studiosus Philosophiä Herr Anastasius Bemperlein, genannt Bemperchen . . . .
. . . .

„Ich fürchte, die Kartoffeln sind eiskalt," sagte Sophie, den Deckel von einer Schale abhebend.

„So haben Sie genau die Temperatur dieses Fisches," sagte Franz, ihr die Schüssel präsentirend.

„Oder dieser Sauce," sagte Bemperlein, ihr die Sauciere von der andern Seite darreichend.

Sophie zuckte die Achseln:

„Nichts wird so warm gegessen, als es gekocht ist, meine Herren. Das muß ich als zukünftige Hausfrau wissen."

„Wir heirathen nämlich heut über vier Wochen, Bemperlein," sagte Franz.

Das heißt, wenn Ihr Frack, den Sie sich schon, seitdem Sie in Grünwald sind, machen lassen wollen, bis dahin fertig wird, Bemperchen; sonst unter keiner Bedingung," sagte Sophie.

„Der Frack wird fertig! der Frack wird fertig!" rief Herr Bemperlein, „und sollte ich ihn selber zurechtschneiden, nähen und bügeln."

„Das würde ein schönes Kleidungsstück werden, Bemperchen."

„Vielleicht nicht so schlecht, als Sie glauben. Es wäre wenigstens nicht der erste Frack, den ich mir höchst eigenhändig fertigte."

„Unmöglich, Bemperlein!" rief Franz voll Erstaunen.

„Was ich Ihnen sage. Es ist nun freilich schon ein wenig lange her — funfzehn Jahre etwa — und ich war dazumal, in meiner Robinson-Crusoe-Periode, erfinderischer und fleißiger als jetzt; aber für unmöglich halte ich die Sache auch noch heute nicht."

„Aber was zwang Sie denn, so wunderliche Experimente anzustellen?"

„Die Erfinderin aller Künste, die Noth. Sie wissen, Fräulein Sophie, daß ich zu denjenigen Kindern Gottes gehöre, — oder vielmehr gehörte, denn jetzt bin ich in eine andere Rangclasse versetzt — welchen das Himmelreich versprochen ist, weil sie auf Erden nichts ihr eigen nennen. In Folge dessen war ich, als ich damals aus den elysäischen Gefilden meines Heimathsdorfes hierher kam, gezwungen, eine Art von Cicadendasein zu führen und alle unnöthigen Depensen zu vermeiden. So verfiel ich denn unter anderm auf den sehr naheliegenden Gedanken, ob es nicht möglich sein sollte, sich auch in unserem tintekleckſenden Säculum die nöthigen Kleidungsstücke selbst zu fertigen, wie weiland Eumäus, der göttliche Sauhirt. Gedacht, gethan. Ich hatte eine vertraute Freundschaft mit einem Knaben geschlossen — er hieß Christian Süßmilch, der Sohn von dem alten Schneidermeister Süßmilch in der Langenstraße, — der durchaus Schneider werden sollte und durchaus ein Gelehrter werden wollte. Wir machten einen Covenant, daß ich, wenn Papa Süßmilchs Stentorstimme Feierabend verkündet hatte, den Zumpt und den Rost mit ihm tractirte, wogegen er mich lehren sollte, wie man die Nadel und das Bügeleisen führt. Unsere Studien wurden mit eben so viel Eifer wie Heimlichkeit betrieben, denn ich fürchtete nicht ohne alle Ursache den Spott meiner Mitschüler und er dito die sicher treffende Elle seines Vaters und Lehrherrn. O, es waren köstliche Stunden, die wir so zusammen verlebten, Stunden, die er und ich nie vergessen werden. Ich sehe uns noch beim traulichen Schein einer Thranlampe auf meinem kleinen Dachstübchen zusammensitzen — an einem Herbstabend wie heute, wenn der Regen auf die Ziegel dicht über unseren Köpfen tappte und die Rinne gurgelte und die Eulen und Dohlen auf dem Thurm der nahen Nicolaikirche krächzten und schrien. Wir aber froren nicht, trotzdem kein Feuer in dem kleinen Kanonenofen brannte, denn die heilige Flamme der Freundschaft durchströmte unsere Adern mit sanfter Gluth, und ich nähte, daß der Faden rauchte, und er lernte in seiner Grammatik, daß ihm der Kopf dampfte, und wenn ich dann die Naht nach allen Regeln der Kunst genäht hatte und er sein „tüpto, tüpteis, tüptei“ ohne Anstoß auf=

sagen konnte, so sanken wir uns gerührt in die Arme und beneideten keinen König auf dem Thron um seine Herrlichkeit."

Herr Bemperlein schwieg und blickte gerührt in sein Glas.

„Die alte Zeit soll leben, Bemperlein!", sagte Franz.

„Und die neue daneben," erwiderte Bemperlein, mit dem Brautpaare anstoßend.

„Aber wie war das mit dem Frack, Bemperchen?" fragte Sophie; „es war doch nicht gar Ihr Confirmationsfrack?"

„Richtig gerathen, schöne Dame; es war mein Confirmationsfrack. Die Zeit der Einsegnung war vor der Thür. Ich hatte von einem Kaufmann, dessen Kinder ich im Lesen und Schreiben unterrichtete, und bei dem ich auch wöchentlich einen Freitisch hatte, Tuch zu einem Frack geschenkt bekommen. Der brave Mann sagte mir sogar: ich solle ihn nur bei seinem Schneider auf seine Kosten machen lassen. Ich glaubte indessen, die Güte des Mannes zu mißbrauchen, wenn ich auch dies Geschenk noch annehme und bat um die Erlaubniß, den Frack bei meinem eigenen Schneider machen lassen zu dürfen. Nun, wer der „eigene Schneider" war, können Sie sich denken. Christian Süßmilch und ich wollten uns beinahe todt lachen über diesen genialen Witz; und wir beschlossen sofort an's Werk zu gehen und ein Meisterstück zu liefern, das unserm „eigenen Schneider" Ehre machen sollte. Aber, o des Jammers! Papa Süßmilch war hinter unsere „verdammten Schliche" gekommen, wie er in seiner banausischen Redeweise die Weihestunden der Freundschaft und Arbeit zu nennen beliebte. Er hatte eine griechische Grammatik entdeckt, die Christian beim Eintritt des böotischen Vaters in die Hölle unter die Lumpen zu schleudern pflegte und die Folge dieser entsetzlichen Entdeckung war die, daß er zuerst einmal seine Elle auf dem Rücken des attischen Jünglings entzweischlug und zweitens ihm bei Androhung sofortiger Enterbung und Verbannung aus dem väterlichen Hause kategorisch befahl, in Zukunft allen Umgang mit mir gänzlich und durchaus abzubrechen. Weinend erzählte mir der treue Freund das Entsetzliche, als ich ihm Tags darauf an der Straßenecke begegnete, wie er eben ein fertiges Beinkleid zu einem der Kunden seines Vaters trug. „Aber

ich beuge mich nicht länger unter diese Tyrannei," rief er mit einer Armschwenkung, die dem Demosthenes Ehre gemacht haben würde; „noch diesen einen Sclavendienst (und er schlug dabei mit der geballten Faust auf die sauber zusammengefalteten Inexpressiblen) und dann gehe ich hinaus in die weite Welt. Willst Du mit?" Nur mit Mühe konnte ich den armen Jungen beruhigen; ich wußte, daß ihm der Gedanke, mir nun nicht bei meinem Frack helfen zu können, weher that, als alles Andere. Ich erinnerte ihn an das Gebot, welches uns befiehlt, Vater und Mutter zu ehren, auf daß es uns wohl gehe und wir lange leben auf Erden; ich sagte ihm, daß sein Vater doch endlich nachgeben werde; und was den Frack betreffe, so würde der Schüler seinem Meister Ehre machen. — Christian schüttelte wehmüthig den Kopf: „Du wirst nicht fertig, Anastasius," sagte er, „Du wirst nicht fertig, auch angenommen, daß Du mit dem Zuschneiden zu Stande kommst." — „Was gilt die Wette, Christian?" rief ich, „Du siehst mich heute über acht Tage bei der Einsegnung in der Kirche in dem Frack, den ich ohne Deine Hülfe machen werde, und Du sollst eingestehen, daß er gut gemacht ist. Gewinn' ich, schenkst Du mir Deinen Dompfaffen, gewinnst Du, gebe ich Dir die Odyssee in der Heyne'schen Ausgabe. Willst Du?" — „Topp!" sagte Christian trotz seines Jammers lächelnd. „Ich sollte eigentlich nicht wetten, weil Du doch verlierst; aber wenn Du willst, so sei's."

„Nun, und wer gewann die Wette?" fragte Sophie eifrig.

„Am nächsten Sonntag, in der Nikolaikirche," sagte Herr Bemperlein, und seine Stimme zitterte und seine Brillengläser wurden feucht; „am nächsten Sonntag kniete ich zwischen vielen anderen Jünglingen an dem Altar, und die Orgeltöne flutheten durch die hohen Hallen, und der Priester murmelte den Segen Gottes über uns, aber ich hörte von allem nichts; ich sah nur immer nach der Empore hinauf zu einem Knaben mit langen braunen Haaren und braunen Augen, der mir Kußhände zuwarf und dessen liebes Gesicht vor Stolz und Freude darüber, daß sein Freund, gegen all' sein Erwarten, so stattlich aussah, erglänzte und der, als an mich die Reihe kam, daß der Herr mich segnen und behüten möchte und sein Antlitz leuchten lassen

über mich, fromm die Hände faltete und mit gebeugtem Haupt für mich inbrünstiglich betete."

Bemperlein schwieg. Er hatte die Brille, die immer trüber geworden war, abgenommen und rieb die Gläser mit dem seidenen Taschentuche wieder blank.

„Und was ist aus Christian geworden?" fragte Franz.

„Er ist jetzt Professor der alten Sprachen an einem Belgischen hochberühmten Lyceum; seine Grammatik über den dorischen Dialect ist epochemachend für die Sprachwissenschaft. Ich hatte vorgestern einen sechszehn Seiten langen Brief von ihm."

„Und was ist aus dem Frack geworden?" fragte Sophie.

„Er hangt noch heut zu Tage wohlerhalten als theures Andenken in meinem Schrank," erwiderte Herr Bemperlein, die Brille wieder aufsetzend und Sophie schalkhaft anlächelnd; „ja, und was noch mehr sagen will: er paßt mir noch heute so gut, als er mir damals paßte, und ich kann mich in ihm jederzeit vorstellen, falls mein gnädiges Fräulein an der Wahrheit dieser wahrhaftigen Geschichte zweifeln sollte."

„Wollen Sie mir eine Bitte erfüllen, Bemperchen?" sagte Sophie mit ungewöhnlichem Ernst, ihm die Hand entgegenstreckend.

„Jede!" sagte Bemperlein mit Enthusiasmus, die Hand des Mädchens ergreifend.

„Lassen Sie sich zu meiner Hochzeit keinen neuen Frack machen, sondern kommen Sie in dem alten, der für Sie durch so herrliche Erinnerungen geweiht ist."

„Ist das Ihr Ernst?"

„Zweifeln Sie daran?"

„Nun gut," sagte Herr Bemperlein, Sophie die Hand küssend, „ich will in dem Frack, den ich mir zu meiner Confirmation selbst gemacht habe, Ihr Brautführer sein."

Die kleine Gesellschaft beendigte ihr kaltes Abendbrod und begab sich in das trauliche Wohnzimmer zurück, wo Sophie den Thee bereitete, während Franz ging, sich nach des Geheimraths Befinden umzusehen. Er kam mit der erfreulichen Kunde zurück, daß Papa, seit dem Beginn seiner Krankheit zum ersten Male, in einem ruhigen erquickenden Schlafe liege, in welchen er, wie der Diener, der diese

Nacht bei ihm wachte, erzählte, „alsbald gefallen sei, nachdem er noch eine Zeit lang mit gefalteten Händen abgebrochene Worte gemurmelt hatte."

Franz sagte, daß die Reconvalescenz von diesem Augenblick rasch fortschreiten werde und daß er jetzt die beste Hoffnung für eine möglichst vollständige Wiederherstellung habe. Sophie umarmte und küßte ihn für diese frohe Botschaft und Herr Bemperlein schwur, daß er von heute Abend an außer den vier heiligen Evangelisten noch einen höchst unheiligen, Namens Franziskus, kenne und verehre.

Sie hatten sich um den Kamin herumgesetzt. Der Dampf der Theemaschine und der Rauch der Cigarren, welche sich die Herren angezündet hatten, stieg in Wolken zu dem olympischen Zeus hinauf, der nun zu einem behaglichen Jupiter Xenius wurde. Franz war in einer eigenthümlich aufgeregten Stimmung, die sich Sophie durch die Freude über die günstige Wendung, welche die Krankheit des Vaters genommen hatte, erklärte, die aber einen noch ganz andern Grund hatte. Es war die nervöse Erregung, die auch den Muthigsten vor dem Beginn der Schlacht überkommt, und Franz fühlte und wußte, daß der Kampf des Lebens heute für ihn in Wahrheit entbrannt war. Hatte er doch die ernstesten Verpflichtungen, die von unabsehbaren Folgen für seine, für Sophiens Zukunft sein konnten, übernommen! Lag doch von heute an die ungeheuerste Verantwortung auf seinen Schultern! Sah er doch plötzlich das Meer, auf welchem das Fahrzeug seines und ihres Glückes schwamm, von den gefährlichsten Klippen angefüllt, die sicher zu durchsteuern, es eines allzeit klaren Kopfes, eines allzeit muthigen Herzens, einer allzeit festen Hand bedurfte! Sophie ahnte nicht, was ihr Verlobter empfand, als sie jetzt, in Gemeinschaft mit Bemperlein, anfing, sich die Zukunft nach ihrem Geschmack auszumalen — ein kleines, behagliches Paradies voll Ruhe, Frieden und Sonnenschein.

„Sie müssen auch heirathen, Bemperchen," rief sie.

„Mit dem größten Vergnügen," erwiderte Herr Bemperlein; „finden Sie nur erst die Hauptsache."

„Das wäre?"

„Ein Mädchen, das mich lieben will und das ich lieben kann."



„Ich werde Ihnen eins aussuchen, Bemperchen. Ich kenne Ihren Geschmack, und weiß ganz genau, wie die zukünftige Frau Professor Bemperlein beschaffen sein muß."

„Da wäre ich doch neugierig," sagte Herr Bemperlein, sich behaglich in seinem Lehnsessel zurechtrückend.

„Zuerst," sagte Sophie, „was das Aeußere betrifft — denn Sie legen doch auch etwas Gewicht auf das Aeußere, Bemperchen, oder nicht?"

„Doch, doch!" sagte Bemperlein eifrig.

„Nun wohl! so darf Ihre Zukünftige nicht eben groß sein."

„Weshalb nicht?"

„Weil Sie selbst kein Riese sind, Bemperchen, und Sie wissen: nur Gleich und Gleich gesellt sich gern. Ich schlage deshalb vor, daß sie zierlich und manierlich ist, ein hübsches kleines Figürchen mit dunkelm Haar und dito Augenpaar, gewandt, anstellig, munter und beweglich. Sind Sie's zufrieden?"

„Hm!" sagte Herr Bemperlein; „nicht übel; gar nicht übel! Weiter!"

„Sodann, was die Vermögensumstände angeht, so darf sie nicht reich sein. Sie wissen, weshalb?"

„Weil ich mit dem Gelde doch nichts anzufangen wüßte?"

„Das meine ich. Habe ich recht?"

„Vollkommen. Aber nun erklären Sie mir noch nachträglich, weshalb die in Frage stehende Dame gerade braunes Haar und braune Augen haben soll?"

„Ich habe, so viel ich weiß, nur von dunkelm Haar und dunkeln Augen gesprochen; aber wenn Sie die braune Farbe gerade vorziehen, Bemperchen —"

„Ich vorziehen!" sagte Herr Bemperlein eifrig, „ich vorziehen! Warum nicht gar!"

„Bemperchen, Sie sind roth dabei geworden! die Sache ist verdächtig! Meinst Du nicht auch, Franz?"

„Höchst verdächtig," bestätigte Franz; „ich trage darauf an, daß der Inculpat auf das allerschärfte inquiriret und auf jede Weise zu einem offenen und umfassenden Geständniß persuadiret werde."

„Ja, er soll gestehen; er soll gestehen!“ rief das übermüthige Mädchen in die Hände klatschend; „er soll sich über diese verrätherische Röthe seiner Wangen verantworten. Angeklagter! ich frage Sie auf Ihr Gewissen: kennen Sie eine Dame mit braunem Haar und Augenpaar?“

„Aber, wie Sie auch fragen, Fräulein Sophie?“ erwiderte Herr Bemperlein, noch röther werdend als vorhin.

„Eure Rede, Angeklagter, sei ja, ja! oder nein, nein! Was drüber ist, ist vom Uebel.“

„Nun denn: ja!“ sagte Herr Bemperlein lachend.

„Haben Sie, als Sie von dem braunen Haar und Augenpaar sprachen, an diese Dame gedacht?“

„Ja,“ antwortete Herr Bemperlein nach einigem Zögern.

„Da haben wir's! Er hat an sie gedacht! Er hat an sie gedacht!“ rief Fräulein Sophie und schnippte vor Vergnügen mit den Fingern.

„Aber, wer ist sie?“ warf Franz ein.

„Wir werden es gleich erfahren. — Angeklagter, wohnt sie in dieser Stadt?“

„Ja.“

„Franz, nimm zu Protokoll: sie wohnt in dieser Stadt. Angeklagter: sehen Sie sie oft?“

„Nein.“

„Hm! haben Sie sie heute gesehen?“

„Aber, Fräulein So—“

„Keine Ausflüchte! Haben Sie sie heute gesehen?“

„Nun, ich merke schon, ich komme besser weg, wenn ich nur gleich Alles offen gestehe,“ sagte Herr Bemperlein, der trotz seiner Bemühung, unbefangen auszusehen, immer befangener geworden war. „So hören Sie denn, gestrenger Herr Untersuchungsrichter und Sie, diabolisch lächelnder Herr Beisitzer, die sonderbare Geschichte, die mir heute passirt ist und die eigens darauf angelegt scheint, mich aus einer Verlegenheit in die andere zu bringen.“

„Erzählen Sie, Bemperchen! erzählen Sie,“ rief Sophie; „die Sache wird romantisch.“

„Nun denn, Sie wissen, Fräulein Sophie, daß Grenwitzens heute Morgen in die Stadt gekommen sind."

„Wir sind davon unterrichtet. Weiter, Angeklagter!"

„Sie wissen aber noch nicht, daß die Baronin gleich nach ihrer Ankunft an mich geschrieben und mich gebeten hat, sie noch im Laufe des Tages zu besuchen. Sie habe über eine Sache von der äußersten Wichtigkeit mit mir zu sprechen."

„Die Sachen der Baronin sind immer von der äußersten Wichtigkeit," meinte Franz.

„Das wußte auch ich und beeilte mich deshalb nicht eben mit meiner Visite. Gegen Abend indessen, kurz vorher, ehe ich hierher kam, war ich dort."

„Nun, und um welche Bagatelle handelte es sich?"

„Ich habe es nicht erfahren, denn ich hatte nicht das Glück, vorgelassen zu werden. In der Hausthür begegnete ich Herrn Timm, der in solcher Eile war, daß er mich fast über den Haufen lief und eben nur noch Zeit hatte, zu sagen: Wie zum Teufel kommen denn Sie hierher, Bemperlein? Im Vorzimmer, in welches mich der Bediente gewiesen hatte, traf ich Mademoiselle Marguerite."

„Hat sie braune Augen, Bemperchen?"

„Sie hat braune Augen, Fräulein Sophie, sehr schöne braune Augen, die in diesem Augenblicke um so glänzender erschienen, als sie voll heller Thränen standen."

„O!" sagte Fräulein Sophie, unwillkürlich aus ihrem lustigen Ton fallend, „weshalb denn?"

„Weiß ich es? Ich war, weil ich Niemand im Zimmer vermuthete, ohne anzuklopfen eingetreten. Bei meinem Erscheinen fuhr die junge Dame, welche mit dem Kopf auf dem Tisch schluchzend dasaß, empor und suchte, so gut es gehen wollte, ihre Thränen zu verbergen. Sie erwiderte auf meine Frage, ob die Baronin zu sprechen sei: sie wolle gehen und nachsehen. Sie ging aber nicht, wenigstens nur bis an die nächste Thür, wo sie stehen blieb, um abermals in Thränen auszubrechen. Sie können sich meine Verlegenheit denken. Ich kann Niemand weinen sehen, geschweige denn ein so junges, armes, hülfloses Geschöpf, wie Mademoiselle Marguerite.

Ich trat also auf sie zu, faßte sie bei der Hand — ich konnte bei Gott nicht anders — uud sagte — was sollte ich sonst sagen? — weshalb weinen Sie, Mademoiselle? Ihre Thränen flossen nur noch reichlicher. Ich wiederholte meine Frage wieder und wieder. Je suis si malheureuse! war Alles, was sie endlich herausschluchzte. Dabei blieb es. Das arme Kind that mir von Herzen leid. Ich fragte, ob ich ihr helfen könne? Sie schüttelte weinend den Kopf. Ich suchte sie zu trösten, und sagte Alles, was man in einer solchen Situation zu sagen pflegt. Nach und nach wurde sie ruhiger, trocknete sich die Augen, drückte mir die Hand und sagte: Oh, comme vous êtes bon. Damit schlüpfte sie aus der Thür. Ich war so klug, als ich vorher gewesen war. Nach einigen Minuten kam nicht sie, sondern Baron Felix, um mir zu sagen, daß seine Tante unendlich bedaure, mich heute Abend nicht mehr sehen zu können. Sie sei von der Reise zu angegriffen. Ich möchte morgen wieder kommen. Da Baron Felix es ebenfalls sehr eilig zu haben schien, empfahl ich mich schleunigst. Als ich schon in der Thür war, rief er mir nach: Apropos, Herr Bemperlein, wissen Sie nicht, wann der Doctor Stein zurückkommen wird? „Ich glaube, in diesen Tagen,“ erwiderte ich und ging. Da haben Sie meine romantische Geschichte.“

„Die Manches zu denken giebt,“ sagte Franz. „Ich möchte nebenbei auch wohl wissen, wann Oswald zurückkommen wird. Er sollte eigentlich schon hier sein.“

In diesem Augenblick kam das Mädchen herein, um Franz eine Karte zu bringen.

„Ist der Herr noch draußen?“ rief Franz aufspringend.

„Nein, Herr Doctor. Er fragte, ob Sie allein wären. Ich sagte, Herr Bemperlein sei noch im Zimmer. Da sagte er, er wolle ein ander Mal wieder kommen und ging fort.“

„Wer ist es?“ fragte Sophie.

„Oswald!“ erwiderte Franz. „Fatal; ich hätte ihn gern gesprochen.“

Sechszehntes Capitel.

Oswald war vor einigen Stunden in Grünwald angekommen. Der frühe Herbstabend brach bereits herein, als er sich auf der Chaussee (denn einer Eisenbahn erfreute sich damals dieser Theil der preußischen Vendée noch nicht) der alten Stadt näherte. Die hohen Thürme dämmerten wie Ossianische Riesenleiber durch den wogenden grauen Nebel; Nebel zog auf den tiefen Wiesen zwischen der Chaussee und dem Meere, Nebel wallte auf der weiten Wasserfläche zwischen dem Festlande und der Insel.

Oswald hüllte sich fröstelnd dichter in seinen Mantel und drückte sich in die Ecke des Cabriolets. Was sollte er in Grünwald? Was wollte er in Grünwald? Er wußte es selber nicht. Auch die kleinen von den Nordoststürmen kahlgefegten Bäume an der Wegseite, die an seinem dumpfen Blick in öder Monotonie vorüberhuschten, wußten es nicht; auch die starkknochigen Postgäule, die von der Nässe triefend, vornübergebeugten Kopfes mechanisch dahintrotteten, wußten es nicht; auch der alte, schnauzbärtige Conducteur, der vor lieber langer Weile seine Passagierliste zum hundertstenmale aus der Seitentasche herausholte und durchblätterte, wußte es nicht. Es wußte es eben Keiner, es hätte denn die Krähe sein müssen, die sich im Walde verspätet hatte und jetzt einsam und melancholisch über den Postwagen weg zur Stadt zog und im Nebel verschwand.

Einsam und melancholisch! und doch durfte sie sicher sein, in den Thürmen der altersgrauen Kirchen, auf den langen Dächern der hohen Giebelhäuser eine Schaar von Brüdern und Schwestern zu finden, die sie mit heiserem Gekrächz willkommen heißen würden; und irgendwo ein Mauerloch, in welchem sie über Nacht, während der kalte Nachtwind durch die Schalllöcher und um die Schornsteine pfiff, von dem sommerlichen Leben im grünen Tannenwalde behaglich träumen konnte. Wer aber harrte seiner in der grauen öden Stadt? wo sollte er einen Ruheort finden?

Und die Bäume tanzen immer gespenstischer an dem Wagen vorüber; und die Gäule schütteln immer ungeduldiger die schweren Kummete, und der Nebel ballt sich immer dichter und finsterer zusammen, und durch den dichten, finsteren Nebel schauen trübäugig einzelne Lichter, und jetzt schlägt der Huf der müden Pferde auf das Pflaster, und jetzt rollt der Wagen über die Zugbrücke, durch das enge Thor in die engen, winkligen, schlechtgepflasterten Straßen der Stadt und hält vor dem Postgebäude still. Die plötzliche Ruhe nach dem viele Stunden langen Klappern, Schütteln und Stoßen ist unendlich süß für den, welcher das Ziel seiner Reise erreichte, und unbeschreiblich unheimlich für den, dessen Reise kein Ziel hatte, oder dem das erreichte Ziel kein erwünschtes ist. Er möchte, das Klappern, Schütteln und Stoßen begönne von Neuem, und es klapperte, schüttelte und stieße ihn weiter und weiter, von allen Menschen weit in die ewige Nacht.

Aber er ist in einer civilisirten Stadt unter civilisirten Menschen, die keine Sympathien für Ueberschwänglichkeiten irgend welcher Art haben und der Meinung sind, daß es für einen Herrn, so mit der Schnellpost zur reglementsmäßigen Stunde, sieben ein halb Uhr Abends, in Grünwald angekommen, schicklich sei, dem Conducteur ein Trinkgeld zu geben, ihn bescheidentlich zu bitten, den Koffer und die Hutschachtel, auf welchen in leserlichen Zügen „Doctor Stein, Passagiergut, nach Grünwald" geschrieben steht, aus den übrigen Koffern und Hutschachteln herauszusuchen, und sodann selbige Sachen durch den langen brummigen Kofferträger in die „Stadt Petersburg" tragen zu lassen, allwo besagter Doctor Stein noch von der Zeit her, als er unter Professor Bergers Auspicien seine Examina in Grünwald absolvirte und mit diesem Gelehrten in der Trinkstube des Hôtels so manche Flasche Wein ausstach, noch in gutem Andenken zu stehen glaubt, und wo ihn jetzt Niemand kennt, da der alte Wirth vor einigen Monaten gestorben ist und der neue Wirth auch ein neues Dienstpersonal mitgebracht hat.

In Folge dessen betrachtet ihn der Zimmerkellner als einen Fremden in des Wortes eigentlichster Bedeutung und behandelt ihn demgemäß, während er ihm das dicke Fremdenbuch präsentirt. Herr

Drostein? danke! Doctor O. Stein?! Ah! bitte um Entschuldigung! glaubte, es sei **ein** Name! Werden der Herr Doctor uns längere Zeit die Ehre schenken? Nein? Jetzt gerade viel Leben in Grünwald: Theater, Pferdemarkt, Studentenball ... Doctor Braun? kenne ihn sehr gut, behandelt unsere Hôtelkranken, seitdem den Geheimrath der Schlag gerührt. War heute noch im Hôtel. Wohnung? ganz in der Nähe, in der Poststraße, rechts das zweite Haus, gleich neben dem des Geheimraths. Befehlen der Herr Doctor zu soupiren? Keinen Appetit? schade! sehr schöne, frische Austern. Natives. Sonst nichts zu befehlen? Trinkwasser? Waschwasser? soll sogleich gebracht werden.

Ein ödes, unwohnliches Gemach; zwei eben angezündete Kerzen auf dem Tisch vor dem Sopha; ein Koffer auf dem Gestell, eine Hutschachtel auf dem Stuhl daneben; rings umher Stille, nachdem der Tritt des Kellners auf dem langen schmalen Corridor verhallte — Oswald fand diese Situation wenig dazu angethan, einen Melancholischen heiter zu stimmen. Er beeilte sich, aus dem Gemache und aus dem Hause zu kommen.

Es war ursprünglich seine Absicht gewesen, Franz aufzusuchen, den Einzigen in Grünwald, von dem er eines herzlichen Empfanges, eines freudigen Willkommens versichert sein durfte; aber er gab diese Absicht bald wieder auf und wanderte ziellos und zwecklos durch die Straßen. Er hatte sich niemals eben sehr heimisch gefühlt in Grünwald; aber so wildfremd, wie heute, war ihm die Stadt selbst in den allerersten Tagen seines ersten Aufenthaltes nicht erschienen. War es nur die Folge seiner düsteren Stimmung, war es der dunkle, neblige Abend — er erkannte die Straßen, die Plätze, durch die er doch schon so oft gewandert war, gar nicht wieder, und wenn er sich wirklich an Dies oder Jenes zu erinnern glaubte, so war es nur, wie man in einem Traum Unbekanntes und Weites, Nahes und Fernes chaotisch durcheinander mischt. Endlich gerieth er in eine der Straßen, die nach dem Hafen führen. Hier war er mehr zu Hause, denn der Hafen mit seinem Gewimmel von Booten und Schiffen, seinem Meerdunst und Theegeruch, seinen monoton klingenden Matrosenliedern und rastlos klopfenden Hämmern und Beilen und knirschenden Sägen war

ihm der liebste Punkt der Stadt und das beinahe tägliche Ziel seiner Spaziergänge gewesen.

Aber auch an dieser sonst einzig belebten Stelle der seit Jahrhunderten tief schlafenden und höchstens in diesem tiefen Schlaf von früher Pracht und Herrlichkeit verworren murmelnden alten Hansestadt war es heute Abend öde und todt. Hier und da schimmerte durch ein Cajütenfenster ein Licht; dann und wann erscholl von dem Verdeck eines Schiffes das Bellen eines Hundes oder der heisere Ruf eines Matrosen — sonst Nacht und Schweigen überall.

Er wanderte auf dem weit in's Meer hineingebauten Damme, an welchem nach der Seeseite zu Fahrzeug neben Fahrzeug ankerte, bis zu der äußersten Spitze. Hier stand er, in dumpfes Brüten und Sinnen versunken, lange Zeit und schaute mit unterschlagenen Armen in die dichte Finsterniß hinaus, die auf dem Meere lagerte, und horchte auf das leise, gleichförmige Plätschern des Wassers, das unter ihm unaufhörlich an den Quadern des Dammes leckte und züngelte. War, was da vor ihm lag, sein vielgeliebtes Meer, auf dem sich seine Träume, seine Hoffnungen so oft mit dem Fluge der Möven gewiegt hatten? war es der dunkle Abgrund, in den seine Hoffnungen und Träume wie die Schätze eines gescheiterten Schiffes auf immer unwiederbringlich versunken waren.

Drüben, jenseits der schwarzen Wasserwüste, lag die Insel, so nah und doch so fern, wie die Zeit, die er dort verlebte, die kurze Spanne Zeit, die Alles umschloß, was er von Glück und Frieden je im Leben gekannt hatte. Ein Fährboot, das von der Insel herüberkam, fuhr dicht an der äußersten Spitze des Dammes, auf der er stand, vorüber. Er hörte das tacktmäßige Eintauchen der schweren Ruder in's Wasser und das eigenthümliche dumpfe Kreischen, das die Reibung derselben gegen die Pflöcke verursacht; er hörte die verworrenen Stimmen der nächtigen Passagiere; er konnte sogar, als sie näher kamen, einzelne Worte unterscheiden; er glaubte den Namen Helene gehört zu haben. Vielleicht war es auch nur eine Täuschung oder das Echo einer Stimme in seinem Herzen; aber es durchzuckte ihn mit seltsamer Gewalt und es überkam ihn auf einmal das Ver-

angen, den Ort aufzusuchen, wo, wie er wußte, das schöne Mädchen in diesem Augenblick weilte.

Er ging in die Stadt zurück, er kam über den Marktplatz. Er blieb vor dem Hanse stehen, in welchem Berger gewohnt hatte. Es war kein Licht in den Fenstern. Er konnte bei dem Schein einer Laterne sehen, daß die grünen Jalousien geschlossen waren, wie in einem Hause, in welchem der Besitzer gestorben ist. Von dem Thurm der Nikolaikirche erschollen die feierlichen Accorde eines Chorals, mit dem man, alter Sitte gemäß, in Grünwald allabendlich um neun Uhr dem dahingeschwundenen Tag Lebewohl sagt. Für gewöhnlich schickt der Musikdirector nur vier seiner Leute hinauf; aber an Tagen, wo Jemand von Bedeutung in der Stadt zu seinen Vätern versammelt wurde, seine halbe und manchmal seine ganze Capelle, je nach dem Wunsch der Verwandten, die ihrem Schmerz auf diese eigenthümliche Weise einen Ausdruck verschaffen wollen. Heute waren alle Stimmen doppelt und dreifach besetzt — der Gestorbene mußte eine gar gewichtige Person gewesen sein.

Oswald hörte zu, bis der letzte Ton verklungen war. Er dachte an den Tod und an das große Geheimniß, welches das Grab nicht erschließt, sondern nur noch dunkler macht und wie glücklich doch die Menschen sein müßten, die in dem Glauben an den Heiland und Erlöser ihre Zuversicht finden . . .

Das langgezogene Heraus! des Postens vor der Hauptwache riß ihn aus seinen Träumereien. Die quäkende Stimme eines jugendlichen Helden kommandirte: Gewehr auf! Gewehr ab! Helme ab zum Gebet! „Frömmigkeit auf Commando — Herzensergießung nach dem Paragraphen des Wachtdienstes! In einem wohlgeordneten Staate muß Alles geregelt sein."

„Warum bist du," sprach Oswald weiter bei sich, während er nach dem Thore schritt, „nicht ein Pedant unter Pedanten, da dir das Schicksal nun einmal mißgönnt, unter Römern ein Römer zu sein? Weshalb sträubst du dich gegen den Kamm, über den sich alle diese guten Schafe geduldig scheren lassen? Du könntest es ja doch auch so bequem haben, wie Andere! Es mag sich Alles in Allem, gar nicht so schlecht in dem Großvaterstuhl eines Amtes, wie Berger es ausdrückt, sitzen;

die Schlafmütze einer Würde mag vor manchem Rheumatismus, der einen sonst aus der windigen Welt anweht, schützen, und wer ein tugendsam Weib hat, der lebt noch einmal so lange, und wenn er dann nun doch endlich gestorben ist, so blasen sie hoch vom Thurm, daß die ganze Stadt es vernimmt und für das Heil seiner Seele betet."

Ueber ihm rauschten die hohen Bäume, mit denen die Vorstadtsstraße, in welcher die Pensionsanstalt des Fräulein Bär lag, besetzt war. Der Nachtwind hatte die dichte Nebeldecke zerrissen und die Sichel des zunehmenden Mondes schwankte durch die gespenstisch flatternden Wolken. Ein Reiter jagte nach der Stadt zu an ihm vorüber. Das Thier schnaufte und die Funken sprühten. Im nächsten Moment hallte der Hufschlag auf dem Pflaster schon dumpf und fern, wurde wieder lauter und wieder dumpfer und verhallte endlich ganz. „Gewiß Jemand, der nach dem Arzt reitet — ein Gatte vielleicht, dessen Frau in Kindesnöthen, ein Vater vielleicht, dessen einziger Sohn im Sterben liegt." — Oswald dachte an die Nacht, in welcher Bruno starb, und an den grausigen Ritt über die Haide von Grenwitz von Faschwitz. Wenn Bruno am Leben geblieben wäre! Es war Oswald, als würde dann Alles anders gekommen sein; als wäre er erst durch den Tod des vielgeliebten Knaben so grenzenlos arm geworden; als hätte er mit ihm gegen eine Welt in Waffen ankämpfen können. Mit ihm und für ihn! Für Bruno wäre ihm kein Opfer zu schwer gewesen, selbst nicht das Opfer seiner Liebe zu Helene. Bruno, aber auch nur ihm, hätte er das schöne Mädchen gern und willig gegeben. Gegeben? Was hatte er denn zu vergeben? er, der Bettler?

Da stand er vor dem Hause, welches er suchte, und lehnte sich an das eiserne Gitter des Gartens. In dem Hause war kein Fenster mehr erleuchtet. Die Bewohnerinnen mußten schon zur Ruhe gegangen sein. Er dachte an die Sommernächte, wenn er im Park von Grenwitz stundenlang nach dem offenen Fenster mit den heruntergelassenen Vorhängen emporschaute, aus dem die Töne des Claviers durch die stille, weiche Luft zu ihm herüberwehten; und dann noch stundenlang, wenn das Licht hinter den rothen Vorhängen erloschen und die Musik verstummt war, zwischen den Beeten und unter den

Buchen des Walles auf und nieder wandelte, manchmal bis der erste Purpurstreifen des Frühroths den östlichen Horizont säumte und die Vögel in dem dichten Gezweig über ihm schlaftrunken zu zwitschern begannen . . .

Ein Windstoß sauste durch die beiden hohen Pappeln rechts und links von der Pforte und zischelte unheimlich in den dürren Blättern. In dem Hause klappte ein Fensterladen — ein Hund in einem Nachbarhofe begann zu heulen . . .

Oswald schauderte, wie im Fieber. Die momentane Aufregung nach einer langen Fahrt im Postwagen war vorüber; er fühlte sich matt und krank. Er knöpfte seinen Ueberrock fester zu und wandte sich, in die Stadt zurückzukehren. Ein Wagen kam ihm im schnellsten Rollen entgegen. Ein Reiter mit einer Laterne in der Hand sprengte vorauf — derselbe wohl, der vorhin, wie toll, durch die schwarze Nacht in die Stadt gejagt war.

Sollte es wohl Doctor Braun sein, der da fährt? — der Gedanke, den Freund möglicherweise nicht zu Haus zu treffen, erweckte in Oswald den Wunsch, ihn zu sehen und zu sprechen. In wenigen Minuten — denn die Entfernungen in Grünwald sind nicht eben bedeutend — stand er vor dem Hause, welches ihm vom Kellner als Franz' Wohnung bezeichnet war. Das Mädchen, welches die Hausthür öffnete, sagte, der Herr Doctor sei nebenan beim Geheimrath; er sei des Abends stets beim Geheimrath. Dort erfuhr Oswald, daß Herr Bemperlein im Salon sei — Bemperlein, der Einzige, mit Ausnahme des alten Baumann, der von seinem Verhältnisse zu Melitta wußte, der Einzige, vor dessen Begegnung er zurückbebte, dessen vorwurfsvoller Blick — im Fall er von den letzten Ereignissen noch nicht unterrichtet war — ihm gleicherweise peinlich sein mußte.

Auf der Straße besann er sich erst, daß sein Fortgehen, nachdem er einmal dagewesen war, geradezu unerklärlich und lächerlich sei. Das verstimmte ihn womöglich noch mehr, als er es schon war. Er hätte sich am liebsten in den Tiefen der Erde verbergen, im Schlaf das Elend des Lebens vergessen mögen? Im Schlaf? weshalb nicht im Wein, wenn der Schlaf nicht zur Hand ist? „The best of life is but intoxication,“ sagt Lord Byron und dort, wo die einsame Laterne

in der düstern Halle zwischen den Steinpilastern hervordämmert, ist der Eingang zum alten Rathskeller. Hinab die lange breite Treppe mit den niedrigen Stufen, hinab in den Bauch der Erde, wo man nichts fragt nach Gefühlen, die das Herz schwer, und nach Gedanken, die den Kopf wirbeln machen.

Siebenzehntes Capitel.

Der Rathskeller von Grünwald kann mit dem von Bremen nicht rivalisiren, ist aber doch noch immer ein stattlicher Keller. Die hohen weiten Hallen erstrecken sich unter dem ganzen Rathhaus fort bis tief unter den Markt, an dem es liegt. Es sind Räume genug da, die zu Trinkstuben und Trinksälen gedient haben, und noch heut jeden Tag dazu dienen könnten, aber es fehlt an dem Nothwendigsten — an den Trinkern. Die guten alten Zeiten von Grünwalds Macht und Glanz sind vorbei. Die diese Hallen bauten und mit Becherklang und Liedern und Gesprächen füllten — die ehrenwerthen ernsten Bürger mit den breiten Schultern, den breiten Keilbärten und der breiten Wehr an der Seiten — sie schliefen alle einen festen, gesunden Schlaf auf den alten Friedhöfen, oder, wenn sie Raths- und andere hohe Herren waren, unter den großen Steinplatten, mit denen die Kirchen gepflastert sind und „erwarten allhier eine selige Auferstehung.“ Ihre Enkel von heute drücken sich in engen dumpfigen Stuben herum und trinken schales braunes Bier anstatt des feurigen goldigen Weines; so Mancher, dessen Ahnherr Tag für Tag, wenn der rosige Sommerabend über den hohen Giebeldächern lag, oder der Wintersturm durch die engen dunkeln Gassen fegte, die breite Treppe hinabstieg, weiß gar nicht einmal, wie es unten in dem Keller aussieht.

Indessen so ganz verlassen kann der Rathskeller von Grünwald nun doch wohl nicht sein. Das trübe Lämpchen über dem Eingang brennt Abend für Abend oft bis tief in die Nacht hinein, manchmal bis an den hellen Morgen; und der ehrsame Bürger, der sich bei

einem Kindtaufsschmaus oder sonstiger Festivität über die Gebühr verspätet hat und mit Frau und Tochter in stiller Nacht durch die stillen Gassen nach Hause wandert und an dem Rathskeller vorüber kommt, sieht oft durch die trüben Fenster ein ungewisses Licht dämmern, hört vielleicht auch verworrene, dumpfe Stimmen, die aus dem Bauch der Erde zu kommen scheinen, und zu dieser Stunde, an diesem Ort einen gar unheimlichen Eindruck machen.

Aber es sind keine Spukgeister, die dort unten ihr böses Wesen treiben, sondern lustige Kumpane, joviale, zum mindesten wenig pedantische Gesellen, welche den Werth und die Bedeutung eines guten Schoppens in guter Gesellschaft in einem guten Locale vollständig zu würdigen wissen; Männer zum Theil, denen das Leben durchaus nicht so vortrefflich mundet, daß sie nicht das Verlangen hätten, den staubigen, dumpfen Geschmack desselben mit einem Glase Wein hinunterzuspülen; Andere, die zu Hause weder Kind noch Kegel haben und sich des Abends zwischen ihren Büchern zu langweilen beginnen; wieder Andere, die sich, dem Einerlei des Ehestandslebens zum Trotz, einmal eine lustige Nacht machen wollen; noch Andere, die ganz zufällig die breite Kellertreppe hinabgerathen und ein paar Stunden später, so breit die Treppe ist, nicht wieder hinaufkommen können — jüngere Gelehrte, Künstler, Schauspieler — wenn gerade welche am Orte sind — dann und wann ein Beamter oder Gutsbesitzer, das sind die hauptsächlichen Bestandtheile des Publicums, das sich in der großen Halle gleich links vom Eingang, manchmal auch — wenn man noch ungestörter sein will — in einem von der Straße abgelegenen kleineren Raum allabendlich im Rathskeller von Grünwald zu versammeln pflegt.

Oswald kannte von seinem ersten Aufenthalte her das Local wohl, obgleich er es nie zur Würde eines Stammgastes gebracht hatte. Er war gelegentlich mit Berger in dem Keller gewesen, ohne sich um die übrige Gesellschaft, die er noch etwa vorfand, zu kümmern. So hauchte ihn denn die feuchtkühle, mit dem Modergeruch der jahrhundertjährigen Mauern und der frischen Blume heurigen Weines geschwängerte Atmosphäre, die ihn empfing, befreundet an, und er fand, ohne viel zu suchen, den Weg zu der niedrigen Thür, die links in die Trinkstube führt.

Es war in diesem Augenblicke außer dem Aufwärter Niemand in dem langen, gewölbten, spärlich erhellten Raum, als ein einzelner Gast, der mit dem Rücken nach der Thür saß und sich durch Oswalds Eintreten keineswegs in der angenehmen Beschäftigung des Austernessens stören ließ. Oswald, der, etwas von ihm entfernt, an einem der kleinen runden Tische Platz genommen hatte, bemerkte nicht ohne einige Verwunderung den Berg von Schalen, der sich vor dem unermüdlichen Esser bereits aufgethürmt hatte, und noch lange nicht seine höchste Höhe erreicht zu haben schien. Zum mindesten lehnte sich der Mann nur von Zeit zu Zeit in seinen Stuhl zurück, um mit augenscheinlichem Behagen ein Glas Wein zu schlürfen und ging dann stets wieder mit einem Eifer an's Werk, der für die Güte der Austern nicht minder, als für die Vortrefflichkeit des Magens ihres Consumenten sprach.

Die letzte Schale klappte auf den Berg herunter und die letzten Tropfen flossen aus der Flasche in's Glas.

„Sic transit gloria mundi;“ sagte der Mann. — „Indessen, diese Gloria ist leicht wieder aufzufrischen. Carole, bringen Sie mir noch ein Dutzend dieser wackern Meeresbewohner und eine halbe Flasche dieses höchst schätzenswerthen Josephhöfers.“

Oswald horchte auf. Die Stimme war ihm sehr bekannt, sie erinnerte ihn an vergangene glücklichere Tage. Diese klare, frische Stimme hatte ihn schon manchmal erquickt und ermuthigt, wie den Gefangenen der Wind, der durch das offene Fenster seines Kerkers streicht; sie verfehlte auch heute nicht die gewohnte Wirkung auf sein verdüstertes Gemüth. Unter Allen war dieser Mann gerade derjenige, dessen Gesellschaft ihm heute Abend willkommen war.

So stand er denn auf, trat auf ihn zu und begrüßte ihn mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit.

„Ah! dottore, dottore!“ rief der Austernesser in die Höhe fahrend, und die dargebotene Hand ergreifend. „Sie hier? Nun das ist doch mal ein gescheidter Einfall des sonst so dummen Zufalls! Carole, eine ganze Flasche statt einer halben und einige Dutzend Austern statt eines!“

„Bin ich Ihnen in diesem Augenblicke wirklich eine persona grata, Timm?“ sagte Oswald, neben Albert Platz nehmend.

„Persona grata? In diesem Augenblick!“ rief Albert Timm; „Don Oswaldo, Don Oswaldo! Ich habe Sie, bei Gott, seitdem wir in Grenwitz von einander Abschied nahmen, schmerzlich vermißt, und freue mich, wie ein Schneekönig, daß Sie endlich wieder hier sind. Wo zum Kuckuk haben Sie denn nur so lange gesteckt? Ich habe mich bei aller Welt nach Ihnen erkundigt. Seit wann sind Sie zurück?“

„Seit drei Stunden etwa.“

„Und sind natürlich so nüchtern, wie Sie aus dem Postwagen gestiegen sind, Sie sehen wenigstens gerade so aus; Carole, Carole! wo der Schlingel bleibt! Endlich! Hier, Dottore, ist Speise für einen gesunden Magen und ein Labetrunk für ein krankes Herz! Stoßen Sie an! Willkommen in Grünwald!“

Und Herrn Timm's hübsches Gesicht lächelte so freundlich zu diesen freundlichen Worten, daß ein Mißtrauen in die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung die schwärzeste Undankbarkeit schien.

Oswald wenigstens fühlte sich durch dies so herzliche Entgegenkommen eines Mannes, um dessen Freundschaft er sich so wenig bemüht, ja dessen liebenswürdige Offenheit er mehr wie einmal mit schroffer Kälte erwidert hatte, auf das angenehmste berührt, um so mehr, als er sich noch einen Augenblick vorher über alle Beschreibung einsam und von aller Welt verlassen gefühlt hatte.

„Eine Liebe ist der andern werth, Timm!“ sagte er, während dieser die Gläser wieder füllte. „Ich kann Ihnen sagen, daß ich mich von ganzem Herzen freue, gerade Ihnen an dem ersten Abend, den ich wieder in dieser Stadt verlebe, zuerst begegnet zu sein. Lassen Sie uns noch einmal anstoßen: auf gute Kameradschaft!“

„Ein Wort, ein Mann!“ rief Herr Timm kräftig in Oswald's dargebotene Hand einschlagend. „Wir wollen redlich zusammenhalten. Weiß es Gott, es ist in diesem Krähwinkel kein Ueberfluß an Leuten, mit denen man zusammenhalten könnte und möchte. Aber dieser Bund zweier edlen Seelen muß auch in einem edleren Stoff gefeiert werden. Carole! eine Flasche Sect — Röderer und frappé — sonst bei den

Gebeinen meines Roller, schlägt der Blitz meines Zorns in Deinen kahlen Schädel! Und nun kommen Sie, Dottore mio, und erzählen Sie mir von Ihren Irrfahrten. Oder erzählen Sie mir das auch ein ander Mal und sagen Sie mir zuvörderst, denn das interessirt mich vor allem, ob die Fama nicht gelogen hat, die von den letzten Scenen des Trauer-, Schau- und Lustspiels Ihres Grenwitzer Lebens so pudelnärrische Dinge in die Welt ausposaunt hat?"

„Ehe ich diese Frage beantworten kann," sagte Oswald, den die Austern, der Wein, Timm's Gesellschaft und die ganze Atmosphäre nach und nach in eine behaglichere Stimmung versetzten, „muß ich vor Allem wissen, was denn die Fama berichtet hat?"

„Wollen Sie es wirklich wissen?"

„Ohne Zweifel."

„Nun, es coursiren zwei verschiedene Lesarten. Sie müssen mir aber nicht bös werden, Stein, wenn ich, ohne es zu wollen und zu wissen, irgend einen wunden Fleck in Ihrem Herzen berühre."

„Aber, Timm, halten Sie mich denn für ein Kind?"

„In gewisser Hinsicht sind und bleiben alle Menschen Kinder, Dottore, und Sie werden keine Ausnahme von der Regel machen. Was unserer Selbstliebe schmeichelt, geht uns so glatt herunter, wie eine fette Auster; was unsere Eitelkeit verletzt, schmeckt uns wie Wermuth und Chinarinde. Eh bien! Die Einen sagen, Sie hätten eine Liebschaft zwischen Bruno — jammerschade nebenbei, daß der arme Junge so früh hat in's Gras beißen müssen — und Fräulein Helene begünstigt, seien deswegen mit Felix, der Sie im Namen der Eltern darob zur Rede gestellt, in einen Wortwechsel gerathen, bei dem Ihr Beide handgreiflich geworden wäret, so handgreiflich, daß Felix in dem Bemühen, Sie an die Luft zu setzen, ausgeglitten sei und sich den rechten Arm — Andere sagen den linken — einmal — Andere sagen zweimal — gebrochen habe."

„Der verdammte Schurke!" murmelte Oswald durch die Zähne, heftig eine leere Austernschale zu den andern werfend.

„Sagte ich Ihnen nicht, daß es Sie ärgern würde, Dottore? Hier, sein Sie einmal kein Kind und spülen Sie Ihren Aerger mit diesem famosen Sect hinunter. Die andre Lesart ist nicht ganz so bitter."

„Lassen Sie hören!“

„Nach dieser zweiten Lesart soll nicht der Schüler, sondern der Lehrer selbst der Liebhaber, und nebenbei der begünstigte Liebhaber der jungen Dame gewesen sein, und der Armbruch des Barons die unvermeidliche Folge einer Kugel, die Sie ihm in Gegenwart unterschiedlicher Zeugen nach allen Regeln der Kunst in die betreffende Extremität expedirten.“

„Nun, und welcher Lesart geben Sie selbst den Vorzug?“

„Der letzteren natürlich, mein wackrer Junker aus der Mancha. Hier, Oswald, — es hört's kein profanes Ohr in diesen der Freundschaft und Liebe geweihten Hallen — stoßen Sie an und trinken Sie aus! aus, bis auf den letzten perlenden Schaum: ihr Wohl! ihr — klein geschrieben! das Wohl der Einzigen, Holden, Süßen, des Mädchens mit dem bläulich schwarzen Rabenhaar und den dunklen, meerestiefen Augen! Aus! sage ich, bei den Gebeinen der zehntausend Jungfrauen von Köln, aus! Wie, edler Don, schämt Ihr Euch nicht, die Dame Eures liebeüberfließenden Herzens zu verleugnen? und wem gegenüber zu verleugnen? mir, dem weisen Merlin, der ich das Gras kann wachsen und die Augen kann seufzen hören! Habe ich das Seufzen Eurer schönen Augen nicht gehört in den sonnigen Tagen, die nicht mehr sind, als Ihr und sie, zwei Kinder seltener Art, unter den Rosenbüschen der Unschuld spieltet, und glaubtet, es beobachte Euch keiner, selbst nicht der Schöpfer Himmels und der Erden, der Euch den warmen Odem einblies, mit dem Ihr kosend von süßer Minne flüstertet? Und habe ich es nicht gehört, wie Euch die Schlangenzungen umzischelten? habe ich es nicht gesehen, mit welchem ingrimmigen Haß Euch die Basiliskenblicke anstierten? O, ich habe dies Alles und noch mehr gesehen und gehört, und ich wußte im voraus, daß es so kommen würde, aber ich schwieg, denn Reden ist wohl Silber, aber Schweigen ist Gold und wer sich in Herzensangelegenheiten mischt, dem wäre besser, er ginge hin und setzte sich in die Nesseln.“

„Sagen Sie, Timm, haben Sie — haben Sie sie gesehen, seitdem sie in Grünwald ist?“

„Ich habe sie gesehen, hoher Herr! nicht einmal, sondern viele

Male, an der Seite anderer junger Huldinnen, unter denen sie erschien, wie die glühende Rose von Saron zwischen bescheidenen Gänseblümchen, dahinschreitend über Grünwalds Pflaster, durch Grünwalds Gassen — und die Plastersteine auf den Straßen und die Mauersteine in den Häusern, sie bekamen Sprache und redeten und sangen: Gepriesen seist du, Gebenedeite unter den Weibern; Hallelujah!"

„Sie ist bei Fräulein Bär, nicht?" fragte Oswald, der es für thöricht hielt, einem so scharfsinnigen Beobachter, wie Albert, gegenüber, seine Liebe für Helene ganz und gar in Abrede zu stellen.

„Ja, sie ist bei der Bärin, dieser Perle aller weiblichen Argusse. Dort weilt sie und sitzt am Fenster und sieht die Wolken ziehen über die Wipfel der Pappeln hin — und wenn Sie des Mittags zwischen zwölf und eins dort vorübergehen wollen, so können Sie selbst sie dort sitzen sehen, wie ich sie sah, so oft ich zu dieser Stunde dort vorüberkam. Und immer hob sie ihre dunklen Augen, und immer blickte sie mich fragend an: Kannst Du von ihm mir keine Kunde sagen; von ihm, dem einzig heißgeliebten Mann? Ha, Oswald, ich, ein prosaischer Klotz, spreche in Versen, wenn ich des holden Kindes denke, und Sie, der Sie ein Dichter sind, wollen leugnen, daß Sie sie lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe? Schämen Sie sich, Sie sind nicht werth, daß ich mich so viel um Sie kümmere, wie ich es thue; daß ich in diesen Wochen vielleicht jeden Tag öfter an Sie gedacht habe, als Sie während der ganzen Zeit an mich. Aber Undank ist der Welt Lohn und — he, Carole, noch eine Flasche! — ich werde mir in Zukunft über Sie und Ihr Schicksal nicht weiter den Kopf zerbrechen."

Timm stützte den Kopf in die Hand, wie es Oswald schon während der letzten zehn Minuten gethan hatte. Eine Pause trat ein, während der kahlköpfige Carl eine frische Flasche Champagner in den Kühler steckte, sie ein paar Mal in dem Eise umdrehte, und sich darauf geräuschlos, wie er gekommen war, wieder entfernte.

Dieser so plötzliche Uebergang aus einer übersprudelnden Heiterkeit in eine larmoyante Stimmung war, zumal bei einer so äußerst elastischen Natur, wie die des Herrn Geometer Timm, etwas zu plötzlich, um ganz natürlich sein zu können. Doch entging Oswald,

den seine eigenen Gedanken zu sehr beschäftigten, diese Beobachtung. Er glaubte an Timm's Aufrichtigkeit und es schmeichelte ihm, bei einem Manne, den er bis dahin für so außerordentlich leichtsinnig gehalten, ein so tiefgehendes Interesse erweckt zu haben. Er füllte sein und Albert's Glas aus der frischen Flasche und sagte mit Herzlichkeit:

„Ich bin nicht undankbar, Timm, ich bin es wirklich nicht, bin's auch in diesem Falle nicht. Und wenn ich an Ihre Freundschaft bis jetzt nicht so recht glaubte, so kam es daher, weil ich mir bewußt war, sie so wenig verdient zu haben. Stoßen Sie mit mir an! Sie wissen, mit einem Melancholicus, wie ich einer bin, darf man es nicht so genau nehmen!"

„Ja, das soll Gott wissen!" rief Timm mit dem alten lustigen Gelächter, das lange blonde Haar, das ihm über die Stirn gefallen war, nach hinten schlagend und sein Glas mit einem Zuge leerend. „Und ich habe oft schon darüber geräthselt, wie ein Kerl wie Sie, der alle Anwartschaft auf den intensivesten Genuß des Lebens hat, zu einer Weltanschauung kommt, die sich einzig für kranke Kanarienvögel und andere Invaliden zu ziemen scheint. Wenn Sie aus blöder Scheu niemals angefangen hätten, zu genießen, oder ihre Kraft im Genuß verbraucht hätten, wollte ich nichts sagen; aber da offenbar das Eine so wenig der Fall ist, wie das Andere; da Sie weder ein schwärmerischer Heiliger noch ein blasirter Roué sind, weder an Ueberkraft, noch an Ueberschwäche leiden, so wüßte ich wirklich nur Eines, was Ihnen fehlen könnte."

„Und das wäre?"

Herr Timm stützte die Ellenbogen auf den Tisch und das glatte Gesicht in die weißen Hände und lächelte Oswald schlau an.

„Und das wäre, Timm?"

„Zehntausend Thaler jährliche Rente."

Oswald lachte.

„Ein höchst prosaisches Mittel gegen den Weltschmerz."

„Aber ein radicales, und das gerade bei Ihnen unfehlbar anschlagen würde."

„Weßhalb gerade bei mir?"

Timm schenkte die Gläser wieder voll, zündete sich eine frische Cigarre an und sagte:

„Heine theilt, wie Sie wissen, die Menschen in zwei Classen: in fette Griechen und magere Nazarener. Ich habe diese Unterscheidung stets eben so praktisch wie tiefsinnig gefunden. Jene glauben an die heilige Frau von Melos, diese beten zur schmerzensreichen Mutter. Der heitere, fröhliche Genuß der guten Dinge dieser Welt ist für die Einen: mürrische Entsagung und grübelnde Ascese für die Anderen. Damit nun Beide zu ihrem Rechte kommen, die Griechen sich ausleben und die Nazarener sich ausbeten können, müssen die Ersteren nothwendig Geld und zwar viel Geld haben, und die Letzteren arm und zwar sehr arm sein."

„Ehe Sie in Ihrer Auseinandersetzung weiter gehen, Timm, sagen Sie mir zuvörderst: in welche Classe gehören denn Sie?"

„Zu beiden, oder in keine von beiden, wie Sie wollen. Ich habe den guten Magen, die gesunden Zähne, die feinen Sinne, mit einem Worte, die Genußsucht und die Genußfähigkeit des Griechen; aber auch die den Nazarenern zur Ausübung ihrer specifischen Tugenden nöthige Zähigkeit und Genügsamkeit. Ich habe das unschätzbare Talent des Kameels, lange dursten zu können, ohne dabei den Muth und die Kraft zu verlieren — im Gegentheil, bei mir dient die Entbehrung nur dazu, den Appetit zu schärfen und den nächsten Trunk köstlicher zu würzen. Wenn ich die wüste Strecke durchlaufen habe, und — wie jetzt zum Beispiel — die Zweige der Mimose und die Fächer der Palme über mir wehen und der eiskalte Quell — wie jetzt zum Beispiel — aus der Flasche — wollte sagen aus dem Felsen schäumt und perlt — dann beuge ich meinen langen Kameelhals herab und trinke, trinke, trinke und segne die dürre, braune Wüste, die mir zu diesem göttlichen Durst verhalf."

Und Herr Timm stürzte ein volles Glas Champagner hinunter mit der hastigen Gier eines Wanderers, dessen Zunge am Gaumen klebt.

Oswald betrachtete, den Kopf in die Hand gestützt, den übermüthigen Gesellen, ihm gegenüber, mit einem eigenthümlichen neidischen Wohlgefallen. Wie scharf und keck, und, bei aller Schärfe und Keckheit, fein und geistreich war dies fast knabenhafte glatte

hübsche Gesicht! Wie gut stand ihm der übermüthige Hohn, der um die beweglichen Nasenflügel zuckte und die scharfgeränderten rothen Lippen krümmte! Wie flogen von diesen Lippen die Worte, so schnell wie gefiederte Pfeile, von denen jeder in's Schwarze trifft Welche souveräne Verachtung jeder Phrase, aller Ziererei, aller Lappen, mit denen Heuchler und Thoren die nackte Blöße bemänteln, sprach aus des Mannes ganzer Haltung, aus der Art, wie er den Kopf in den Nacken warf, oder den Dampf der Cigarre von sich blies, oder die Flasche aus dem Kühler nahm, umschüttelte und sich das alle Augenblicke leere Glas wieder voll schenkte! . . . Wie leicht trug dieser Mann die schwere Bürde des Lebens! leicht wie ein Löwe mit dem geraubten Füllen über Hecken und Gräben springt.

Oswald hatte in diesem Augenblicke keine Lust, einen Blick in den bodenlosen Abgrund der Selbstsucht zu werfen, der sich unter der Fläche dieses, in lustigen Wellen tanzenden Humors verbarg. Die Zeit und der Ort begünstigten dergleichen moralische Analysen nicht. Hier in diesem tiefen, stillen, von dem Dämmerlicht zweier Kerzen spärlich erleuchteten Keller fühlte er sich tausend Meilen weit allem irdischen Treiben entrückt. Er war, sich Vergessenheit zu trinken, hierher gekommen. Er hatte, was er gewollt. Seine Stirn glühte, während er, dem Beispiele seines Gefährten folgend, ein Glas nach dem andern hinuntergoß. Er hatte sich seit langer, langer Zeit nicht so frei und glücklich gefühlt, wie in diesem Augenblick.

„Was nun Sie anbetrifft, edler Ritter," fuhr Timm fort; „so sind Sie ein Grieche, ohne die Mittel zu haben, es stets sein zu können und ohne die Kameelgabe, die Zeit, wo Sie es nicht sein können, der nächsten vergnüglichen Zukunft einfach auf die Rechnung zu setzen. Statt dessen spielen Sie den Nazarener und befinden sich dabei genau so wohl, wie ein Adler, dem man die Flügel und die Fänge beschnitten und einen Ring um das Bein gelegt hat. So schlägt nun die nicht verausgabte überflüssige Kraft nach innen und hemmt den normalen Gang Ihrer durchaus auf heiteres Genießen angewiesenen Natur. Es ist nicht das erste Mal, daß ich Sie auf diesen Widerspruch Ihres Wesens aufmerksam mache. Erinnern Sie sich, was ich Ihnen schon in Grenwitz sagte? Sie hassen den Adel, Sie hassen die Reichen,

Sie hassen die Mächtigen, weil es Ihnen in allen zehn Fingern juckt, adlig und reich und mächtig zu sein. Gehen Sie mir doch mit Ihrem moralischen Firlefanz von dem Adel der Gesinnung, dem Reichthum des reinen Herzens, der Macht der Wahrheit! Es ist ja Alles Trödelwaare für den, welcher weiß, wie es auf dem Markt des Lebens zugeht. Pah! was hat ein Mann von Ihrer Jugend, Ihrer Liebenswürdigkeit, Ihrer hübschen Fratze — denn, weiß es Gott, Oswald, Sie sind ein verdammt hübscher Kerl — ein Mann, dem die Weiber ungebeten um den Hals fallen, mit Keuschheit; was hat ein Mann, wie Sie, von durchweg aristokratischen Neigungen und Tendenzen, mit der Armuth zu schaffen? Es ist ja geradezu lächerlich! Sie müßten nicht ein armer Schullehrer, sondern ein steinreicher Baron sein, wie diese Grenwitzen's, mit denen Sie nebenbei eine mit jedem Tage frappanter werdende Aehnlichkeit haben, dann könnten Sie Ihr Leben genießen und sich hernach mit einigem Grund eine Kugel durch den Kopf jagen: dann könnten Sie die schöne Helene heirathen, könnten mit einem Worte thun oder lassen, was Sie wollten. Deßhalb wiederhole ich: Ihnen fehlen zehntausend Thaler jährlicher Rente. Ich wollte, ich könnte sie Ihnen verschaffen. Ich thät's, und sollte ich sie sonst woher nehmen."

„Ich glaube, Sie wären dazu im Stande, Timm."

„Weßhalb nicht? und wäre es auch nur aus Neugierde, zu sehen, wie Sie sich in diesem Falle gegen Ihren alten Freund benehmen würden."

„Ich würde es, davon seien Sie versichert, mit dem Mammon machen, wie ich es als Junge mit den Kirschen machte, die ich geschenkt bekam, — ich würde ihn mit meinen Freunden theilen."

Albert sah Oswald, während dieser mit gerötheter Wange und erhobener Stimme so sprach, starr in die Augen. Plötzlich sagte er, wie aus einem Traum erwachend:

„Ich bin ein schnurriger Kerl, Oswald, so ungläubig wie ein Heide und doch an allerlei Vorbedeutungen hängend, wie ein altes Weib. Als ich hier vorhin so einsam saß und meine Austern aß, da dachte ich: du hast zufällig ein paar Thaler in der Tasche und möchtest sie gern mit einem guten Freund verkneipen. Und dabei kam ich, wie

Wallenstein in dem bekannten Monologe, auf die Frage: wer es wohl von allen denen, mit welchen ich hier Abend für Abend verkehre, mit mir am besten und ehrlichsten meint, und daß es der sein sollte, der zuerst zur Thür herein käme. Aber seltsam: es ist, ganz gegen die Gewohnheit, Keiner von Allen gekommen! Statt dessen kamen Sie, an den ich nicht im entferntesten gedacht hatte. Oswald, ich weiß nicht, wie Sie über dergleichen denken, und es ist möglich, daß ich Sie mit meiner Bitte beleidige; ich bin es gewohnt, meine Freunde Du zu nennen. Wollen wir uns Du nennen?"

„Von Herzen gern," rief Oswald. „Hier ist noch für Jeden ein Glas in der Flasche."

„Und aus dem Glase, aus dem ich mit Dir Smollis getrunken, soll kein Anderer wieder trinken," rief Albert und schleuderte sein Glas an die Erde.

Oswald that desgleichen; aber der Klang der zerspringenden Gläser gellte schrill und häßlich durch sein Ohr, wie das Lachen schadenfroher Dämonen.

Der kahle Carl, welcher an dem andern Ende der Halle hinter seinem Bureau gesessen und genickt hatte, fuhr bei dem Lärm in die Höhe und kam schlaftrunken herangeschlürft, in der Meinung, man habe ihn gerufen.

„Wie ist's, Oswald?" sagte Timm; „ich denke, wir trinken noch eine. Wir kommen so jung nicht wieder zusammen."

„Nein!" sagte Oswald; „laß es genug sein. Mir brennt der Kopf. Und ich muß morgen bei Hinz und Kunz Visiten machen. Was haben wir zu bezahlen?"

„Halt!" rief Herr Timm, Oswald in den Arm fallend. „Mein ist der Helm und mir gehört er zu! Carole, wenn Du von diesem Herrn einen rothen Heller nimmst, so zerschmettre ich diese leere Flasche auf Deinem kahlen Schädel. Hier! mach Dich bezahlt von diesem Wisch für heute Abend und für die letzten Male, und von dem, was übrig bleibt, kaufe Dir meinetwegen eine Perrücke, Carole!"

Bei diesen Worten hatte Herr Timm aus einem ansehnlichen Packet Banknoten, das er aus der Rocktasche nahm, einen Fünfund-zwanzig-Thalerschein gezogen und ihn dem Kellner eingehändigt, der

über den plötzlichen Reichthum in den Händen eines seiner am schlechtesten zahlenden Gäste einigermaßen verwundert schien. Zum mindesten grinste er höchst eigenthümlich, als er den Schein entgegennahm, während Herr Timm das Packet mit der Miene äußerster Sorglosigkeit wieder in die Tasche schob und den Hut schief auf den Kopf drückend sang:

„Ich bin der letzte Gast im Haus,
Komm leuchte mir zur Thür hinaus!
Und sagen wir uns gute Ruh,
So giebst Du einen Kuß dazu“ . . .

Sie standen draußen auf der Straße. Der Nebel hatte sich gänzlich verzogen und der Mond schien klar vom dunklen Himmel. Die Laternen waren ausgelöscht und tiefe Schatten wechselten mit hellen Streifen in den engen Gassen zwischen den hohen Giebelhäusern. Ein Nachtwächter, der mit langem Spieß und urvorweltlichem Horn an der Straßenecke stand, rief die zwölfte Stunde ab. Sonst war Alles todtenstill auf den leeren Straßen, durch die Oswald und Albert jetzt Arm in Arm, wie es guten Freunden und Dutzbrüdern zukommt, dahinschritten; Oswald, ungewöhnlich erhitzt und aufgeregt, Albert so munter und frisch, als ob er im Rathskeller von Grünwald nur Wasser getrunken hätte. Sie sprachen über die Herren vom Rath und vom Gymnasium, bei denen Oswald morgen Visite machen wollte, über Oswald's Gymnasialcarrière überhaupt, die Albert für einen so abenteuerlichen Plan erklärte, wie er eben nur einem edlen Manchaner in den Sinn kommen könne, bis sie vor der Thür des Hôtels anlangten. Hier wünschten sie sich gute Nacht. Oswald trat in's Haus; Albert schlenderte, die Hände in den Taschen, weiter die Hauptstraße entlang. Plötzlich aber blieb er stehen und schien sich einen Augenblick zu besinnen. Dann bog er in eine Nebenstraße und verschwand in einem Labyrinth von Gassen und Gäßchen, welche von kleinen gichtbrüchigen Häusern gebildet wurden, deren Aeußeres nicht besser war, als der Ruf, in welchem das ganze Quartier bei dem soliden Theile der Bevölkerung Grünwalds stand.

Achtzehntes Capitel.

Die Dienstwohnung des Gymnasialdirectors Doctor Moritz Clemens prangte heute Abend in ungewöhnlichem Glanz. Nicht nur waren in der „guten Stube" und in der Wohnstube die Ueberzüge von sämmtlichen Sophas, Sophakissen und Stühlen entfernt und über die enthüllte Pracht herrlichster Stickereien das verschwenderische Licht zweier Lampen und eines halben Dutzend Stearinkerzen ausgegossen; auch das Studirzimmer des Directors auf der einen und das Wohn- und Schlafgemach der beiden Töchter auf der anderen Seite waren durch Wegräumung des Arbeitstisches hier und der Betten dort in Salons umgeschaffen und ebenfalls mit je einer Lampe und drei Kerzen erleuchtet worden. Durch sämmtliche Räume wallte der aromatische Duft, welcher jedesmal entsteht, so oft auf die heiße Platte eines Ofens etwas Räucherpulver gestreut wird, und der schon an und für sich hinreicht, jedes wohlgeordnete Gemüth in eine festliche Stimmung zu versetzen.

Die Familie Clemens ist in großer Toilette und harrt der Gäste, die da kommen sollen. Die Familie Clemens besteht aus vier Personen, aus Vater, Mutter und zwei erwachsenen Töchtern. Der Director Clemens ist ein Mann von etwa funfzig Jahren, der in seiner Jugend schön gewesen sein muß und noch immer für einen sehr hübschen Mann gelten kann. Er trägt das lockige braune Haar ziemlich lang und den Hemdkragen gegen die Mode der Zeit à la Byron über das lose umgebundene Halstuch geschlagen, was ihm, in Verbindung mit der etwas verschwommenen Weichheit seiner Züge einen idealen, um nicht zu sagen weibischen Anstrich giebt. Er ist sich dieses sanften Charakters seiner Erscheinung bewußt und thut Alles, denselben auf jede Weise zu erhöhen. Seine Rede ist sanft, seine Stimme ist sanft, seine Bewegungen sind sanft. „Ich heiße Clemens und suche meinem Namen Ehre zu machen," pflegt er bescheidentlich zu antworten, wenn ihm Jemand über die „vollendete Humanität"

seines Wesens und seiner Erscheinung ein Compliment macht. „Humanität“ ist sein drittes Wort. Der gelehrten Welt ist er durch sein moralisch-philosophisches Werk: „Läuterung des Menschen zur wahren Humanität“ und dem größeren Publicum durch sein dramatisches Gedicht „Johannes auf Patmos“ bekannt, welches bereits in der Universitäts-Buchhandlung von Grünwald in zweiter Auflage erschienen ist und das Motto trägt: „Homo sum, nihil humani mihi alienum puto.“

Frau Director Clemens ist, zum mindesten in ihrer äußeren Erscheinung, das genaue Gegentheil ihres Gatten. Ihre Gestalt ist weit über das gewöhnliche Maß groß und breit und stark. Die Züge ihres Gesichts sind dem entsprechend plump und massiv; ihre Stimme ist ein nicht allzu tiefer Baß und ihre Bewegungen und Manieren haben etwas von dem Rollen eines Schiffes bei hohem Seegang. In der That ist sie die Tochter eines Postdampfschiffs-Capitains und in ihrer zarten Jugend mit ihrem Vater zweimal in Ostindien gewesen. Man begreift nicht recht, wie der ästhetisirende, für Hogarths line of beauty begeisterte Gatte gerade diese Wahl hat treffen können, und kann dieselbe nur durch jene geheimnißvolle Wahlverwandtschaft, welche das Strenge mit dem Zarten und das Starke mit dem Milden zu paaren liebt, erklären. Indessen ist der Gegensatz der beiden Charaktere bei genauerer Betrachtung weniger groß, als es anfänglich schien. Dem Gatten ist es gelungen, die etwas schwerfällige Psyche seiner Gattin emporzuflügeln. Er hat ihr so viel von der wahren Humanität vorgesprochen, daß sie fest entschlossen ist, trotz ihrer kolossalen Gestalt ästhetisch und trotz ihrer mangelhaften Erziehung gebildet zu sein. Sie lies't viel, wenn sie gleich vielleicht nicht Alles versteht und ist die Stifterin und Directrice eines „dramatischen Kränzchens,“ obgleich ihr die Lehre vom Gebrauch des Accusativs und des Dativs nie ganz klar geworden ist.

Die beiden Fräulein Clemens sind neunzehn und achtzehn Jahr alt und haben die schönen Vornamen Thusnelde und Fredegunde. Fredegunde gleicht mehr der Mutter, Thusnelde mehr dem Vater; doch ist die Charakterverschiedenheit, die bei den Eltern durch das gemeinsame Streben nach Humanität beinahe ausgeglichen wurde, bei

den Töchtern noch sehr merklich. Sie zanken sich sehr häufig, sind fast stets entgegengesetzter Ansicht und sich nur darin ähnlich, daß sie Beide eine außerordentlich hohe Meinung von sich selbst haben.

„Ich dächte, unsere lieben Gäste ließen etwas lange auf sich warten," sagt Director Clemens, zum zwölften Male seit den letzten zwölf Minnten nach seiner Uhr sehend, während er in nervöser Erregung im Zimmer auf und ab wandelt.

„Ich begreife auch nicht, wo die Leutchen bleiben," sagt Frau Director Clemens, sich für einen Augenblick auf den Sopha niederlassend und sich die erhitzte Stirn mit dem Taschentuche trocknend, „ich hatte Doctor Stein noch ausdrücklich gebeten, ja vor sieben hier zu sein, weil ich seine Rolle noch mit ihm durchgehen wollte."

„Wird er denn den Hauptmann lesen können?" sagt Fräulein Thusnelde Clemens, vor dem Spiegel ihren Kopfputz in Ordnung bringend.

„Du denkst, Dein Wimmer kann ganz allein gut lesen," sagt Fräulein Fredegunde Clemens aus dem Nebenzimmer her, wo sie ebenfalls vor dem Spiegel noch mit ihrer Toilette beschäftigt ist.

„Mindestens lies't er so gut, wie Breitfuß," erwiderte Fräulein Thusnelde in gereiztem Ton.

„Aber Kinder, Ihr werdet Euch doch nicht noch gar zanken," sagt die Mutter beschwichtigend.

„Fredegunde kann das Necken nicht lassen," sagt Thusnelde.

„Und Du willst immer oben hinaus!" sagte Fredegunde, in der Thür erscheinend.

„Um Gotteswillen, Kinder, ich bitte Euch, seid still," ruft Doctor Clemens mit ängstlicher Stimme, die Hände wie flehend erhebend: „ich höre Jemand auf dem Vorsaal."

In der That wird in diesem Augenblick von dem Dienstmädchen die Thür geöffnet, und herein schreiten: Herr Professor Snellius, Frau Professor Snellius und Fräulein Ida Snellius.

Der gestörte Familienfriede der Familie Clemens ist sofort wieder hergestellt. Man begrüßt die Eintretenden so herzlich, wie Leute, die sich zur wahren Humanität durchgearbeitet haben, ihre Freunde zu bewillkommen pflegen.

Professor Snellius, Ordinarius der Prima und Conrector, ein Mann in dem Anfang der Vierziger, strebt ebenfalls und wohl in noch energischerer Weise wie Director Clemens nach dem Idealen und wird in diesem Streben vielleicht noch mehr als jener durch seine äußere Erscheinung ausnehmend begünstigt. Wenn die Schönheit des Director Clemens ein etwas unbestimmtes Gepräge hat, so ist auf den reinen Zügen des Professor Snellius der Charakter deutlich ausgeprägt; auch der Uebelwollendste kann die Behauptung der Verehrer des Professors, daß er mit seinem Lieblingsdichter Schiller eine mehr als flüchtige Aehnlichkeit habe, nicht ganz in Abrede stellen. Dieselbe kühn geschwungene Nase, um deren Flügel es so tief elegisch zuckt, derselbe Ernst, dieselbe Hoheit, dieselbe lange Gestalt, die nur, den Anforderungen der Zeit gemäß, in kein ideales Costüm, sondern in einen einfachen schwarzen Anzug gekleidet ist, dessen peinliche Sauberkeit der schneeigen Weiße des etwas fest umgebundenen steifen Halstuchs entspricht. Professor Snellius ist Pädagog im eminenten Sinne. Seine Gelehrsamkeit ist geradezu schwindelerregend. Er lehrt sämmtliche neuere Sprachen, Latein, Griechisch, Hebräisch, Sanscrit und hat sich auch in seinen Mußestunden etwas im Chinesischen umgesehen. Er schwärmt für die Jugend und seinen Beruf der Jugenderziehung. Seine Ansichten über diese so höchst wichtige Aufgabe und seine Vorschläge zur zweckmäßigsten Lösung derselben hat er in seinem umfangreichen Werk: „Geschichte der Erziehung bei den westasiatischen Völkern bis zur Zeit Rameses des Großen,“ niedergelegt. Das Motto dieses Werks, und zugleich der Wahlspruch des Professor Snellius, ist: Durch Kampf zum Sieg. Professor Snellius nimmt es ernst mit dem Leben und stottert ein wenig, wenn er, was ihm häufig begegnet, über den Mangel an idealen Schwung bei seinen Schülern oder sonst über ein Lieblingsthema in Eifer geräth.

Frau Professor Snellius ist eine kleine Dame, die unbedeutend sein würde, wenn sie nicht einen so bedeutenden Gelehrten zum Gatten hätte. Fräulein Ida Snellius ist ein überaus langes und überaus linkisches Mädchen von sechszehn Jahren, das ihrem Vater merkwürdig ähnlich sieht und in dem Rufe steht, die Erbschaft der Gelehrsamkeit ihres Vaters schon jetzt zum Theil angetreten zu haben.

Sie spricht mit gebildeten Herren (mit anderen spricht sie überhaupt nicht) gern über Sprachenvergleichung und Wilhelm von Humboldt und soll sämmtliche zwölf Bände von dem berühmten Werke ihres Vaters durchgelesen haben. Indessen ist diese Behauptung so ungeheuerlich, daß man wohl mit Recht an der Wahrheit derselben zweifeln kann.

Der langathmige Selam zwischen den Familien Clemens und Snellius ist noch nicht halb zu Ende, als sich abermals die Thür öffnet, um den Doctor Kübel nebst Frau und Tochter einzulassen. Ihnen folgen die Herren Doctoren Wimmer und Breitfuß. Doctor Kübel ist Ordinarius der Tertia und ein so kugelrundes, joviales Männchen mit stets glatt rasirtem Gesicht und weißen, sorgsam gepflegten Händen, wie sie so rund und jovial unsere neuere Zeit gar nicht mehr schaffen kann, wie sie aber in den friedlichen stagnirenden Gewässern der Periode von dem Wiener Congreß bis zu Ende der vierziger Jahre gar fröhlich an Gymnasien und anderen stillen Plätzen in dem stillen Deutschland gediehen. Seine Stimme ist laut und quäkend und erinnert (wie denn auch die Gestalt des Mannes) an die harmlosen Bewohner der Sümpfe. Seine Gelehrsamkeit ist nicht eben bedeutend. Spötter behaupten, daß sein einziges Verdienst als Philologe darin bestehe, eine sehr hübsche Tochter zu haben. Marie Kübel ist in der That ein sehr hübsches, braunäugiges, lachlustiges, freundliches Mädchen, das von den Fräulein Clemens und Snellius unsäglich verachtet wird, von jenen, weil sie keine Ahnung von dramatischem Vortrag hat, von dieser, weil sie einmal Alexander von Humboldt mit Wilhelm von Humboldt verwechselte. Heute hat sie den Zorn Thusneldens und Fredegundens dadurch noch besonders hervorgerufen, daß sie mit den Doctoren Wimmer und Breitfuß zu gleicher Zeit anlangte und dieselben, so zu sagen, in ihrem Gefolge hatte. Thusnelde und Fredegunde sind aber gewohnt, die Aufmerksamkeiten und Galanterien dieser Herren als ein ihnen gebührendes Regal zu betrachten, und das mit einigem Recht, denn Herr Wimmer trägt seit ungefähr einem halben Jahr heimlich eine Locke von Thusnelden auf dem Herzen (die er in sentimentalen Augenblicken, unter Androhung seiner höchsten Ungnade im Fall des Verraths, seinen vertrautesten

Freunden zu zeigen pflegt), und Herr Breitfuß hat schon mindestens drei Dutzend Vielliebchen (und wie allgemein behauptet wird, auch sein Herz) in den sechs Monaten, die er am Gymnasium angestellt ist, an Fredegunde verloren. Doctor Wimmer ist ein schlanker Jüngling von mittlerer Größe, dessen Routine in dem Verkehr mit Damen bei seinen Collegen sprichwörtlich ist, und der (vielleicht in Folge der vielen zarten Verhältnisse, von welchen er häufig in mysteriösen Andeutungen spricht) sich stets in einer nervösen Aufregung befindet; Doctor Breitfuß ist ein Herr, den man (wenn man es sonst nicht besser wüßte) für einen Schlächter halten würde, und der wegen seiner plumpen Füße und Hände und Manieren häufig das Stichblatt der geistreichen Scherze seiner Freunde ist.

„Da wäre ja unser Kränzchen nun wohl beisammen," sagt Director Clemens, sich sanft die Hände reibend und die Stimme mäßig erhebend, „und nur unsere lieben Gäste fehlen noch."

„Unsere Gäste, liebster Collega?" sagt Professor Snellius, „ich denke, es handelt sich nur um den Singularis von hospes."

„Minime!" lächelte der Director, „ich habe Ihnen, meine Damen und Herren, heute Abend einen Dualis, ja sogar einen Pluralis von Ueberraschungen zugedacht. Es werden außer unserem neuen Collegen Stein noch zwei Gäste kommen, von denen ich mir für unseren geselligen Kreis sehr viel verspreche. Rathen Sie, wer?"

„Aber, Moritz, es sollte ja eine Ueberraschung sein," sagt Frau Clemens im vorwurfsvollen Ton.

„Ich glaube, Liebe, es ist besser, wir bereiten das Kränzchen darauf vor. Ist es doch unser Wunsch, die Betreffenden nicht blos für einen Abend als Gäste zu haben, sondern sie dauernd für unser Kränzchen zu gewinnen, und müssen wir doch zu diesem Zweck nach den Statuten, die Du selbst entworfen hast, die Einwilligung sämmtlicher Betheiligten haben."

„Wer ist es, Herr Director?" fragt Doctor Wimmer. „Sie spannen uns auf die Folter."

„Ein Herr, dessen Name in der Gelehrtenrepublik einen guten Klang hat, und eine Dame, die für Sie, als lyrischer Dichter, von ganz besonderem Interesse sein wird, College Wimmer."

„Eine Dame?" ruft Herr Wimmer, indem er sich mit der Hand durch sein sorgsam gepflegtes reiches Haar (sein Stolz und seine Zier) fährt, für welche unzeitige Regung der Eitelkeit er durch einen strafenden Blick der Dame, deren Locke er auf dem Herzen trägt, gestraft wird.

„Ja, eine Dame, College, ein hochbegabtes, lyrisches Talent."

„Ohne Zweifel Primula; ich meine Frau Professor Jäger;" ruft Herr Wimmer.

„Richtig gerathen, die Dichterin der Kornblumen und der Interpret der Fragmente des Chrysophilos, werden heute Abend eine Gastvorstellung geben, die hoffentlich zu einem dauernden Engagement führen wird," sagt Herr Director Clemens mit seinem sanftesten Lächeln.

Ein erstauntes, langgezogenes unisones Ah! bezeugt das Interesse, welches die Gesellschaft an dieser Nachricht nimmt.

„Ich hatte auch noch einen andern Grund, Jägers gerade heute zu bitten," fährt der Director fort, „es war, wenn Sie wollen, eine Rücksicht der Humanität gegen unsern neuen Collegen Stein. Er ist ganz fremd in unserm Kreis und scheint überdies scheu, befangen und wenig gewohnt, sich in größern Cirkeln zu bewegen. Nun aber sind, wie er mir selbst heute Morgen sagte, Jägers specielle Bekannte von ihm aus früherer Zeit — aus der Zeit seines Hauslehrerlebens, glaube ich — und er wird sich ohne Zweifel freuen, an diesem Abend unter so viel halb oder ganz fremden Gesichtern auch einigen Bekannten zu begegnen."

„Diese zarte Rücksicht ehrt Sie, Collega," sagt Professor Snellius, dem Director die Hand drückend, wobei der elegische Zug um seine Nasenflügel deutlich hervortritt.

„Aber ich denke, Frau Director, die Rollen sind alle vertheilt," sagt Doctor Wimmer, der den „Max" hat, und jeder Veränderung umsomehr entgegen ist, als seine geliebte Thusnelde, die „Thekla" lies't, und er auf die Einstudirung seiner Rolle vier Wochen angestrengtesten Studiums verwandt hat.

„Ich habe Doctor Stein den Hauptmann gegeben, der noch nicht besetzt war," sagt Frau Director Clemens in dem Tone Jemands, der keinen Widerspruch gewohnt ist und keinen Widerspruch duldet.

„Das ist eine hübsche kleine Rolle und er kann darin zeigen, ob er zu lesen versteht oder nicht. Ich hätte sie freilich gern einmal vorher mit ihm durchgelesen, aber er mag nun sehen, wie er fertig wird. Was Jägers betrifft, so habe ich ihnen den Deveroux und Macdonald, die ebenfalls noch unbesetzt waren, gegeben."

„Aber, verehrte Frau Director," quäkte Doctor Kübel, „sollten diese Rollen für unsere Debütanten wohl ganz geeignet sein?"

„Weßhalb nicht, lieber Doctor?" fragt die Frau Director mit einem ungeduldigen Stirnrunzeln.

„Ich meine nur, weil es ihnen gerade nicht besonders lieb sein dürfte, sich bei uns gleich das erste Mal als Mörder zu introduciren?" meint Doctor Kübel.

Frau Director, deren Stirn sich bei diesen Worten des scherzhaften Collegen in noch tiefere Falten gelegt hat, will etwas erwidern, vermag es aber nicht, da sich in diesem Augenblick die Thür öffnet, um Herr und Frau Professor (weiland Pastor) Jäger in's Zimmer zu lassen.

Mit dem edlen Paar ist, seitdem es das „niedere Dach" und die „ländlichen Gefilde" hinter sich gelassen, eine Veränderung vorgegangen, die, für den Unbefangenen vielleicht unmerklich, sich doch dem schärferen Auge durch manche charakteristischen Symptome verräth. Der Professor Jäger weiß zu gut, was dem Pastor Jäger die Maske der Demuth, der Bescheidenheit, der Anspruchslosigkeit nützte, als daß er dieselbe jetzt, wo er das Ziel seines Ehrgeizes nur erst zur Hälfte erreicht hat, ganz ablegen sollte — er hat sie nur ein wenig gelüftet, und sein wahres, mit dem doppelten Stempel des Gelehrtendünkels und des Pfaffenstolzes gezeichnetes Gesicht schaut für den, welcher Augen hat zu sehen, oftmals sehr deutlich darunter hervor. Dasselbe Schauspiel, nur in's Kindische und Alberne übersetzt, gewährt Frau Professor Jäger. Die Dichterin der Kornblumen hat die Miene Jemands, der im nächsten Augenblick ein überschwängliches Lob erwartet, aber fest entschlossen ist, dasselbe zurückzuweisen. Wenn der Anblick des Professors an den allbekannten Wolf in Schafskleidern erinnert und man sich in seiner Nähe eines unheimlichen Gefühls schwerlich erwehren kann, so mahnt die Erscheinung der Frau

Professor an die bewußte Krähe, die sich für den Vogel des Juno hielt; und man hat Mühe, seinen Ernst zu bewahren. — Die Wandelung der äußeren Erscheinung ist weniger groß, nur daß der Interpret des Chrysophilos seine einfache Hornbrille mit einer in goldener Fassung vertauscht hat, und Primula in ihrem blonden Haar ein paar künstliche Nachbildungen jener blauen Blumen trägt, von denen sie für ihre Gedichte den Titel nahm. Beide halten in ihren Händen ein Exemplar des Wallenstein, froh der Hoffnung des Sieges, den sie heute Abend durch ihre declamatorische Virtuosität erringen werden; ohne die mindeste Ahnung der tödtlichen Beleidigung, die ihr Stolz in den nächsten zehn Minuten davontragen wird.

Und hoffnungsfroh und ahnungslos treten sie in den Salon, bewillkommnen die werthgeschätzten „Gastfreunde“ und lassen sich den jüngeren Herren vom Gymnasium, denen sie noch nicht bekannt sind, vorstellen. Es ist die erste größere Gesellschaft, die sie seit ihrer triumphirenden Rückkehr nach Grünwald mitmachen. Gymnasial-Director Clemens ist dafür bekannt, einen geistreicheren Cirkel um sich zu versammeln, als irgend ein Professor der Universität; es müßte denn der Geheimrath Robran sein, in dessen Gesellschaften aber ein bedeutend geringeres Quantum poetischer Empfindungen consumirt wird. Herr und Frau Professor Jäger sind entschlossen, daß dieser Cirkel bald nur der Dunstkreis sein soll für den leuchtenden Kern ihrer eigenen Vortrefflichkeit.

„Ah, mein würdiger Freund!“ ruft der Professor Jäger, nachdem er Clemens und Snellius begrüßt, dem Doctor Kübel, bei dem er selbst noch Unterricht gehabt hat, mit Wärme die fetten, weißen Hände drückend; „wie freue ich mich doch, mein hochverehrter Lehrer, Sie in so herrlichem Wohlsein anzutreffen! Wahrhaftig, man möchte von Ihnen, wie Wallenstein von sich selbst, sagen: daß über Ihrem braunen Scheitelhaar die schnellen Jahre machtlos hingezogen. Ja, ja: mens sana in corpore sano — das habe ich in jener Zeit von Ihnen gelernt; aber Sie haben selbst geübt, was Sie lehrten. — Herr Doctor Wimmer, ich freue mich ausnehmend, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen; Sie sind mir und meiner Frau durch Ihre reizenden „Maiglöckchen“ schon lange lieb und werth. Erlauben Sie, daß ich

Sie meiner Gustava vorstelle; ich möchte die Kornblumen und die Maiglöckchen gern zu einem Strauß vereinigt sehen, ha, ha, ha! — Herr Doctor Breitfuß, ich bin glücklich, einem jungen Gelehrten von Ihren Verdiensten zu begegnen. Ihre herrlichen Monographien über Origenes und Eusebius haben mir bei Abfassung meiner „Fragmente" die wesentlichsten Dienste geleistet. Ich freue mich, meinen Dank jetzt endlich persönlich abtragen zu können."

Während so Professor Jäger im Kreise der Herren sich schlangengleich von einem zum andern windet, durchflattert Primula sylphenhaft den Cirkel der Damen. Sie hat, wie das Mädchen aus der Fremde, für Jede eine Gabe. Sie sagt den älteren Damen ein verbindliches Wort; sie beneidet Thusnelde und Fredegunde Clemens um ihre „reizenden, tiefpoetischen" Namen; sie gratulirt Ida Snellius zu ihren Fortschritten im Portugiesischen und klopft Marie Kübel auf die erröthenden Wangen, und nennt sie ein liebes, gutes Kind.

„Aber der College bleibt auch wirklich ein wenig gar zu lange," sagt Director Clemens, nach der Uhr sehend; „ich dächte, Auguste, Du ließest den Thee serviren."

„Wen erwarten Sie noch, Werthgeschätzter?" fragt Pastor Jäger den Director.

„Wessen Fuß trat noch über diese Schwelle nicht?" fragt Primula, die heute Abend voll ist von Reminiscenzen aus dem Wallenstein, die Directorin.

In demselben Moment, wo die beiden Angeredeten den Mund zu einer Antwort öffnen, öffnet sich auch die Thüre und Oswald's hohe Gestalt erscheint in dem Rahmen derselben.

Neunzehntes Capitel.

Das Eintreten eines Nachzüglers in eine bereits seit längerer Zeit versammelte Gesellschaft erregt immer eine gewisse Sensation, zumal, wenn man, wie in diesem Falle, der Ankunft des Gastes mit

einiger Spannung entgegengesehen hat. Oswald war in diesem Kreise eigentlich vollkommen fremd. Er hatte bis jetzt nur mit dem Director, und auch mit diesem nur geschäftlich, verkehrt. Die anderen Herren und Damen vom Gymnasium hatte er zum Theil bei Gelegenheit seines früheren Aufenthalts in Grünwald hier und da in Gesellschaften gesehen, ohne ihrer besonders zu achten, oder von ihnen besonders beachtet zu werden. Heute Mittag, als er seine Visiten machte, hatte er, mit Ausnahme der Familie Kübel, Niemand zu Hause getroffen. Die Herren waren begierig, den neuen Collegen, die älteren Damen, einen jungen Mann, der möglicherweise noch einmal ihr Schwiegersohn werden konnte, die jungen Damen die neue Acquisition für ihre geselligen Zusammenkünfte zu sehen, zu mustern, zu kritisiren. In Folge dessen entstand bei seinem Eintritt eine Pause in dem munter schwirrenden Gespräch und Aller Augen richteten sich unverwandt auf ihn.

Oswald schritt, uneingeschüchtert durch dieses Kreuzfeuer von Blicken, auf die Frau Director zu, küßte ihr die Hand, entschuldigte sich mit wenigen Worten über sein spätes Kommen und bat sie, ihn den übrigen Damen, die zu kennen er noch nicht das Glück habe, vorzustellen. Nachdem diese Ceremonie in aller Form ausgeführt, wandte er sich zum Director mit der Bitte, ihn mit den Herren bekannt zu machen; darauf wieder zu den Damen, um noch einmal der Frau Director einige verbindliche Worte zu sagen, und sodann mit Primula ein Gespräch anzuknüpfen, auf welches die Dichterin mit ganz besonderem, auffälligem Eifer einging. Primula hatte Oswald wegen seiner „schönen, ritterlichen, echt romantischen Erscheinung," wie sie exstatisch zu sagen beliebte, vom ersten Augenblicke in ihr poetisches Herz geschlossen und all die Abmahnungen ihres vorsichtigen Gatten waren nicht im Stande gewesen, den Strom ihrer sympathetischen Empfindung dauernd zu hemmen. Sie hatte zwar auf dem Lande den Verhältnissen Rechnung tragen und schließlich die gefallene Größe auch ihrerseits fallen lassen müssen; aber sie hatte sich vorgenommen, sobald ihre gebundene Psyche jemals freier die Schwingen regen könnte, dem Zuge ihres Herzens frei zu folgen. Dieser Augenblick war jetzt gekommen; sie begrüßte Oswald, der ihr durch die

„überaus romantische Katastrophe auf Schloß Grenwitz“ noch viel interessanter geworden war, mit der doppelten Wärme der Freundschaft und der Bewunderung. Indessen ließ sich Oswald, der entschlossen war, die Damen sich womöglichst sämmtlich geneigt zu machen, nicht lange von der Dichterin aufhalten; er sprach ernst mit den älteren; er scherzte mit den jüngeren, und hatte nach Verlauf von zehn Minuten offenbar das gewünschte Ziel erreicht.

Während dessen war er von den Herren, die sich um Professor Jäger versammelt hatten, eifrig beobachtet worden. Der Interpret der Fragmente des Chrysophilos haßte Oswald mit einem ganz gesunden langathmigen Haß. Oswald war dem eitlen Mann niemals mit der Aufmerksamkeit, die er beanspruchte, entgegengekommen, hatte ihn im Gegentheil, besonders in der letzten Zeit in Grenwitz, mit ganz unverhohlener Geringschätzung behandelt. Der Professor Jäger hatte die dem Pastor Jäger angethane Beleidigung nicht vergessen und wartete nur auf eine passende Gelegenheit, die so lange aufgesammelte Summe des Hasses abzutragen. Indessen war er viel zu klug und zu feige, offen mit der Sprache herauszugehen, als ihn jetzt die Herren vom Gymnasium über Oswald, den „er ganz genau zu kennen“ behauptete, befragten. Er begnügte sich mit mysteriösen Andeutungen, wie: Ein junger Mann, über den sich viel sagen ließe; — Sie werden ihn ja selbst kennen lernen, meine Herren; — ich will wünschen, daß er sich mittlerweile die Hörner etwas abgelaufen hat; hm, hm! Er ist, wie Sie wissen, der Schüler Berger's. Nun, Berger war ein bedeutender Mann, ein glänzender Geist; aber er sitzt jetzt in der Heilanstalt zu Fichtenau und es zeigt sich einmal wieder, daß nicht alles Gold ist, was glänzt; hm, hm! — Diese und ähnliche Worte fielen wie ein giftiger Nebel in die zum Theil sehr harmlosen Seelen der Schulmänner.

„Wenn wir das gewußt hätten, Collega,“ sagte Director Clemens heimlich zu Professor Snellius.

Professor Snellius zuckte die Achseln und erwiderte: „Ich hoffe viel von dem Vortheil, den er aus unserm Umgang schöpfen wird. Der Verkehr mit wahrhaft gebildeten, gelehrten —“

„Wahrhaft humanen,“ schaltete der Director ein.

„Wahrhaft humanen Menschen,“ fuhr der Professor fort, „ist das beste Mittel der Erziehung zur wahren Bildung und Gelehrsamkeit“ —

„Und Humanität,“ ergänzte der Director.

„Was halten Sie von dem neuen Collegen, Wimmer?“ fragte Doctor Breitfuß, der mit großem Mißfallen bemerkt hatte, wie lustig Fredegunde Clemens, die sich sonst durch einen gewissen, mürrischen Ernst auszeichnete, mit Oswald scherzte und lachte.

„Ich glaube, daß der Herr ein großer Geck ist,“ erwiderte Herr Wimmer, sich durch die Haare fahrend; „er hat eine Manier, sich über sitzende Damen zu beugen, die geradezu unerhört ist. Ich fürchte, ich werde niemals sehr intim mit ihm werden.“

„Aber das wird zu arg;“ rief Herr Breitfuß und schritt mit der Absicht, die Conversation Fredegunden's und Oswald's zu stören, auf das Paar zu, verlor aber unterwegs den Muth und nahm, den verfehlten Angriff zu maskiren, dem ihm begegnenden Dienstmädchen eine Tasse vom Präsentirbrette, mit welcher in der Hand er — ein Bild hilfloser Verlegenheit — mitten im Zimmer stehen blieb.

Aus dieser Situation befreite ihn die Frage der Directorin an die Gesellschaft, ob man jetzt mit der Lectüre des Wallenstein — dem eigentlichen Zweck des Zusammenseins — beginnen und sich dieserhalb gefälligst in die Nebenstube begeben wolle?

Alles erhob sich, die Herren griffen nach den Büchern, die sie bei ihrem Eintritt in die Fensterbretter und auf die Schränke gelegt hatten. Die Damen holten ihre Exemplare aus ihren Nähbeuteln; Frau Professor Jäger brauchte nach dem von ihr mitgebrachten nicht lange zu suchen; sie trug es noch immer in der Hand. Eine sanfte Röthe fieberhaft gespannter Erwartung ergoß sich über ihre welken Züge; ihre wasserblauen Augen schmachteten Oswald mit sanfter Begeisterung an, als er jetzt auf sie zutrat und ihr den Arm bot, um sie in's nächste Zimmer zu führen.

„Mit welcher Rolle werden denn Sie uns erfreuen, Frau Professor?“ fragte Oswald; „doch was will ich denn? es giebt im Wallenstein nur eine Rolle für Sie, wie es in dieser Gesellschaft nur Eine — und das sind Sie — für diese Rolle giebt.“

„Sie Spötter," sagte die Dichterin, ihn mit dem Buche, welches sie in der Hand trug, sanft auf den Arm schlagend: „was hätte denn ich vor Anderen voraus?"

„Aber, Frau Professor, es kann doch nur eine Meinung darüber sein, daß der poetischste Charakter in dem Stück auch durch den poetischsten Charakter in der Gesellschaft repräsentirt werden muß; und wiederum doch auch nur darüber eine Ansicht, wer jener und wer dieser ist."

„Und wer — ha! ich will einmal die kindische Schüchternheit überwinden — wer wäre dieser und jener!" fragte Primula mit schmelzender Stimme, die in holder Ahnung verklärten Augen zu Oswald erhebend.

„Erlauben Sie mir für einen Moment das Exemplar, das Sie da in der Hand tragen. Danke! Ich bemerke, es liegt ein Zeichen darin. Lassen Sie uns sehen, wo es liegt. „Dritter Aufzug. Erste Scene. Gräfin Terzky, Thekla, Fräulein von Neubrunn. Thekla unterstrichen. Ich danke Ihnen, Thekla!"

„Das ist ein Zufall!" rief die erröthende Dichterin, das Buch, welches ihr Oswald mit einer ironischen Verbeugung wieder überreicht hatte, an ihren keuschen Busen drückend. „Ich schwöre es Ihnen bei allen neun Musen, daß dies ein Zufall ist."

„Und ich schwöre Ihnen beim Vater Apollo selber und bei sämmtlichen übrigen Olympiern dazu, daß ich an keinen Zufall glaube, höchstens an den glücklichen, der mich heute Abend wider alles Erwarten mit einer Freundin — ich darf Sie ja wohl so nennen? — zusammengeführt hat."

„Ob Sie mich so nennen dürfen?" rief die Dichterin, Oswald's Arm zärtlich an sich pressend; „ob Sie es dürfen? O, glauben Sie mir, Stein, ich bin seit dem Augenblicke, als Sie den Fuß über unsere niedrige Schwelle setzten, Ihre Freundin gewesen; ich habe Sie stets in Schutz genommen, wenn prosaische Gemüther, die keine Ehrfurcht vor dem Großen und Schönen haben —"

Primula mußte den überströmenden Quell der Zärtlichkeit, welchen Oswald durch seine plumpe Schmeichelei so glücklich erschlossen hatte, zurückstauen, denn sie langte in diesem Augenblicke in dem Neben-

zimmer an, wo ein Theil der Gesellschaft um einen langen Tisch, der mit einem weißen Tuch bedeckt und mit zwei Lampen und zwei Lichtern erleuchtet war, bereits Platz genommen hatte. An dem oberen Ende stand Frau Director Clemens, die Gründerin und Leiterin des „dramatischen Kränzchens," überschaute ihre Gesellschaft wie ein Hirt die Heerde und wies den noch umherirrenden Gliedern ihre Plätze an, wobei sie heftig mit ihren starken Armen gesticulirte und ihre tiefe Stimme lauter erschallen ließ, als vielleicht unumgänglich nöthig war.

„Setzen Sie sich zu Fredegunde, Doctor Breitfuß! Wollen Sie neben meiner Tochter Thusnelde Platz nehmen, Doctor Stein! Frau Professor Jäger, Sie placiren sich gefälligst bei Professor Snellius; Professor Jäger, Sie bei Frau Doctor Kübel. So, nun säßen wir ja wohl endlich!"

Frau Director ergriff nun eine große Schelle, die vor ihr auf dem Tische stand, und begann damit eine halbe Minute lang mit der Energie eines Parlamentspräsidenten zu läuten, der die wüthenden Stimmen einiger hundert durcheinander schreiender Volksvertreter übertönen will. Da die absolute Stille, welche in der Gesellschaft herrschte, endlich durchaus keinen Vorwand für die Entfaltung einer so energischen Kraftanstrengung mehr bot, so setzte Frau Director die Schelle wieder auf den Tisch und ergriff statt derselben einen halben Bogen Papier, auf welchem, wie auf einem Theaterzettel, die Rollen des Stücks nebst den betreffenden Personen der Gesellschaft, denen sie zugetheilt waren, verzeichnet standen.

„Meine Damen und Herren!" sprach sie darauf, die Mienen der zu ihr aufschauenden Gemeinde wohlgefällig musternd; „Sie wissen, daß wir in der viertletzten Sitzung durch allgemeine Acclimatisirung, wollte sagen Acclimation Wallenstein's Tod von Schiller für die diesmalige Zusammenkunft ausgewählt haben. Da in dem Stück leider mehr Rollen sind, als wir besetzen können, so sah ich mich genöthigt, unterschiedliche, die mir weniger wichtig schienen, zu streichen. Indessen blieben doch auch so noch einige unbesetzt und würden unbesetzt geblieben sein, wenn uns nicht einige liebe Gäste heute Abend mit ihrer Gegenwart erfreut und mir es durch ihre

gütig zugesagte Unterstützung möglich gemacht hätten, den Rollenzettel ganz nach meinem Wunsch anzufertigen. Obgleich nun die Meisten von Ihnen schon wissen, welches ihre Rolle ist, so will ich der Ordnung wegen und vor allem unserer lieben Gäste halber den Zettel von Anfang an noch einmal vorlesen. Passen Sie auf, meine Herrschaften!"

Frau Director räusperte sich und las unter dem ehrfurchtsvollen Schweigen der Gesellschaft:

Wallenstein	Director Clemens.
Octavio Piccolomini	Professor Snellius.
Max Piccolomini	Doctor Wimmer.
Terzky	Fredegunde Clemens.
Illo	Doctor Kübel.
Buttler	Doctor Breitfuß.
Gordon	Frau Doctor Kübel.
Seni	Fräulein Ida Snellius.
Herzogin	Frau Professor Snellius.
Gräfin Terzky	Meine Wenigkeit.
Thekla	Thusnelde Clemens.
Fräulein Neubrunn	Marie Kübel.
Schwedischer Hauptmann	Doctor Stein.
Deveroux) Hauptleute in der (	Herr und Frau
Macdonald) Wallenstein'schen Armee (	Professor Jäger.

Oswald, dem diese originelle Besetzung nicht wenig Vergnügen gemacht hatte, mußte sich auf die Lippen beißen, um nicht laut herauszulachen über die albernen Gesichter, welche die beiden Letztgenannten machten, als sie ihre Namen in so inniger Verbindung mit den Namen der Mörder des Helden nennen hörten. Der Professor Jäger zog die Mundwinkel so tief herunter, wie Oswald es noch nie beobachtet hatte, und Primula, die so weiß wie der Spitzenkragen auf ihrem gelbseidenen Kleid geworden war, schien die größte Lust zu haben, in Thränen auszubrechen.

Das also war der Triumph, den er, den sie sich für den heutigen Abend versprochen hatten! Was dies das gastfreundliche Haus von Menschen, die sich so viel auf ihre vollendete Humanität zu gute thaten? war es die bluttriefende Höhle verthierter Troglodyten?

War er der Interpret der Fragmente des Chrysophilos, oder war er es nicht? War sie die gefeierte Dichterin der Kornblumen, oder war sie es nicht? Brach nicht ein Schrei der Entrüstung aus den Kehlen Aller, die mit eignen Ohren die Entweihung in Wissenschaft und Kunst so berühmter Namen vernommen hatten? . . .

Der Professor und die Professorin sahen sich über den Tisch mit Augen an, in welchen ein aufmerksamer Beobachter diese und noch mehr Fragen der Art hätte lesen müssen; ließen sodann ihre Blicke über die Tafelrunde schweifen, den Eindruck zu bekunden, den eine solche Blasphemie auf die Anwesenden nothwendig hervorgebracht haben mußte. Aber Niemand schien etwas Besonderes in diesem schmählichen Hohn auf alle gelehrte und dichterische Berühmtheit zu finden, Niemand, mit Ausnahme vielleicht des alten dicken Doctor Kübel, der einen erstaunt fragenden Blick des Professors mit einem freundlichen Grinsen erwiderte, und Oswald, welcher Primula, die auf der linken Seite neben ihm saß, (auf der rechten hatte er Thusnelde Clemens) zum Zeichen seines Beileids unter dem Tisch verstohlen die Hand drückte. Im Uebrigen achtete Niemand auf die verhöhnten Dulder; Jeder war in Gedanken mit seiner Rolle und mit dem Eindruck, den er auf die Uebrigen hervorbringen würde, beschäftigt, und erwartete nur das Signal zum Anfang, das jetzt von der Directorin mit ungefähr derselben Grazie und so ziemlich demselben Lärm gegeben wurde, mit welchen in einer Menagerie der gelehrige Elephant zum Diner oder Souper der Bären und Affen läutet.

Der Director Clemens stellte nun in seiner sanftesten Redeweise an Fräulein Ida Snellius die Aufforderung, „herabzukommen, da der Tag anbreche und Mars die Stunde regiere," worauf ihn die angeredete junge Dame mit einer Stimme, die entweder durch die zu große Entfernung des Astronomen, oder durch die Befangenheit der Vortragenden bis zur Unhörbarkeit undeutlich war, bat, „sie noch die Venus betrachten zu lassen, die eben aufgehe und wie eine Sonne im Osten glänze."

Diesem interessanten Anfang entsprach das Uebrige vollkommen, und man verübte an dem unglücklichen Stück alle die Gräuel, welche kunstfreundliche, literaturbeflissene Damen und Herren, die sich zu

dem Zweck, ein Drama mit vertheilten Rollen, wie sie sich ausdrücken, zu lesen, versammelt haben, an eben diesem Drama zu verüben pflegen. Director Clemens machte aus dem Wallenstein das sanfte Mitglied einer friedlichen Brüdergemeinde, Professor Snellius aus dem klugen, verstellungsreichen Octavio einen überaus hölzernen Pedanten; Doctor Wimmer winselte und heulte den edlen Sohn des unedlen Vaters so, daß unnennbarer Jammer jedes fühlende Herz befallen mußte; Doctor Kübel schien den wilden Illo für die Waschfrau Chamisso's und Doctor Breitfuß den verschlossenen Buttler für einen marktschreierischen Zahnbrecher zu halten. Gräfin Terzky wurde in Frau Director Clemens Munde zu einem Pappenheimischen Kürassier und Thekla in dem ihrer Tochter Thusnelde zu einem verliebten Nähmädchen.

Und dabei dieser heilige Eifer, der offenbar Alle beseelte, und sie trieb, schon lange bevor sie wieder an die Reihe kamen, in ihrem Buche nach ihrer Rolle zu blättern, wodurch ein fortwährendes geheimnißvolles Rauschen und Rascheln hervorgebracht wurde, und dabei diese ungeschminkte Begeisterung, mit welcher man besonders hervorragende Leistungen (wie die des Collegen Wimmer) aufnahm; und dabei diese selbstlose Bescheidenheit, mit welcher sich weniger begabte Talente (Marie Kübel z. B.) eine Zurechtweisung von Seiten der Director Clemens gefallen ließen, welcher nach den Statuten des Kränzchens das Recht zustand, den Leser zu unterbrechen und ihn auf diesen oder jenen Fehler im Vortrage aufmerksam zu machen! —

Oswald ergötzte sich an dieser babylonischen Verwirrung, an diesem Krabbeln der Mäuse an der Keule des Herkules, bis ihn allmälig der Ekel überwältigte und ihm selbst der Anblick von Herrn und Frau Professor Jäger kein humoristisches Lächeln mehr abgewinnen konnte. Und doch war dieser Anblick lächerlich genug. Der Professor saß in seinem Stuhle zusammengekauert unbeweglich da, die Winkel des Mundes so energisch nach unten gezogen, daß die Linie desselben die Gestalt eines Hufeisens beschrieb, während er mit den kleinen grünen Augen über den Rand seiner großen runden Brillengläser seine Gattin, die Gefährtin seiner Leiden, die Theilhaberin seiner Schmach, anblinzelte. Das Benehmen der Dichterin

war, wie sich das von einer so excentrischen Natur erwarten ließ, noch viel auffallender. Bald warf sie sich mit untereinandergeschlagenen Armen in den Stuhl zurück und ließ die Blicke an der Decke haften, bald lehnte sie sich vorüber und stützte das kornblumengeschmückte blonde Haupt in die Hände. Bald lächelte sie das Lächeln unsäglichster Verachtung; bald gähnte sie, wie von der entsetzlichsten langen Weile gequält. Oswald war äußerst begierig, zu sehen, was sie thun würde, wenn an sie die Reihe käme; denn sie hatte ihm schon gleich zu Anfang in fieberhafter Aufregung zugeflüstert: „Ich lese nicht; verlassen Sie sich darauf: ich lese nicht."

Indessen sollte seine Neugier nicht so leicht befriedigt werden, denn nachdem sich Herr Wimmer am Schluß des dritten Actes mit Aufbieten all seiner Stimmmittel „zum Sterben bereit" erklärt hatte, begann die Director Clemens wiederum mit aller Macht zu läuten und gab damit das Signal zu der großen Pause, (welche nach § 25. der Statuten) bei fünfactigen Stücken jedesmal nach dem dritten und bei vieractigen nach dem zweiten Act eintrat, und in welcher (nach § 26.) Wein und Backwerk zur Erfrischung gereicht werden mußte.

Um den Bestimmungen dieses Paragraphen nachzukommen, verließ man den Tisch und begab sich nach dem Salon in der lebhaft angeregten Stimmung einer Gesellschaft, die eben von einem hohen Kunstgenuß kommt. Man saß und stand mit den Gläsern in der Hand im Zimmer umher und sprach von dem Stücke und von der Declamation. Man war darüber einig, daß College Wimmer diesmal, wie stets, den Preis davongetragen habe, und daß Fräulein Marie Kübel noch immer nicht laut genug spreche, obgleich ihre Fortschritte im Allgemeinen zu loben seien. Die Herren stellten sich untereinander, wie ihren Schulbuben, Censuren aus und gaben sich natürlich gegenseitig die Nummer Eins. Die Damen sprachen von dem herrlichen Dichter, von dem keuschen Adel seiner Verse. Fräulein Ida Snellius behauptete, daß Schiller sie vielfach an Euripides erinnere, worauf in diesem gelehrten Kreise ein Gespräch entbrannte, in welchem die Worte: Sophokles, Goethe, Schiller, Aristophanes, Aeschylus, Euripides, die Trachinerinnen, Don Carlos, Oedipus auf Kolonos, Wallenstein wie Schneeflocken durcheinanderwirbelten.

Oswald spähte nach der Dichterin der Kornblumen, die er seit dem Anfang der Pause aus den Augen verloren hatte. Er fand sie in einer Fensternische des zweiten Salons (sonst jungfräuliches Schlafgemach der beiden Fräulein Clemens) mit ihrem Gemahl eifrig flüstern. Er wollte sich, das tête-à-tête nicht zu stören, bescheidentlich zurückziehen; aber Primula sprang, sobald sie ihn erblickte, auf ihn zu, ergriff seine Hand und zog ihn mit in die Fensternische.

„Reden Sie leise," sprach Primula mit hohler Geisterstimme.

„Was giebt es?" fragte Oswald in demselben Ton.

„Sie sollen mir sagen, ob ich lesen darf?" hauchte Primula. „Jäger hat kein Gefühl für diese Schmach."

„Doch, Gustchen, doch!" flüsterte der Professor; „aber ich möchte eine Scene vermeiden; ich bitte Dich, Gustchen, was werden die Leute sagen, wenn — o, ich darf gar nicht daran denken."

„Ich möchte mich der Meinung des Herrn Professor anschließen," sagte Oswald, „ich sehe nicht, wie Sie gerettet werden können, nachdem Sie einmal in diese Löwengrube gefallen sind."

„Ich, die Dichterin der Kornblumen ein Mörder, ein feiler Meuchelmörder," wimmerte Primula, „nimmermehr, nimmermehr!"

„Es ist schändlich," bestätigte Oswald, „aber der Interpret des Chrysophilos ist in derselben Lage und Sie sehen: er erträgt mit Würde sein hartes Loos."

Ein Händedruck des eitlen Professors belohnte Oswald für diese Schmeichelei.

„O, Ihr Männer habt kein Gefühl für Beleidigungen," schluchzte Primula, „nun gut, ich will es versuchen, aber wenn —"

Das Sturmläuten der Präsidentinglocke aus dem Nebenzimmer ließ Primula ihren Satz nicht beendigen. Sie schritt den beiden Herren voran mit der Miene Jemands, der, geschehe, was da will, seinen Entschluß gefaßt hat.

„Jetzt kommt bald an Sie die Reihe," sagte College Wimmer, während man (unter fortwährendem Sturmläuten) wieder Platz nahm, zu Oswald; „ängstigen Sie sich nur nicht, und lesen Sie frisch drauf los. Wenn's auch das erste Mal nicht so recht gehen will; das nächste Mal geht es schon besser und die Uebung macht den Meister."

„Den ich in Ihnen verehre und bewundere;“ erwiderte Oswald, sich verbeugend.

„Nun, nun!“ sagte Herr Wimmer, sich lächelnd durch die Haare fahrend; „es könnte noch besser sein. Freilich, als ich vor einiger Zeit Holtei hörte, gestehe ich, daß mir das alte Wort: „Anch io son' pittore“ unwillkürlich auf die Lippen kam.“

„Ich glaub' es gern;“ meinte Oswald.

Die Glocke schwieg und College Breitfuß erhob (als Oberst Buttler) seine Stimme und schrie, daß die Fenster klirrten:

„Er ist herein. Ihn führte das Verhängniß.“

Die Mordnacht in dem Schlosse zu Eger entwickelte sich nun rasch von Scene zu Scene. Oswald war so gespannt auf die Art und Weise, wie Primula sich benehmen würde, deren Aufregung, je mehr man sich dem verhängnißvollen Augenblicke näherte, sichtbar zunahm, daß er die Nachricht des Fräulein Neubrunn, „der schwedische Herr“ sei da, ohne alles Herzklopfen vernehmen und vier Zeilen später ganz kaltblütig die Prinzessin Thekla=Thusnelde wegen seines „unbesonnenen, raschen Wortes“ um Verzeihung bitten, ja sogar die auffallende Wärme des Tons, mit welchem Fräulein Clemens die Worte sprach:

„Ein unglücksvoller Zufall machte Sie
Aus einem Fremdling schnell mir zum Vertrauten“

gänzlich überhören konnte, obgleich dieser Ton Herrn Wimmer alles Blut zum Herzen trieb und Fredegunde ob desselben ihrem Doctor Breitfuß einen sehr bezeichnenden Blick zuwarf. Er achtete nicht des beifälligen Gemurmels, das ihm seine Erzählung von dem Tod des Reiterobersten einbrachte; auch die folgenden Auftritte gingen spurlos an ihm vorüber, bis denn endlich das verhängnißvolle Netz sich ganz über dem Haupte des Friedländers zusammenzieht und der finstere Buttler in der Heimlichkeit seines Zimmers die Mörderrollen vertheilt. Schon ist Major Geraldin mit seinem blutigen Auftrage davongeeilt und — jetzt ist der Augenblick gekommen, wo (auf der Bühne) der Vorhang sich auseinanderthut und die grimmen Hauptleute Deveroux und Macdonald in Koller und Kanonen, das lange Schwert an der Seite, vor ihrem Regimentschef erscheinen.

„Was wird sie thun?“ dachte Oswald, der sah, daß das Gesicht der Dulderin bald blaß und bald roth wurde, „sie wird nicht lesen.“

Aber Primula überwand den edlen Unwillen, der ihr Herz schwellen machte, räusperte sich und sagte mit der sanften Stimme einer Heiligen, die sich in die Hände der Henkersknechte giebt:

„Da sind wir, General.“

Die Directorin, welcher, da es doch zwei waren, der Accent auf wir liegen zu müssen schien, verbesserte, kraft des ihr nach § 73 der Statuten zustehenden Rechtes:

„Da sind wir, General.“

Das war zu viel. Die zu straff gespannte Bogensehne riß; die beleidigte Dichterin erhob sich, klappte ihr Buch zu und sagte mit bleichen Lippen:

„Es thut mir leid, wenn ich die Gesellschaft durch meine Erklärung, nicht weiter lesen zu können, stören sollte. Aber, da ich eine Rolle, zu der ich mich — mit Gewalt — zwingen muß, nicht einmal lesen — kann — ohne — “

Sie konnte nicht weiter sprechen und brach, in ihren Stuhl zurücksinkend, in ein convulsivisches Weinen aus.

Die Bestürzung, welche durch dieses Benehmen Primula's in der harmlosen Gesellschaft hervorgebracht wurde, konnte nicht größer sein. Man sprang von den Stühlen empor; man drängte sich um die schluchzende Dichterin; man fragte einander, was der Professorin fehle? und den Professor, ob seine Gemahlin oft dergleichen Anfälle habe? Niemand ahnte die eigentliche Ursache von diesem Zustande, dem die Herren durch Zureden, die Damen durch Eau de Cologne beizukommen suchten. Aber Primula wollte von Beiden nichts wissen. Sie sprang nach wenigen Secunden vom Stuhle auf; erklärte mit Entschiedenheit, nach Hause gehen zu müssen und verschwand an dem Arme ihres Gatten (der zu dieser ganzen Scene ein sehr albernes Gesicht gemacht hatte), ohne irgend Jemand gute Nacht zu sagen.

In dem Augenblicke, als die, durch das Verschwinden der Gastfreunde äußerst bestürzte Gesellschaft im Salon noch durcheinanderstand und sprach, wurde Oswald ein Brief übergeben, den, wie das

junge Mädchen sagte, „ein junger Mann, welcher auf Antwort warte, so eben überbracht habe."

Oswald erbrach das Billet, in welchem weiter nichts stand, als:

„Mach', daß Du fort kommst. Ich warte auf der Straße. Dein Timm."

Oswald ließ sich einen so vortrefflichen Vorwand, aus einer Gesellschaft zu entkommen, die ihm mit jedem Augenblicke unerträglicher wurde, nicht entgehen. „Er habe eine Nachricht erhalten, die ihn nöthige, sofort nach Hause zu eilen." In der nächsten Minute stand er auf der Straße.

„Gott sei Dank! daß ich fort bin;" rief er, Timm, der ihn lachend in Empfang nahm, beim Arm ergreifend und mit sich fortziehend.

„Konnt's mir denken," rief Herr Timm, „daß Du Höllenpein ausstandst; dachte, dem armen Schelm muß geholfen werden. Komm, wir wollen den gelehrten Staub, so Du verschluckt hast, mit edlem Wein hinunterspülen."

Ende des ersten Bandes.

Im Verlage von **Otto Janke** in **Berlin** sind folgende Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Geheimnisse des Glückes.

Roman

von

Gustav vom See.

4 Bde. Geh. 6 Thlr.

Der beliebte Schriftsteller giebt hier eine Erzählung aus dem bürgerlichen und Familienleben, nicht überladen, aber dennoch reich an Ereignissen und Verwickelungen, um den Leser von Anfang bis zu Ende in angenehmer Spannung und Erregung zu erhalten. Die auftretenden Personen sind naturwahr, durchweg gut gezeichnet und durchgeführt, so daß sie lebendig in Fleisch und Blut vor uns stehen; die Situationen mannigfaltig und gerade so geschaffen, um recht viele sociale und sittliche Fragen anzuregen. Die meisten geschilderten Charaktere sind Personen, für die man in der einen oder andern Beziehung alsbald lebhaftes Interesse gewinnt. Die Idee, welche in der Erzählung ausgeprägt wird, ist der Gegensatz zwischen den Ansichten und Idealen von Glück und dessen Realisirung im Leben; die beiden Hauptheldern des Romans werden vollkommen glücklich — mit den Hochzeiten schließt der Roman — aber Jeder erhält gerade in seiner Frau einigermaßen das Gegentheil von dem, was zu suchen er nach seinen Grundsätzen und Lebensanschauungen sich vorgenommen hatte. Die Erzählung spielt in der jüngsten Zeit, bis in die „neue Aera“ hinein.

Des Rabbi Vermächtniß.

Roman

von

August Becker.

In drei Abtheilungen à 2 Bänden.

1. Abth.: **Der Maler.** 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.
2. Abth.: **Der Kabbalist.** 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.
3. Abth.: **Der Erbgraf.** 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

So unbekannt der Verfasser dieses Romans bisher noch war, eine ebenso hervorragende Stelle nimmt derselbe durch die Publicirung von „des Rabbi Vermächtniß“ unter den besten deutschen Schriftstellern ein. „Des Rabbi Vermächtniß“ gehört zu den geistreichsten Productionen der Neuzeit. Es ist ein Roman ersten Ranges, reich an Empfindung, wie an Humor, jede Gestalt eine

Individualität. Der Dichter belauschte mit gleich feinen Sinnen das Leben in der äußern Natur und seinen Widerhall in den Tiefen des Menschenherzens. Von der ersten Seite an empfindet man, daß man sich einem interessanten Buche gegenüber und in guter — geistiger — Gesellschaft befindet, und dieser Eindruck wird fortwährend gesteigert. Die Handlung ist so spannend, daß sie selbst den Sensationsgierigsten zufrieden stellt. Sachverständig in den schönen Künsten, bewandert im Volkslied, zeigt der Verfasser auch, daß er sich in den seltensten Fächern der Literatur umgesehen hat. Der größte Vorzug des Werkes aber ist die — wenn wir so sagen dürfen — doppelte, ästhetische und sittliche Keuschheit, welche das ganze Werk durchdringt.

Der Wildpfarrer.

Historischer Volks-Roman

von

Otto Müller.

3 Bde. Geh. 4 Thlr. 15 Sgr.

Der „Wildpfarrer" ist ein merkwürdiger Roman mit weiten cultur-historischen Perspectiven. Den Inhalt desselben bildet die endliche Versöhnung zweier Dörfer: Orlau und Wolfsheim, die sich gegenseitig die Schuld an dem Brande einer benachbarten Kapelle beimaßen. Einestheils ist es die Liebe eines Wolfsheimers zu einer Orlauerin, welche den Grund zur Versöhnung abgiebt, aber hauptsächlich die gemeinsame Begeisterung, die mit dem Ausbruche der Freiheitskriege die Bewohner beider Dörfer zum Kampfe für das Vaterland erfüllt. Alle die Krankheiten, an denen der deutsche Volksbürger Jahrhunderte lang gelitten, die Befangenheit im römischen Wesen, die feudalen Reste, welchen die Reformation bei Weitem nicht so gründlich, als in England, ein Ende gemacht, der büreaukratische Schlendrian, die politische Apathie, der Kastengeist werden geschildert. Die Heilung tritt ein, als mit den Freiheitskriegen eine nationale That einen gesunden Hauch verbreitet. Der politische Aufschwung der Freiheitskriege heilt den Schaden, den der dreißigjährige Krieg über Deutschland gebracht hat. Somit sind es Gedanken von tiefgehender Bedeutung, die unter der Form eines wohlgelungenen Romans hier näher ausgeführt werden.

Friedrich Spielhagen's gesammelte Werke.

Neue,
vom Verfasser veranstaltete, revidirte Ausgabe.

(Mit dem Portrait des Verfassers)

Elfter Band.

Durch Nacht zum Licht.

II.



Berlin, 1867.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Durch Nacht zum Licht.

(Fortsetzung von: Problematische Naturen.)

Roman

von

Fr. Spielhagen.

Ex fumo dare lucem cogitat.
Horatius.

Dritte Auflage.

Zweiter Band.

Berlin, 1867.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Erstes Capitel.

Die „Pensionsanstalt für Töchter höherer Stände“ in der Vorstadt von Grünwald war nicht ganz das Zuchthaus für junge Mädchen, die nicht gut thun wollen — wie die Studenten von Grünwald und andere Spötter behaupteten; noch war die Vorsteherin des Instituts, Fräulein Amalie Bär — genannt die Bärin — durchaus der weibliche Drache, zu dem sie die Lästerzungen gern gemacht hätten. Freilich ließ sich nicht in Abrede stellen, daß am Tage die Rouleaux in den nach der Straße gehenden Fenstern fast immer herabgelassen waren und man nach neun Uhr Abends niemals mehr Licht in dem Hause erblickte; daß man die Pensionärinnen immer nur paarweise in einem mehr oder weniger langen, von einer Lehrerin geführten und von einer anderen Lehrerin geschlossenen Zuge auf den Promenaden sah; daß kein Brief über die Schwelle des Hauses kam oder ging, der nicht in dem Bureau des Fräuleins einer strengen Censur unterworfen und gleichsam zuvor abgestempelt wurde; aber diese und ähnliche Anordnungen sind zum Theil allen „Pensionsanstalten für Töchter höherer Stände“ gemeinsam, zum Theil hatten sie in diesem besonderen Falle vielleicht eine besondere Berechtigung. Unter den „höheren Ständen,“ auf deren weiblichen Nachwuchs das Institut speculirte, ist fast ausschließlich der hohe Adel der Gegend zu verstehen, da bürgerliche Mädchen sehr selten angemeldet wurden und noch seltener Aufnahme fanden. Junge Damen von Adel aber, die auf dem Lande geboren und erzogen, in der doppelten Freiheit des Landlebens und der eximirten socialen Stellung aufgewachsen sind, die mit zwölf Jahren ihre Ponys mit der Gewandtheit einer Kunstreiterin tummeln,

und mit dreizehn Jahren den Humbug des gesellschaftlichen Treibens oft besser kennen, als ihn andre Mädchen zu ihrem Glück vielleicht jemals kennen lernen; deren beinahe einziger männlicher Umgang überdies aus geschäftigen Müssiggängern: Krautjunkern, Officieren auf Urlaub und anderen Leuten von manchmal sehr laxen Sitten besteht, solche junge Damen müssen ein wenig kürzer gehalten werden, wie sonstige Evatöchter, wenn die angeborene und anerzogene souveräne Willkür nicht vor der Zeit in üppige Blüthe schießen soll.

So mochte denn Fräulein Amalie Bär, der verantwortlichen Hüterin dieser kostbaren, leicht zerbrechlichen Waare, die drakonische Strenge ihrer Hausordnung nicht so sehr verdacht werden, so wenig wie der strenge Blick ihrer vielleicht einst sehr schön gewesenen Augen und die Menge von Falten auf ihrer Stirn, die sich jedes Jahr zu vertiefen und zu vermehren schienen. Sie war, wie so viele Menschen, was sie war, nicht, weil sie's gern war, sondern weil sie's sein mußte. Es war ihr Beruf, streng auszusehen und Falten auf der Stirn zu haben, wie es der Beruf anderer Leute ist, stets zu lächeln und ein so glattes Gesicht, als nur eben menschenmöglich, zu machen. Aber, wie man auf die Autorität des größten Psychologen hin, lächeln und immer lächeln und doch ein Schurke sein kann, so ist es auch möglich, das Aussehen eines weiblichen Großinquisitors und dabei ein echt weibliches, mildes, gütiges Herz zu haben.

Fräulein Amalie Bär war der lebendige Beweis dieser Möglichkeit.

Fräulein Amalie Bär hatte es sich blutsauer werden lassen müssen in ihrem Leben. Sie war eines armen Dorfpfarrers noch ärmere Tochter und begann mit vierzehn Jahren die dornenvolle Laufbahn einer Erzieherin in adeligen Familien auf dem Lande. Sie war ihrer Zeit sehr hübsch und in Folge dessen sehr vielen Versuchungen ausgesetzt; aber sie hatte sich aus allen Gefahren durch ihre Klugheit und Gewandtheit zu retten gewußt, bis sie so alt wurde, daß es Niemand mehr in den Sinn kam, sie zu versuchen und sie sich von ihrem Gehalt und den Geschenken, die sie hin und wieder bekam, so viel zurückgelegt hatte, daß sie sich durch Gründung eines Pensionats eine Art von Unabhängigkeit verschaffen konnte. Ihre von Jedermann

anerkannte Ehrenhaftigkeit und Bravheit und die mancherlei Erfahrungen, die sie auf dem Felde der Erziehung gemacht hatte, berechtigten sie zu einem solchen Unternehmen, und ihre vielfachen Verbindungen mit adligen Familien sicherten das Gedeihen desselben. Sie hielt sich an den Adel, weil der Adel sie hielt; und nahm ungern Mädchen bürgerlicher Abkunft, weil sie sicher sein konnte, daß sie für diese eine Pensionärin aus dem Bürgerstande sechs andere aus dem Adelstande verlieren oder nicht bekommen würde.

Indessen ging sie von diesem Princip doch ab, wenn der besondere Fall eine Ausnahme von der Regel dringend erheischte. So war es mit Sophie Robran gewesen. Der Geheimrath war der Arzt der Anstalt und Fräulein Bär ihm zu vielfachem Dank verpflichtet. Es war daher selbst Fräulein Amaliens adligen Kunden einleuchtend, daß sie dem verwittweten Geheimrath die Bitte, an seiner Sophie ein paar Jahre lang Mutterstelle zu vertreten, nicht wohl zurückweisen konnte.

Wie übertrieben die Fabeln von Fräulein Bär's Drachenhaftigkeit waren, bewies am besten ihr Verhältniß zu Sophie Robran. Sie war dem mutterlosen Wesen wirklich eine Mutter geworden; sie hatte sie behütet und beschirmt vor jeder geistigen und leiblichen Gefährde, nicht um ihr Pensionhonorar ehrlich zu verdienen, nicht des guten Rufs der Anstalt wegen, sondern weil sie das Kind von ganzem Herzen liebte, als ob's ihr eigenes gewesen wäre. Ja, Uebelwollende behaupteten, sie habe das Mädchen weniger erzogen als verzogen; und so viel stand fest, daß sich Sophie — oder Sophiechen, wie die Bärin sagte — erlauben durfte, was keine Andere, selbst nicht Emilie von Breesen, die zur selben Zeit in der Pension war, und für absolut unzähmbar galt, sich herauszunehmen wagte. Sophie durfte ihr mitten in der heftigsten Philippika gegen irgend eine Uebelthäterin, die etwas ganz Horribles begangen hatte (z. B. behufs der bessern Uebersicht des am Hause vorüberpromenirenden Publicums runde Gucklöcher in die heruntergelassenen Rouleaux geschnitten), um den Hals fallen und sagen: Fräulein Malchen, Fräulein Malchen, wer wird nur gleich so böse sein! Sophie durfte ihr Arbeitscabinet — jenes geheimnißvolle, von den jungen Damen nur

unter Schauern der Ehrfurcht betretene Adyton, in welchem die Depeschen an die Eltern expedirt und die angekommenen und abgehenden Briefe untersucht und censirt wurden — zu jeder Zeit frank und frei betreten. Sophie durfte eben Alles.

Aus diesem Verhältniß der Lehrerin und ihrer Günstlingin war ein Freundschaftsverhältniß eigener Art geworden, nachdem Sophie die Pension verlassen hatte und dem Hauswesen ihres Vaters als unumschränkte Herrin vorstand. Fräulein Bär schätzte Sophie's gesundes Urtheil sehr hoch, verschmähte es nicht, die so viel jüngere Dame in kritischen Fällen um Rath zu fragen; und, was noch mehr sagen will, befolgte fast immer den Rath, den diese mit der ganzen Unbefangenheit und Anspruchslosigkeit ihres Wesens, mehr im Scherz als im Ernst, ertheilte. Ein solcher Fall war vor einigen Wochen eingetreten, als die Baronin Grenwitz ihre Tochter Helene „zur weiteren Ausbildung, besonders in wissenschaftlicher Hinsicht noch für einige Zeit in der Anstalt aufgenommen wünschte." Nun war dieser Schritt in so fern schon auffallend genug, als Fräulein Helene soeben erst aus einer anerkannt musterhaften Pension kam, in welcher sie vier volle Jahre zugebracht hatte; er wurde aber noch viel auffallender dadurch, daß die Instructionen, welche Fräulein Bär von dem Baron einerseits und von der Baronin andererseits über das der jungen Dame zu gewährende Maß der Freiheit erhielt, schnurstracks entgegengesetzt waren. Wenn Fräulein Bär den schriftlich an sie ergangenen Wünschen der Baronin nachkam, so mußte sie Helenen wie eine Staatsgefangene unter Schloß und Riegel halten; that sie nach den mündlich an sie gerichteten Bitten des guten alten Barons, der die Tochter in Person nach Grünwald escortirte, so mußte sie der jungen Dame eine beinahe absolute Freiheit gewähren. Da sich die eine Erziehungsmethode eben so wenig wie die andere mit den in der Pension herrschenden Grundsätzen vertrug, so gerieth Fräulein Bär in eine nicht geringe Verlegenheit und sie wandte sich in diesem Dilemma an ihre junge Freundin, von ihr Rath in dieser mysteriösen Angelegenheit zu heischen.

Glücklicherweise hatte Sophie von ihrem Bräutigam Manches über die Verhältnisse in Grenwitz erfahren und was ihr Franz unerklärt

gelassen hatte, ergänzte sie durch die ihr, wie allen feinfühlenden Frauen, eigenthümliche Divinationsgabe.

„Man hat Helene mit einem unwürdigen Menschen verheirathen wollen," sagte die junge Dame, als sie bald nach Ankunft Helenens mit ihrer mütterlichen Freundin in dem geheimnißvollen Adyton des Arbeitscabinets über die Grenwitzer Verhältnisse conferirte, „und Helene hat sich, wie es recht und billig ist, gegen eine solche Zumuthung aufgelehnt. Dafür hat man sie auf eine Zeit lang aus dem elterlichen Hause verbannt. Wollen Sie nun durch übertriebene Strenge das schon so harte Loos des Mädchens noch härter machen? Gewiß, Fräulein Malchen, das werden Sie nicht! Thun Sie, was der Vater wünscht. Behandeln Sie Helene nicht als eine Schülerin — denn dazu ist sie zu alt; behandeln Sie sie als ein junges Mädchen, das vor einer tyrannischen Mutter und einem allzuschwachen Vater, von denen jene sie mißhandelte und dieser sie nicht zu schützen vermochte, zu Ihnen seine Zuflucht genommen hat. Denn das ist, so viel ich sehen kann, das Wahre an der Sache."

Als Sophie so sprach, ahnte sie freilich nicht Oswald's Liebe für Helene, und Helenen's Liebe für Oswald, die, wenn sie ihr bekannt gewesen wäre, sie vielleicht etwas anderes hätte sprechen machen, und als ihr später aus Franz' Berichten über die Katastrophe in Grenwitz und noch mehr aus einzelnen Aeußerungen Helenen's dieser so überaus wichtige Punkt klar zu werden begann, sprach sie auch noch nicht anders, weil ihr das Weiterplaudern eines Geheimnisses, über das sie mit sich selbst noch nicht einmal im Reinen war, ein Verrath an ihrer Freundin schien. Denn das war ihr mittlerweile Helene geworden; zum mindesten war sie mit inniger Neigung dem schönen Mädchen zugethan, wenn sie auch sehr daran zweifelte, daß die stolze, vornehm-ruhige Helene ihre Liebe in demselben Maße erwiderte. Die Musik hatte das Verhältniß zwischen den beiden jungen Damen vermittelt. Sie liebten beide diese edle Kunst schwärmerisch und fanden mit Entzücken, daß sie sich nicht nur in dieser gemeinsamen Liebe begegneten, sondern auch in ihrem Wissen und Können ergänzten. Sophie war die Gelehrtere. Die Geheimnisse des Generalbasses — für Helene ein Buch mit sieben Siegeln —

waren ihr erschlossen, dafür war Helenens musikalische Empfindung wenn nicht tiefer, so doch vielseitiger. Im Vergleich mit Sophie war wiederum Helene eine Stümperin auf dem Clavier, dafür hatte sie aber eine herrliche, umfangreiche, wohl geschulte Altstimme, während Sophie, wie sie selbst sagte, nicht einen Ton in der Kehle hatte.

So konnten denn die jungen Damen stundenlang, entweder auf Helenen's Zimmers in der Pension, noch öfter aber in Sophie's Salon, spielen und singen, ohne jemals müde zu werden. Helene behauptete, daß noch Niemand sie so gut begleitet habe, wie Sophie, und Sophie, daß ihr noch nichts einen größeren musikalischen Genuß gewährt habe, als Helenen's süßer, melodischer, tief empfundener Gesang.

Aber seltsam, trotzdem ihre Seelen sich in dem Reich der Töne wahlverwandtschaftlich fanden und schwesterlich küßten, verstummten die Zungen, sobald es sich darum handelte, durch die Menschenrede sich menschlich nahe zu treten. Das Gespräch gerieth oft in's Stocken und man wandte sich wieder zur Musik, um eine Pause, die peinlich zu werden drohte, auszufüllen. Manchmal war es Sophie, als ob Helene eine gewaltsame Anstrengung mache, diesen Zauber, der sie zum Schweigen zwang, zu zerbrechen; aber es kam bei solchen Gelegenheiten nie über das erste Stammeln der Vertraulichkeit hinaus und schon im nächsten Augenblick verwandelte sich das junge, nach Freundschaft schmachtende Mädchen, in die vornehme, in selbstzufriedener Abgeschlossenheit und Unnahbarkeit ruhende Gesellschaftsdame. „Sie ist eine Marmorstatue," sagte Sophie zu ihrem Vater, „trotz ihrer schwarzen Haare und ihrer dunklen strahlenden Augen. Man kann ihr auf keine Weise beikommen. Ich glaube, sie ist eine heimliche Wasserfrau."

Der Geheimrath lachte.

„Du möchtest nicht so ganz unrecht haben," sagte er, „denn wenn in zwei durchaus verschiedenen physischen Medien, wie Luft und Wasser, auch physisch durchaus verschiedenartige Creaturen existiren, die keine wahre Gemeinschaft mit einander haben können, so ist nichts logischer, als daß verschiedene moralische Atmosphären,

wie die, in welcher der Adel lebt, und die, in welcher wir leben, auch moralisch verschieden geartete Wesen hervorbringen müssen, die niemals so recht von Grund der Seele aus Freunde werden können. Hast Du während der Zeit, daß Du bei Fräulein Bär warst, eine Freundschaft geschlossen, die über die Pension hinaus gedauert hätte?"

„Doch, Papa, mit Fräulein Bär selber," erwiderte schalkhaft Sophie.

„Da siehst Du's nun!" sagte der Geheimrath mit seinem satirischen Lächeln, „man kann selbst mit Bärinnen innige Freundschaft machen, aber nimmermehr mit — Wasserfrauen."

Sophie war noch zu jung, um das Mißtrauen des Vaters, welcher ein langes Leben und eine reiche Erfahrung für sich hatte, in diesem Falle theilen zu können. Sie erklärte sich Helenen's Zurückhaltung durch eine angeborene oder anerzogene Scheu, aus sich herauszutreten, und verzieh ihr diese Zurückhaltung um so lieber, als sie sich selbst keineswegs frei davon fühlte. Galt sie doch selbst im allgemeinen für schroff und kalt, sagte man ihr doch manchmal offen, daß sie „gar nicht sei wie andere junge Mädchen." „Sie kann nun einmal nichts dafür," dachte sie bei sich, „man soll nicht Feigen pflücken wollen von dem Dornenstrauch. Helene würde gegen Dich nicht anders sein, und wenn die Robrans schon zu Zeiten Karl's des Großen Barone gewesen wären."

Diese Ansicht machte Sophie's Herzen mehr Ehre, als ihrer Weltklugheit, und wenn sie an dem Nachmittage des dritten Tages nach Oswald's Ankunft in Grünwald, wo Helene in ihrem Zimmer saß und an ihre Freundin Miß Mary Burton schrieb, einen Blick über die Schulter der Schreiberin weg auf das Papier geworfen hätte, über welches die zierliche goldene Feder so rasch wegflog, so würde sie sich vielleicht zu ihres Vaters Ansicht, daß Wasserfrauen wenigstens mit Wasserfrauen (Miß Mary Burton stammte aus einer altadligen englischen Familie) vertraulich umgehen können, bekehrt haben.

Helene schrieb:

„Es ist das erste Mal seit langer, langer Zeit theuerste Mary,

daß ich den Muth in mir fühle, Dir auf Deine Briefe — denn es liegt jetzt ein ganzes Packet da — zu antworten. Aber ich konnte es nicht über das Herz bringen, Dir, die Du jetzt in die große Welt, in die Du gehörst, eingetreten und neulich gar bei Hofe vorgestellt bist, — Dir, der Braut und in kurzer Zeit der Gemahlin eines englischen Peers, zu schreiben, daß ich, Helene von Grenwitz, der Du eine so glorreiche Zukunft prophezeitest, — vorläufig wieder erst einmal in Pension zurückgeschickt bin; in Pension geschickt wie ein ungezogenes Kind, in Pension geschickt wie ein Gänschen vom Lande! — Du staunst, Du lächelst ungläubig; Du lispelst ein: 't is impossible! und wenn Du dann endlich meinen wiederholten Versicherungen Glauben schenken mußt, so fassest Du mich bei beiden Händen und rufst: aber, for God's sake, was heißt dies? warum dies? und zwingst mich, die traurige Geschichte von Anfang an zu erzählen. Nun; ich sehe keine Möglichkeit, dieser Pein zu entrinnen, aber daß ich sie abkürze, so viel ich vermag, wirst Du begreiflich finden.

„Also kurz, wenn auch nicht gut.

„Das Verhältniß zu meiner Mutter, über das ich Dir im Anfang so befriedigend schrieb, wurde in Folge meiner entschiedenen Weigerung, die Gattin meines Vetters Felix zu werden, von Tag zu Tag schlimmer und schlimmer, bis der offene Bruch, den ich schon lange vorausgesehen hatte, zuletzt unvermeidlich war. Ich habe mich bei der ganzen Affaire benommen, wie ich es mir und Dir schuldig zu sein glaubte. Es war ein heißer Kampf, das kann ich Dich versichern. Meiner Mutter entgegen zu treten, erfordert Muth, und mein Vater unterstützte mich, schwach wie er ist, nur schwach. Nun wohl! der Kampf ist vorüber, — die Todten sind begraben und die Wunden fangen an zu heilen. Ja, Mary, die Todten! Mein Bruno, mein Stolz, mein Ritter ohne Furcht und Tadel, mein Bruder, mein Freund, mein vielgeliebter Bruno ist nicht mehr! Er ist gestorben im Kampfe für mich und hat seine junge Heldenseele in einem Kusse auf meine Lippen ausgehaucht. Der wilde Schmerz über seinen Verlust — denn als ich ihn nicht mehr hatte, wußte ich erst, was ich an ihm besessen — machte mich stumpf und gleichgiltig gegen Alles und gegen Alle um mich her. Wie dieser Knabe mich geliebt hat, kann und

wird Niemand auf Erden mich wieder lieben. Ich war ihm Sonne und Luft und Licht, ich war ihm Essen und Trinken; ich war ihm Schlafen und Wachen, ich war ihm das Leben. Wie oft, wenn er es mich mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen und zitternden Lippen versicherte, habe ich ihn wegen seiner Ueberschwänglichkeiten ausgelacht und gesagt: geh, Bruno, Du bist ein Närrchen! jetzt gäbe ich viele Jahre meines Lebens darum, könnt' ich es aus seinem stolzen Munde nur noch einmal hören! Eine Ahnung, die ich nicht los werden kann, sagt mir, daß ich in Bruno, mit Bruno alles, was die Erde von Seligkeit mir gewähren kann, gefunden haben würde, und daß ich mit ihm jede Aussicht auf ein irdisches Glück unwiederbringlich verloren habe. Du lächelst, Du meinst: ein Knabe! aber ich sage Dir: Du hast Bruno nicht gekannt.

„Verlange nicht, daß ich Dir über dies Alles ausführlich berichte. Ich kann es nicht. Mein Herz ist zu voll. Die Erinnerung an meinen todten Liebling verläßt mich keinen Augenblick, und ich möchte am liebsten die Feder aus der Hand legen und mich satt weinen. Sag', Mary, soll es denn wirklich unser Schicksal sein, wie wir so oft in melancholischen Stunden behaupteten, unbefriedigt, ohne Freude, ohne Glück durch das Leben zu gehen, und ohne Hoffnung, daß die Zukunft die Wünsche der Gegenwart erfüllen wird? Soll das Glück nur immer aufleuchten wie eine Fata Morgana — zauberisch schön und ebenso vergänglich; oder uns stets in einer Gestalt erscheinen, die, mag ihr innerer Werth so groß sein, wie er will, doch unseren verwöhnten Sinn, unsere Vorurtheile, wenn Du willst, verletzt? Freilich, Dein Loos scheint ein anderes werden zu wollen. In der Sphäre, in die Du durch Geburt und Erziehung gehörst, findest Du den Mann, der Deinem Herzen theuer gewesen sein würde, selbst dann, wenn Dein Verstand die Wahl Deines Herzens nicht gebilligt hätte. Ein Mann, ein Held, ein Lord! Glückliche, dreimal Glückliche, die Du Jemand gefunden hast, zu dem Du, stolz, wie Du bist, hinaufschauen mußt! Lächle Dein stolzes aristokratisches Lächeln über — Deine Freundin in der Pension!

„Freilich, ich habe es sehr gut in dieser Pension. Man geht mit mir um, nicht wie mit einer Schülerin, sondern wie mit einem

Gast, und ich bin der Vorsteherin, einem Fräulein Bär, aufrichtig dankbar für die Güte, die zarte Rücksicht, mit der sie mich behandelt, als wüßte sie Alles. Vielleicht weiß sie Alles. Dergleichen Ereignisse in Familien wie die unsere, pflegen nicht verschwiegen zu bleiben. Habe ich selbst doch Vieles, was im genauesten Zusammenhang mit meiner Verlobungsangelegenheit steht, erst mehrere Wochen später erfahren, nicht durch meinen Vater, mit dem ich während der ganzen Zeit correspondirte, der mich auch ein paar Mal von Grenwitz aus besuchte (mit meiner Mutter, die seit einigen Tagen, wie ich höre, in Grünwald ist, bin ich außer aller Verbindung), sondern durch eine junge Dame, ein Fräulein Sophie Robran, eine frühere Pensionärin der Anstalt, deren Bekanntschaft ich hier machte, und mit der ich eine Art von Freundschaft geschlossen habe. Sie ist die Braut unseres Grenwitzer Arztes, der nach Grünwald übergesiedelt ist, und somit sind ihre Nachrichten aus guter Quelle. Sie hat mir erzählt, was erst nach meiner Abreise von Grenwitz stattgefunden und der Vater mir sorgsam verschwiegen hat, daß der junge Mann, von dem ich Dir schon im Sommer schrieb, unser Hauslehrer, der Doctor Stein, mein Ritter und mein Rächer geworden ist, insofern wenigstens, als er sich mit Felix geschlagen und meinem Herrn Vetter eine Lection ertheilt hat, die dieser, wie ich aus derselben Quelle erfahren habe, so leicht nicht wieder vergessen wird. Ich kann Dir nicht sagen, wie wunderlich mich diese Nachricht berührte. Zuerst — Dir darf ich es ja gestehen — verletzte es meinen Stolz, daß mein Name nun mit dem Namen eines Mannes, wie Herr Stein, zusammen durch die Welt getragen werden sollte; daß ein Fremder, ein Miethling, sich in meine Angelegenheiten keck gemischt hatte, als wäre er ein Verwandter und ein Ebenbürtiger. Aber dann dachte ich an das alte Wort, daß, wenn die Menschen schweigen, die Steine reden würden; dachte daran, daß kein Bruder sich brüderlicher, kein Ritter sich ritterlicher gegen mich hätte benehmen können, als es dieser Mann vom ersten Augenblick an gethan hat: dachte vor allem daran, daß dieser Mann meines Bruno's theuerster Freund war — und ich vergaß meinen Stolz und fühlte nicht ohne einige Verwunderung, daß ich diesem Manne für seine viele Liebe und Güte

dankbar sein konnte — ohne daß mich dieser Dank, wie es doch sonst stets bei mir ist, gedrückt hätte. Ja, noch mehr, ich fühlte ein Bedürfniß, ihn, der, wie ich hörte, auf Reisen war, wieder zu sehen, ihm persönlich meinen Dank abzustatten; und als ich ihn heute ganz unerwartet an dem Fenster, an welchem ich saß, vorübergehen sah, da — Du wirst mich auslachen, Mary! da fühlte ich, daß, als ich seinen Gruß erwiderte, mir alles Blut in die Wangen schoß, und, als er vorüber war, habe ich ihm noch lange nachgesehen und dann habe ich mich in das Fenster zurückgelehnt und dem Andenken Bruno's, das durch Stein's Anblick so plötzlich und so mächtig bei mir wach gerufen wurde, heiße Thränen geweint. Ich möchte, ich könnte ihn einmal ungestört sprechen.

„Doch hier muß ich abbrechen. Ich höre Fräulein Robran, die mit mir zu musiciren kommt, mit Fräulein Bär im Nebenzimmer."

Helene erhob sich, den beiden Damen, die auf ihr entrez! in's Zimmer traten, entgegenzugehen. Sophie Robran eilte Fräulein Bär voraus und umarmte Helenen mit einer liebenswürdigen Lebhaftigkeit, die mit der salonmäßig vornehm ruhigen Haltung der jungen Aristokratin einigermaßen contrastirte.

„Ich habe eine ordentliche Sehnsucht nach Ihnen gehabt, Helene! Warum haben Sie mich seit neulich Abend nicht besucht, wie Sie versprachen? Fräulein Malchen hat Sie doch nicht gar etwa daran verhindert?"

„Point du tout!" erwiderte Fräulein Bär, die Brille auf die Stirn schiebend, um wohlgefällig ihrem Liebling in die großen, freundlichen, blauen Augen zu schauen; „Du weißt, Sophiechen, daß Helene ganz frei über ihre Zeit disponiren kann. — Aber weßhalb ich eigentlich komme, liebe Helene! Hier ist ein Brief für Sie, den einer Ihrer Diener überbrachte; ich glaube von Ihrem Herrn Vater."

Helene nahm den Brief mit einer Verbeugung entgegen, warf einen Blick auf die Adresse und sagte: in der That von meinem Vater! und legte ihn auf ihre Briefmappe, die sie beim Eintritt der Damen zugeklappt hatte.

„Ich will nicht länger stören," sagte Fräulein Bär; „Sophiechen

kommt, Sie zum Musiciren abzuholen. Soll ich Ihnen das Mädchen nachschicken? und wann?"

„Sie kommen doch mit, Helene?" sagte Sophie, die sich auf einen Stuhl an das Instrument gesetzt hatte, und einen Clavierauszug durchblätterte. „Ich habe sehr schöne neue Lieder bekommen. Ein ganz herrliches von Schumann, das müssen wir zusammen durchgehen."

„Recht gern," erwiderte Helene; „indessen ich möchte nicht lange bleiben, da ich heute Abend nothwendig einen Brief nach England zu beendigen habe, der morgen früh fort muß. Ich danke deßhalb für das Mädchen, Fräulein Bär. Ich werde noch vor Dunkelwerden wieder zu Hause sein."

„Ganz wie Sie wollen, liebe Helene," sagte Fräulein Malchen, erst Helene flüchtig und dann Sophie Robran herzlich auf die Stirn küssend. „Adieu, mes enfants!"

Und Fräulein Bär ließ die Brille wieder auf die Nase gleiten, legte ihre Stirn in die geschäftsmäßigen Falten und rauschte in ihr Adyton zurück, aus dem sie Sophie vor einigen Minuten aufgestört hatte.

„Wie geht es Ihrem Herrn Vater?" fragte Helene.

„Danke," erwiderte Sophie, noch immer in dem Clavierauszuge blätternd. „Es geht ihm viel besser; er ist heute schon wieder ein paar Stunden länger aufgeblieben. Aber, nun lesen Sie auch Ihren Brief, Helene; und dann machen Sie, daß Sie fertig werden."

„Sogleich," sagte Helene, den Brief erbrechend; während Sophie weiter in den Noten las. Nach einigen Minuten blickte sie auf und sah Helenen den Brief in der herabhängenden Hand haltend, den Kopf in die andere gestützt, offenbar in tiefes Nachdenken versunken dasitzen. Die langen Wimpern verhüllten die strahlenden Augen und die dunklen Brauen waren, wie in Unwillen, zusammengezogen.

„Was ist Ihnen?" rief Sophie, das Notenbuch zuklappend und auf's Clavier legend, „haben Sie schlimme Nachrichten erhalten?"

„Nicht doch!" erwiderte Helene, die bei dem ersten Ton von Sophiens Stimme sich wieder zusammenraffte und zu lächeln versuchte. „Nicht doch! Mein Vater wird morgen kommen, das ist Alles."

„Um hier zu bleiben?"

„Ja."

„Und — Sie, Helene?"

„Ich dachte eben darüber nach. Mein Vater stellt es mir frei; indessen —"

Das junge Mädchen schwieg und derselbe halb nachdenkliche, halb trotzige Gesichtsausdruck von vorhin war wieder da. Sie schien die Anwesenheit Sophiens vergessen zu haben. Plötzlich fragte sie, die Blicke noch immer zu Boden senkend:

„Würden Sie, wenn Sie beleidigt wären, jemals zuerst die Hand zur Versöhnung bieten?"

Sophie wurde durch diese Frage, deren Sinn ihr nicht verborgen war, einigermaßen in Verlegenheit gesetzt. Helene hatte zu ihr niemals über ihre Angelegenheiten gesprochen, nicht einmal in Andeutungen. Sie wußte also — durfte also von all dem nichts wissen, und doch vertrug es sich schlecht mit Sophiens geradem Sinn und ihrer Freundschaft zu Helene, eine Unwissenheit und Theilnahmlosigkeit zu affectiren, die ihr fremd waren.

„Es kommt darauf an," antwortete sie nach einer kleinen Pause: „wie die Beleidigung war, und vor allem, wer der Beleidiger war."

„Wie so?"

„Es giebt Beleidigungen, mein' ich, die es nur dadurch werden, daß wir ihnen diese Bedeutung unterlegen, und Beleidiger, die es niemals werden können — niemals werden sollten — ich meine, die uns so nahe stehen, mit denen wir durch die Natur so eng verbunden sind, daß es unnatürlich sein würde, wenn —"

„Sie uns haßten," unterbrach Helene schnell Sophie. „Wenn nun aber doch dieser Fall einmal einträte; wenn nun aber doch sich haßte, was sich lieben sollte; sich verfolgte, befeindete, bekämpfte, was sich unterstützen, gegenseitig helfen und tragen sollte — wie dann?"

Helene war aufgestanden; ihr Gesicht glühte; ihre Augen funkelten; ihre Hände ballten sich — das Bild eines Wesens, das des Kampfes froh ist und nur Sieg oder Tod, aber nimmer Ergebung kennt.

„Ich weiß es nicht," erwiderte Sophie, sich zu einer Ruhe

zwingend, die sie nicht besaß; „das weiß ich aber, daß ich für meine Person niemals in die Lage kommen könnte. Ich würde Bruder oder Schwester, und nun gar Vater oder Mutter, die mir das Leben gaben, niemals hassen, möchte geschehen, was da wollte. Sind sie doch — ich selbst. Wie kann man sich selber hassen?"

„Wissen Sie das wirklich so gewiß?" erwiderte Helene. „Woher wissen Sie es? Sie haben niemals weder Bruder noch Schwester gehabt, Ihre Mutter ist Ihnen so früh gestorben; Ihr Vater hat Sie, wie Sie mir selbst sagten, von jeher mit grenzenloser Liebe überschüttet — aber ich — ich habe andere —"

Helene mochte fühlen, daß, wenn sie noch ein Wort mehr spräche, sie ihre Zurückhaltung in Zukunft nicht länger bewahren könnte, und brach mit einer Gewaltsamkeit ab, die von der Herrschaft zeugte, welche dies junge Geschöpf bereits über sich selbst erlangt hatte.

„Doch wir verplaudern die Zeit," sagte sie, mit ganz veränderter Stimme, Miene und Haltung, „und noch dazu über recht unerquickliche Dinge. Eilen wir! wir wollen machen, daß wir an Ihren Flügel kommen."

Es war nicht das erste Mal, daß Helene einem Gespräch, das zu vertraulich zu werden drohte, plötzlich eine gleichgiltige Wendung gegeben hatte. Sophie mußte sich darein fügen, obgleich ihr dieser Mangel an Vertrauen weh that, um so mehr, als sie fühlte, wie einsam Helene dastand, wie ganz nur auf sich angewiesen, und welche Wohlthat es für sie gewesen sein würde, hätte sie ihr übervolles Herz in das theilnehmende Herz einer wahren Freundin ausschütten können. Sie fühlte sich deßhalb auch diesmal nicht durch Helenens stolze Schweigsamkeit beleidigt; im Gegentheil! sie war mehr als je entschlossen, sich in Helenens Vertrauen lieber hineinzustehlen und hineinzuschmeicheln, als Stolz mit Stolz, und Schweigsamkeit mit Schweigsamkeit zu erwidern.

An Gelegenheiten dazu sollte es heute nicht fehlen.

Sie hatten, nachdem sie bei Sophie angelangt waren, fast ohne Unterbrechung musicirt, bis es in dem zu ebener Erde gelegenen tiefen Zimmer zu dunklen begann. Sie hörten auf, weil sie nicht mehr

gut sehen konnten und gingen nun Arm in Arm im Gemache auf und ab, während die Musik noch in ihren Seelen nachzitterte und selbst Helenens stolzes Herz sich milder und weicher fühlte. Es war vor allem ein von Robert Schumann wunderbar schön componirtes Lied gewesen, das sie in schmerzlich süßer Weise an ihren todten Liebling erinnert hatte. Noch klangen ihr die traurig klagenden Worte mit der traurig klagenden Melodie im Ohr:

Dein Angesicht so lieb und schön,
Ich hab' es jüngst im Traum geseh'n.
Es war so mild, so engelgleich,
Und doch so bleich, so schmerzensbleich.
Und nur die Lippen, die sind roth,
Bald aber küßt sie bleich der Tod ....

Sie dachte an die Nacht, als Baron Oldenburg sie mitten aus der Reihe der Tanzenden heraus an Bruno's Sterbebett holte: sie sah bei ihrem Eintritt das Auge des Knaben dunkel aufflammen in dem todtenblassen Gesicht ...

„Und nur die Lippen, die sind roth,
Bald aber küßt sie bleich der Tod;"

murmelte sie, wie wenn sie mit sich selbst spräche.

„Es scheint dies Lied auf Sie einen eben so großen Eindruck zu machen, als auf den Doctor Stein," sagte Sophie.

„Auf wen?" rief Helene, jäh aus ihrer Träumerei erwachend.

„Auf den Doctor Stein, Ihren Doctor Stein;" erwiderte Sophie so gleichmüthig, als wenn sie sich nie über das Verhältniß, das möglicherweise zwischen Oswald und Helene stattfand, Gedanken gemacht hätte.

„Wann haben Sie ihn gesehen?" fragte Helene wieder in ihrer gewöhnlichen, ruhig vornehmen Weise.

„Gestern Abend, hier, zum ersten Mal. Er war schon zwei Tage in der Stadt, ohne Franz gesprochen zu haben. Gestern traf Franz ihn zufällig auf der Straße und brachte ihn mit. Sonst hätten wir wohl noch länger auf seine Visite warten können."

„Wie so?"

„Nun, es sah gerade nicht so aus, als ob ihm der Besuch besonderes Vergnügen mache. Indessen kann ich darüber weniger urtheilen, da ich ihn gestern zum ersten Male in meinem Leben sah. Mir schien es, offen gestanden, als ob ihm überhaupt nichts auf Erden Vergnügen machen könnte. Franz sagte, das sei durchaus nicht der Fall, fand aber selbst, daß Herr Stein sich in der kurzen Zeit, wo sie sich nicht gesehen, merkwürdig verändert habe. Wie war er denn, so lange Sie ihn kannten?"

Sophie glaubte zu fühlen, daß Helenens Herz, als sie diese Frage möglichst unbefangen that, höher schlug. Doch war von dieser Erregung nichts in dem Ton zu merken, mit dem sie antwortete:

„Ich habe Herrn Stein selten oder nie anders als in Gesellschaft gesehen, und Sie wissen, da hat man wenig Gelegenheit, die Menschen zu sehen, wie sie wirklich sind. Er schien meistens ernst, fast traurig, sehr reservirt und verschlossen, besonders in den letzten Wochen. Doch mochten dazu auch die in meiner Familie herrschenden Verhältnisse nicht wenig beitragen. Wie war er denn gestern?"

„Es ist das schwer zu beschreiben für Jemand, der, wie ich, kein großer Psycholog ist," antwortete Sophie, entschlossen, auf jeden Fall, auch wenn sie Helene verletzen sollte, die Wahrheit zu sagen. „Er schien mir lustig, ja ausgelassen, aber nicht heiter; gesprächig, aber nicht mittheilsam; witzig, aber nicht unterhaltend; mit einem Wort, eine lebendige Vereinigung von lauter Gegensätzen, welche auf mich, die ich das leicht Verständliche, Klare, Einfache liebe, offen gestanden, einen peinlichen Eindruck gemacht hat. Besonders mißfiel es mir, wie er über seinen Beruf und über seine hiesigen Verhältnisse sprach. Er schien Alles nur wie ein leeres Spiel zu betrachten. Er schilderte eine Gesellschaft, die er bei Director Clemens mitgemacht, und schüttelte eine wahre Fluth von Hohn und Sarkasmen über die armen Menschen aus. Er beschrieb seine feierliche Einführung in die Schule, die gerade an demselben Morgen stattgefunden hatte und stellte das Ganze wie eine Scene auf einem Puppentheater dar. Franz hatte mir gesagt, daß er etwas Faustisches in seinem Wesen habe; mir ist er wie ein rechter Mephisto vorgekommen. Auch fand ich ihn nicht so schön, wie Franz ihn mir geschildert hatte.

Er sah bleich und verfallen aus, als wäre er krank oder hätte mehrere Nächte nicht geschlafen. Die großen Augen hatten etwas Unheimliches, Gespenstisches. Ich mußte wahrlich an das: Es steht ihm an der Stirn geschrieben, daß er nicht mag eine Seele lieben, oder wie es heißt, denken."

„Da muß er sich allerdings sehr verändert haben," sagte Helene.

Der Ton, in welchem das junge Mädchen diese Worte sprach, war so traurig. Es that Sophie leid, daß sie sich von der geheimen Antipathie, die sie in der That gegen Stein empfand, noch mehr vielleicht aber von dem Wunsch, Helene durch lebhaften Widerspruch zu reizen, und sie so gleichsam für ihre Verschlossenheit zu bestrafen, hatte hinreißen lassen.

„Doch soll dies," sagte sie einlenkend, „nicht etwa mein endgiltiges Urtheil über Oswald Stein sein; es ist nur eben ein erster Eindruck. Wenn ich ihn öfter sehe, werde ich wohl anders über ihn denken. Ich glaube sogar, daß bei mir ein wenig Eifersucht mit unterläuft. Franz machte so gar viel aus ihm, und Sie wissen, wir Bräute sind in dieser Beziehung ein wenig engherzig. — Da fällt mir übrigens ein, daß er jeden Augenblick kommen kann," rief sie, sich selbst unterbrechend.

„Wer?" sagte Helene; „Oswald?"

Ich hatte es wahrhaftig ganz vergessen. Ich, gedankenloses Mädchen!"

„Was ist es denn?"

„Stein und Franz hatten sich verabredet, heute zusammen eine Vorlesung bei Professor Benzeler zu besuchen. Und Franz ist gleich nach Tisch für meinen Vater auf's Land gefahren. Ich sollte es Stein absagen lassen! Ob's wohl noch Zeit ist?"

„Es ist halb sechs," sagte Helene, an's Fenster tretend, und nach der Uhr sehend. „Es ist beinahe dunkel geworden; ich muß machen, daß ich nach Haus komme."

In diesem Augenblick wurde an die Thür gepocht.

„Er ist es," riefen die beiden jungen Damen unisono, zusammenschreckend wie ein paar Rehe, wenn im Walde ein Schuß fällt.

Das Pochen wiederholte sich.

„Was sollen wir thun?“ flüsterte Helene, die ihre ganze Selbstbeherrschung verloren zu haben schien.

„Offenbar Herein sagen! was sonst;“ erwiderte Sophie, unwillkürlich lachend. „Herein!“

In dem Halbdunkel, das in dem Gemach herrschte, mochte es dem Eintretenden nicht möglich sein, die darin Befindlichen zu erkennen. Er blieb wie zaudernd an der Thür stehen.

„Nur näher, Herr Doctor,“ sagte Sophie, Helene's Hand festhaltend. „Ich bitte um Entschuldigung, daß ich Sie im Dunkeln empfange, aber es soll gleich Licht werden.“

Oswald war bei diesen Worten herangetreten und hatte sich vor den Damen verbeugt. Offenbar hatte er Helene, die dem Fenster abgewandt stand, noch nicht erkannt.

„Ich habe um Entschuldigung zu bitten,“ sagte er; „denn ich habe die Damen ohne Zweifel gestört. Aber da ich Niemand auf dem Vorsaale fand —“

Er schwieg plötzlich; das Blut schoß ihm zum Herzen. Ein Schauder überrieselte ihn. War die stumme Gestalt neben Fräulein Robran nicht Helene? Er trat noch einen Schritt näher. Es war kein Zweifel. Dieser Kopf, dessen schöne Umrisse er so oft andächtig bewundert hatte, konnte nur Helenens sein. . . . Er hörte kaum noch, daß Sophie sagte: „Sie erkennen wohl Fräulein von Grenwitz gar nicht? Ich will nur selbst gehen, uns Licht zu besorgen;“ er hörte nur die Thür sich hinter Fräulein Robran schließen; er wußte nur, daß er mit ihr allein war. Er kniete vor ihr nieder und ergriff ihre Hand, um sie mit heißen Küssen zu bedecken.

Die Ueberraschung und die Dunkelheit begünstigten Oswalds Kühnheit. Helene zitterte so heftig, daß sie Alles geschehen lassen mußte und nur noch eben Kraft hatte zu sagen:

„Um Gottes willen, Oswald, — stehen Sie auf! Ich bitte Sie, stehen Sie auf!“

Es war die höchste Zeit; denn schon kam Sophie, gefolgt von dem Diener, der eine Lampe trug, zurück.

Oswald gelang es, seiner Bewegung Herr zu werden; Helene dagegen wandte sich unter dem Vorwande, daß sie der plötzliche Licht-

schein blende, nach dem Fenster und blickte, während Sophie Franz' Abwesenheit erklärte, auf die Straße.

„Dann will ich die Damen keinen Augenblick länger durch meine Gegenwart um den Genuß einer traulichen Unterhaltung bringen," sagte Oswald, sich zum Abschied verbeugend.

„Ei, Herr Doctor," erwiderte Sophie munter, „sind Sie ein solcher Feind von traulichen Unterhaltungen, daß Sie durch Ihre Gegenwart dergleichen unmöglich machen? Setzen Sie sich lieber, und strafen Sie meinen Franz nicht Lügen, der Sie den unterhaltendsten Gesellschafter nennt. Kommen Sie, Helene, nehmen Sie hier am Kamine Platz. Fräulein Malchen wird sich die Augen nicht ausweinen, wenn Sie auch etwas länger ausbleiben."

Oswald war im Begriff gewesen, den ihm angebotenen Platz anzunehmen; als er indessen hörte, daß Helene möglicherweise nicht bleiben würde, begnügte er sich, Sophiens Aufforderung vorläufig mit einer stummen Verbeugung zu erwidern.

„Ich danke, liebe Sophie," sagte Helene, sich aus dem Fenster umwendend, „aber ich muß in der That fort — ein ander Mal."

Sie hatte scheinbar ihre gewöhnliche Ruhe wiedergewonnen; nur ein sehr scharfer Beobachter hätte vielleicht in dem etwas intensiveren Roth der schönen Wangen die letzte Spur einer vorangegangenen Erregung und in den gesenkten Augenlidern die Absicht bemerkt, dieselbe vor den Blicken der Anderen zu verbergen.

Oswald, der nach einem Mittel ausspähte, Helene noch ein paar Augenblicke zu halten, sah den Flügel geöffnet und Notenblätter aufgeschlagen. Er ergriff das erste beste; es war die Composition von Robert Schumann.

„O, bitte, bitte, mein gnädiges Fräulein," sagte er, „wenn Sie noch eine Minute Zeit haben, singen Sie dies Lied! Es verdient, von Ihnen gesungen zu werden."

„Wir sind es schon vorhin durchgegangen," sagte Sophie, „es ist in der That sehr schön und Fräulein von Grenwitz singt es vortrefflich. Wollen Sie, liebe Helene?"

Wenn es galt, Musik zu machen, war Niemand eifriger als Sophie. Schon hatte sie, Helenens Einwilligung für selbstverständlich

haltend, das Heft auf den Notenpult gelegt, sich auf die Kante des Stuhls, wie sie es liebte, an den Flügel gesetzt und blickte jetzt, ein paar präludirende Accorde greifend, erwartend auf Helene.

So sah sich diese, obgleich sie sich in diesem Augenblick, wo die leidenschaftliche Scene von vorhin noch in ihrem jungen vollen Herzen nachzitterte, keineswegs zum Singen aufgelegt fühlte, genöthigt, ihren Hut, den sie schon in der Hand hatte, wieder hinzulegen und an den Flügel zu treten.

Oswald stand in der Entfernung von wenigen Schritten mit untereinandergeschlagenen Armen an das Gesims des Kamins gelehnt, die Blicke unverwandt auf die beiden schlanken Mädchengestalten gerichtet. Und wohl mochte dies Bild seine Blicke fesseln; es wäre schwer gewesen, ein reizenderes zu finden.

Man konnte in diesem Augenblicke zweifeln, welche von den beiden Erscheinungen — nicht die schönere, denn das war unbestritten Helene — aber die interessantere war. Die Harmonie an und für sich lieblichster Züge, der Sammetton des dunklen Teints, der bläuliche Glanz des schwarzen Haares — das Alles sprach für Helene und schien sie in unerreichbare Höhen der Schönheit hinaufzurücken, aber der Ausdruck auf Sophiens Gesicht, wie sie in Musik versunken dasaß, bald sich über die Tasten beugend und die Accorde gleichsam lockend, bald den Blick halb nach oben gewandt, als blicke sie den enteilenden Tonwellen nach, hätte wohl für den, welcher die höchste Schönheit in der reinsten Geistigkeit findet, Alles ersetzt. Wie über eine reizlose Landschaft ein günstiger Sonnenblick oft den wunderbarsten Zauber auszugießen vermag, so durchleuchtete und durchglänzte die edle, kunstdurchglühte Seele dieses Mädchens ihr fast unschön zu nennendes Gesicht. Es war ein Beethoven'scher Zug darin, — das meteorische Leuchten des freien Menschengeistes durch die weite Nacht der Sinnlichkeit hinüber in unbegrenzte Lichtregionen. Und seltsam! in demselben Maße, in welchem die Musik den Ausdruck Sophiens erhöhte, schwächte sie die Herbheit in der energischen Schönheit Helenens ab, indem sie den stolzen Zügen eine Weichheit gab, die sie im gewöhnlichen Leben niemals zeigten. Die Eintracht süßer Töne weckte dort den schlummernden Genius und schläferte hier

den Dämon des Stolzes und Ehrsucht ein, so daß die poetische Erregung Beiden, obgleich in ganz entgegengesetzter Weise zu gute kam.

So dachte Oswald, während seine Blicke auf dem reizenden Bilde der musicirenden Mädchen ruhten. Helene kam ihm beinahe fremd vor; er mußte sich ordentlich erst in ihre Schönheit wieder hineinleben, und doch machte sie nicht mehr den überwältigenden Eindruck von ehemals. Er glaubte, es sei die ungewohnte Umgebung, die interessante Erscheinung Sophiens, die ihn in seiner Andacht störe — er wußte nicht, daß seit der Zeit, wo er Helene zuletzt gesehen hatte, der Spiegel seines Geistes trüber geworden und nicht mehr im Stande war, ein reines Bild auch rein zurückzuwerfen. — Vergebens suchte er einen Blick Helenens zu erhaschen. Wenn Sophie, in ihre vielgeliebte Musik vertieft, seine Anwesenheit wirklich vergessen hatte, so schien es zum mindesten mit Helene nicht anders zu sein. Sie hob die Augen nicht einmal von den Notenblättern auf. Oswald freute sich dessen: Er schloß daraus, daß seine stürmische Begrüßung von vorhin, wenn auch vergeben, so doch noch nicht vergessen war.

Man war, wie das zu geschehen pflegt, von einem Lied in's zweite und vom zweiten in's dritte und vierte gekommen. Plötzlich aber erklärte Helene, nun nach Hause gehen zu müssen. Oswald, der nicht anders glaubte, als daß eine Dienerin aus der Pension draußen warte, sann eben darüber nach, wie er seine Bitte, sie begleiten zu dürfen, am schicklichsten einkleiden könne, als ihn Sophiens Frage: „aber werden Sie denn noch allein gehen können?" dieser Mühe erhob. Was war natürlicher, als daß er mit einer höflichen Verbeugung Fräulein von Grenwitz seine Begleitung anbot, und Fräulein von Grenwitz mit einer kaum merklichen Neigung des stolzen Hauptes dieselbe annahm.

Sophie nestelte eben der jungen Dame den Sammetmantel zu, und band ihr noch ein weißes Tüchelchen um den Hals, „auf daß Ihrer Stimme kein Schaden geschieht, Helene!" Oswald stand mit dem Hut in der Hand daneben, als die Thür, ohne daß man ein Klopfen gehört hätte, sich öffnete und Herr Bemperlein rasch in's Zimmer trat.

Oswald, der mit dem Rücken nach der Thür zu stand, wurde Bemperlein erst gewahr, als er sich auf Sophiens Gruß: „Guten Tag, Bemperchen!" nach dem Kommenden umwandte. In demselben Moment erkannte auch Herr Bemperlein Oswald.

Sie hatten sich, seit jener Nacht, wo Bemperlein Melitta nach Fichtenau abzuholen kam und die Liebenden im Park überraschte, nicht wieder gesehen. Sie waren damals in herzlicher Freundschaft geschieden; und heute, als sie sich nach so manchen Wochen wiedersahen, streckte Keiner dem Andern die Hand zum Druck entgegen, lächelte Keiner dem Andern freundlich zu, begrüßte Keiner den Andern mit einem herzlichen Wort. Ihr ganzes Willkommen bestand aus einer förmlichen Verbeugung und einigen nichtssagenden Phrasen, so daß Sophie, welche bis jetzt geglaubt hatte, daß Bemperlein und Oswald auf dem besten Fuße ständen, nicht wenig verwundert war und nicht recht wußte, wie sie sich in diesem ganz unvorhergesehenen Fall benehmen sollte. Indessen sollte diese peinliche Situation nicht lange dauern; denn Sophie hatte kaum Herrn Bemperlein Fräulein von Grenwitz vorgestellt, die, wenn sie sich wirklich des in früheren Jahren häufiger gesehenen Hauslehrers auf Berkow erinnerte, jedenfalls nicht für gut fand, dieser Erinnerung Worte zu leihen, als Helene und Oswald das Zimmer verließen. Sophie begleitete sie noch zur Thür hinaus, während Bemperlein, die Hände auf den Rücken, die Augen starr auf den Boden geheftet, an dem Kamin stehen blieb.

Es war beinahe Nacht, als Helene und Oswald auf die schlecht erleuchtete Straße traten.

„Welchen Weg nehmen wir?" fragte Oswald.

„Ich denke, es giebt nur einen Weg."

„Nicht doch; wir können auch über den Wall gehen. Der Weg ist näher und es geht sich angenehmer dort, als auf dem holprigen Steinpflaster."

„Wie Sie wollen."

„Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten?"

Es war das erste Mal, daß Oswald Gelegenheit hatte, Helenen zu führen. Er beeilte sich nicht, das Vergnügen, Arm in Arm mit dem geliebten Mädchen durch die Nacht zu wandern, abzukürzen. Der

Weg, den er vorgeschlagen, war nicht nur der bei weitem längere, sondern auch der bei weitem dunklere. Er führte zwischen der Stadtmauer und dem Festungswalle hin — eine angenehme Promenade im Sommer und bei Tage; aber jetzt an einem finstern Herbstabend wenig empfehlenswerth.

„Es ist doch dunkler, als ich gedacht," sagte Oswald, als sie aus dem dumpfigen Stadtmauerthor, wo die letzte Laterne brannte, auf den Wall gekommen waren; „sollen wir lieber wieder umkehren?"

„Meinethalben nicht; ich gehe ganz gern so."

„Hüllen Sie sich wenigstens recht fest in Ihren Mantel; der Wind weht scharf vom Meer herüber und die Luft ist feucht und kalt."

Sie gingen einige Minuten schweigend. Das trockene Laub der Bäume, mit denen die Promenade besetzt war, raschelte unter ihren Füßen; klagende Töne strichen durch die Luft — dem Seufzen und Stöhnen eines frierenden Kranken vergleichbar.

„Wie mag es jetzt im Grenwitzer Park aussehen?" fragte Oswald.

„Das dachte ich eben auch," erwiderte Helene.

„Ich möchte, ich könnte in diesem Augenblicke dort sein."

„Was wollten Sie da?"

„Ich wollte in den wohlbekannten Gängen, zwischen den Taxushecken unten im Garten, unter den Buchen oben auf dem Wall umherschweifen und mich mit der Mondessichel, die durch die Wolken schwankt und mit dem Nachtwind, der durch die Bäume und um das Schloß rauscht, unterhalten von seligen Stunden, die nicht mehr sind und nimmer wiederkehren können."

„So denken Sie gern an Grenwitz zurück?"

„Sollte ich es nicht? Habe ich doch die glücklichsten Tage meines freudelosen Daseins dort verlebt! Was kümmern mich jetzt die Bitternisse, die in diesen Kelch berauschender Süßigkeit gemischt waren? Ich weiß von ihnen nichts mehr. Mir ist, als hätte ich damals zum ersten und letzten Male in meinem Leben wahrhaft gelebt, und als sei ich gestorben mit den Blumen auf den Beeten und mit dem Sonnenschein, der des Morgens durch die thaufrischen Zweige spielte und bunte Schatten auf den Weg streute. Wohl ihm, dessen Leben wirklich mit jenem köstlichsten Sommer zu Ende war!"

„Wohl ihm!“ flüsterte Helene.

„Ja, wohl ihm! er hat eine Stunde lang in dem Anschauen dessen, was ihm das Schönste, das Herrlichste war, geschwelgt und ist dann dahingeschwunden, wie ein rosiger Morgenduft vor den Strahlen der vielgeliebten Sonne. Er hat sie nicht zu kosten gebraucht die schwüle Hitze und den erdrückenden Staub des Mittags. Er hat sich nicht vor dem scharfen Wind des Abends schaudernd zu verhüllen brauchen, er hat die schöne bunte Welt nicht in öde Nacht versinken sehen. — Verzeihen Sie mir, mein gnädiges Fräulein; es ist heute Abend schon das zweite Mal, daß ich mich von der Erinnerung an meinen todten Liebling fortreißen lasse. Aber ich kann Ihnen nicht sagen, wie wunderbar Ihr Anblick und Ihre Nähe sein Andenken in mir wachruft. Die vernarbten Wunden fangen wieder an zu bluten; die trocknen Augen wieder an zu tropfen.“

„Geht es mir denn anders?“ sagte Helene, und ihre Stimme zitterte.

„So haben Sie ihn auch geliebt? Aber nein, das wollte ich nicht fragen. Wie hätten Sie ihn nicht lieben sollen, der so schön, so tapfer, so gut war, so hinreißend liebenswürdig, und der Sie so liebte! so unsäglich liebte! O, Fräulein von Grenwitz, wissen Sie denn wohl, wie sehr er Sie geliebt hat? wissen Sie, daß er Sie bis in den Tod, daß er Sie mehr als sein Leben geliebt hat?“

„Ich weiß es!“ sagte Helene leise.

„Mehr als sein Leben,“ fuhr Oswald leidenschaftlich fort, „über den Tod hinaus. Es war an dem letzten Tage, wenige Stunden vor seinem Tode, als er mir ein Medaillon mit einer Locke von Ihrem Haar, das er auf der Brust trug, zeigte und mich bat, es ihm mit in's Grab zu geben. Ich habe ihm seinen Wunsch nicht erfüllen können. Sie wissen, daß ich am nächsten Morgen schon das Schloß verließ, ohne zu wissen, ob — ich jemals wieder den Fuß über die Schwelle würde setzen, ob ich den theuren Todten bis zum letzten Augenblicke würde bewachen können. Der Gedanke war mir entsetzlich, daß jenes Kleinod in profane Hände kommen könnte, ich nahm es daher mit der Absicht, es Ihnen, die Sie den einzig rechtmäßigen Anspruch darauf haben, zurückzustellen. Ich habe es stets —

ich habe es noch in meinem Gewahrsam. Wann, befehlen Sie, daß ich es Ihnen zusende?"

Sie hatten das Festungsthor passirt und gingen in der Vorstadtstraße unter den hohen sausenden Pappeln. Bei dem ungewissen Licht des Mondes, der eben aus den treibenden Wolken hervorlugte, suchte Oswald in Helenens Gesicht zu lesen. Es schien ihm bleich und heftig erregt. Ihr Arm lehnte sich fester auf seinen Arm, als sie nach einer Pause antwortete:

„Ist Ihnen das Medaillon sehr lieb?"

„Das können Sie fragen?"

„Nein, nein!" verkennen Sie mich nicht — ich bin nicht undankbar, bin gegen Liebe und Freundschaft nicht unempfindlich. Behalten Sie das Medaillon! behalten Sie's zur Erinnerung an Ihren, an unsern Liebling."

„Nur zur Erinnerung an ihn? Es ist Ihr Haar, Fräulein Helene! — nur zur Erinnerung an ihn?"

„Und — an mich!"

Oswald nahm die kleine Hand, die auf seinem Arm ruhte und führte sie an die Lippen.

„Sie machen mich unsäglich stolz und glücklich," sagte er, „ich habe nichts gethan, wodurch ich so große Huld und Gnade verdient hätte; aber freilich, wäre Gnade denn noch Gnade, wenn man sie verdienen könnte?"

„Sie wollen mich durch Ihre Bescheidenheit erdrücken. Sie wollen, daß ich Ihnen danken soll für alle Ihre Güte, wie ich Ihnen danken müßte und doch nicht danken kann. Sie sind immer sehr gut gegen mich gewesen; Sie haben zu mir gestanden, als ich selbst von meinen nächsten Verwandten angefeindet wurde, und noch zuletzt —"

„Habe ich nichts gethan, was ich nicht jeden Augenblick mit Gefahr meines Lebens wieder thun würde. — Doch hier sind wir an Fräulein Bärs Haus. Ist die Gitterthür verschlossen?"

„Nein."

Sie gingen durch den kleinen Garten bis zur Hausthür. Oswald schellte.

„Werde ich Sie wiedersehen?"

„Ich komme öfter zu Robrans."

Die Thür wurde von innen aufgeriegelt.

„Gute Nacht."

„Gute Nacht."

Oswald ergriff Helenens Hand und drückte sie stürmisch an seine Lippen.

Die Thür wurde aufgeschlossen.

„Auf Wiedersehen!" flüsterte Oswald.

„Auf Wiedersehen!" erwiderte Helene noch leiser.

Es war Oswald, als ob sie auch seinen Namen genannt hätte. Im nächsten Augenblick war sie im Hause verschwunden.

Oswald ging nach der Stadt zurück in einer Aufregung, die aber keineswegs eine bloß freudige war. Eine reine, keusche Freude konnte nicht mehr in sein Herz einziehen; so wenig, wie man auf einem verstimmten Instrumente eine Melodie rein zu spielen vermag.

So war er in die Stadt zurückgekommen. Wo die Marktstraße auf den Markt mündet, in dem stattlichen Eckhause waren die Fenster hell erleuchtet; Wagen auf Wagen rollte vor die Thür; geputzte Damen und Herren stiegen aus und verschwanden in dem Portale. Als Oswald, dicht an den Häusern hinschreitend, in unmittelbarste Nähe der Thür gekommen war, fuhr eben wieder ein Wagen vor. Der Kutscher parirte die feurigen Thiere zu gewaltsam und der Bediente, der eben in Begriff stand, vom Bock zu springen, wurde unsanft auf die Erde geschleudert. Er raffte sich sogleich wieder auf, aber der Schmerz mußte gar groß sein; er blieb wie betäubt stehen. Oswald, der eine einzelne Dame in dem Coupé bemerkt hatte, die schon, des Oeffnens der Thür harrend, aufgestanden war, griff nach dem Drücker, öffnete die Thür und streckte eine Hand der Dame entgegen, die, ihre kleine weißbehandschuhte Hand ahnungslos auf seinen Arm legend, in einer Wolke von Musselin und Spitzen herabschwebte.

In diesem Augenblick, wo das Licht aus dem Portale hell auf die Dame und auf Oswald fiel, stieß die Dame einen leisen Schrei aus und blieb, Oswald mit großen Augen anstarrend, wie festgewurzelt stehen.

Eine glühende Röthe ergoß sich über ihr Gesicht. Ihre Augen

flammten auf — es mochte unentschieden bleiben, ob in Liebe oder Haß. Ihre Lippen zuckten, — augenscheinlich hatte die plötzliche Ueberraschung sie gänzlich überwältigt.

Der arme Bediente, der mit dem Hut in der Hand herangehumpelt kam, lös'te den Zauber.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau — “

Ueber Oswalds Gesicht zuckte ein spöttisches Lächeln.

„Ich gratulire, „gnädige Frau,“ sagte er leise, ihr die Hand bietend, sie die Stufen hinaufzuführen.

Oswald fühlte, daß die schlanken Finger sich sehr fest in die seinen legten.

„Sie haben es ja gewollt,“ flüsterte sie, und jetzt war es entschieden, daß die großen grauen Augen nicht Haß, sondern Liebe blickten. „Besten Dank! Lassen Sie sich doch einmal bei mir sehen. Ich garantire, daß Cloten Sie freundlich empfangen wird.“

Sie waren auf der letzten Treppenstufe angelangt.

Oswald verbeugte sich:

„Also auf Wiedersehen?“

„Auf Wiedersehen!“

Die junge Dame rauschte in das Portal. Oswald stieg die Stufen hinab, an dem lahmen Bedienten vorüber, der, sich noch immer die Kniee reibend, seinen improvisirten Collegen verwundert anblickte.

Oswald lachte laut auf, während er weiter schritt. „Emilie von Breesen — Frau von Cloten? Und blos, weil ich es gewollt? Und wenn ich es nun nicht will, nicht länger will? Was dann?“

Zweites Capitel.

In den nächsten acht Tagen waren die letzten Krähen aus den Wäldern in die Stadt gekommen und hatten ihre Winterquartiere in den Kirchthürmen bezogen; auch behauptete man in gut unterrichteten Kreisen, daß von den adeligen Familien, die den Winter in Grünwald zu residiren pflegten, keine von einiger Bedeutung mehr draußen sei.

Das regere Leben, das auf einmal in der sonst so stillen Stadt sich bemerklich machte, bewies das zur Genüge. In dem Theater waren jetzt die Prosceniumslogen, die ausschließlich für den Adel reservirt waren, stets gefüllt. Des Nachts wurden die guten Bürger von Grünwald durch das Rollen schnell fahrender Carrossen oft aus ihrem ersten Schlaf aufgeschreckt, und zwölf Stunden später donnerten dieselben Carrossen abermals durch die Straßen, da die nächtlichen Ruhestörer um diese Zeit ausgeschlafen hatten und das unabweisliche Bedürfniß fühlten, einander nach so langer Zeit wieder zu sehen und ihre Ansichten über die interessanten Ereignisse der letzten Ballnacht, — wie oft der junge Graf Grieben mit dem jüngsten Fräulein von Nadelitz getanzt, und welch' sonderbaren Kopfputz die alte Baroneß Renzien aufgehabt habe — gegenseitig auszutauschen.

Gestern war bei Griebens großer Ball gewesen; auf morgen hatten Grenwitzens zu einer Soirée — der ersten, die sie in dieser Saison gaben — invitirt. Da die Etiquette erforderte, daß man sich nach einer Gesellschaft und ebenso vor einer Gesellschaft nach dem Befinden der betreffenden Gastgeber erkundigte, so mußten heute bei Griebens und bei Grenwitzens Visiten gemacht werden. Das Rollen der Carrossen wollte deßhalb heute Mittag kein Ende nehmen.

Wenn Visiten in größerer Zahl zu erwarten standen, waren im Hôtel Grenwitz die sonst verschlossenen Empfangszimmer nach vorn heraus geöffnet. So auch heute. Ein Dutzend Visiten waren schon abgefertigt, ein anderes Dutzend war noch in Aussicht. Eben war eine Pause eingetreten. Es befand sich augenblicklich Niemand im Salon, als die Baronin und der Baron.

Wer die Beiden noch einen Moment vorher beobachtet hatte, als sie die Frau von Nadelitz mit ihren drei Töchtern unter Lächeln und Scherzen zum Salon hinauscomplimentirten, und sie jetzt sah, nachdem die Thür hinter jenen Damen sich kaum geschlossen, würde sich über ihr plötzlich verändertes Aussehen höchlichst gewundert haben. Der alte Herr ließ sich mit der Miene äußerster Verdrossenheit in einen Lehnstuhl fallen und Anna Marie setzte sich ihm gegenüber auf das Sopha mit einem Gesicht, von dem jede leiseste Spur von Lächeln hinter Wolken tiefsten Unmuths verschwunden war. Augenscheinlich

hatte, ehe der Besuch kam, zwischen ihnen eine jener Scenen stattgefunden, die in regelrechten Familiendramen nicht ungewöhnlich sind, und es handelte sich jetzt blos darum, wer von Beiden zuerst den unterbrochenen Dialog wieder aufnehmen würde.

In früheren Tagen wäre das offenbar die Sache der kampflustigen, siegesgewissen Anna Marie gewesen. Merkwürdigerweise aber schienen die Gatten in jüngster Zeit ihre Rollen ausgetauscht zu haben. Seit Bruno's Tod und Helenens Entfernung aus dem elterlichen Hause war der Baron wie umgewandelt. Der sonst so gutmüthige, friedfertige, nachgiebige Mann war empfindlich, mürrisch, rechthaberisch geworden. Diese Veränderung mochte zum Theil eine Folge seiner Kränklichkeit und Hinfälligkeit sein, die in den letzten Wochen bedenklich zugenommen hatten; manchmal aber schien es fast, als ob die Ursache noch tiefer läge, als ob die jüngsten Ereignisse den alten Herrn aus seiner Lethargie aufgerüttelt und ihm verschiedene Dinge und Personen in einem andern Licht gezeigt hätten, als in welchem er sie so lange Jahre gesehen hatte. Er, der früher kaum ein Glas Wasser getrunken hatte, ohne seine Anna Marie dabei um Rath zu fragen, fing auf einmal an, für sich selbst zu handeln, ja für sich selbst zu denken und über Alles seine ganz bestimmten Ansichten zu haben, die er mit einer, bei beschränkten Köpfen häufig beobachteten Hartnäckigkeit und Zähigkeit vertheidigte. Er hatte auch früher in langen Zwischenräumen einzelne Anfälle dieses Eigensinns gehabt; aber jetzt schien aus diesen sporadischen Erscheinungen eine chronische Krankheit geworden zu sein. Die Leute pflegen zu sagen, wenn Jemand etwas, für ihn ganz Außergewöhnliches thut: „er lebt gewiß nicht mehr lange,“ und wenn dies Argument stichhaltig ist, so mußten in der That die Tage des Barons gezählt sein. Vielleicht war das wirklich der Fall und der Baron hatte eine geheime Ahnung davon, die ihn zu diesen unerhörten Anstrengungen seiner Denk- und Willenskraft veranlaßte, ähnlich wie alte, sehr gesetzte Kanarienvögel kurz vor dem Schlafengehen noch ein paar Minuten lang mit nervöser Heftigkeit im Bauer herumhüpfen und flattern.

Eine solche nervöse Heftigkeit lag auch in der Weise, in welcher der alte Mann jetzt aus seiner goldenen Tabaksdose eine Prise nahm,

den Deckel zuklappte, und sodann, als ob ihm Anna Marie eben jetzt und nicht bereits vor einer halben Stunde das Stichwort gebracht hätte, sagte:

„Bleiben? es muß doch Alles einmal ein Ende nehmen — wir können doch Helene nicht für ewig bei Fräulein Bär lassen."

„Ich bin es nicht gewohnt," erwiderte Anna Marie, ihre Stickerei zur Hand nehmend — sie liebte es mit einer Arbeit in der Hand gesehen zu werden, wenn Besuch kam, — „ich bin es nicht gewohnt, heute so zu sagen und morgen so. Andere Leute mögen anders darüber denken. Wir würden uns vor aller Welt lächerlich machen, wenn wir Helene nach vier Wochen wieder in's Haus nähmen."

„Es sind beinahe sechs Wochen," brummte der Baron.

„Vier oder sechs, das bleibt sich gleich."

„Für mich nicht; ich bin ein alter Mann, ich kann morgen sterben."

„Das sagst Du schon seit zehn Jahren."

„Wenn ich es seit zehn Jahren sage," erwiderte der Baron, den die Lieblosigkeit, welche aus den Worten seiner Gattin sprach, tief verletzt hatte, „so ist es, weil ich mich seit zehn Jahren noch keinen Tag gesund gefühlt habe. Und einmal wird doch der Morgen kommen, wo ich nicht mehr bin, und deßhalb möchte ich meine Tochter so bald als möglich wieder um mich haben."

„Nach Deinem Sohn fragst Du nichts; ob Malte krank oder gesund ist, das kümmert Dich nicht. Und doch ist es Malte, auf dem alle unsere Hoffnungen ruhen. Du solltest Gott danken, daß Du einen Sohn hast, auf den das Majorat forterben kann; statt dessen ist es Helene und immer wieder Helene, um die sich bei Dir Alles dreht."

„Ich danke Gott, daß ich einen Sohn habe und danke Dir, daß Du mir einen Sohn geboren hast, nicht aber deßhalb, weil er mein Erbe, sondern weil er mein Fleisch und Blut ist, das ich lieben kann, wie meine Tochter auch. Was das Majorat anbetrifft, so kennst Du meine Ansicht darüber seit langer Zeit. Ich verabscheue ein Institut, das nur dazu dient, Zwietracht in der Familie zu säen."

Der Baron nahm eine Prise, augenscheinlich in der Absicht, sich zu beruhigen. Doch schien das Mittel diesmal die entgegengesetzte

Wirkung zu haben, denn er fuhr nach dieser Unterbrechung mit noch größerer Heftigkeit fort:

„Weßhalb hast Du Deine Tochter durchaus an Felix verheirathen wollen? weil Felix möglicherweise einmal Majoratsherr wird! Weßhalb protegirst Du Felix? weil er möglicherweise einmal Majoratsherr wird! Weßhalb muß ich Felix um mich sehen, den ich nicht leiden kann und meine Tochter entbehren, die ich liebe? weil Felix möglicherweise Majorathsherr wird."

„Wiederhole Dich nicht so oft, lieber Grenwitz," sagte Anna Marie mit einer Ruhe, die mit den rothen Flecken auf ihren Wangen und dem stechenden Blick ihrer großen, grauen Augen nicht recht harmonirte; „und ereifere Dich überhaupt nicht ganz unnöthigerweise so sehr; Du wirst Deinen Husten wieder bekommen. Wie Du über das Majorat denkst, bleibt sich ziemlich gleich. Du kannst, Gott sei Dank, nichts daran ändern. Was aber mich anbetrifft, so erlaube, daß ich anders darüber denke und daß ich nach dieser Seite hin thue, was ich für meine Pflicht halte. Wenn Du gegen Deine Kinder keine Pflichten hast, ich habe welche. Wenn Du Deine Tochter wo möglich dem ersten besten Abenteurer gäbst, der sie haben will oder den sie haben will — Du brauchst nicht ungeduldig mit Deinem kranken Fuß zu stampfen und Du wirst Deinen Tabak auf den Teppich schütten, wenn Du so heftig mit der Dose auf die Lehne klopfst — ich sage, wenn Dir es gleichgiltig ist, wen Helene heirathet, mir ist es nicht gleich. Ich habe die Heirath mit Felix befürwortet, nicht aus Eigensinn, den ich Anderen überlasse, sondern weil ich die Heirath für eine gute Partie hielt, für die beste, die ein Mädchen ohne Vermögen machen kann. Wie wenig eigensinnig ich bin, kannst Du schon daraus sehen, daß ich seit Felix' Unfall und seit der Doctor ihn für schwindsüchtig hält, durchaus nicht mehr so sehr für die Heirath bin. Im Gegentheil, sobald es sich als sicher herausgestellt haben sollte, daß Felix nur noch kurze Zeit zu leben hat, so werde ich die Erste sein, die ihn fallen läßt, um so mehr, als von ihm nur Schulden zu erben sind."

Der alte Herr schien durch diesen kaltblütigen Egoismus nichts weniger als angenehm berührt. Er hatte, wie schon oft in der letzten

Zeit, ein dunkles Gefühl davon, daß seine hoch moralische Gattin eigentlich ein sehr schlechtes Herz habe, und er seufzte tief. Es ist bitter, am Spätabend seines Lebens einer Illusion entsagen zu müssen, mit der man sich ein Vierteljahrhundert lang getragen hat.

Er verfiel in ein stilles Brüten. Was ihn beschäftigte, zeigten die Worte an, in die er nach einigen Minuten, während deren Anna Marie mit nervöser Hast schweigend gestickt hatte, ausbrach:

„Sei wenigstens gut gegen sie, wenn sie heute Morgen uns zu besuchen kommt.“

„Ich habe noch stets gewußt, was ich zu thun hatte,“ antwortete die Baronin, von ihrer Arbeit aufblickend und die Augenbrauen in die Höhe ziehend; „ich werde es auch in diesem Falle wissen.“

Der Baron mochte durch diese Versicherung innerlichst noch nicht ganz beruhigt sein. Aber bevor er für seine Bedenken die rechten Worte gefunden hatte, öffnete der Bediente die Thür und meldete:

„Herr und Frau von Barnewitz.“

Alsbald traten auch die Genannten in das Zimmer.

Herr von Barnewitz und Gemahlin waren erst seit gestern in der Stadt. Herr von Barnewitz war ein großer Jäger vor dem Herrn und trennte sich nur ungern von seinen Hunden und Pferden. Er war seit dem Beginn der Jagdzeit nicht viel in's Zimmer gekommen und auf seiner ganzen Erscheinung lag noch der Duft der letzten Fuchshetze. Seine Schultern und sein rother Bart erschienen noch breiter und seine Stimme klang noch lauter und heiserer wie gewöhnlich. Hortense von Barnewitz dagegen war noch um eine Schattirung blasser und blonder, als im Sommer, und sah um ein Bedeutendes fatiguirter und gelangweilter aus. Ihre Lippen waren dünner, und ihre blaue Augen stechender geworden. Offenbar fing sie an, das Leben, Alles in Allem, unersprießlich zu finden, besonders seit gestern Abend, wo man sie auf dem Ball bei Griebens über jugendlicheren und schöneren Erscheinungen arg vernachlässigt hatte.

„Haben wir endlich das Vergnügen?“ sagte Anna Marie, mit dem stereotypen huldvollen Lächeln, das sie für solche Gelegenheiten stets bereit hatte, den Eintretenden ein paar Schritte entgegengehend.

„Ganz auf unserer Seite, gnäd'ge Frau!“ rief der Fuchsjäger,

der Baronin die magere Hand küssend; „ganz auf unserer Seite. Konnten bei Gott nicht früher. Gestern Mittag gekommen; gestern Abend bei Grieben's. Schade; daß Sie nicht da waren; famos, sage ich Ihnen, beinahe so gut amüsirt, wie auf der letzten Treibjagd. Meine Frau hat sich ennüyirt; hatte keinen rechten Anlauf. Leute ennüyiren sich immer, wenn sie keinen Anlauf haben, ha, ha, ha!"

„Sie müssen Karl's Ausdrucksweise entschuldigen," sagte Hortense, bei der Baronin auf dem Sopha Platz nehmend; „er hat in den letzten sechs Wochen fast ausschließlich mit seinen Reitknechten und Förstern verkehrt."

„Und mit Dir, mein Schatz, ha, ha, ha!" lachte der galante Gatte. „Na, Hortense, brauchst nicht so bös zu werden. Ein Scherz muß unter Eheleuten erlaubt sein."

„Wie steht es denn bei uns aus?" fragte Anna Marie, der Unterhaltung eine weniger pikante Wendung zu geben.

„O, es geht;" sagte Herr von Barnewitz. „Das Winterkorn steht im Allgemeinen gut; stellenweise haben die Mäuse Schaden gethan. Der Sommer war gar zu heiß. Ich denke, daß die Nässe sie jetzt ein bischen mürbe machen wird. A propos Nässe, Grenwitz! Wir müssen die Grabenangelegenheit endlich einmal reguliren. Wir ersaufen sonst, bei Gott, gelegentlich noch alle miteinander. Ich habe vor einigen Tagen auch mit Oldenburg gesprochen. Er gehört durch sein Vorwerk Cona mit zu unsrer Feldmark. Er war auch der Meinung, daß die Sache wo möglich noch in diesem Herbst in Angriff genommen werden müßte."

„Ei, seit wann bekümmert sich denn der Baron um die Landwirthschaft? Das ist ja ganz was Neues," sagte Anna Marie.

„Ganz was Neues, gnäd'ge Frau," bestätigte Herr von Barnewitz, „das Allerneueste, ha, ha, ha! seitdem er von seiner letzten Reise zurück ist; also ungefähr seit vierzehn Tagen. Ich glaube, er schnappt nächstens über."

„Oder heirathet Ihre Cousine Melitta," sagte die Baronin lächelnd.

„Sollte das nicht auf dasselbe herauskommen?" warf Hortense dazwischen.

„Aber, liebe Hortense, wer wird so satyrisch sein!" sagte die Baronin, der satyrischen Blondine schalkhaft mit dem Zeigefinger drohend.

„Bist eifersüchtig, Schatz; bist eifersüchtig!" rief Herr von Barnewitz; „hast ihr stets ihre Pousseurs beneidet, weil sie immer an jedem Finger einen hatte!"

„Es ist eine rechte Kunst, von den Herren gefeiert zu werden, wenn man keine Mittel der Koketterie unbenutzt läßt," sagte Hortense, ihre Mantille so weit fallen lassend, daß ihre weißen Schultern zum Vorschein kamen.

„Na, so schlimm ist sie nun auch nicht," meinte der Gatte.

Hortense zuckte die weißen Schultern.

„Schlimm ist ein relativer Begriff. Melitta hat in ihrem Leben so viel Anlaß zum Skandal gegeben, daß man es bei ihr allerdings nicht so genau nimmt."

„Dasselbe dürfte aber auch bei Baron Oldenburg der Fall sein," meinte Anna Marie.

„Möglich," meinte Hortense; „ich kenne Oldenburg nicht näher" —

Hier mußte der Fuchsjäger nothwendig sein Taschentuch ziehen und sich mit großem Geräusch schnäuzen.

„Nicht näher," wiederholte Hortense, die irgend eine mysteriöse Verbindung zwischen ihren Worten und dem Schnäuzen ihres Gemahls entdecken mußte, mit Nachdruck: „aber, wenn er sich über Melitta's letzte Affaire wegsetzen kann, so muß er allerdings — viel vertragen können."

„Letzte Affaire?" sagte die moralische Anna Marie, ihre Augenbrauen in die Höhe ziehend; „ei, ei! das ist ja das Erste, was ich höre."

„Geschwätz, gnäd'ge Frau, Geschwätz;" sagte Barnewitz, der sich erinnerte, daß Melitta seine leibliche Cousine sei, und daß er als Junge von siebzehn Jahren das schöne zwölfjährige Mädchen angebetet hatte; „nichts als Geschwätz von einigen alten Kathenweibern."

„Alte Kathenweiber haben oft noch recht unbequem scharfe Augen,"

bemerkte Hortense mit einem aufmerksamen Blick nach den Stuck-Ornamenten der Zimmerdecke.

„Sie machen mich in der That neugierig,“ sagte Anna Marie, sich in ihrer Sophaecke zurechtrückend.

„Es ist dummes Zeug, gnäd'ge Frau, ich versichere Sie,“ sagte Barnewitz ärgerlich. „Ein paar alte Weiber aus unserm Dorfe, die Nachts im Berkower Forst Holz stahlen — ich wüßte sonst nicht, was sie um die Zeit da zu thun hätten — erzählen, daß Melitta in ihrem Waldhäuschen heimliche Zusammenkünfte mit Gott weiß wem? gehabt hat.

„Das ist ja eine sehr pikante Geschichte,“ sagte Anna Marie.

„Ja, und sie wird noch dadurch pikanter,“ sagte Hortense (immer noch die Augen nach der Decke gerichtet), daß der glückliche Gott weiß wer? stets auf dem Wege von Grenwitz gekommen ist und sich auf demselben Wege wieder entfernt hat.“

Anna Maria's Augen wurden bei dieser Nachricht so groß, wie sie überhaupt werden konnten.

„Wann soll dies geschehen sein?“ fragte sie streng. „Ich will nicht hoffen —“

„O, beunruhigen Sie sich nicht!“ unterbrach sie Hortense; „Felix ist erst sehr viel später gekommen. Es war um die Zeit, als wir den Ball gaben und Oldenburg, der mit Karl die Tischzettel vertheilte, meine Cousine von Ihrem Doctor Stein zu Tisch führen ließ und ihn hernach in seinem Wagen nach Hause brachte; eine rührende Aufmerksamkeit, die in diesem Fall etwas unwiderstehlich Komisches hat; ebenso wie die Wärme, mit der sich Oldenburg hernach Herrn Stein's annahm, als ihr Neffe Felix die fatale Geschichte mit ihm hatte! O es ist wirklich zu lustig! Aber das muß man meiner Cousine lassen, sie versteht's, unter ihren — Freunden Freundschaft zu stiften.“

Der alte Baron hatte während dieser interessanten Unterhaltung schweigend und wie es schien vollkommen theilnahmlos dagesessen. Um so mehr überraschte die Heftigkeit, mit der er jetzt, den grauen Kopf unwillig schüttelnd, sagte:

„Frau von Berkow, ist eine liebe Dame, die ich schätze; Baron

Oldenburg ist ein Ehrenmann; ich habe ihn stets und noch kürzlich, als ich in wichtigen Geschäften mit ihm zu thun hatte, als solchen kennen gelernt. Es thut mir weh, meine Herrschaften, daß ich Sie in dieser harten und lieblosen Weise sprechen höre — sehr weh! sehr weh!"

Und der alte Mann zitterte vor innerer Erregung so, daß er die Prise, die er zwischen den Fingern hatte, kaum zur Nase führen konnte.

Von Barnewitz nickte mit dem Kopfe, als ob er sagen wollte: der Alte hat so Unrecht nicht; aber Hortense war nicht in der Laune, die verdiente Zurechtweisung geduldig hinzunehmen.

„Lassen Sie sich das nicht so unlieb sein, Herr Baron," erwiderte sie höhnisch; „Sie wissen, daß der Name dieses Herrn Stein auch noch sonst eine gewisse Berühmtheit in der Chronik dieses Sommers erlangt hat. Je öfter man denselben also mit meiner Cousine zusammennennt, desto seltener kann man ihn mit den Namen anderer Damen in Verbindung bringen."

Es war ein Glück für den alten Herrn, daß er diese auf Helene gemünzte Anspielung nicht verstand, da es ihm nie auch nur im entferntesten in den Sinn gekommen war, seine Tochter habe zu dem Streit zwischen Oswald und Felix die Veranlassung gegeben.

Indessen mochte Hortense doch fühlen, daß sie zu weit gegangen sei. Sie beeilte sich deßhalb zu bemerken, es sei schon sehr spät, und wollte sich eben zum Fortgehen erheben, als ein neuer Besuch gemeldet wurde, der zum Bleiben zwang. Es sollte Niemand von Hortense von Barnewitz sagen, daß sie einer Nebenbuhlerin das Feld geräumt habe. Und das war in mehr als einer Hinsicht Emilie von Cloten, die so eben ihrem Gatten voran in den Salon rauschte.

Emilie war seit vierzehn Tagen verheirathet. Sie hatte es vorgezogen, keine längere Hochzeitsreise zu machen, als von dem Gute ihrer Eltern, wo die Vermählung stattgefunden hatte, nach Grünwald. Sie wollte den Anfang der Saison nicht versäumen. Sie durstete, auf dem Schauplatz ihrer nächsten Triumphe zu erscheinen, um von vornherein jede Concurrenz unmöglich zu machen. Emilie von Breesen wollte nicht umsonst Frau von Cloten geworden sein, nicht umsonst

die Frau eines Mannes, mit dem sie sich in einer eifersüchtigen Laune verlobt, den sie aus purer Caprice geheirathet hatte.

Der Erfolg, den sie auf den ersten Bällen dieser Saison gehabt, entsprach ihren kühnsten Hoffnungen. Sie sah die Männerwelt zu ihren Füßen und das Bewußtsein der Macht ihrer Reize war ein vortreffliches Relief ihrer koketten Schönheit. Siegesgewißheit strahlte aus ihren großen mandelförmigen grauen Augen, Siegesgewißheit spielte um ihren großen, aber keineswegs unschönen Mund mit den herrlich weißen Zähnen; Siegesgewißheit lächelte schalkhaft aus den Grübchen ihrer rosigen Wangen; Siegesgewißheit verkündete selbst das Rauschen ihres langen seidenen Kleides und das Winken und Nicken der weißen Straußenfeder auf dem reizenden Hütchen von schwarzem Sammet, aus dem das hellbraune glänzende Haar in üppigen Flechten hervorquoll.

Herr von Cloten seinerseits schien schon angefangen zu haben, das hohe Glück, der Gemahl einer so glänzenden Dame zu sein, einigermaßen problematisch zu finden. Er hatte um die Augen herum ein ganz klein wenig von dem Ausdruck einer Truthenne, die sich Wochenlang über der Hoffnung des Glücks, dermaleinst junge, anständige Truthühner auf dem Hofe spazieren führen zu können, halb blödsinnig gesessen und geträumt hat, und nun plötzlich ihre Brut als wilde übermüthige Entlein auf den Teich hinausschwimmen sieht. Wer ihn früher gekannt hatte, mußte die Bemerkung machen, daß er seinen blonden Schnurrbart weniger häufig drehte und seine Stimme nicht mehr ganz so selbstgefällig schnarrte. Vielleicht trug zu dieser sichtlichen Verstimmung auch die unerwartete und jedenfalls unerwünschte Begegnung mit seiner treulos (und etwas feig) verlassenen Geliebten bei, wie umgekehrt dieser selbe Zustand die gute Laune der jungen Frau noch wesentlich zu erhöhen schien. Hatte sie doch das angenehme Bewußtsein, Hortense gestern Abend vollständig verdunkelt zu haben für sich, weßhalb sollte sie jetzt an dem Anblick ihrer Nebenbuhlerin nicht ihre innige Freude haben? sie mit allen Zeichen herzlichster Freundschaft bewillkommnen? und theilnehmend fragen, ob sie ihre Kopfschmerzen von gestern Abend verschlafen habe?

„Wie schade, liebe Barnewitz, daß Ihre Migräne Sie zwang, vor

dem Cotillon wegzugehen. Ich versichere Sie, es war der reizendste Cotillon, den ich je mitgemacht habe. Fürst Waldenberg — Sie wissen, daß ich mit dem Fürsten den Cotillon aufführte — Max Grieben hatte uns dringend darum gebeten — kannte eine Menge der reizendsten neuen Touren, wie sie auf den Hofbällen in Berlin getanzt worden. Ich sage Ihnen, ein solcher Cotillon ist in Grünwald noch nicht getanzt worden. Nicht wahr, Arthur, es war zu allerliebst!"

„O gewiß, gewiß!" schnarrte der gehorsame Gatte, der mit der verwachsenen Comtesse Stilow hatte tanzen müssen; „ich versichere Sie, meine Herrschaften, es war jottvoll, auf Ehre, jottvoll!"

„Mir schien die Gesellschaft, offen gestanden, ein wenig gemischt," sagte Hortense, die seit Emilien's Eintreten noch um einige Grade blasirter aussah; „ich habe nicht weniger als vier, sage vier, bürgerliche Artillerie-Offiziere gezählt."

„Gott, das ist wohl möglich," sagte Emilie; obgleich ich allerdings keine Zeit gehabt habe, sie zu zählen. Ich habe sogar mit einem getanzt — Schulz oder Müller, oder wie er hieß, der nebenbei so ausgezeichnet walzte, wie man es sich nur wünschen kann."

„Aber, liebe Emilie, konnten Sie denn das nicht vermeiden?" fragte Hortense, ihre Mantille in die Höhe ziehend.

„Ganz dieselbe Frage, die Fürst Waldernberg an mich stellte. Durchlaucht, antwortete ich, ich schwärme gerade auch nicht für die Artillerie; aber ich tanze doch noch lieber mit einem Bürgerlichen, als daß ich sitzen bleibe."

Die Erwähnung eines Unglücks, welches Hortense gestern Abend zweimal begegnet war, versetzte die genannte Dame in eine Aufregung, welche die zarte Rosaschminke auf ihren Wangen vollständig überflüssig machte. Sie wollte eben die Thorheit begehen, durch eine heftige Antwort zu verrathen, wie sicher sie der von Emilien geschleuderte vergiftete Pfeil getroffen hatte, als der Bediente „Herr und Frau Professor Jäger" meldete.

Der Mann war so wohl geschult, daß er diesmal nicht, wie sonst die Gemeldeten sogleich in's Zimmer ließ, sondern die Thür hinter

sich schloß und der weiteren Befehle seiner Herrschaft gewärtig, kerzengrade an derselben stehen blieb.

„Sie erlauben meine Herrschaften," sagte Anna-Maria in endschuldigendem Tone, zu der übrigen Gesellschaft gewandt, „daß ich Herrn und Frau Professor Jäger empfange. Die Leute haben sich stets treugesinnt und sich ihrer Stellung bewußt gezeigt. Ich halte es für unsere Pflicht, dergleichen Menschen zu protegiren."

Auf einen Wink der Gebieterin entfernte sich der Bediente, und alsobald erschienen der Fragmentist und die Dichterin, unter tiefen Verbeugungen, die von der adligen Gesellschaft mit kaum merklichem Kopfnicken erwidert wurden. Nur der alte Baron erhob sich, schüttelte Beiden die Hand und hieß sie in seiner ungeschminkten, herzlichen Weise willkommen.

Wenn Primula, die etwas verschüchtert aus den blauen Kornblumen, mit denen ihr Hut garnirt war, hervorblickte, einer solchen Aufmunterung in der That bedürftig zu sein schien, so war das bei dem Herausgeber des Chrysophilos keineswegs der Fall. Freilich sprach Demuth aus dem Blick seiner kleinen Augen, die über die goldenen Ränder der runden Brillengläser verdächtig wegschielten, als er jetzt mit gekrümmtem Rücken heran trat; freilich lächelte Bescheidenheit aus den widerlichen Falten, die sich um seinen großen Mund mit den herabgezogenen Winkeln lagerten, aber es war die Demuth und die Bescheidenheit einer Katze, die ihren Buckel an dem Fuß der Leiter reibt, welche nach dem Boden führt, wo die fetten Täubchen girren. Er ging auf die Baronin zu, küßte ihr wiederholt die huldvoll dargebotene Hand, verbeugte sich dann tief vor den beiden anderen Damen, nicht ganz so tief vor den Herren, setzte sich nach einigem Zögern auf den Rand eines Stuhls, der etwas außerhalb des Kreises stand, und harrte, den Kopf auf die rechte Seite geneigt, ob Jemand sich gemüßigt fühlen würde, ihn mit einer Frage zu beehren.

Das Gespräch der Herrschaften drehte sich eben um ein höchst interessantes Thema, um die Person Sr. Durchlaucht, des Premierlieutenants Fürsten Waldernberg, der vor einigen Wochen von seinem Garderegiment in der Residenz nach dem in Grünwald garnisonirenden Linienbataillon abcommandirt, und, wie sich von selbst versteht, von

dem ersten Augenblick seines Auftretens der Löwe des in der Stadt versammelten Landadels geworden war.

„Ich möchte nur wissen, weshalb er eigentlich abcommandirt ist,“ sagte von Cloten. „Felix, mit dem ich gestern über ihn sprach — à propos, gnä'ge Frau, es ist sehr gut, daß Felix das Zimmer hütet, er sieht wirklich recht schlecht aus; — Felix meint, der Fürst werde wohl wieder einen Ehrenhandel gehabt haben; er soll der leidenschaftlichste Mensch sein, der sich denken läßt.“

„Gott, Arthur,“ sagte Emilie, „Du sprichst, als ob Leidenschaft ein Verbrechen wäre; ich wollte, es hätte Mancher mehr davon.“

„Sind die Waldernbergs nicht slavischer Abkunft?“ fragte Hortense; „mir däucht, der Fürst sieht wie ein Mongole aus.“

„O, Sie haben ihn nicht wie ich in der Nähe betrachtet, liebe Barnewitz,“ sagte Emilie; „er ist einer der schönsten Männer, die ich je gesehen habe und er tanzt wie ein Gott.“

„Ich glaube, daß die Waldernbergs eine ursprünglich polnische Familie sind,“ meinte Anna Marie.

„Bewahre, gnä'ge Frau!“ rief von Cloten, „rein germanisch, auf Ehre, rein germanisch.“

„Ich bin überzeugt, daß uns Professor Jäger darüber etwas Genaueres mittheilen kann,“ sagte die Baronin, sich mit huldvollem Lächeln zu dem Gelehrten wendend.

„Allerdings, meine Gnädigste;“ rief dieser, froh, eine Gelegenheit zum Auskramen seines Wissens gefunden zu haben; „allerdings, es hat mir stets bei meinen historischen Studien ein ganz besonderes Vergnügen gewährt, den Genealogien der adligen Geschlechter nachzuforschen und so habe ich denn auch der Geschichte der Familie Waldernberg, die in vieler Hinsicht eine sehr interessante ist, eine besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Die Waldernbergs sind, wenn meine Gnädigste mir diese Berichtigung verstatten wollen, in der That rein germanischer Abkunft. Sie stammen ursprünglich aus Franken und sind erst mit dem deutschen Orden nach Preußen gekommen. In späterer Zeit haben sie sich allerdings mit polnischen adligen Familien vielfach verschwägert, wie sie denn außer in der Lausitz, wo die Stammherrschaft Waldernberg liegt, in russisch Polen reich begütert

sind. Auch der jetzige Fürst hat Beides, sarmatisches und germanisches Blut in seinen Adern. Seine Mutter, die Frau Fürstin Stephanie Letbus aus dem Hause Waldernberg vermählte sich im Jahre achtzehnhundertzweiundzwanzig in Petersburg, wo sie seit ihrer frühesten Jugend residirt hatte — ich erwähnte schon vorhin, daß ein Theil der Besitzungen in Rußland liegt — mit dem Grafen Constantin Malikowsky, dem letzten Sprossen einer ehemals sehr reichen und mächtigen, später aber verarmten polnischen Familie. Der Kaiser Alexander, der, wie man sagt, nach beiden Seiten hin Verpflichtungen hatte, (hier lächelte der Professor ein schüchternes Lächeln) sowohl gegen die junge Fürstin, die Hofdame bei der Kaiserin war, und sehr schön gewesen sein soll, als auch gegen den Grafen, dessen Familie hauptsächlich durch russiche Güterconfiscationen ruinirt war, soll die Heirath zu Stande gebracht haben, obgleich der Ruf des Grafen — die gnädigen Herrschaften verzeihen die Wahrhaftigkeit des historischen Forschers — einigermaßen, wie soll ich gleich sagen? anrüchig war. Cavaliere müssen sich austoben — das versteht sich von selbst, aber Graf Malikowsky hat es vermuthlich ein wenig zu arg getrieben. Wie dem auch sei — aus der Ehe des Grafen Constantin Malikowsky mit der Fürstin Stephanie Letbus stammt der Fürst, der bis vor wenigen Jahren in russischen Diensten stand, dann, als mit dem letzten Fürsten Waldernberg der Mannsstamm der Familie ausstarb und die Herrschaft Waldernberg als erledigtes Lehen an die Krone fiel, durch die Gnade seiner Majestät successionsfähig erklärt wurde, und als gefürsteter Graf von Malikowsky-Waldernberg — sein ganzer Name ist, wie den gnädigen Herrschaften vielleicht noch nicht bekannt ist: Raimund, Gregorius, Stephan gefürsteter Graf von Malikowsky-Waldernberg, Erbherr von Letbus — in unsre Dienste trat."

Die Gesellschaft war mit der tiefsten Aufmerksamkeit dem genealogischen Vortrag des gelehrten Professors gefolgt, mit derselben Aufmerksamkeit ungefähr, mit welcher eine Gesellschaft gewöhnlicher Krähen dem Bericht einer Eule über die Abstammung eines Kolkraben, der von einem Flügelende bis zum andern vier Schuh mißt, zuhören würde. In das andächtige Schweigen ertönte urplötzlich die

Stimme des Bedienten, der mit nervöser Hast die Thür aufriß und in das Zimmer schrie:

„Sr. Durchlaucht, der Fürst von Waldernberg.“

Der nervöse Bediente schien die im Salon versammelte Gesellschaft elektrisirt zu haben. Im nächsten Augenblick standen Alle ohne Ausnahme kerzengrade vor ihren Stühlen, die erwartungsvollen Blicke starr nach der Thür gerichtet, durch deren weit aufgesperrte Flügel der Fürst so rasch hereintrat, daß Anna Marie ihm nicht ganz die drei Schritte, welche die Etiquette erheischte, sondern nur einen und einen halben vom Sopha aus entgegen gehen konnte.

„Sie haben die Güte gehabt, Madame,“ sagte der Fürst im reinsten Französisch, indem er der Baronin leicht die Hand küßte, „mir mit einer Einladung zuvorzukommen, bevor ich Gelegenheit hatte, mich dieser Aufmerksamkeit würdig zu machen. Verstatten Sie mir, daß ich versuche, das Versäumte nachzuholen.“

„Ein Versuch, mein Fürst,“ antwortete Anna Marie mit ihrem huldvollsten Lächeln, ebenfalls auf französisch, „der bei einem Cavalier, wie Sie, des Erfolges sicher ist. Ich bedaure sehr, daß ein unglücklicher Zufall uns, die wir so selten das Haus verlassen, gerade neulich, als Sie uns mit Ihrem Besuche beehren wollten, vom Hause entfernt hatte. Erlauben Sie, daß ich Ihnen die Gesellschaft vorstelle. — Der Baron, mein Gemahl — Herr und Frau von Barnewitz — Herr und Frau von Cloten —“

„Ich habe bereits die Ehre“ — sagte der Fürst lächelnd.

„Professor Jäger — ein vortrefflicher Gelehrter und treuer Freund unseres Hauses; Frau Professor Jäger, eine Dame, deren poetisches Talent Aufmunterung verdient.“

Der Fürst verbeugte sich gegen jede der ihm vorgestellten Personen — auch vor den zuletzt Genannten, was allgemein auffiel — mit derselben Würde und Höflichkeit und gab, indem er neben Anna Marie auf einem Lehnsessel Platz nahm, das Signal zum Niedersetzen.

Während dieses langen Selams hatte, wer den Fürsten noch nicht kannte, Gelegenheit gehabt, seine äußere Erscheinung zu studiren. Es war eine herkulische Gestalt, die einem Preisboxer höchlichst imponirt und in einem Circus in der Tracht eines Athleten Furore ge-

macht haben würde, für gewöhnliche Verhältnisse aber vielleicht etwas zu kolossal war. Auf dem großen, starken Leibe, mit dessen Höhe die Breite der mächtigen Schultern und die hohe Wölbung der Brust vollkommen harmonirten, saß auf einem zu kurzen Halse, ein großer, mit kurzen krausen schwarzen Haaren bedeckter, mehr eckiger als runder Kopf. Die Züge des Gesichts stimmten mit dem Uebrigen. Die Stirn war gerade und niedrig, die Augen von funkelnder Schwärze, aber klein, und erschienen durch die schweren, mit dunklen Wimpern eingefaßten Lider noch kleiner. Die Nase, ebenso wie die dicken Lippen, war etwas aufgeworfen. Wangen und Oberlippen bedeckte ein Bart, der noch schwärzer und krauser war als das Haupthaar. Das nach militairischer Sitte glatt rasirte Kinn war die energische Basis dieses energischen Gesichts. Alles in Allem stimmte die Behauptung Hortense's, daß der Fürst wie ein Mongole aussehe, ebenso wenig, wie die Emiliens, er sei ein bildschöner Mann, mit der Wahrheit; auf alle Fälle aber war es eine Erscheinung, die viel zu eigenthümlich und viel zu charakteristisch war, um häßlich genannt werden zu können, wenn sie auch den strengen Gesetzen der idealen Schönheit keineswegs entsprach. Ideale Eigenschaften irgend welcher Art würde auch ein Physiognom vergebens in dem Gesichte des Fürsten gesucht, dafür aber eine höchst energische Willenskraft, und vielleicht, wenn er noch tiefer geschaut hätte, einen unbändigen Stolz entdeckt haben, der hinter der Maske eisiger Ruhe, wie ein Löwe hinter den Gittern seines Käfigs, mit offenen Augen schlief und durch ein Nichts erweckt werden konnte.

Der Fürst trug die simple Uniform des in Grünwald garnisonirenden Regiments, aber die zwei Orden auf seiner Brust — ein kleines in Diamanten gefaßtes, wahrscheinlich russisches Kreuz und der blaue Falkenorden zweiter Classe mit den Schwertern — bewiesen zur Genüge, daß man es hier mit einem Mann zu thun habe, dessen Bedeutung auch ohne Portépée und Epauletten gesichert war.

Und dieser höheren mystischen, dem profanen Auge sich nur durch das ahnungsvolle Gefunkel der Diamanten offenbarenden Bedeutung entsprach die Auszeichnung, mit welcher Anna Marie ihren durchlauchtigsten Gast behandelte; entsprach das bescheidene Schweigen, in welches von Barnewitz und von Cloten seit seiner Ankunft versunken

waren; entsprachen die Koketterien, mit welchen Hortense und Emilie sich bemühten, seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken; entsprach die Verlegenheit des Fragmentisten und der Dichterin, die eine vage Empfindung davon hatten, daß sie in diesem edlen Kreise mehr als überflüssig waren, und es doch nicht wagten, von ihren Stühlen aufzustehen und sich zu verabschieden. Der Fürst und die Baronin nahmen die Kosten der Unterhaltung im Anfang fast ausschließlich auf sich, bis es Hortense gelang, sich durch eine dazwischen geworfene Bemerkung des Wortes zu bemächtigen und es eine Zeit lang zu behaupten, zum größten Aerger Emiliens, die ihrer Gegnerin diesen Triumph unbestritten lassen mußte, da sie sehr mangelhaft französisch sprach und der rapiden Rede der Nebenbuhlerin kaum zu folgen vermochte. Hortense, welche Emiliens Schwäche kannte, trieb die Bosheit sogar so weit, sich alle Augenblicke mit einem qu'en dites vous, chère amie? n'est-ce pas, Emilie! an sie zu wenden und sie so zu Antworten zu zwingen, die, wie witzig auch der Inhalt sein mochte, in der Form sehr viel zu wünschen ließen. Wer die Wonne beobachtet hätte, mit der Hortense diesen Triumph über ihre Feindin genoß, würde die Bemerkung gemacht haben, daß die Schadenfreude gar kein so schlechtes Vergnügen ist. Dies Vergnügen steigerte sich aber zum Entzücken, als der Fürst Emilie zuletzt kaum noch beachtete und sich ganz dem Reiz von Hortense's pikanter Unterhaltung hingab.

Indessen war Emilie zu keck und leichtsinnig, um sich durch eine momentane Niederlage um ihren guten Humor bringen zu lassen. Der Fürst war, obgleich sie ihn vorhin, ihre Nebenbuhlerin zu ärgern, so gerühmt hatte, gar nicht nach ihrem Geschmack, und wenn er nicht, wie er es gestern den ganzen Abend gethan, deutsch mit ihr sprechen wollte, so mochte er es bleiben lassen. Emilie spielte mit ihren Anbetern, wie ein leichtsinniges Kind mit ihren Puppen; es war ihr im Allgemeinen sehr gleichgiltig, ob sich eine den Kopf zerbrach, oder in's Wasser fiel; sie war nur dann empfindlich, wenn eine ganz besonders geliebte Puppe, — und sie hatte zur Abwechselung von Zeit zu Zeit auch solche, die sie dann mit Zärtlichkeit und Küssen überhäufte — nicht gegen sie wieder zärtlich sein und sie auch ihrerseits küssen wollte. Eine solche geliebte, kalte, zum Verzweifeln kalte Puppe

war Oswald für sie gewesen; sie würde ihn vielleicht, wenn er und sie in denselben Verhältnissen gelebt hätten, geheirathet und sein treues Weib geworden sein — zum mindesten wiegte sie sich in nachdenklicheren Stunden in dieser Phantasie — so war sie doch vorläufig einmal Frau von Cloten geworden, und sodann? — was wußte sie's? was galt es ihr? war sie doch jung und schön und zehnmal klüger als ihr alberner Gemahl mit seinem ewigen: wa'haftig — jottvoll auf Ehre! — weßhalb heirathen alberne Männer kluge schöne junge Frauen, noch dazu, wenn diese junge Frauen eine Neigung haben, sich in Phantasien zu wiegen, die farbenreicher sind, als die graue Gegenwart? Ist es da Schuld der Frauen, wenn sie ihre eigenen Wege gehen, die manchmal so schmal und dunkel sind, daß Tugend und Ehre, die steten Begleiter einer sittsamen Frau, auf denselben abhanden kommen? . . .

Emilie von Cloten hatte schon während der ganzen Visite eine Gelegenheit erspäht, mit Frau Professor Jäger in's Gespräch zu kommen, von der sie vermuthete, daß sie ihr Nachricht von Oswald, den sie seit dem letzten Zusammentreffen neulich Abend nicht wieder gesehen hatte, geben könne. So benutzte sie denn jetzt den günstigen Augenblick, wo der Fürst sich mit Hortense und der Baronin, der Baron mit dem Pastor, und von Barnewitz mit ihrem Gemahl unterhielt, um sich bei Primula nach „dem jungen Manne, der im Sommer bei Grenwitzens Hauslehrer war, Fels glaube ich, oder Berg, oder wie er sonst hieß," zu erkundigen, da „eine ihr bekannte Familie einen Erzieher suche." Emilie hatte sich nicht geirrt; Primula konnte über Herrn Stein — „nicht Fels, obgleich er ein Felsenherz hat, nicht Berg, obgleich er berghoch über anderen Männern steht," sagte die enthusiastische Dichterin, ganz genaue Auskunft geben. Er komme fast alle Tage zu ihr (Oswald war einmal dagewesen); er sei wie Kind im Hause und ihr in treuer Freundschaft ebenso verbunden, wie im gleichen Streben nach dem Höchsten. Sie glaube freilich nicht, daß Oswald jetzt eine solche Stelle annehmen werde, da er in den „dumpfen Banden der Schule schmachte," indessen sie wolle ihm das Anerbieten mittheilen.

„Thun Sie das lieber nicht, beste Frau Professor," sagte Emilie

nach kurzem Bedenken; „Sie wissen, daß Herr Stein — wie konnt' ich doch den Namen vergessen! — nicht ganz friedlich aus unserem Kreise geschieden ist. Er möchte das Anerbieten, wenn es ihm so gebracht wird, ohne weiteres zurückweisen. Können Sie nicht — wie machen wir das nur? — ja! so geht's! Können Sie es nicht so einrichten, liebe Frau Professor, daß ich, wie zufällig, einmal mit Herrn Stein bei Ihnen zusammentreffe! Ich habe so schon lange das Verlangen gehabt, einmal den Arbeitstisch der Dichterin der „Kornblumen" zu sehen!"

„Sie entzücken mich durch Ihre Güte," rief Primula, „ich kann nur mit dem Zeus der getheilten Erde sprechen: wenn Sie wirklich in meine einfache Hütte treten wollen, „so oft Du kommst, sie soll Dir offen sein." Sollen wir sagen: übermorgen Abend um sieben?"

„Das paßt mir vortrefflich," sagte Emilie.

Emilie war so in dies interessante Gespräch vertieft, daß sie ihr Gemahl daran erinnern mußte, die Gesellschaft sei im Begriff aufzubrechen. Der Fürst hatte sich erhoben; die Andern waren seinem Beispiel gefolgt.

„Madame," sagte der Prinz, „j'ai l'honneur" — das Wort erstarb ihm auf den Lippen, denn ihm gegenüber in einem hohen Wandspiegel erschien plötzlich die Gestalt eines wunderschönen Mädchens, das eben, ohne vom Bedienten angemeldet zu werden, in den Salon getreten war. Er wandte sich fast erschrocken um und trat mit einer tiefen Verbeugung bei Seite, der jungen Dame Platz zu geben, damit sie zur Baronin gelangen könnte.

Die junge Dame war Helene von Grenwitz.

Die Allen, mit Ausnahme des Barons und der Baronin unerwartete Erscheinung Helenens überraschte und interessirte Jeden in seiner Weise. Nur der Fürst, der sie heut zum ersten Male sah, wußte nichts von dem Zwist in der Familie; für die Andern war die Grenwitzer Katastrophe schon seit Wochen ein mit Eifer, Gründlichkeit und Scharfsinn nach allen Seiten hin ventilirtes Thema der Unterhaltung gewesen; und in Folge dessen diese erste Begegnung der Tochter und der Eltern das fesselndste Schauspiel. Indessen, wenn man etwas Außerordentliches erwartet hatte, so sah man sich

getäuscht. Der Baron, der Helene entgegen gegangen war und sie auf die Stirn geküßt hatte, verrieth allerdings einige Erregung; aber Mutter und Tochter begrüßten sich mit einer höflichen Kälte, die der Neugier und Skandalsucht der versammelten Geberdenspäher und Geschichtenträger sehr wenig Stoff bot.

„Ah, guten Tag, liebes Kind," sagte die Baronin auf französisch, Helenen ebenfalls, aber sehr flüchtig auf die Stirn küssend „Du kommst ja zu recht gelegener Zeit. Erlauben Sie, mein Fürst, daß ich Ihnen meine Tochter Helene präsentire. — Seine Durchlaucht, der Fürst von Waldernberg, liebe Tochter, die neueste und eben so glänzende wie neue Acquisition unseres Cirkels."

Helene erwiderte die tiefe Verbeugung des Fürsten, ohne scheinbar von seinem hohen Rang und seiner imposanten Erscheinung geblendet zu sein und wandte sich dann zu Emilie von Cloten, von der sie mit großer Herzlichkeit bewillkommnet wurde. Emiliens schnellem Blick war der Eindruck nicht entgangen, welchen die hinreißende Schönheit Helenens auf den Fürsten gemacht hatte. Mochte doch der Fürst bewundern, wen er wollte, wenn nur Hortense um ihren Triumph kam.

„O, wie reizend," rief sie, Helene umarmend, „daß Du Dich einmal sehen läßt. Ich wollte schon alle Tage zu Dir kommen; wir haben uns ja eine Welt zu erzählen!" Und sie faßte die Freundin bei beiden Händen und zog sie ein paar Schritte fort; um mit leiserer Stimme zu sagen: „Du, der Fürst ist weg, totalement weg! er verwendet keins seiner schwarzen Augen von Dir. Wenn Du ihn haben willst, ich will ihn Dir lassen. Er tanzt sehr schön, aber er ist nicht mein Genre. Muntre ihn ein wenig auf; die Barnewitz ärgert sich so darüber! Denke Dir, die alte Kokette will noch immer die erste Rolle spielen, trotzdem sie sich jetzt selbst die Adern blau schminkt, und gestern bei Griebens zweimal sitzen geblieben ist. Wie geht es Dir bei der Bärin? und à propos: hast Du nichts von Oswald Stein gehört? Gott, ich werde den Abend bei Euch nicht vergessen! Wir kamen mit unserer Warnung zu spät, aber er hat sich gut herausgerissen. Selbst Arthur sagt, er habe sich ganz wie ein Cavalier gehalten. Dreh' Dich nicht um, der Fürst kommt

hierher. Er wird Dich auf morgen zum ersten Walzer engagiren wollen.“

Die schlaue Emilie hatte ganz recht gehabt. Der Fürst hatte in der That, während er sich noch immer mit der Baron unterhielt, fortwährend zu Helenen hinübergeblickt und so zerstreut geantwortet, wie Jemand, dessen Gedanken ganz wo anders sind, zu antworten pflegt. Plötzlich unterbrach er eine glänzende Phrase Anna Marie's mit der Frage, ob morgen getanzt würde? und ob er in diesem Falle die Erlaubniß habe, Fräulein von Grenwitz um einen Tanz zu bitten? Als beide Fragen mit einem huldvollen oui, monseigneur! beantwortet wurden, trat er mit einer Verbeugung zu den jungen Damen heran.

„Ich bitte um Verzeihung,“ sagte er auf Deutsch, „wenn ich die Damen in Ihrer Unterhaltung störe. Aber ich kann nicht fortgehen, ohne wenigstens den Versuch gemacht zu haben, mich für morgen eines Tanzes zu versichern. Darf ich hoffen, gnädige Frau? werde ich die Ehre haben, mein gnädiges Fräulein?“

Die gnädige Frau und das gnädige Fräulein hatten die Gnade, die Bitte Seiner Durchlaucht zu gewähren und Seine Durchlaucht verabschiedete sich darauf mit einer Eile, die deutlich bewies, daß ihn nur die Erledigung dieses wichtigen Punktes noch gehalten hatte.

Der Aufbruch Seiner Durchlaucht war für die übrige Gesellschaft, welche nur darauf gewartet hatte, das Signal, sich ebenfalls zu verabschieden, zu großer Zufriedenheit der Kutscher und Bedienten unten auf der Straße, die, nicht minder wie die Pferde, anfingen, nachgerade ungeduldig zu werden.

Die Equipagen waren davongerollt. Das Empfangszimmer im Hôtel war wieder leer bis auf den Baron und die Baronin (Helenen hatten Clotens in ihrem Wagen mitgenommen); der unterbrochene Dialog konnte wieder aufgenommen werden. Aber es geschah nicht. Der alte Mann fühlte sich zu angegriffen und bei Anna Marie war die Frage: ob Helene in der Pension bleiben solle, oder nicht? in ein ganz neues Stadium getreten, seitdem (und das war seit zehn Minuten ungefähr) ihrem ehrgeizigen Kopfe der Gedanke gekommen war, ob es nicht doch, Alles in Allem, besser sei, sich wieder mit

ihrer Tochter zu versöhnen, die mindestens ebensoviel und vielleicht mehr Aussicht habe, als eine andere junge Dame, Fürstin von Waldernberg-Malikowsky, Gräfin von Letbus zu werden.

Drittes Capitel.

Ein Mann, der sich in wenigen Wochen verheirathen will, pflegt, auch in den gewöhnlichen Verhältnissen, einen ziemlich schweren Stand zu haben, wenn er über seinen Berufspflichten nicht seine Bräutigamspflichten oder umgekehrt diese über jenen vernachlässigen soll. Aber bei Franz war dies Dilemma, das schon für manche unlösbar ist, noch der leichteste Theil seiner Aufgabe, trotzdem er als einer der Vertreter des Geheimraths in seiner ärztlichen Praxis (einen andern Theil hatte ein Collegen übernommen) während der nächsten Wochen vollauf zu thun. Schwerer aber als seine Berufsgeschäfte lastete auf ihm die Ordnung der Geschäftsverhältnisse seines Schwiegervaters, die äußerst verwickelter Natur waren. Es stellte sich nach und nach heraus, daß die Schulden des Geheimraths keineswegs so bedeutend sein würden, wenn es möglich wäre, das Geld, welches er überall ausstehen hatte, wieder zu bekommen. Aber darauf war in den wenigsten Fällen zu rechnen. Die Schuldner des Geheimraths wohnten meistens in Dachkammern und Kellerwohnungen; es waren Krüppel und Lahme, mit Gebrechen aller Art Behaftete, sehr häufig Waisen und Wittwen; nicht minder häufig aber auch schlechte Subjecte, welche die wohlbekannte Liberalität des Geheimraths auf schnöde Weise gemißbraucht hatten. Welche unerhörte und ach! so vergebliche Anstrengungen hatte dieser Mann gemacht, das Danaidenfaß des Proletariats zu füllen! mit welchem Eifer sich zum armen Manne gemacht, um die Armuth rings um sich her zu vertilgen, dem fabelhaften Pelikane gleich, der seine Jungen mit dem eigenen Blute ätzt! In welche Verlegenheiten hatte er sich gestürzt, um Andere aus der Verlegenheit zu reißen! wie oft sich um den

Schlaf gebracht, damit sein Nachbar ruhig schlafen könne! um anderer Leute Schulden zu bezahlen, sich selbst zu Wucherzinsen Geld geborgt; um anderen Leuten in ihrem Geschäft weiter zu helfen, sich in die gewagtesten Speculationen eingelassen, von denen er nichts verstand, die aber, wenn man den Unternehmern glaubte, einschlagen und hundertfache Procente bringen mußten und die natürlich nie einschlugen und dem leichtgläubigen, gutmüthigen Geheimrath neue und immer neue Verbindlichkeiten aufluden.

In diesem Wust von mehr oder weniger unklaren Verhältnissen sich zurecht zu finden, und in jedem Falle zu entscheiden, was für den Augenblick und in Zukunft dabei zu thun war, hätte einem gewiegten Advokaten schwer fallen müssen, geschweige denn Franz, der in solchen Geschäften natürlich wenig bewandert war. Aber die Liebe verlieh ihm hundertfache Kraft, und schärfte sein natürliches Zartgefühl in dem eigenthümlichen Verhältniß zu seinem Schwiegervater, wo er fortwährend zu ermuthigen, zu beschwichtigen, zu überreden hatte. „Würde ich mich doch keinen Augenblick besinnen,“ sagte er dann wohl, „Ihnen in's Wasser nachzuspringen, wenn ich Sie in der Gefahr des Ertrinkens sähe und würden Sie, und würde doch Jeder, das, Alles in Allem, natürlich finden. Jetzt, wo Sie in einer Gefahr sind, die für Manche etwas viel Gräßlicheres hat, als die Todesgefahr — denn ihr zu entrinnen, stürzen sich viele unbedenklich in den Tod — riskire ich für Sie, nicht etwa mein Leben, das Sie mir nicht wieder schaffen — nein, nur ein paar tausend Thaler, die Sie mir, wenn Sie gesund werden, wozu ja jetzt die schönste Hoffnung ist, jeder Zeit zurückerstatten können, und an denen, wenn sie wirklich verloren gingen, auch weiter nichts gelegen ist.“

So suchte Franz dem Schwiegervater über manche trübe Stunde wegzuhelfen, in welcher das Gefühl der Krankheit und das Bewußtsein seiner Lage gar zu schwer auf seiner Seele lastete. Franz hoffte, daß die vortreffliche Natur des Mannes das Uebrige thun würde. In der That hatte der Geheimrath kaum die Ueberzeugung gewonnen, daß — Dank der umsichtigen, energischen Hülfe seines Schwiegersohnes — auch wenn er sogleich sterben sollte, auf seinem Namen keine Unehre haften bleiben würde, als er sich aller Sterbegedanken

entschlug und an nichts dachte, als daran, sobald als möglich wieder gesund zu werden; „nicht ganz gesund," sagte er, „denn das werde ich nicht wieder, aber halb gesund oder zwei Drittel, gerade gesund genug, um das Heu, das jetzt naß auf dem Schwaden liegt, trocken auf den Boden bringen zu können. Ich fühl' es jetzt, ich habe noch ein paar Abendstunden vor mir; ich will sie gut benutzen. Sie sollen mir, lieber Franz, außer Ihrem baaren Gelde nicht auch noch Ihre Zukunft zum Opfer bringen."

Leider war dies Opfer schon gebracht.

Gerade in dieser Zeit geschah es nämlich, daß ein berühmter Universitätslehrer in der Residenz durch eine Monographie über den Typhus, die Franz in diesem Sommer herausgegeben hatte, an einen seiner begabtesten Schüler — Franz hatte die ersten drei Jahre in der Residenz studirt — erinnert wurde. Er schrieb an Franz, um ihm zu diesem Werke, „das von seinem durchdringenden Scharfsinn ebenso rühmliches Zeugniß ablege, wie von seiner, bei einem so jungen Manne staunenswürdigen Gelehrsamkeit," zu gratuliren. — „Aber," fuhr der Brief fort, „indem ich Ihnen im Namen der Wissenschaft für Ihr Buch danke, erlaube ich mir zuglich, Ihnen einen Vorschlag zu machen, den ich in eben so schleunige, wie ernste Erwägung zu ziehen bitte. Zu Ostern wird die Stelle des ersten Assistenzarztes an dem hiesigen großen Krankenhause frei. Ich wüßte unter unseren jüngeren Gelehrten Keinen, dem ich dieselbe so gern anvertrauen würde, wie Ihnen.". Der Gelehrte verbreitete sich sodann weiter über die Vortheile, die für Franz aus dieser Stellung resultiren würden, und schloß mit den Worten: „Sie sehen, es bietet sich Ihnen hier eine Aussicht, die günstiger nicht gedacht werden kann. Ich bin, wie Sie wissen, ein sehr nüchterner Beurtheiler der Menschen und Dinge; aber wie die Verhältnisse an unserer Universität sind, kann es nicht ausbleiben, daß Sie in wenig Jahren zum ordentlichen Professor avanciren. Ich bin überzeugt, daß mein Freund Robran, den ich bestens zu grüßen bitte, die Sache ebenso ansehen wird. Sprechen Sie doch mit ihm darüber und antworten Sie mir möglichst bald."

Franz hatte geantwortet — aber ohne mit seinem Schwiegervater gesprochen zu haben. Er hatte das Anerbieten, dessen Vortheile

ihm natürlich nicht entgangen waren, abgelehnt. Die Carrière, in welche man ihn hinein haben wollte, war, obgleich sie dem Manne der Wissenschaft die besten Chancen bot und auch schließlich den weltlichen Ehrgeiz glänzend zu befriedigen versprach, doch für die ersten Jahre voraussichtlich nicht nur sehr wenig lucrativ, sondern erheischte ein unabhängiges, wenn auch kleines Vermögen, das Franz — seit einigen Tagen nicht mehr besaß. Er hatte sich durch seine Großmuth in die unangenehme Lage gebracht — in der sich freilich viele wackere Männer befinden — ein Haus beziehen zu müssen, ehe es noch ganz fertig und trocken ist, oder deutlicher zu sprechen: in einer Zeit, die er nothwendig noch zu seiner wissenschaftlichen Fortbildung bedurfte, auf den Gelderwerb bedacht sein zu müssen. Und zu diesem Zweck war Grünwald und die Situation, in welcher er sich hier als Schwiegersohn des gesuchtesten Arztes befand, ausnehmend geeignet. Deshalb — fahre wohl du glänzende Spiegelung von einem in der Fülle geistiger Arbeit und geistigen Genusses mächtig dahinrauschenden Leben!

„Weg du Traum, so gold du bist,
Hier auch Lieb' und Leben ist."

So tröstete sich Franz, während er den geliebten Menschen seinen Ehrgeiz, seine Hoffnungen zum Opfer brachte, und seine größte Sorge war nur die, daß diese geliebten Menschen, vor allem seine Braut, nicht etwas von diesem Opfer erführen.

Diese Sorge schien indessen unnöthig. Sophie erklärte sich die Wolken, die sich auf Franz' Stirn in Augenblicken, wo er sich unbeobachtet glaubte, lagerten, einfach aus der Ueberlast seiner ärztlichen Geschäfte und seine häufigen langen Zusammenkünfte mit dem Vater aus demselben Grunde. Seitdem der Zustand des Vaters keine directe Besorgniß mehr einflößte, war der glückliche leichte Sinn Sophiens wieder in seine Rechte getreten. Sie besorgte emsig ihre Aussteuer und klagte gegen Franz in komischer Weise über den Wirrwarr, der durch die gleichzeitige Besorgung so vieler und so verschiedenartiger Dinge in ihrem Kopf hervorgebracht würde. Wie sehr würde die frohe Laune, deren sie sich in dieser Zeit erfreute, wo sie sich, wie ein singendes, zwitscherndes, flatterndes Vögelchen, ihr Nest zusammentrug,

gestört worden sein, wenn sie die Verhandlungen zwischen dem Vater und Franz mitangehört, wenn sie erfahren hätte, daß das Geld, mit dem sie so heiteren Muthes die langen Rechnungen bezahlte, aus Franz' Casse floß! Ueber den Kummer, bis zu dem Termin ihrer Hochzeit, auf dessen Innehaltung Franz mit einer bei ihm ganz ungewöhnlichen Hartnäckigkeit bestand, nicht fertig zu werden, hatte sie sich mittlerweile getröstet; ja, offen gestanden, hatte sie das Unglück, mit einigen Dutzend noch nicht gesäumter oder gezeichneter Handtücher, Tischtücher, Servietten u. s. w. mehr oder weniger ihre Wirthschaft anzufangen, niemals für ein so gar großes gehalten.

So war denn für Sophie in dieser Sturm- und Drangperiode nichts empfindlicher, als daß der trauliche Cirkel, der sich allabendlich um den Kamin des Wohnzimmers zu versammeln pflegte, so gut wie gestört war. Der Vater mußte, obgleich er jetzt jeden Tag länger aufblieb, doch sehr früh sein Lager aufsuchen; Franz war oft bis tief in die Nacht hinein in der Stadt, oder mußte in seiner Wohnung arbeiten; auch der Dritte im Bunde, der alte Student, wie er sich selber nannte, Bemperlein alias Bemperchen, ließ sich seit einiger Zeit nicht mehr sehen, so daß Sophie sich endlich selbst auf den Weg gemacht hatte, um ihn in seiner Wohnung aufzusuchen, da sie nicht anders glaubte, als er sei krank und Franz habe es ihr aus übertriebener Zärtlichkeit verschwiegen. Aber sie fand den alten Studenten in seinem Laboratorium, mitten unter Phiolen, Retorten, Büchsen und Instrumenten — anzuschauen, wenn nicht wie Faust, so doch wenigstens wie Fausts Famulus — jedenfalls sehr fleißig und beschäftigt, aber offenbar nicht lebensgefährlich krank. Bemperchen entschuldigte sich mit seinen Arbeiten — eine sehr complicirte chemische Analyse, bei der er sich nicht unterbrechen dürfe — wie Sophie wohl glauben könne, daß er etwas übel genommen habe! er, etwas übel nehmen! und Sophien übel nehmen! — es sei wirklich nur die Analyse schuld und zum Beweise werde er noch heute Abend zur gewöhnlichen Zeit kommen und die gewöhnliche Zeit dableiben.

Sophiens blaue Augen konnten, obgleich sie ein wenig kurzsichtig waren, in der Nähe doch recht scharf sehen und so war ihnen ein gewisser Schleier von Verlegenheit, der über Bemperleins ehrlichem

Gesicht hing, während er auf die langweilige Analyse schimpfte, nicht entgangen. Als nun die junge Dame langsam nach Haus ging und darüber nachdachte, was wohl von Bemperchens Fortbleiben der eigentliche Grund sein möchte, stieß sie, als sie um eine Straßenecke bog, beinahe an einen Herrn, der ihr sehr raschen Schrittes entgegenkam.

„Pardon!“ sagte der Herr, an seinen Hut greifend und weiter eilend.

Es war Oswald Stein. Er hatte Sophie offenbar nicht erkannt. —

Diese unerwartete Begegnung gab Sophiens Gedanken plötzlich eine andere Richtung. Es fiel ihr ein, daß Bemperlein nicht wieder in ihrem Hause gewesen sei, seitdem er Oswald, der eben mit Helenen fortgehen wollte, dort getroffen; daß die Begegnung der beiden Herren sehr kalt, befremdend kalt gewesen war, und daß Bemperlein, über sein Verhältniß mit Oswald gefragt, ausweichend geantwortet hatte. Hatte Oswald, der seitdem einige Abende auf kürzere Zeit (einmal zusammen mit Helene Grenwitz) dagewesen war, Bemperlein verscheucht? War Bemperlein eifersüchtig?

Da Sophie von Bemperleins früherem Verhältniß zu Oswald nichts wußte, so war es erklärlich, daß sie trotz ihres Scharfsinns in ihren Vermuthungen jetzt so weit am Ziel vorbeischoß. Die Wahrheit lag in der That ganz wo anders.

Wenn Anastasius Bemperlein Jemand, den er einmal hochgeschätzt und innig geliebt hatte, nicht mehr die Hand zum Gruß reichen mochte, so konnte man versichert sein, daß in die Milch seiner Denkungsart ein sehr starkes Gift geträufelt war. Anastasius Bemperlein hatte Oswald Stein ganz vertraut. Er hatte ohne Furcht das Glück und das Leben geliebter Menschen in seiner Hand gesehen. Er hatte all' seine schweren Bedenken gegen eine Verbindung, die so rasch geschlossen, die auf der so unsicheren Basis gänzlich verschiedener socialer Stellungen ruhte, bekämpft. Er hatte sich gesagt: das Alles sei ja eitel Tand im Vergleich mit dem unschätzbaren Werth wahrer Liebe. Ist doch die Liebe stärker als Glaube und Hoffnung; wie sollte sie nicht mächtiger sein, als bornirte Vorurtheile? — Er war schließlich dahin gelangt, in der Vereinigung Oswalds und Melitta's einen Sieg der

reinen Menschlichkeit über die Barbarei der Civilisation, einen Triumph der Wahrheit über die Lüge zu erblicken.

Aber auch nur auf dieser sittlichen Höhe war das Behältniß gerechtfertigt und möglich. Sank Einer der Beiden unter das Niveau, so waren Beide verloren. Bemperlein kannte Frau von Berkow seit sieben Jahren; er wußte, daß ihr Herz gut und treu war; Bemperlein kannte Oswald seit eben so viel Wochen und er glaubte, daß Oswald ihrer werth sei. Er glaubte es, weil — er mußte, weil ihm ein Zweifel an dem Geliebten seiner vielgeliebten Herrin ein Frevel schien.

Und doch hatte sich dieser Zweifel an ihn herangeschlichen, langsam, leise, wie sich im Traum ein gräuliches Ungeheuer, dem wir vergebens zu entrinnen suchen, an uns heranwälzt. Er hatte diesen Zweifel bekämpft, bis es nicht länger möglich war.

Melitta war von ihrer zweiten Reise nach Fichtenau, zu welcher Bemperlein vergeblich seine Begleitung angeboten hatte, zurückgekehrt; aber, nachdem sie sich eine Stunde in Grünwald aufgehalten, sogleich mit Julius nach Berkow weiter gereist, ohne nach Bemperlein geschickt zu haben. Bemperlein erfuhr, daß sie dagewesen, erst durch den alten Baumann, der, Julius' Sachen zu ordnen und andere Commissionen auszurichten, in der Stadt zurückgeblieben war. Bemperlein hatte mit dem alten Mann niemals über Oswald gesprochen. Diesmal fing jener selbst davon an. Er erzählte, daß Herr Stein zu gleicher Zeit mit ihnen in Fichtenau gewesen, aber, trotzdem er vom Kellner der gnädigen Frau Anwesenheit erfahren, ohne sich ihr vorzustellen abgereist war. Hier schwieg er, augenscheinlich um zu hören, wie Bemperlein diese Nachricht aufnehmen würde. Als Bemperlein aber nichts weiter als: so, so! — in der That! drauf erwiderte, vermochte der Alte nicht länger an sich zu halten und schüttete sein ganzes volles Herz und damit die volle Schale seines Zornes über Oswald aus.

Er habe dem Musjö vom ersten Augenblicke an nicht über den Weg getraut, und nun sei es ja sonnenklar, daß der schlechte Mensch die arme gnädige Frau schändlich betrogen habe. Ueberdies habe er (Baumann) mit der gnädigen Frau gesprochen, in aller Ehrerbietung,

denn er sei nur ein Dienstmann und kenne seine Stellung, aber auch mit allem Ernst, denn er habe sie als Kind auf den Armen getragen und sie immer väterlich geliebt, und sie habe ihm gebeichtet, wie sie's noch stets bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten gethan, nicht ganz und nicht halb, aber für ihn, der sie so genau kenne, wie die Fläche seiner Hand, gerade genug. Und da habe er, Jakob Baumann, großes Verlangen gehabt, den Musjö, der seiner gnädigen Frau so mitgespielt, niederzuschießen, wie einen tollen Hund, und es habe wenig daran gefehlt, so hätte er es auch gethan, „einmal in der Nacht auf der Heide zwischen Grenwitz und Faschwitz." Aber jetzt danke er doch Gott, der seinen Arm zurückgehalten und ihm dies Verbrechen erspart habe, um so mehr, „als er es nicht hat geschehen lassen, daß die Geschichte der armen gnädigen Frau das Herz brach, sondern ihr die Augen aufgethan und ihr den Weg gezeigt hat, auf dem allein für sie auf Erden Heil zu finden ist." Welches dieser Weg sei, darüber hatte sich der alte Mann nicht weiter ausgelassen, sondern war aufgestanden und, als wolle er alle weiteren Fragen unmöglich machen, schnell zum Zimmer hinausmarschirt.

Man kann sich denken, wie dies Gespräch, das seine schlimmsten Befürchtungen bestätigte, Bemperlein ergriffen hatte und welchen Eindruck es auf ihn machen mußte, als er noch voll von diesen Empfindungen zu Robrans kam und der Erste, der ihm dort entgegentrat, — Oswald war.

Diese Begegnung hatte ihn so peinlich berührt, und eine mögliche Wiederholung derselben dünkte ihn so abscheulich, daß er ganze acht Tage brauchte, sich von diesem Schrecken zu erholen, und wer weiß, wie lange er noch gebraucht haben würde, wenn Sophie nicht gekommen wäre, und seiner Unentschlossenheit ein Ende gemacht hätte. Der arme Bemperlein! er hatte in diesen acht Tagen so nach seiner Freundin verlangt! er hatte ihr so viel Wichtiges, für Anastasius Bemperlein erstaunlich Wichtiges mitzutheilen!

Glücklicherweise traf er Sophie dieses Mal allein, als er nach einer Stunde im Wohnzimmer erschien. Franz war eben dagewesen und hatte versprochen, später wieder zu kommen. Es fiel Sophie auf, daß Bemperlein mehrmals fragte: „aber wir werden doch sonst

keinen Besuch haben?" und sie brachte diese Frage natürlich mit den Vermuthungen, die sie über Bemperleins Wegbleiben angestellt hatte, in Verbindung. Da es nicht ihre Art war, etwas lange auf dem Herzen zu behalten, so sagte sie, nachdem sie Bemperlein, der mit dem Schüreisen unablässig in den Kohlen rührte, eine Zeitlang schweigend beobachtet hatte:

„Nicht wahr, Bemperchen, der eigentliche Grund, weßhalb sie acht Tage lang nicht gekommen sind, ist, weil Sie Oswald Stein hier zu begegnen fürchteten?"

„Wer sagte Ihnen das?" fragte Bemperlein, erschrocken in seiner Beschäftigung inne haltend.

„Eine Frage ist keine Antwort," erwiderte Sophie. „Nur heraus mit der Sprache, Bemperchen! Geheimnißkrämerei ist im Verkehr mit so klugen Leuten, wie ich, ein schlecht rentirendes Geschäft. Ich weiß Alles."

„Was wissen Sie?" rief Bemperlein in großer Aufregung von seinem Stuhl in die Höhe fahrend.

„Aber, Bemperchen! sagte Sophie, „wie können Sie nur so wenig Rücksicht auf meine Nerven nehmen! Es wird Einem ja ganz unheimlich, wenn man Sie mit dem glühenden Eisen in der Hand da stehen sieht, wie den Mann im Shakespeare. Beruhigen Sie sich nur wieder! Ich weiß gar nichts. Aber Sie würden mir in der That einen Gefallen thun, wenn — aber erst setzen Sie sich einmal wieder und stellen den Schürer aus der Hand! so! — wenn Sie mir in aller Ruhe und Freundschaft sagten, was Sie eigentlich haben, denn je länger ich Sie betrachte, desto veränderter kommen Sie mir vor."

„Fräulein Sophie," erwiderte Bemperchen, „Sie wissen, man kann selbst gegen seine vertrautesten Freunde — und ich habe zu Niemand in der weiten Welt größeres Vertrauen, als zu Ihnen — nicht immer ganz offen sein, weil unsere Geheimnisse in vielen Fällen nicht blos unsere Geheimnisse, sondern auch die Anderer sind, und insofern von uns heilig gehalten werden müssen."

„Aber Bemperchen," sagte Sophie, „Sie können doch unmöglich glauben, daß ich mich in Ihre Geheimnisse stehlen will! Ich bin

weder so unbescheiden, noch so neugierig. Lassen wir die Sache ruhen und sprechen wir von was Anderm!"

„Nein, nein," rief Herr Bemperlein eifrig, „lassen Sie uns davon sprechen! Sie glauben nicht, wie ich mich danach gesehnt habe, mit Ihnen über — über gewisse Dinge — gewisse Personen — die — "

Herr Bemperlein hatte schon wieder das noch nicht erkaltete Schüreisen ergriffen und störte emsiger, wie je, in den glühenden Kohlen. Sophie sah diesem seltsamen Treiben kopfschüttelnd zu. Es kam ihr der Gedanke, Bemperlein könnte sich bei seiner chemischen Analyse übermäßig angestrengt und sein Kopf in Folge dessen etwas gelitten haben.

„Was mein Nichtkommen betrifft," fuhr Bemperlein plötzlich fort, „so haben Sie darin ganz Recht gehabt. Ich bin weggeblieben, weil ich mit Oswald Stein nicht wieder zusammentreffen wollte."

„Aber," sagte Sophie, „Franz hat mir doch gesagt, daß Sie und Stein sehr gute Freunde gewesen wären. Wodurch seid Ihr denn auseinandergekommen?"

„Wodurch?" antwortete Bemperlein. „Ja, Fräulein Sophie, das ist es ja eben, was ich Ihnen so gern sagen möchte und doch nicht sagen darf. Würden Sie mit Jemand umgehen, oder vielmehr, würden Sie nicht Jemand auf alle Weise auszuweichen suchen, der einen Dritten, den Sie eben so sehr lieben wie verehren, tödtlich beleidigt hat?"

„Gewiß," sagte Sophie, „denn dann hätte er ja mich selbst beleidigt. Aber sind Sie auch gewiß, daß die Sache sich wirklich so verhält? Haben Sie auch beide Theile gehört? Was mich betrifft, so bin ich eben nicht sehr entzückt von Herrn Stein, oder offen gesagt, er mißfällt mir desto mehr, je öfter ich ihn sehe; aber Franz, der sonst so klug ist und die Menschen so durchschaut, schwärmt doch förmlich für ihn. Wie wäre das möglich, wenn Stein ein schlechter Mensch wäre?"

„Ich habe nicht gesagt, daß er schlecht ist," erwiderte Bemperlein (eine große Kohle bearbeitend), „schlecht ist überhaupt ein relativer Begriff; und was ich schlecht gehandelt nenne, nennt Herr Stein

vielleicht nur leichtsinnig, oder cavalièrement gehandelt oder dergleichen. Ich nenne aber schlecht gehandelt, wenn Einer — "

Hier unterbrach sich Bemperlein wiederum und hieb heftiger wie zuvor auf die große Kohle los.

„Wie würden Sie es zum Beispiel nennen — ich spreche hier nicht von Herrn Stein — wenn Einer einem armen abhängigen verwaisten, hülflosen Mädchen, das Niemand, Niemand auf der weiten Welt hat, der es schützen könnte und würde, so lange von Liebe vorschwatzt, bis das Mädchen an diese Liebe glaubt, sie zu heirathen verspricht mit allen heiligen Eiden; und sie dann hernach an einen Wüstling verkauft und verräth — o, es ist schändlich, schändlich!"

„Aber, um Gotteswillen, Bemperchen! hat Oswald so etwas gethan!"

„Ich sagte Ihnen schon, ich spräche nicht von Herrn Stein. Es giebt mehr Cavaliere auf der Welt, von denen Einer dem Andern so ähnlich sieht, wie eine Natter der andern Natter."

„Liebes Bemperchen, bitte, bitte, stellen Sie den Schürer hin — ich kann es wahrhaftig nicht mehr aushalten. Nehmen Sie diese Schlummerwalze, wenn Sie durchaus etwas in den Händen haben müssen."

„Danke!" sagte Bemperlein, den Schürer fortstellend und die Walze nehmend, und darauf (die Walze wie ein Kind im Arm haltend) in Schweigen versinkend.

Sophie fing jetzt alles Ernstes an, sich über Bemperleins aufgeregten Zustand zu beunruhigen. Wie erschrocken war sie aber, als Bemperlein alsbald wieder aufsprang, das Kissen aus dem Arm auf die Erde fallen ließ, mit beiden Knien auf das Kissen hinkniete, eine ihrer Hände mit seinen beiden Händen ergriff und das Gesicht tief herabbeugend, in jämmerlichsten Tönen stöhnte: „O, Fräulein Sophie! Fräulein Sophie!"

„Um Himmelswillen, Bemperchen," rief die junge Dame, „stehen Sie auf! Wenn Jemand Sie so sähe — uns so sähe!"

„Lassen Sie mich!" murmelte Herr Bemperlein; „ich muß es Ihnen sagen und kann es Ihnen nicht sagen, wenn Sie mich mit Ihren großen Augen dabei ansehen, oder vielleicht gar anfingen zu lachen." —

Sophie wußte im ersten Augenblicke nicht, ob sie über diese unerwartete Liebeserklärung lachen oder weinen sollte. Um Bemperleins Willen hatte sie fast Lust zu dem letzteren, während sie für ihre Person mehr zu dem ersteren geneigt war.

„Bemperchen!" rief sie, „Bemperchen, besinnen Sie sich doch, was Sie sagen! Bedenken Sie doch, was Sie thun?"

„Ich weiß es," murmelte Bemperlein, „ich hab' es mir selbst hundert- und tausendmal gesagt: in meinem Alter — "

„Davon ganz abgesehen," sagte Sophie, bei der die Neigung zum Lachen allmälig die Oberhand gewann, „wie können Sie, Franz' bester Freund, und — wofür ich Sie wenigstens bis zu diesem Augenblicke gehalten habe — mein bester Freund — "

„Ich werde Ihr Freund, ich werde Franz' Freund bleiben," rief Bemperlein mit großer Lebhaftigkeit; „Liebe und Freundschaft werden zusammen in meinem Herzen Raum finden; die eine wird die andere nur noch inniger, noch tiefer, noch reiner, noch heiliger machen.

„Aber, Bemperchen, mit solcher hohen platonischen Liebe verträgt es sich nicht, daß sie à la Don Carlos auf den Knien liegen. Wenn Franz in diesem Augenblick zur Thür herein käme — "

„Und wenn er käme," rief Bemperlein aufspringend; „il n'y a que le premier pas qui coûte; ich fühle jetzt, nachdem ich das erste Wort gesprochen, nachdem ich mit Ihnen gesprochen, Muth, es aller Welt zu sagen. Franz wird meine Wahl billigen, wenn er sie kennt, wie ich sie kenne."

„Wie Sie mich kennen?"

„Und auch Sie werden es thun," rief Bemperlein, ohne auf Sophiens Unterbrechung zu achten, die Schlummerwalze wie eine Fahne schwenkend; „Sie werden dem armen Mädchen Freundin und Schwester sein; Sie werden es sein um meinetwillen, der ich Sie so unendlich schätze und liebe; Sie werden es auch um ihretwillen sein, denn, glauben Sie mir, Fräulein Sophie, sie verdient es."

„Aber von wem reden Sie denn eigentlich, Bemperchen?"

Ich dachte, Sie wüßten es schon längst," sagte Bemperlein, erschrocken stehen bleibend; und dann setzte er mit leiserer Stimme hinzu: „Marguerite Martin, Grenwitzens Gouvernante."

Glücklicherweise für Sophie war die Aufregung, in der sich Bemperlein in diesem Augenblicke befand, zu groß, als daß er hätte im Stande sein sollen, die Verwirrung zu bemerken, in welche sie die unerwartete Lösung des Knotens versetzt hatte. Sie war so nahe daran gewesen, eine große Albernheit zu begehen, indem sie ihrem Freunde eine so große Albernheit zutraute! und doch ärgerte sie sich ein ganz klein wenig, daß sie nicht selbst der einzige Gegenstand von Bemperlein's Anbetung war. Natürlich konnte eine solche Regung Sophien's Seele nur momentan berühren, wie ein leichter Wind die spiegelklare Fläche eines tiefen Sees nur im Vorübergehen kräuselt, und noch ehe Bemperlein sich von der Betäubung erholen konnte, in die ihn das Aussprechen des großen Worts versetzt hatte, war sie wieder ganz die theilnehmende, kluge Freundin, nach der Bemperlein in seiner Herzensnoth verlangte.

Ueber das Factum selbst, daß Bemperlein, der ruhige, jungfräuliche Bemperlein, von einer Leidenschaft ergriffen werden könne, wunderte sie sich im Grunde gar nicht. Ihre Hauptsorge war, daß der bescheidene, arglose, trotz seiner dreißig Jahre unerfahrene Freund in die Schlinge einer Kokette gefallen sein könnte, und diese Sorge war um so begründeter, als sie die braunen Augen Marguerite's schon einige Male in einem Zusammenhang hatte erwähnen hören, der diesen Verdacht zu bestätigen schien. Ihre erste Frage war deßhalb:

„Kennen Sie denn Mademoiselle Marguerite auch, Bemperchen? Das heißt, wissen Sie, daß sie ein gutes Mädchen ist, daß sie ein gutes Herz hat — mit einem Worte, daß sie meines braven Bemperchen's würdig ist?"

„Sie meiner würdig?" rief Bemperlein mit großem Enthusiasmus. „Sie wollen sagen: ob ich ihrer würdig bin?"

„Ich habe genau das sagen wollen, was ich gesagt habe. Ich, als Ihre beste Freundin — denn diese Würde lasse ich mir vorläufig noch nicht nehmen — habe das Recht und die Pflicht, streng zu sein und zu prüfen, ehe ich Ja und Amen sage."

„O, Fräulein Sophie, ich versichere Sie, meine Marguerite ist ein Engel."

„Ihre Marguerite? ei sieh' doch Einer das löwenkühne Bem-

perchen! seid Ihr schon so weit? Aber, Scherz bei Seite, Bemperchen! Was wissen Sie von der Engelhaftigkeit Ihrer Marguerite? ich meine von der Engelhaftigkeit, die auch für andere Sterbliche erkennbar ist? Kommen Sie her! setzen Sie sich ruhig zu mir an das Feuer und erzählen Sie mir Alles ordentlich von Anfang an. Hier haben Sie die Schlummerwalze wieder — das Schüreisen lassen Sie auf jeden Fall stehen."

Trotz der scherzhaften Worte klang die Stimme Sophien's so treu und gut, und ihre großen blauen Augen blickten so theilnehmend und freundlich, daß Bemperlein nicht die mindeste Scheu mehr spürte, das liebe Mädchen in das Allerheiligste seines Herzens zu führen und ihr Alles zu sagen, was er selbst kaum zu denken wagte. —

„Sie erinnern sich, Fräulein Sophie," begann er, „daß ich Ihnen und Franz neulich erzählte, wie ich zu Grenwitzen's ging, um zu erfahren, was die Baronin, die nach mir geschickt hatte, von mir wollte. Ich habe Ihnen auch erzählt, daß ich in dem Vorzimmer Mademoiselle Marguerite traf und welch' eigenthümliche Scene ich mit ihr erlebte. Ich habe Ihnen aber nicht erzählt, und habe es mir auch so wenig wie möglich merken lassen, welchen Eindruck diese Scene auf mich gemacht hatte. Wenn Jemand, wie ich, in großer Armuth aufgewachsen ist, und oft mit Noth und Sorge zu kämpfen hatte, so lernt er es aus dem Grunde, was es heißt, hilflos und verlassen sein. Deshalb ist es auch ganz selbstverständlich, daß unser Einer, wenn er Jemand leiden sieht, ganz anders fühlt und denkt, als der, welcher nie in ähnlichen Lagen war; und so werden Sie es auch natürlich finden, daß ich das Bild des armen, verlassenen, weinenden Mädchens nicht wieder los werden konnte. Immer sah ich sie vor mir stehen, wie sie an der Thür gestanden hatte, die zu den Zimmern der Baronin führt, schluchzend und die kleinen Händchen auf die Augen drückend, während die hellen Thränen durch die schlanken Finger rieselten. Immer tönten mir die Worte im Ohr: oh, je suis si malheureuse! und ich quälte mich damit ab, herauszukriegen, weßhalb das arme Mädchen denn so sehr unglücklich sei? Denn daß es noch etwas mehr war, als das Gefühl ihrer Abhängigkeit überhaupt, daß sie nicht deshalb, weil sie wieder einmal, wer weiß zum wie vielten

Male? ungerechter Weise Schelte bekommen, so weinte, — das hätte ich beschwören mögen.

Ich quälte mich so darüber, daß ich die ganze folgende Nacht nicht schlafen und am andern Tage kaum die Zeit erwarten konnte, wo die Baronin mich empfangen wollte. Endlich schlug es zwei Uhr. Ich begab mich in das Hôtel und wurde sogleich vorgelassen. Die Baronin war allein in ihrem Zimmer. Sie war ausnehmend gnädig, erkundigte sich nach Frau von Berkow; fragte, wie es mir in Grünwald gehe? ob ich sehr viel zu thun habe? und rückte endlich mit der Sprache heraus. Sie könne sich nicht entschließen, ihren Malte auf das Gymnasium zu schicken aus Gründen, die sie mir auseinandersetzte, die aber zu dumm waren, als daß ich sie wiederholen möchte; ebensowenig aber wage sie es nach den traurigen Erfahrungen, die sie gemacht — so lauteten ihre Worte — es noch einmal mit einem Hauslehrer zu versuchen. Sie habe den Entschluß gefaßt, ihn jetzt im Hause durch Privatlehrer unterrichten zu lassen, die natürlich erprobte und gesinnungstüchtige Männer sein müßten, und — dies war des Pudels Kern — ob ich, den sie außerordentlich schätze, sie in diesem Werke unterstützen und ihrem Sohne täglich ein bis zwei Stunden Unterricht in den alten Sprachen ertheilen wolle? — Nun können Sie sich denken, Fräulein Sophie, daß ich unter anderen Verhältnissen diese Zumuthung rundweg zurückgewiesen haben würde, denn, abgesehen von Allem, was sonst dagegen sprach, kann ich offenbar meine Zeit besser anwenden, als daß ich sie dem albernen Jungen opfere, den ich noch dazu niemals habe leiden können; aber ich bedachte, daß ich auf diese Weise Gelegenheit gewinnen würde, öfter mit der armen Marguerite zusammenzukommen, und da ich nichts eifriger wünschte, als das, so schien mir der Vorschlag der Baronin ein Wink des Himmels und ich acceptirte ihn ohne weiteres."

„Bravo, Bemperchen!" sagte Sophie; „ich sehe, daß Sie für eine harmlose kleine Intrigue doch mehr Talent haben, als ich Ihnen zutraute."

„O, es kommt noch besser," erwiderte Bemperlein lächelnd; „Sie werden über mein Genie staunen. Im weiteren Verlauf des Gesprächs kam die Baronin auch auf den französischen Unterricht zu

sprechen und äußerte, es sei sehr unbequem, daß sie, trotzdem sie eine Französin im Hause habe, auch einen französischen Lehrer werde nehmen müssen, da sie zu Mademoiselle's grammatikalischen Kenntnissen sehr wenig Vertrauen habe. Ich sagte sogleich — ich weiß noch jetzt nicht, wo ich den Muth dazu hernahm — ich sei überzeugt, Mademoiselle würde die Grammatik sehr schnell lernen und hernach in alle Zukunft lehren können, wenn sie nur ein einzigesmal einen grammatikalischen Cursus durchgemacht habe. Meine Zeit sei freilich sehr beschränkt, wenn aber eine halbe Stunde täglich — die Baronin ließ mich gar nicht ausreden und nahm ohne weiteres mein Anerbieten an. Schon am nächsten Tage sollte der Unterricht beginnen."

„Wann hatten Sie die Zusammenkunft mit der Baronin, Bemperchen?"

„Gestern vor acht Tagen, an demselben Tage, als ich, noch voll von dieser Unterredung und von einer andern, die ich, gleich als ich nach Hause gekommen war, mit — mit — ich kann nicht sagen, Fräulein Sophie, mit wem, gehabt hatte, zu Ihnen eilte und hier Herrn Stein traf."

Bemperlein schwieg; sein gutmüthiges Gesicht verdüsterte sich, und er griff wieder nach dem Schüreisen.

Sophie nahm ihm dasselbe ruhig aus der Hand, stellte es noch weiter weg und sagte:

„Sie waren an dem Abend aufgeregt und gingen bald wieder fort. Steht denn die andere Unterredung mit dem geheimnißvollen Unbekannten in irgend einer Verbindung mit Ihrer Geschichte?"

„Nicht in directer, erwiderte Bemperlein, sich wieder an die Schlummerwalze haltend, „nur insofern, als sie mein Interesse an der armen Marguerite noch steigerte, der — und die Folge hat meine Vermuthung auf die merkwürdigste Weise bestätigt — vielleicht etwas Aehnliches passirt sein konnte — doch lassen wir das! — Am nächsten Tage also begann der Unterricht. Die Lection mit dem Bengel, dem Malte, war vorbei; ich war allein in dem Zimmer zurückgeblieben, und erwartete meine Schülerin; Ihnen kann ich es sagen, Fräulein Sophie: nicht ohne Herzklopfen. Warum? weiß ich freilich selbst

nicht. Ich weiß blos noch, daß ich mir auf einmal wie ein recht schlechter Mensch vorkam. Ich hatte in meinem Leben noch keine Komödie gespielt; und dieser grammatikalische Unterricht war doch nichts weiter als eine Komödie. Ich hatte große Lust wegzulaufen; aber da das doch nun einmal nicht ging, konnte ich nichts weiter thun, als meine Vatermörder zurecht zupfen, vor dem Spiegel eine zierliche Verbeugung machen und mit meinem besten Accent fragen: Ah, bonjour, mademoiselle, comment vous portez-vous? Als ich diese Frage zum drittenmale — und diesmal zu meiner vollen Befriedigung — wiederholt hatte, trat die Erwartete mit einem Buch in der Hand in's Zimmer und ich gerieth durch die Furcht, sie möchte meine Anstandsübungen vor dem Spiegel gesehen haben, in eine solche Verwirrung, daß ich über und über roth wurde, und etwas stammelte, was möglicherweise französisch war, jedenfalls aber sehr dumm gewesen sein muß, denn Mademoiselle Marguerite lächelte und sagte etwas von bonté und enseigner, und dann weiß ich nur, daß wir einander gegenüber an dem Tische saßen und ohne ein Wort zu sprechen, in den Büchern blätterten. — Was soll ich Ihnen noch weiter erzählen, Fräulein Sophie? das Beste und Nothwendigste wüßte ich doch nicht zu sagen. Ich bin seit einer Woche jeden Tag eine Stunde lang mit Marguerite ungestört zusammengewesen. Grammatik haben wir nicht getrieben, zum wenigsten sind wir über die erste Seite nicht hinausgekommen — aber dafür hat sie mir das Buch ihres Lebens aufgeschlagen und ich habe es lesen dürfen, Wort für Wort, von der ersten bis zur letzten Seite. Ich sage Ihnen, Fräulein Sophie, es ist kein schlechtes Wort darin, und keine Seite, deren sie sich zu schämen hätte. Sie hat sich, wie ich, durch die Welt schlagen müssen, das arme Ding — o, viel schlimmer als ich! Ihre Eltern sind so früh gestorben, daß sie sie nie gekannt hat; Geschwister, Verwandte hat sie nie gehabt, außer einer bösen Tante, die ihr ein Höllenleben bereitet hat, bis sie mit vierzehn Jahren unter fremde Leute gekommen ist, die sie doch wenigstens nicht geschlagen haben, wie die höllische Tante. Ach, Fräulein Sophie, wenn ich Ihnen erzählte, was das arme junge Ding schon gelitten hat, Sie würden

sagen: so etwas ist nicht möglich: und Ihr Herz würde überfließen vor Mitleid, wie meines übergeflossen ist."

Herr Bemperlein schwieg, weil er vor Bewegung nicht weiter sprechen konnte. Sophie nahm seine Hand und sagte: „Gutes Bemperchen!" Bemperlein erwiderte warm den Druck und fuhr, nachdem er sich einige Male, um seine Rührung zu bemeistern, laut geräuspert hatte, also fort:

„Sie hat mir nichts verschwiegen; auch nicht, daß sie in der letzten Zeit mit einem schlechten Menschen (ich wiederhole, Fräulein Sophie, daß es nicht Herr Stein ist) ein Verhältniß gehabt hat; mit einem Menschen, der sie auf die unwürdigste Weise genasführt und betrogen und an einen notorischen Roué hat verkuppeln wollen. Doch diese Geschichte ist so niedrig, so gemein, daß ich sie Ihnen nicht einmal mittheilen möchte, selbst wenn ich Marguerite nicht versprochen hätte, Keinem, er sei, wer er sei, je die betreffenden Personen zu nennen. — Und nun," — schloß Bemperlein, indem er Sophien's beide Hände in die seinen nahm, „was sagen Sie zu dem Allen?"

Sophie wurde durch die plötzliche Frage einigermaßen in Verlegenheit gesetzt. Sie hatte sich aus einzelnen hingeworfenen Aeußerungen Helenen's, Oswald's und ihres Verlobten von Marguerite ein Bild entworfen, das keineswegs sehr schmeichelhaft für die junge Dame war; und auch Bemperlein's Erzählung war nicht im Stande gewesen, ihr einmal gefaßtes Vorurtheil ganz zu beseitigen. Es that ihr weh, daß sie den armen Mann, dessen gutes Gesicht jetzt mit einem aufgeregten, ängstlichen Ausdruck, als ob von ihrem Ausspruch Leben und Tod abhinge, auf sie gerichtet war, durch einen Zweifel an der Vollkommenheit seiner Auserkorenen kränken sollte, und doch! lügen konnte und mochte sie nicht, und antworten mußte sie nun einmal. So sagte sie denn mit einer allerliebsten Präceptormiene, das Köpfchen nachdenklich von einer Seite auf die andere bewegend:

„Es ist mit der Liebe ein eigenes Ding, Bemperchen. Ich habe während der Zeit, daß ich Franz kenne und liebe, oft darüber nachgedacht. Es ist nicht Alles Gold, was glänzt, und nicht Alles Liebe, was wie Liebe aussieht. Es giebt Empfindungen, die als solche sehr

lobenswerth, aber trotz all dem nicht Liebe sind, und die wir uns ja hüten müssen, für Liebe zu nehmen. Und je edler ein Herz ist, desto leichter geräth es in die Gefahr, einen solchen Irrthum zu begehen, gerade wie der Vertrauenvollste sich am leichtesten falsches Geld für richtiges in die Hände stecken läßt; ich zum Beispiel, die, wenn ein falsches Viergroschenstück auf dem Markt war, es sicherlich, wenn ich nach Hause komme, in meinem Portemonnaie habe. Es giebt aber keine Empfindung, die der Liebe so ähnlich sieht, und durch die sich deshalb ein edles Herz so leicht täuschen läßt, als das Mitleid. Wäre es nicht doch möglich, Bemperchen" — und hier legte die junge Dame ihre Hand auf Bemperchen's Hand — „daß, wie Ihr Interesse für Fräulein Marguerite zuerst aus dem Mitleid entsprang, es auch noch bis auf diesen Augenblick nicht eigentliche Liebe, sondern eben nur Mitleid ist?"

Bemperlein's Gesicht war bei dieser gelehrten Auseinandersetzung immer länger geworden. Er hatte sich von Sophie eine wärmere Aufnahme seiner Nachricht versprochen. Fast kleinlaut fragte er daher:

„Aber, Fräulein Sophie, wie unterscheidet sich denn Liebe von Mitleid? Ist nicht die Nächstenliebe, die doch die reinste Form der Liebe ist, mit dem Mitleid identisch?"

„Die Nächstenliebe wohl," erwiderte Sophie; „aber nicht die Liebe, von der wir sprechen, die Liebe, die man empfinden muß, wenn man Jemand heirathen will; die Liebe zum Beispiel, die ich für Franz empfinde und die Franz für mich empfindet. Das ist noch etwas ganz anderes, ganz anderes" — und die junge Philosophin wiegte gedankenvoll das weise Haupt.

„Aber was ist es denn?" rief Bemperlein voll Verzweiflung, „wie soll man erfahren, ob man wirklich liebt?"

„Das ist sehr schwer," erwiderte Sophie, „und auch wieder sehr leicht. Haben Sie zum Beispiel nur immer das Verlangen gehabt, Fräulein Marguerite aus ihrer abhängigen Stellung in eine bessere versetzt zu sehen, sie zu beschützen, zu beschirmen vor aller Noth und Gefahr; oder haben Sie auch manchmal gewünscht" —

Hier stockte die Philosophin und wurde roth.

„Nun?" fragte Bemperlein eifrig.

„Ihr einen Kuß zu geben;" sagte Sophie, entschlossen, der Sache auf den Grund zu kommen, selbst auf die Gefahr hin, indiscret zu werden.

„Wenn's weiter nichts ist," sagte Bemperlein triumphirend; „die Frage kann ich mit Ja beantworten."

„Bravo, Bemperchen! Und haben Sie ihr auch schon einen Kuß gegeben?"

„Nein!"

„Haben Sie ihr denn schon Ihre Liebe gestanden?"

„Nein!"

„Wissen Sie denn, daß sie Sie wieder liebt?"

„Nein."

Die immer geringer werdende Herzhaftigkeit dieser Verneinungen war so komisch, daß sich Sophie des Lachens kaum enthalten konnte.

„Aber, Bemperchen," rief sie, „wie wollen Sie denn das erfahren?"

„Ich werde sie fragen," sagte Bemperlein entschlossen.

„Sehr gut! und wenn sie nun Nein antwortet?"

„Das kann sie nicht, das wird sie nicht," rief Bemperlein, blaß vor großer Aufregung. „Ich habe daran noch gar nicht gedacht, aber das wäre schrecklich! Ich — ich habe es mir so schön ausgemalt, wenn sie mein Weib würde, für das ich arbeiten könnte, und das ich lieben könnte und das mich wieder liebte. Denn ich muß Jemand von ganzem Herzen lieben und ich muß fühlen, daß ich von ganzem Herzen geliebt werde, oder ich bin der unglücklichste Mensch von der Welt. O, Fräulein Sophie, nicht wahr, Marguerite wird nicht Nein sagen?"

Seine Stimme zitterte und seine Augen standen voll Thränen. Das gutmüthige Mädchen war kaum weniger gerührt. Die Leidenschaftlichkeit Bemperlein's hatte eine sympathetische Saite in ihrem Herzen angeschlagen. Sie fühlte sich plötzlich verpflichtet, die junge Liebe ihres dreißigjährigen Schülers aus allen Kräften zu beschützen.

„Wissen Sie was, Bemperchen," sagte sie mit großer Entschiedenheit, „wir wollen das bald erfahren. Bringen Sie Marguerite nur einmal zu mir."

Bemperlein athmete hoch auf.

„Darf ich das wirklich?“

„Nun natürlich. Ich kann nicht gut zu ihr gehen, weil das auffallen würde; aber hierher kann sie ohne Aufsehen kommen. Sagen Sie ihr nur, ich wünschte sie kennen zu lernen. Wenn sie Sie liebt, wird sie sich nicht lange bitten lassen. Haben wir sie erst einmal hier, so findet sich das Andre von selbst. — Ja, ja,“ fuhr die junge Dame fort, und schnippte vergnügt mit den Händen, „so geht's, so geht's. Und wenn wir gute Freundinnen werden, so habe ich noch einen andern Plan — o, Bemperchen, einen andern Plan, wenn Sie den wüßten — ich sage Ihnen, einen Plan, — nein, nein! — Sie kriegen es nicht zu wissen — und Franz auch nicht — St! da kommt er! Kein Wort, Bemperchen, von unserm Geheimniß!

Viertes Capitel.

Mit Felix war in dieser Zeit eine traurige Veränderung vorgegangen und es hatte fast den Anschein, als ob seine Gastvorstellung in Grenwitz, bei welcher er so jämmerlich Fiasco gemacht, seine letzte Rolle auf dem glatten Parquet des Salons, das er so oft und mit so viel Glanz betreten, gewesen sei. Wie an einem Hause, dessen Holz der Schwamm zerfressen hat, nur ein Strebepfeiler weggenommen zu werden braucht, um es der Gefahr des Einsturzes nahe zu bringen, so hatte die an sich nicht gefährliche Verwundung, welche er in dem Duell mit Oswald davon getragen, seinen ganzen, durch ein überaus wüstes Leben zerrütteten Organismus vollends erschüttert. Die Kugel hatte keine edleren Theile verletzt; an der sorgfältigsten ärztlichen Behandlung hatte es nicht gefehlt, dennoch wollten die Wunden nicht heilen. Und als es damit anfing besser zu gehen, hatten sich plötzlich höchst bedenkliche Symptome einer schon weit vorgeschrittenen Lungenkrankheit gezeigt. Die herbeigerufenen Aerzte schüttelten den Kopf und

sprachen von der Nothwendigkeit einer Luftveränderung, eines längeren Aufenthaltes in südlicheren Klimaten.

Aber Felix wollte von Allem, was Andere doch so deutlich sahen, nichts sehen. „Die lumpigen Schrammen? pah! ich bin schon anders gezeichnet gewesen! Das bischen Fieber? lächerlich! mir ist nach einer tollen Nacht schon schlimmer zu Muthe gewesen! Meine Lunge? dummes Zeug, was versteht die alte Perrücke, der Balthasar, von meiner Lunge; ich pfeife was auf alle gelehrten Perrücken. Felix von Grenwitz ist so leicht nicht todt zu machen. . . .“

Vielleicht war es, um sich in dieser Ueberzeugung zu bestärken, daß der Bonvivant, nachdem er einige Wochen lang von Medicin und Haferschleim ziemlich schlecht gelebt hatte, sofort, als er kaum sein Zimmer wieder verlassen durfte, zum mindesten im Liebhaberfach wieder zu reüssiren versuchte. Er hatte gleich bei seiner Ankunft auf Grenwitz in der hübschen, zierlichen, braunäugigen Marguerite eine Rose gesehen, die zu pflücken es sich schon der Mühe verlohnte, und er hätte sich diese Mühe schon damals gemacht, wenn ihm Albert nicht (aus erklärlichen Gründen) so dringend davon abgerathen und er überdies in der Bewerbung um die schöne Helene und in der Verführung ihres allerliebsten Kammermädchens Luise hinreichende Beschäftigung für seine Talente gefunden hätte. Jetzt, nachdem diese Rollen ausgespielt waren, fand er endlich, in der beschaulichen Muße seiner Reconvalescenz, Zeit und Gelegenheit, der kleinen Marguerite die bedenkliche Ehre seiner Aufmerksamkeiten zuzuwenden. Felix von Grenwitz kannte nur zwei Arten von Weibern; hübsche und häßliche; eine andere Eintheilung, tugendhafte und nicht tugendhafte zum Beispiel, statuirte er nicht. Er glaubte nicht an weibliche Tugend, hatte nie welche gefunden, höchstens Caprice, kokette Schlauheit und die Kunst, die Waare kostbar zu machen, damit der Käufer den höchstmöglichen Preis bezahle. Felix von Grenwitz glaubte auch nicht an die Tugend der kleinen Marguerite, um so weniger als Johann, der vielgewandte Kammerdiener, sehr bald herausbrachte, daß „Mamsell,“ während die Herrschaften im Bade waren, eine Liebschaft mit Herrn Geometer Timm gehabt habe. Timm aber, das wußte Felix sehr wohl, dachte über die Frauen genau so, wie er selbst — das Spiel

war also gewonnen, noch ehe es angefangen war. Sollte Felix von Grenwitz da zurückgewiesen werden, wo ein Albert Timm triumphirt hatte? Indessen, die Rechnung hatte ein Loch und es war deßhalb nicht halb so wunderlich, als es dem Don Juan schien, daß er trotz all dem und all dem zurückgewiesen wurde. Herr Albert Timm hatte wohl über das Herz, aber nicht über die Tugend des armen Mädchens triumphirt. Die kleine Marguerite hatte ein weiches, liebebedürftiges Herz und sie hatte in ihrem Leben wenig, ach, so wenig Liebe erfahren. Aber die kleine Marguerite war stolz, stolz wie es arme, von Jugend auf geknechtete, mißhandelte, aber nicht unedle Naturen sind, die gegen eine Welt voll Verachtung sich nur dadurch schützen können, daß sie einen absoluten Werth auf ihre Selbstachtung legen. Sie hätte dem Geliebten ohne Bedenken ihr kleines mühsam gespartes Vermögen geopfert, aber nimmermehr ihre Unschuld. Wenn über diese zu triumphiren selbst Albert, den sie liebte, nicht gelang, so mußte es Felix, den sie verabscheute, gewiß mißlingen, obgleich er wahrlich in der Wahl seiner Mittel sehr wenig bedenklich war. Er schilderte ihr Albert's Charakter mit den schwärzesten Farben; er verhöhnte die Aermste, daß sie sich von einem Menschen nasführen lasse, der es auf weiter nichts abgesehen habe, als auf ihre paar hundert Thaler; einem Menschen, der sich für Geld zu Allem gebrauchen lasse, und der alles Geld, und hätte er sich noch so viel zusammengeschwindelt, unbedenklich in einer Nacht verspielen würde. Er bewirkte durch diese Schilderung, die leider keine Verleumdung war, nichts, als daß die Kleine mit hochgerötheten Wangen und flammenden Augen in ihrem gebrochenen Deutsch sagte: „Und wenn Monsieur Albert wirklich ist eine schlechte Mensch, so werden Sie dadurch nicht um ein 'aar besser, Monsieur le baron!“ Das arme Kind! sie sollte sich nur zu bald überzeugen, daß Monsieur Albert und Monsieur le baron Einer des Andern vollkommen werth waren! Sie war, als Herr Timm neulich Abends mit Felix conferirte, in dem Nebenzimmer gewesen und hatte geglaubt vor Scham und Zorn in die Erde sinken zu müssen, als sie nun hören mußte, wie die beiden Herren über den Preis ihrer Tugend so ungenirt verhandelten, wie über den Preis eines Pferdes. Um jeden Zweifel an dem, was sie nur halb gehört, zu verscheuchen,

hatte sie es so einzurichten gewußt, daß ihr Herr Timm, als er fortging, im Vorzimmer begegnete. Hier hatte sie den genannten Herrn, heißblütig wie sie war, zur Rede gestellt und eine Antwort von ihm erhalten, die es nur zu erklärlich machte, daß Herr Bemperlein, der fünf Minuten später kam, sie in Thränen gebadet fand.

Indessen benutzte Felix, nachdem er so seinen vorzüglichsten Gegner aus dem Felde geschlagen hatte, seinen Vortheil nicht weiter. Einmal war ihm die ganze Affaire für seinen Geschmack viel zu ernsthaft geworden und sodann nahmen gerade jetzt andere Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit ausschließlich in Anspruch. Mit seiner Gesundheit stand es seit einigen Tagen so schlecht, daß selbst sein Leichtsinn sich gegen die Möglichkeit einer ernsteren Gefahr nicht länger verschließen konnte. Die kaum geheilten Wunden brachen wieder auf; ein schleichendes Fieber nagte Tag und Nacht an seinen Nerven, und wenn er kaum eingeschlafen war, weckte ihn ein quälender Husten aus so schrecklichen Träumen, daß Schlaflosigkeit im Vergleich mit ihnen noch eine Wohlthat schien. Zu der Sorge, die ihm seine Krankheit machte, kamen andere, die er sonst sehr leicht genommen hatte, die aber jetzt sein ohnedies angegriffenes Gehirn noch mehr verwirrten und seine hypochondrische Stimmung verdüsterten. In seine Krankenstube drängten sich einzelne Leute, die sich durchaus durch die Bedienten nicht hatten abweisen lassen — Leute mit höchst bedenklichen Physiognomien und auffallend schmutziger Wäsche, die, wenn sie denn endlich vorgelassen waren, eine große Brieftasche öffneten und dem Herrn Baron „ein kleines Wechselchen" präsentirten, zweihundert, dreihundert Thaler — „eine wahre Kleinigkeit für den Herrn Baron."

Vielleicht wäre es dem Herrn Baron leicht gewesen, diese ominösen Papiere einzulösen, wenn er jetzt war, was er zu sein hoffte, als er sie mit seiner Namensunterschrift verziert aus der Hand gab, nämlich: der erklärte Bräutigam Helenen's, der Schwiegersohn eines der reichsten Grundbesitzer der Provinz. Aber leider war er das doch nun nicht, hatte auch keine Aussicht es zu werden und konnte sich in Folge dessen auch nicht weiter wundern, wenn die Baronin in den Privataudienzen, die er jedesmal, so oft eine jener verdächtigen Gestalten die Schwelle

seines Zimmers überschritten hatte, nachsuchte, sich bedeutend weniger geschmeidig zeigte, als vor einigen Wochen, wo die Sonne seiner unüberwindlichen Liebenswürdigkeit noch im Zenith stand. Felix wußte recht gut, daß seine Tante sich zu einer Freigebigkeit, die ihrer Natur so gründlich widersprach, nur darum verstand, weil sie in ihm den Mitwisser des großen Familiengeheimnisses erblickte. Aber auch dieses einzige, unersetzliche Band hielt nur noch an dem letzten Faden.

Es unterlag nämlich keinem Zweifel, daß nur die Furcht vor der „bornirten Ehrlichkeit des Barons" — eigene Worte seiner liebenden Gemahlin — die Baronin abhielten, es in dem mit Albert Timm entbrannten Kampfe auf's Aeußerste ankommen zu lassen, und Felix war keineswegs ganz sicher, ob selbst diese Furcht sie bewegen könnte, den zwischen ihm und Albert geschlossenen Contract zu sanctioniren. Er hatte deshalb bis zu diesem Augenblick noch nicht gewagt, ihr die Höhe der Summe anzugeben, für welche er Alberts Verschwiegenheit erkauft hatte.

Felix Zaghaftigkeit in dieser ganzen Angelegenheit hatte einen triftigen Grund in seiner eigenen mißlichen Lage. Er mußte die Tante in möglichst guter Stimmung erhalten, um ihr die Summen abzulocken, die er für seine persönlichen Bedürfnisse brauchte. Es war ja später noch immer Zeit, ihr in Betreff Timms reinen Wein einzuschänken. Wie grimmig auch Felix Oswald haßte und wie entsetzlich es ihm auch gewesen wäre, wenn es dem Verhaßten mit Alberts Hülfe gelang, sich in den Besitz des Vermögens zu setzen und am Ende doch Helene zu gewinnen — so mußte das Alles dem Augenblick und seinen gebieterischen Forderungen untergeordnet werden.

So standen die Sachen, als am Morgen nach der Soirée, an der Felix natürlich nicht Theil nehmen konnte, die Baronin, nachdem sie sich vorher hatte anmelden lassen, dem Patienten einen Besuch abstattete. Felix saß in einen weiten Schlafrock gehüllt, fröstelnd dicht an dem heißen Ofen. Die großen, einst so übermüthigen, jetzt so gläsernen starren Augen, und die krankhafte, scharf abgeschnittene Röthe auf seinen magern Wangen zeugten von den reißenden Fortschritten, welche die Krankheit in den letzten Tagen gemacht hatte. Er erhob sich, über diesen Besuch außer der gewöhnlichen Zeit einiger-

maßen verwundert, halb aus seinem Stuhl und streckte der Tante seine abgemagerte, fieberheiße Hand entgegen:

„Bon jour, ma tante! soll ich sagen, so früh oder so spät noch auf? denn ihr habt ja beinahe bis an den hellen Morgen getanzt. Ich habe den Baß bis hier in mein stilles Zimmer hinein hören können: brum! brum! brum! bis ich fast verrückt über dem Gebrumm wurde; und wenn Sie mir das Fluchen nicht abgewöhnt hätten, ma tante, ich hätte, hol' mich der Teufel, den verdammten Kerl, der das Gebrumm fabricirte, bis in den tiefsten Pfuhl der Hölle verwünschen können."

„Ich hoffe, daß es mit Ihrer Gesundheit heute nicht schlechter geht, als mit Ihrem Fluchen," sagte Anna Marie lächelnd, indem sie vor dem Kranken in einem Lehnsessel Platz nahm und eine Handarbeit in Ordnung brachte, ein Beweis, daß sie es au f einen längeren Besuch abgesehen hatte; „aber im Ernst, lieber Felix, ich habe Sie aufrichtig bedauert, und komme, Sie wegen der nächtlichen Störung um Entschuldigung zu bitten."

„Sie sind ja heute außerordentlich gnädig, liebe Tante."

„Ich dächte, das wäre ich immer," erwiderte Anna Marie, „nur daß es Leute giebt, die sich durchaus nicht davon überzeugen können."

„Ich gehöre nicht zu diesen, liebe Tante."

„Ich weiß es, Felix, und Sie werden mir das Zeugniß geben, daß ich stets für Sie gethan habe, was in meinen Kräften stand."

„Ja wohl, ja wohl," murmelte Felix und überlegte, ob der Augenblick wohl geeignet sei, gegen seine Tante ein kleines Geschäft zu erwähnen, in das er sich mit einem gewissen Herrn Wolffson (Firma: Wolffson, Reinike & Co.) vor nun beinahe drei Monaten eingelassen hatte und das in wenigen Tagen regulirt werden mußte.

„Die Gesellschaft — die übrigens pünktlich zwei Uhr funfzehn Minuten aufgebrochen ist, lieber Felix — war gestern Abend recht animirt," fuhr die Baronin fort, „und es hat mir von Herzen leid gethan, daß Sie nicht daran Theil nehmen konnten. Es wäre wirklich Zeit, daß Sie sich endlich einmal wieder gesund meldeten."

„Das weiß Gott," seufzte der Patient, sich ungeduldig in seinem Lehnstuhl herumwerfend; „man wird hier in dieser verdammten Spelunke

noch ganz zum Hypochonder. Aber erzählen Sie ein wenig von gestern. Wer war denn Alles da?"

„O, nicht eben viele, ich liebe, wie Sie wissen, die großen Fêten nicht: Griebens, Radlitzens, Barnewitzens, Clotens — "

„Die Zusammensetzung ist nicht schlecht," meinte Felix, „haben sich denn Hortense und Emilie nicht die Augen ausgekratzt?"

„Nicht doch! sie sind die besten Freundinnen von der Welt, und überdies hatten sie gestern um so weniger Ursache, sich gegenseitig den Vorrang streitig zu machen, als darüber, nach dem allgemeinen Urtheil der Gesellschaft wenigstens, schon anderweitig entschieden war."

„O, in der That! und wer war denn der Vogel Phönix?"

„Ihre Cousine, lieber Felix," sagte die Baronin, die Stiche auf ihrer Arbeit zählend; „sie sah in der That ausnehmend schön aus, so daß selbst ich davon überrascht war, eben so wie von der Bewunderung, die ihr von allen Seiten gezollt wurde."

Felix horchte hoch auf. Das Lob Helenens aus der Mutter Munde war eine so neue Melodie, daß er seinen Ohren nicht traute.

„Es scheint, als ob die letzten Wochen doch — fünf, sechs, sieben — einen recht guten Einfluß auf sie ausgeübt haben. Sie hat — acht, neun, zehn — ein gut Theil von ihrer hochmüthigen Arroganz verloren; die Gräfin Grieben machte mir gestern ein Compliment über ihre sittsame, echt weibliche Haltung."

„Sie verzeihen, liebe Tante," sagte Felix mit großer Bitterkeit, „daß ich mich über diese günstige Metamorphose nicht ebenso freue. Ich wollte, sie wäre einige Wochen früher eingetreten. Vielleicht läge ich dann nicht hier, hilflos wie ein Pferd, dem die Flechsen durchgeschnitten sind;" und er schlug heftig mit der gesunden Hand auf die Lehne des Stuhls.

„Ich gestehe, daß Sie einigen Grund haben, sich über Helene zu beklagen," sagte die Baronin, „indessen, Haß und Rache sind sehr unchristliche Empfindungen, zumal unter Verwandten, die von Natur darauf angewiesen sind, sich gegenseitig zu lieben — "

„O, gewiß," unterbrach sie Felix; „Sie haben ganz recht, liebe Tante! auf diese Voraussetzung war ja auch unser ganzer Plan gebaut;

nur schade, daß Fräulein Helene nicht viel von der natürlich angewiesenen christlichen Verwandtenliebe wissen wollte."

„Sie sind bitter, Felix, und wie gesagt, ich räume ein, Sie haben sich zu beklagen. Aber lassen Sie uns jetzt von der Sache sprechen, die mich eigentlich veranlaßt hat, Sie heute Morgen so früh zu besuchen. — Ihr Gesundheitszustand, lieber Felix, macht mir so große Sorge, daß ich heute Nacht noch einmal ernstlich darüber nachgedacht habe, und jetzt zu einem Entschlusse gekommen bin. Sie müssen — und zwar sobald als möglich — die besprochene Reise nach Italien antreten."

Felix sollte heute Morgen aus einer Verwunderung in die andere fallen. Die von den Aerzten schon seit zwei Wochen dringend angerathene Reise war von Anna Marie einfach aus dem Grunde beanstandet worden, weil weder Felix, „wie sie glaube", noch sie selbst die dazu nöthigen Mittel für den Augenblick disponibel hatten. Auf einmal waren diese Mittel vorhanden! Wer die Consequenz der Baronin kannte, mußte sich sagen, daß nur etwas ganz Absonderliches sie zu dieser plötzlichen Willensänderung bewogen haben konnte.

Was dieses Etwas aber war, erfuhr Felix in dem weiteren Verlauf dieser wichtigen Unterredung nicht. Es war ihm im Grunde auch gleichgültig. Die letzten qualvollen Tage und Nächte hatten seine Kraft gebrochen; der leichtsinnige Uebermuth, den er bis dahin prahlerisch zur Schau getragen, war einer finstern Verstimmung gewichen, in welcher nur der eine Gedanke lebendig war, um jeden Preis wieder gesund zu werden. Zu diesem höchsten Zweck waren ihm alle Mittel recht. Wollte seine Tante ihm zu der Reise, die auch er jetzt für eine Nothwendigkeit erkannt hatte, das nöthige Geld geben — gut! und um so besser, je mehr sie gab! warum sie gab? jetzt gab, nachdem sie noch vor wenigen Tagen die Aufbringung der Reisekosten für eine positive Unmöglichkeit erklärt hatte, — was fragte er danach? kaum mehr als Jemand, der in Gefahr ist zu ertrinken, danach fragt, woher der rettende Balken geschwommen kommt, an den er sich im letzten Moment noch anzuklammern vermag.

Als die Baronin sich nach einer Stunde erhob und ihre Arbeit

zusammenpackte, war die italienische Reise eine beschlossene Sache. Schon in den nächsten Tagen, wenn Felix' Zustand sich nicht verschlimmerte, sollte sie angetreten werden. „Sie wissen, lieber Felix," sagte Anna Marie, „ich bin dafür, daß etwas, was einmal geschehen soll und muß, bald geschieht. Und hier ist noch dazu offenbar Gefahr im Verzuge. Ich würde mir ewig einen Vorwurf daraus machen, hätte ich nicht, was in meinen schwachen Kräften steht, gethan, diese drohende Gefahr von Ihnen abzuwenden."

Felix führte die ihm gnädig dargereichte knöcherne Hand der Tante an seine Lippen und Anna Marie verließ das Zimmer.

„Der alte Drache!" murmelte Felix, indem er erschöpft in seinen Lehnstuhl zurücksank; „was mag ihr nur in die Krone gefahren sein, daß sie mit einem Male so spendabel wird? Ein wahres Glück, daß ich ihr nicht gesagt habe, wie viel der Schuft, der Timm fordert. Einmal freilich wird sie's wohl erfahren müssen; aber nicht, bevor ich in Italien bin. Uff! mein Arm! Ich muß eine gründliche Cur gebrauchen, und am Ende ist sich doch jeder selbst der Nächste."

„Der leichtsinnige Patron!" dachte Anna Marie, während sie die langen Corridore entlang nach ihrem Zimmer zurückschritt; „es ist hart, daß ich, nachdem ich schon so viel für ihn bezahlt habe, auch noch diese horrible Ausgabe für ihn machen soll. Aber es geht nicht anders. Aus dem Hause muß er, und dies ist die anständigste und am wenigsten auffallende Weise, auf die ich ihn los werde."

Die Erklärung zu dem Räthsel von der Baronin Großmuth war sehr einfach. Der ehrgeizige Gedanke, daß ihre Tochter Helene mindestens eben so viel Aussicht habe als irgend eine andere junge Dame, die Gemahlin des Fürsten zu werden — hatte auf der Gesellschaft gestern Abend eine solche Nahrung bekommen, daß er bereits zu einem ganz stattlichen Plane emporgewachsen war. Der Fürst hatte Helenen auf die schmeichelhafteste Weise ausgezeichnet. Er hatte nicht nur (gegen die Regel) zwei Tänze mit ihr getanzt; sie überdies, so oft sich die Gelegenheit bot, zu einer Extratour aufgefordert und in der großen Pause zur Tafel geführt, sondern auch während des ganzen Abends, so zu sagen, kein Auge von ihr gewandt und sich gegen die Gräfin Grieben (die es fünf Minuten später der Baronin berichtete)

mit dem größten Enthusiasmus über die unvergleichliche Schönheit der jungen baronne ausgesprochen. Dies Alles mußte umsomehr auffallen, als die kühle Reserve, welche der Grand Seigneur im allgemeinen gegen die Huldigungen beobachtete, die ihm von Seiten des Provinzadels zu Theil wurden, bereits sprichwörtlich geworden war. Was war im Vergleich mit diesem stolzen Adler Neffe Felix, die arme Krähe, welche das Mißgeschick und die Gläubiger so gründlich gerupft hatten? Und nun gar jetzt, wo die Aerzte immer bedenklicher die Köpfe zu schütteln begannen und von der Baronin auf's Gewissen gefragt, achselzuckend das Geständniß gemacht hatten: sie gäben dem jungen Baron — es müßte denn ein Wunder eintreten — höchstens noch ein halbes Jahr! Was war Felix, wenn er aufhörte, der präsumtive Erbe des Grenwitzer Majorats zu sein? — Nichts! weniger als Nichts, ein sehr kostspieliger Pensionär der Familie, dessen einziges Verdienst noch darin bestand, daß er voraussichtlich nicht lange mehr auf diese Pension Ansprüche erheben würde. Nein, nein! diese Sonne war in Dunst und Nebel kläglich untergegangen; fortan mußte eine andere, glänzendere, kraftvollere leuchten. Schwiegermutter Sr. Durchlaucht des Fürsten Waldernberg zu sein, das verlohnte sich der Mühe, es zu werden. Dann mochte der alte eigensinnige — unerträglich eigensinnige — Gemahl heute oder morgen sterben und die Ueberschüsse aus den Einkünften der Güter, die ihr jetzt zu gute kamen, von den Curatoren des Majorats zum Capital geschlagen werden! Blieb doch, was bis jetzt schon zurückgelegt war (und das war, Dank ihrer weisen Sparsamkeit, schon ein ganz anständiges Sümmchen), außerdem das so bedeutende Legat Harald's, (das der freche Mensch, der Timm, nun wohl fürderhin unangefochten lassen würde), und gesetzt auch, daß der Baron (wie es fast den Anschein hatte) seiner Helene den größeren Theil seines Vermögens hinterließ, so war doch die Dankbarkeit eines fürstlichen Schwiegersohns, dem sie zu einer so schönen Gemahlin, und einer Tochter, der sie zu einer so glänzenden Partie verholfen hatte, auch ein Vermögen, das reichliche Zinsen abwerfen mußte.

Seltsam! seit dem Augenblicke, wo sich für Helene diese schimmernde Perspective öffnete, empfand sie gar keinen Groll mehr gegen

das rebellische Kind. Selbst der Stolz, über den sie oft so bittere Klage geführt hatte, gereichte dem schönen Mädchen jetzt in ihren Augen zum Verdienst. War doch eben dieser Stolz augenscheinlich (neben der Schönheit, der er aber auch wieder als Folie diente) gerade die Eigenschaft, welche den Fürsten offenbar bestimmte, ihre Tochter anderen jungen Damen, den sehr schönen, aber blonden und etwas sentimentalen Fräulein von Nadelitz zum Beispiel, selbst der hübschen, koketten Emilie von Cloten, der anmuthigen, intriganten Hortense von Barnewitz den Vorzug zu geben. — Die Baronin empfand seit vorgestern Mittag eine förmliche Liebe zu ihrer Tochter, zu der schönen, glänzenden Tochter, welche (durch ihre kluge Vermittelung) die schöne, glänzende Aussicht hatte, Fürstin von Waldernberg-Malikowsky, Gräfin zu Letbus, zu werden!

Der erste Schritt zu diesem hohen Ziel war natürlich eine vollständige Aussöhnung zwischen ihr und Helene. Sie hatte seit der Katastrophe auf Grenwitz Respect vor einer Gegnerin bekommen, die trotz ihrer Jugend mit solcher Festigkeit aufzutreten vermochte. Fortan wollte sie sehen, ob sie mit Güte und Liebe nicht doch weiter käme; und wie konnte sie diese Liebe und Güte schöner bethätigen, als indem sie das ungehorsame und doch geliebte Kind aus der Verbannung zurückrief, zurück (wenn nur der Felix erst auf anständige Weise entfernt wäre!) in das theure Vaterhaus zu den lieben Eltern, zu dem Vater, der sehnsüchtig der Tochter harrte! Sie hatte das große Werk der Versöhnung sofort in Angriff genommen; heute noch hoffte sie die Präliminarien zu beendigen.

Es war spät am Abend desselben Tages. In der Pensionsanstalt des Fräulein Bär waren die Fenster schon seit zwei Stunden dunkel, bis auf eins, das nach dem Garten hinter dem Hause sah. Wer von dem Garten aus, oder von dem öffentlichen Park, der an den Garten stieß, dies Fenster beobachtet hätte — und es lehnte in der That an den Stamm einer Buche die Gestalt eines jungen Mannes, dessen Augen durch die dichte Finsterniß unverwandt auf das matterleuchtete Fenster gerichtet waren — konnte bemerken, daß das Licht aus einer Lampe kam, welche ganz in der Nähe auf einem Bureau stand, und daß die Bewohnerin des Zimmers an diesem

Bureau saß, schreibend oder lesend — man konnte es nicht unterscheiden.

Die Bewohnerin des Zimmers war Helene von Grenwitz. Sie schrieb, eifrig, mit hochgerötheten Wangen, wie junge Damen, die keinen Vertrauten haben, als eine Freundin, die Hunderte von Meilen entfernt wohnt, zu schreiben pflegen:

„Du Kluge, Stille, mit Deinen klugen, stillen blauen Augen! Ach, wer wie Du, so stets sich selber gleich, durch das Leben gehen könnte! Wer doch, wie Du, in sich selbst den Frieden hätte, in dem sich, wie in einem tiefen stillen See, Alles in klaren Farben und scharfen Umrissen spiegelt! Was Dir heute gut erscheint, erscheint Dir auch morgen so; was Du heute für recht hältst, erklärst Du auch morgen nicht für unrecht. Das Maß, mit dem Du die Menschen missest, ist das unwandelbar gleiche, strenge; wer es nicht erreicht, den erkennst Du nicht für Deines Gleichen und behandelst ihn danach heute wie morgen und alle Tage mit der milden Freundlichkeit, um die ich Dich so oft beneidet habe. — Wie ist das Alles bei mir so anders, so ganz anders! Mein Herz ist ein wildbewegtes Meer und die Bilder des Lebens verzittern darin, schwankend und wechselnd und mich ängstigend wie ebensoviele Gespenster. Zwar auf der Oberfläche! — nun ja! da ist's scheinbar ruhig genug — wenigstens sagen es die Leute und ich fühle es selbst; aber in der Tiefe? da kocht es und wühlt es — da keimen Wünsche, die ich mir kaum selbst zu gestehen wage; da sprießen Gedanken, vor denen ich selbst erschrecke; da blüht die Sehnsucht nach einem unsäglich hohen, unsäglich köstlichen Glück, die Sehnsucht, die ich Dir oft — und ach! niemals so, wie ich sie wirklich fühle — geklagt habe und die Du lächelnd in das Reich der Träume verwiesest. Solltest Du Recht haben? Sollte die Leidenschaft, die mich durchglüht, nie gekühlt werden? Sollte die Stimme, die oft in stiller Nacht — wie jetzt — aus meiner Seele ruft, klagend, sehnsuchtsvoll, verzweifelnd — nie ein Echo finden? ... Mir glüht die Stirn — meine Augen brennen — mein Herz pocht in ungeduldigen Schlägen. Was willst Du, ungestümes, wildes Herz? Liebe? ja! Macht und Ehre und Glanz und Herrlichkeit? ja! ... Wie aber, wenn Du beides nicht auf einmal haben kannst; wenn Du

das Eine oder das Andere opfern müßtest? wie dann? was willst du opfern? die Liebe — nein! die Herrlichkeit? nein, o nein! . . . Nun denn! so poche rastlos unbefriedigt weiter und quäle mich ohn' Erbarmen, bis diese Hand und dieses Haupt es müde werden, deine fiebernden Schläge zu zählen.

Ich sehe Deine weichen blauen Augen erwartungsvoll auf mich gerichtet; ich sehe auf Deinen Lippen die Frage zittern: was hast du, dearest? O, Liebste, Theuerste, Du sollst es mir sagen. Seit einiger Zeit verstehe ich mich selbst nicht mehr.

Ich schrieb Dir, daß ich Herrn St. zufällig vom Fenster aus wiedergesehen habe, und daß ich sehr wünschte, ihn einmal allein zu sprechen. Dieser Wunsch sollte noch an demselben Tage in Erfüllung gehen. Ich traf ihn bei Fräulein R. und er begleitete mich, da die Dienerin nicht kam, nach Hause. Wir hatten unterwegs ein Gespräch, das mich sehr alterirte, da es von Bruno handelte, und ich hatte endlich Gelegenheit Herrn St. den Dank abzustatten, den ich ihm von meiner Verlobungsaffaire her schuldete. Ich war tief bewegt, als er vor der Thür Abschied von mir nahm. Der Zauber, den dieser Mann stets auf mich ausgeübt hat und den ich nur von mir abzuschütteln vermag, wenn ich von ihm nichts sehe und höre, war in seiner Nähe wieder mächtig geworden. Ich fühlte das und gerade deshalb — Du kennst mich — vermied ich es nicht, ihn wieder zu sehen, obgleich ich es leicht gekonnt hätte.

Zwei Abende darauf traf ich ihn abermals, ebenfalls bei Fräulein R. Diesmal war, als wir nach Hause gingen, die Dienerin zugegen, aber da wir französisch sprachen, — das Herr St. entzückend schön spricht; er sagte mir, er sei durch Abstimmung ein halber Franzose — war unsere Unterhaltung doch ungenirt. Was die zwei Tage gut gemacht hatten, verdarben diese zwei Stunden Zusammensein wieder und ich erkannte zu meiner größten Beschämung — und mit Röthe der Scham auf den Wangen schreibe ich es nieder, — daß das Gefühl, welches mich in seiner Nähe überkommt, stärker ist, als mein Stolz. Nicht, als ob er mir durch Geisteshoheit, durch Manneskraft eben imponirte! durchaus nicht. Er gleicht streng genommen, gar nicht dem Ideal, das ich von dem Helden, den ich lieben könnte,

im Herzen trage; aber es ist in dem Ton seiner Stimme, in dem Blick seiner großen blauen Augen, in seinem ganzen Wesen ein Etwas, was mich unsäglich rührt. Und dann — ich will Dir ja Alles sagen, — ich weiß, daß er mich liebt, und wie es wohl unter diesen Verhältnissen nicht anders sein kann, hoffnungslos liebt, und das macht mir ihn werth, wie den Dolch mit der blanken Damascenerklinge und dem goldenen Griffe, den ich als Mädchen von zwölf Jahren einmal in der Rüstkammer in Grenwitz fand, wie einen herrlichen Schatz mit mir auf mein Zimmer nahm und von dem ich mich seitdem nicht wieder getrennt habe. Ich weiß es — Oswald und der Dolch — sie beide gehören mir, nur mir. Es ist so unendlich süß, etwas sein eigen zu nennen, von dem Niemand etwas weiß, Niemand etwas ahnt und das doch zu uns stehen wird, uns helfen wird in der letzten Gefahr, wenn alle Andern uns verlassen haben. Wenn ich Oswalds Blicke auf mich gerichtet sehe, so ist mir zu Sinnen, wie wenn ich den Dolch halb aus seiner sammetnen Scheide zücke und in der Sonne funkeln lasse.

Aber es liegt Gefahr in diesem Funkeln. Wie oft hab' ich die Waffe dann ganz herausgezogen, die haarscharfe Spitze mir auf's Herz gesetzt und zu mir gesagt: ein Druck — und du athmest nicht mehr. Und es liegt Gefahr in der Nähe dieses Mannes — ein Wort von ihm — und er hat aufgehört, für mich zu leben, und wenn ich schwach genug wäre, es zu erwidern — — ich darf nicht daran denken; nicht daran denken, wie nah ich schon an dem Abgrund gestanden habe!

Ich habe mir vorgenommen, nicht wieder zu Fräulein R. zu gehen und diesen Entschluß auch durchgeführt. Vorgestern gegen Abend, als ich allein im Garten war — die Andern waren, Fräulein Bär an der Spitze, auf ihrem gewöhnlichen Spaziergange — hörte ich das Brausen des nahen Meeres so deutlich, daß mich eine unwiderstehliche Sehnsucht befiel, mein Lieblingselement einmal wieder von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Unser Garten stößt an eine Parkanlage, die sich bis unmittelbar an's Ufer erstreckt. Sie gehört der Stadt und ist, wie ich höre, im Sommer eine gesuchte Promenade. Im Herbst aber, noch dazu in dieser kühlen, feuchten Abendstunde, hatte ich in den breiten Alleen unter den hohen Bäumen nie Jemand

bemerkt. So öffnete ich denn die nicht einmal verschlossene Pforte und trat hinaus. Es war dunkler im Park, als es im Garten gewesen war; lauter rauschte der Abendwind durch die kahlen Aeste der mächtigen Buchen; deutlicher hörte ich das Brausen der See. Unter meinen Füßen raschelte das Laub; über mir krächzten ein paar Krähen, die auf den schwankenden Zweigen keine Ruhe finden mochten. Ich hüllte mich fester in meinen Shawl und schritt weiter. Das mit jedem Augenblick tiefer hereinsinkende Dunkel und der kühle feuchte Athem des Waldes und des Meeres übten den alten Zauber auf mich aus, den ich so oft als kleines Mädchen empfunden hatte. Ich empfand keine Spur von Furcht; die Seligkeit, einmal mit mir und meinen Gedanken allein zu sein, allein in einer Umgebung, die so ganz zu meinen Gedanken stimmte, ließ ein solches Gefühl gar nicht aufkommen. Ich eilte weiter und immer weiter, wie in einem Traum, bis ich an das Ende der großen Allee kam. Dort öffnet sich ein kleiner von hohen Bäumen fast überwölbter Platz, dessen eine Seite vom Meere selbst begrenzt wird, das bis unmittelbar an das mäßig hohe, aber steile Ufer brandet. Ein eisernes Geländer faßt den Rand ein. Bänke stehen hier und da für die Spaziergänger, welche sich, von der Wanderung ermüdet, an der Kühle des Platzes und der Aussicht auf das Meer erquicken wollen. Ich lehnte mich auf das Geländer und blickte hinein in die dunkelnde und im Dunkel leuchtende Wasserwüste und sah Welle auf Welle rastlos heranrollen und auf den glatten Kieseln des schmalen Strandes verschäumen. Ihr Donnern, das jedes andere Geräusch übertäubte, war Wiegengesang für mein wildes Herz und lullte mich in wunderliche Träume von einem Glück, das tief und grenzenlos war, wie das tiefe, grenzenlose Meer, an dessen in Dunkel verzitterndem Horizont mein Blick hing; und — hätte das Glück sonst einen Reiz für mich! — ebenso voll schauerlicher Geheimnisse und unberechenbarer Gefahren . . .

Da schlug in unmittelbarster Nähe eine Menschenstimme an mein Ohr. Ich fuhr aus meiner gebückten Stellung in die Höhe und vor mir stand Herr St.

„Ich bitte um Verzeihung,“ sagte er, „wenn ich Sie in Ihren Phantasien störe; aber der Zufall, Sie zu dieser Stunde an diesem

Platze zu treffen, ist zu seltsam, als daß ich darin nicht etwas mehr als einen bloßen Zufall erblicken sollte."

Ich war über diese plötzliche Begegnung so erschrocken, und das Unpassende meines Schritts wurde mir mit einem Male so klar, daß ich kalt und scharf erwiderte:

„Wie meinen Sie das, mein Herr? Ich will hoffen, daß es in der That ein Zufall ist, was mir in diesem Augenblick das Vergnügen Ihrer Gegenwart verschafft."

Er trat einen Schritt zurück.

„Verzeihen Sie, mein gnädiges Fräulein," sagte er; „ich wußte nicht, daß meine Gegenwart Ihnen so lästig war."

Er verbeugte sich, und ging.

Der Ton, in dem er gesprochen hatte, schnitt mir in's Herz. Als er ein paar Schritte fort war, konnte ich's nicht länger ertragen. Ich nannte seinen Namen. Im nächsten Augenblick war er wieder an meiner Seite.

„Herr St.," sagte ich, „verzeihen Sie mir. Ich war erschrocken; ich wußte nicht, was ich sagte."

„Nein, nein," sagte er, „Sie hatten ganz recht. Es ist kein Zufall, der uns hier zusammenführt; von meiner Seite wenigstens nicht. Ich sah Sie in den Park treten; ich bin Ihnen gefolgt; ich hatte Sie keinen Augenblick aus den Augen verloren."

„Und kommen Sie häufiger hierher?" fragte ich, indem wir anfingen, die lange Allee wieder hinaufzugehen.

„Ja," erwiderte er; „für einen Unglücklichen sind das Dunkel und die Einsamkeit die passendsten Gefährten."

Ich hatte nicht den Muth zu fragen, weshalb er unglücklich sei; wir gingen schweigend nebeneinander weiter. Ich beschleunigte den Schritt, denn der alte Zauber kam wieder über mich und ich wollte ihm entfliehen. Nach wenigen Minuten näherten wir uns der eisernen Gitterthür, die aus dem Park in den Garten führt. Zwischen den dichten Büschen, unter den hohen Bäumen war es sehr dunkel. Mein Herz schlug zum Zerspringen. Ich war fest entschlossen, kostete es mich auch das Leben, seine Liebe, sollte er jetzt von Liebe sprechen, zurückzuweisen und dennoch — dennoch wünschte ich, daß er spräche,

zürnte ich ihm, daß er nicht sprach. Es waren vielleicht nur wenige Secunden, aber sie dünkten mich eine Ewigkeit — eine Ewigkeit von Furcht und Hoffnung. Da standen wir an der Thür. Oswald öffnete sie. Ich dankte ihm und wünschte ihm gute Nacht. Er antwortete nur mit einer schweigenden Verbeugung. Als die Thür hinter mir in das Schloß fiel, zuckte ich zusammen, wie ein Gefangener, der das Kerkerthor, das ihn für immer vom Leben trennt, hinter sich zuschlagen hört. Ich wollte im ersten Augenblick die Hand durch das Gitter strecken und ihm sagen — ich weiß nicht was — aber ich bezwang mich und ging, ohne mich umzusehen, raschen Schrittes nach dem Hause. Und als ich auf meinem Zimmer angekommen war, habe ich mich auf das Sopha geworfen und bitterlich, bitterlich geweint, wie ich nie in meinem Leben geweint hatte, nie geglaubt hatte, daß Helene von Grenwitz weinen könne.

Dann aber raffte ich mich empor und schwur mir zu, diese Schwäche, die mich so tief demüthigte, koste es was es wolle, zu überwinden. Ist doch mein Stolz mein einzig Gut, die blanke Waffe, mit der in der Hand ich mich jedem Gegner gewachsen fühle; selbst meiner Mutter! . . . Ich dachte mit Schaudern an den Moment, wo ich mich in dem Bewußtsein, mich vor mir selbst erniedrigt zu haben, auch vor mir erniedrigen müßte; wo ich ihr nicht mehr muthig in die großen kalten strengen Augen schauen könnte! Ich wußte, wußte es mit unumstößlicher Gewißheit, daß dieser Moment mein letzter sein würde.

Und so begab ich mich hernach zu Bett; aber es wollte kein Schlaf in meine Augen kommen. Ich lag da, die Hände über der Brust gekreuzt und wiederholte mir unablässig, was ich mir zugeschworen und wenn das Herz vor einem unsäglich jammerreichen Gefühl, das mir die Thränen in die Augen trieb, so schwer, ach so schwer wurde — so setzte ich die Spitze des Dolches auf das ungehorsame, rebellische Herz und dann wurde es wieder ruhiger, demüthiger; es mochte fühlen, daß es in dem Kampfe zwischen Stolz und Liebe doch keine Aussicht auf den Sieg habe. Zuletzt schlief ich ein und träumte, ich sei mit meiner Mutter versöhnt. Sie bedeckte mich mit Küssen und Juwelen; aber die Küsse waren eisig und die

Juwelen erkälteten mich bis in's innerste Mark. Doch ließ ich es geschehen und sie nahm mich bei der Hand und führte mich durch dunkle Gänge in das hellerleuchtete Schiff einer Kirche, die voll Menschen war. Die Augen aller dieser Menschen waren starr auf mich gerichtet. Dann war es plötzlich nicht mehr meine Mutter, die mich an der Hand hielt, sondern ein großer fremder Mann in einer Uniform, die von Gold und Diamanten blitzte. Das Gesicht konnte ich nicht sehen, er hielt es beständig nach der andern Seite gewandt. So traten wir an den Altar, auf dessen Stufen der Priester stand. Die Orgel brauste und Gesang fluthete durch die hohen Hallen. Ueber dem Priester hing ein großes hölzernes Cruzifix, so wie in der Capelle von Grenwitz eins hängt, das ich oft als Kind voll Grausen betrachtet habe. Auch jetzt kam dieses Grausen wieder über mich, denn das Bild schüttelte, während der Priester sprach, immer mit dem Kopfe und als ich genauer hinsah, trug es die Züge von Oswald, aber verzerrt und todtenbleich und in der Seite des Bildes stak mein Dolch bis an den goldenen Griff und schwarze Blutstropfen fielen lang und langsam herunter. Da öffnete es den Mund und schrie laut auf, laut und gellend und vor dem Schrei zerstob die Menge, die Gewölbe krachten zusammen und der Mann an meiner Seite wurde zum Gerippe. Vergebens, daß ich mich seinem Griff zu entziehen suchte. Es umschlang mich mit seinen Knochenarmen und fuhr mit mir hinab in finstere Tiefen — schneller, immer schneller, bis ich vor allem Entsetzen erwachte. Der trübe Herbstmorgen blickte in mein Zimmer, aber noch immer glaubte ich, die Posaunen zu hören und es dauerte geraume Zeit, bis ich mich überzeugen konnte, daß es die Hörnertöne eines Trauermarsches waren von einem militairischen Leichenzug, der an dem Hause vorüber nach dem nahen Friedhof ging.

Ich versuchte zu lächeln über den wunderlichen Traum und es gelang mir, — weil ich es wollte, weil ich den leeren Schreckbildern einer aufgeregten Phantasie keinen Einfluß auf meine Entschlüsse zugestehen wollte. Ueberdies konnte ich mir bei ruhiger Ueberlegung wohl erklären, wie ich zu diesem Traum gekommen war. Am Abend vorher hatte ich Oswald im Schmerz von mir Abschied nehmen sehen; an diesem Tage sollte ich meiner Mutter nach langer, langer Zeit

zum ersten Male gegenübertreten. Mein Vater hatte diese Zusammenkunft vermittelt; er wünschte, mich auf einer Gesellschaft zu haben, die man zu geben beabsichtigte — ich mochte dem guten Vater diese Bitte nicht abschlagen.

Ich ging am Morgen zur Visitenzeit hin. Das Wiedersehen war weniger peinlich, als ich erwartet hatte. Es war glücklicherweise viel Besuch da — Clotens, Barnewitzens ꝛc., auch ein Officier — ein Fürst Waldernberg — ein außerordentlich stattlicher, stolzer, wenn auch nicht schöner Mann. Er ließ sich mir natürlich vorstellen und bat mich für den Abend um den ersten Walzer. Bald darauf brach der Besuch auf, ich mit. Emilie von Cloten — ich habe Dir schon von ihr geschrieben — gratulirte mir, während sie mich in ihrer Equipage nach der Pension zurückfuhr, zu meiner „Eroberung." Ich erwiderte ihr, daß ich für Eroberungen, die so leicht zu machen wären, danke. „Chacune à son goût," antwortete Emilie lachend. „Ich für mein Theil finde, daß, was man nicht im Fluge erobert, nicht des Eroberns werth ist. Bei mir heißt es immer: l'amour ou la vie. Freilich ich bin eine Schwalbe und lebe von Mücken. Königsadler, wie Du, müssen eine stolzere Beute haben; eine Beute, die sich auch nöthigenfalls zur Wehr setzen kann. Mir ist diese fürstliche Beute, offen gestanden, zu stolz. Aber für Dich — c'est autre chose. Gleich und gleich gesellt sich gern."

Die leichtfertigen Worte der Schwätzerin hatten meine Neugier rege gemacht; ich nahm mir vor, während der Gesellschaft den Fürsten etwas genauer zu beobachten. In der Stimmung, in der ich war, kam es mir gelegen, meinen Stolz an dem Stolz eines Anderen zu messen. Hatte ich mir doch zugeschworen, nie wieder einem weicheren Gefühl Eingang in mein Herz zu verstatten; und da war es mir eine Art von Beruhigung, daß es noch andere Menschen gäbe, die ebenso dächten, wie ich.

Meine Mutter empfing mich am Abend des folgenden Tages mit einer Güte — die ich zum mindesten nicht um sie verdient hatte. Es war offenbar ihre Absicht, mir zu zeigen, daß sie es auf eine wirkliche Versöhnung abgesehen habe. Sie küßte mich auf die Stirn, nahm mich bei der Hand und führte mich zu den Damen, die mich

ebenfalls mit Zuvorkommenheiten überhäuften. Es schien, als ob das ganze Fest nur meinethalben gefeiert würde; als ob sich Alles nur um mich drehte. Wo ich saß und stand, hatte ich einen Kreis von Herren und Damen um mich, wie eine Königin.

Es war das erste Mal, seit ich von Grenwitz fort bin, daß ich mich wiederum unter Meinesgleichen in stattlich schönen Zimmern bewegen konnte. Ich fühlte, deutlicher als ich es je gefühlt, daß dies die Umgebung sei, in der ich einzig frei auftreten, daß dies die Luft, in der ich einzig frei athmen könne, daß ich, mit einem Worte, zum Herrschen und nicht zum Dienen geboren sei. Es erschien mir auf einmal als eine keineswegs schwere Aufgabe, den Schwur zu halten, den ich in der Nacht mit glühenden Thränen in meine Seele gebrannt hatte; ich lächelte über — die Phantasien des Mädchens in der Pension! und lächelnd nahm ich die Huldigungen entgegen, die man mir verschwenderisch zu Füßen legte.

Unter diesen Huldigenden befand sich auch Fürst Waldernberg. Ich brauchte mich nicht näher nach seinen Verhältnissen zu erkundigen. Alle Welt beeilte sich, mir darüber Auskunft zu geben. Er ist ein geborener Russe und unermeßlich reich. Die Güter seiner Mutter, einer Fürstin Letbus, liegen in allen Theilen Rußlands; Fürst von Waldernberg ist er ebenfalls durch seine Mutter, die aus diesem Hause stammt. Seit er zur Succession kam, ist er aus russischen in unsere Dienste getreten. Sein Vater ist ein Graf Malikowsky. Die Eltern leben noch beide, er ist das einzige Kind. Du siehst, liebe Mary, hier tritt zum ersten Male in meinen Briefen ein wirklicher Grande auf, der Euren stolzen Herzögen und Marquis ebenbürtig ist; und ich dachte an Dich, während die schwarzen Augen des Fürsten, mochte er noch so fern von mir stehen, beständig zu mir herüberblitzten, ob ich in Deinen Augen, wärest Du zugegen, wohl ein aufmunterndes Lächeln sehen und darin lesen würde: Er ist Deiner werth! Ich hoffte es, denn das Aussehen und die Haltung des Fürsten ist so vornehm, wie sein Rang. Ich bemerkte mit einiger Beschämung, wie traurig sich unsere jungen Herren neben ihm ausnahmen und wie sie sich alle vergeblich bemühten, seine Art zu gehen und sich zu tragen, nachzuäffen. Er unterhielt sich mehremals angelegentlich mit mir.

Eine seiner Aeußerungen ist mir im Gedächtniß geblieben, weil sie mir aus der Seele gesprochen war. Ich fragte ihn, weßhalb er, der Tausende und aber Tausende von Leibeigenen habe, in der Armee diene, wie unsere jungen Adeligen, die nichts auf der Welt besäßen, als ihren Degen? „Weil," antwortete er, „ich zu stolz bin, da herrschen zu wollen, wo ich es nicht im strengsten Sinne des Wortes kann." — „Wie das, Durchlaucht?" — „Ich bin nicht Souverain. Meine Ahnen waren es; ich muß jetzt büßen für die Schwäche meiner Ahnen." — „Würden Sie nicht die Oberhoheit aufgegeben haben?" — „Nimmermehr!" erwiderte er — und es war dies das einzige Mal, wo ich eine Art von Bewegung in seinem kalten stolzen Gesicht sah — „nimmermehr! tausendmal lieber mein Leben! Aber," fügte er nach einer kleinen Pause hinzu, „ich kenne Jemand, der auch lieber sterben, als sich demüthigen würde." — „Und wer wäre das?" — „Sie selbst, mein gnädiges Fräulein." . . . .

Die Gesellschaft endete tief in der Nacht. Papa ließ mich in unserer Equipage nach Hause fahren. Mutter versprach, am nächsten Tage — das war heute — meinen Besuch zu erwidern. Wirklich war sie am Vormittag bei mir. Sie war wiederum sehr gütig, sagte mir viel Schmeichelhaftes über mein Benehmen gestern Abend und daß sie (ebenso wie der Vater) dringend wünsche, mich wieder bei sich zu Hause zu haben. Indessen solle es ganz bei mir stehen, ob ich überhaupt, und wann ich zurückkommen wollte. „Du hast nicht ganz Deinen freien Willen gehabt, als Du gingst," sagte sie; „so will ich wenigstens die Beruhigung haben, daß Dein Kommen ganz freiwillig ist."

„Und Vetter Felix?" — „Er reist in einigen Tagen nach Italien. Es versteht sich von selbst, daß ich Dir nicht zumuthe, mit ihm zusammen in unserm Hause zu sein."

„In der That, wenn meine Mutter es nicht redlich mit mir meint, so hat sie zum mindesten den rechten Weg zu meinem Herzen getroffen. Ich bin halb und halb entschlossen, zu thun, wie sie und der Vater wünschen." . . . .

Das junge Mädchen hatte, wie es zu geschehen pflegt, während sie schrieb, alle die Wandlungen ihres Herzens in den letzten Tagen,

die sie zu schildern versuchte, noch einmal durchgemacht. Das quälende Gefühl des Widerspruchs zwischen Liebe und Ehrgeiz, das Bedürfniß, über sich selbst klar zu werden, hatte ihr die Feder in die Hand gedrückt und sie hatte sich schließlich in eine Ruhe hineingeschrieben, von der sie zu Anfang des Briefes möglichst entfernt gewesen war.

Sie hatte sich, die Arme über dem Busen gekreuzt, in den Stuhl zurückgelehnt und starrte, in Träumen versunken, vor sich hin. Mechanisch horchte sie auf die Modulationen des Nachtwindes in den Pappeln vor dem Fenster, in die sich von Zeit zu Zeit der dumpfe Donner des an dem Ufer aufrauschenden Meeres mischte. Diese Musik rief mit den Erinnerungen frühester Kindheit ganz andere Empfindungen wach, als die, in welche sie sich zuletzt hineingeschrieben. Da plötzlich fuhr sie zusammen und lauschte athemlos nach dem Fenster. Durch die klagenden Laute des Windes ertönte der Gesang einer weichen, tiefen Stimme. Zuerst glaubte sie, die Phantasie habe ihr einen Streich gespielt; aber als sie deutlicher zuhörte, vernahm sie auch die Worte. Die Stimme sang:

Dein Angesicht so lieb und schön,
Ich hab' es jüngst im Traum geseh'n.
Es war so mild, so engelgleich,
Und doch so bleich, so schmerzensbleich.
Und nur die Lippen, die sind roth,
Bald aber küßt sie bleich der Tod . . .

Dann rauschte der Wind wieder lauter auf, und die Stimme verwehte; dann klang es wieder deutlich herauf:

Und nur die Lippen, die sind roth,
Bald aber küßt sie bleich der Tod . . .

Helene bebte an allen Gliedern. Sie wußte, daß der Sänger nicht bis in das hochgelegene Zimmer sehen konnte; aber ihr war, als ob seine Augen — die blauen träumerischen Augen — auf ihr ruhten. Sie wagte nicht, sich zu rühren, sie wagte kaum zu athmen. Noch einmal, aber schon ferner, kaum noch vernehmlich, sang es:

Und nur die Lippen, die sind roth,
Bald aber küßt sie bleich der Tod . . .

Helene dachte des Bildes im Traum, des blassen Gekreuzigten, der so wehmuthvoll sein Haupt schüttelte, als der Priester über sie den Segen sprach; und sie dachte an den Dolch, der bis zum goldenen Griff ihm in die Seite gestoßen war, und an die Blutstropfen, die lang und langsam herunterfielen, und sie drückte schaudernd ihr Antlitz in beide Hände.

Fünftes Capitel.

Albert Timm hatte von dem Augenblick an, wo ihm in dem Grenwitzer Archiv der Zufall das bewußte, mit einem rothseidenen Bändchen zusammengebundene Packet vergilbter Briefe in die Hände spielte, nicht geruht, bis er, soweit es eben möglich war, alle Fäden des Geheimnisses, an das er so unversehens gerührt, aufgefunden und zu einem tüchtigen Gewebe geschürzt hatte. Die Arbeit war keine leichte gewesen. Er hatte seine ganze Schlauheit, seine ganze Spürkraft aufbieten müssen und schließlich, als in der Zusammenkunft mit der Baronin und Felix der entscheidende Moment kam, seine ganze Kaltblütigkeit und Kühnheit. Aber das Wagstück war geglückt. Das gefangene Hochwild zappelte in dem Netze und der treffliche Jäger hatte — welcher Weidmann könnte es ihm verdenken! — seine helle Freude daran. Nun ade Mühe und Noth! willkommen herzliebe Bärenhaut, auf der es sich nach gethaner Arbeit so süß ruht! Vierhundert Thaler monatlich ein volles rundes Jahr hindurch und dann „nach so vielen Leiden“ ein paar tausend Thaler extra — Albert Timm wäre keine genügsame Rothhaut gewesen, wenn er es unter solchen Umständen nicht nicht mit unbedingtem Vertrauen dem großen Geiste überlassen haben sollte, fürderhin für sein rothes Kind gnädiglich zu sorgen!

Indessen Albert Timm war trotz aller seiner Genügsamkeit ein zu guter Weidmann, um die alte Regel, daß man alle Zeit „zwei Stränge für den Bogen“ haben muß, nicht zu kennen. Albert Timm

hatte einen zweiten Strang für seinen Bogen und die Geschichte, wie er sich diesen Strang nach allen Regeln der Kunst aus harmlosen Schaffaiten zusammengedreht hatte, war so possierlich, daß sich der Künstler, so oft er daran dachte, eines humoristischen Lächelns nicht erwehren konnte. Oder war es vielleicht nicht possierlich, daß eben der Mann, dem die Beute eigentlich zukam, nicht nur keine Ahnung davon hatte, sondern noch überdies in seiner gutmüthigen Dummheit der Busenfreund des gewandten Wilddiebs geworden war? nicht possierlich, daß Albert Timm, als er eben (mit den ersten sauer erworbenen vierhundert Thalern in der Tasche) in dem Rathskeller von Grünwald auf sein eigenes Wohl und den glücklichen Ausgang der Jagd trank, dem lupus in fabula, Herrn Oswald Stein, begegnen mußte und ihn mit eben demselben Gelde, um welches er ihn verrieth, in Austern und Champagner tractiren konnte? Wer das nicht außerordentlich lustig (oder witzig, wie Albert Timm sagte) fand, hatte ohne Zweifel keinen Sinn für die komischen Constellationen, welche der Zufall im Kaleidoskop des Lebens von Zeit zu Zeit zusammen schüttelt.

Einmal dieser Komik zu Liebe und dann auch wegen des „zweiten Stranges“ war Albert Timm seinem alten Bekannten von Grenwitz her mit offenen Armen entgegengekommen und hatte sogar die Schelmerei so weit getrieben, Brüderschaft mit dem armen Gefoppten zu trinken. Er calculirte nämlich so: „Auf alle Fälle ist es gar keine schlechte Speculation, der Intimus dieses enterbten Ritters zu sein. Halten Grenwitzens ihr Wort und zahlen pünktlich — nun gut: so ist es ein schöner Zug von Gutmüthigkeit Deinerseits, wenn Du dem Ritter etwas von dem Ueberfluß, den er selbst unwissentlich Dir verschafft hat, abgiebst; will Anna Marie (Felix glaubte er sicher zu sein) den Contract brechen oder tritt ein anderer unvorhergesehener Zufall ein, der Dich Deines Versprechens entbindet — noch besser: so hast Du durch Deine uneigennützige Freundschaft mit dem Ritter (für dessen Recht Du dann kühn in die Schranken trittst) die vollgiltigsten Ansprüche auf seine klingendste Dankbarkeit.

So oder ungefähr so hatte die erste flüchtige Skizze des Plans ausgesehen, den Albert an jenem Abend im Rathskeller entwarf.

Seitdem hatte er seine müßigen Augenblicke (und er hatte deren jetzt reichlich) dazu angewandt, die Skizze sorgfältig auszuarbeiten, und der neue Entwurf hatte ihm so gefallen, daß er schon überlegte, ob es nicht, Alles in Allem, gerathener sei, die legitime, jetzt regierende Familie zu stürzen und Oswald als Prätendenten auszurufen. Indessen mit der Thür in's Haus fallen, ist nicht Indianerart und das trübe Wasser fortgießen, bevor man reines hat, Sache eines Thoren. Albert fand bei reiflicher Ueberlegung, daß Oswald für die Rolle, die er ihm zugedacht hatte, noch gar nicht reif sei. Oswald war ein Schwärmer; Schwärmer haben alle möglichen tollen Ideen im Kopf, zum Exempel: „Eigenthum sei Diebstahl," oder: „Die wahren Bettler seien die wahren Könige;" und so weiter. Konnte ihm eine dieser tollen Ideen nicht just in dem Augenblicke kommen, wo es galt, mit kecker Hand zuzugreifen? Freilich, Oswald hatte sich, seitdem er ihn zuletzt gesehen, sehr wesentlich verändert. Er schien die träumerische Sentimentalität abgethan zu haben und von einer wühlenden Unruhe, die sich bald in ausgelassener, ja wilder Lustigkeit, bald in höhnisch bitterer Satyre Luft machte, erfüllt zu sein. Indessen — wer kann in problematischen Naturen je klar sehen? — war doch vielleicht ein Bodensatz von der alten Ideologie geblieben und der mußte erst gründlich ausgetrieben werden. Dem aus seiner Zelle entsprungenen Faust mußte man die Umkehr unmöglich machen; man mußte ihm den Geschmack am leichten Leben ein für allemal beibringen, und wie hätte er in dieser edlen Kunst einen bessern Lehrmeister finden können, als den Großmeister aller lustigen Gesellen, den unverwüstlichen Albert Timm, dessen Anblick schon eine lachende Persiflage auf alle Kopfhängerei war? Und dann war noch ein Irrlicht, mit welchem man den im Irrgarten seiner Leidenschaften taumelnden Ritter tiefer, unrettbar tief in den Sumpf locken konnte. Dieses Irrlicht war die Liebe, die Liebe zu einer gewissen vornehmen, reichen Dame, um deretshalben allein es sich schon verlohnte, vom rechten Wege abzubiegen, eine Liebe, die der Ritter dem Freunde mittlerweile offen gestanden hatte und die der Freund auf eine Weise schürte, die dem gewandtesten Marinelli zur Ehre gereicht haben würde. Hatte man den Ritter endlich so weit gelockt, daß eine Umkehr nicht mehr möglich war, ihn

so lange im Kreise herumgedreht, daß er nicht mehr wußte, wo ihm der Kopf stand, dann war der Augenblick gekommen, wo man an ihn herantreten und sagen konnte: Werthgeschätzter, was gebt Ihr Eurem Pylades, wenn er Euch alle die Herrlichkeiten, die bis jetzt für Euch nichts weiter waren, als die Bilder eines wollüstigen Traumes, in allergreifbarster Wirklichkeit verschafft? . . .

Leider bedurfte es bei Oswald kaum noch so vieler Mühe. Er war in dieser Zeit haltloser und unglücklicher, als er es je gewesen. Bergers Lehre von der damaligen Verachtung war ein böser Same, der bei ihm auf einen nur zu fruchtbaren Boden gefallen war. Und seit Oswald sich von Melitta verrathen glaubte, um mit größerer Leichtigkeit an ihr zum Verräther werden zu können, hatte er den besten Theil seiner Selbstachtung unwiderbringlich eingebüßt. Es half ihm nicht, daß er bei dem Bruch seines Verhältnisses zu Melitta alle Schuld auf sie wälzte, daß er sie eine herzlose Kokette nannte, die ihn auf die schmählichste Weise betrogen habe, und jetzt in den Armen ihres Buhlen über das arme (wer weiß, wie vielte?) Opfer lache. Immer wieder raunte ihm eine Stimme, die nicht zum Schweigen zu bringen war, zu: Du lügst, Du lügst! ein Weib, das so tiefe, liebevolle Augen hat, ist nicht herzlos; ein Weib, das solcher Liebe fähig ist, ist keine Kokette; ein Weib, das so edel fühlt und denkt, verräth den Mann nicht, von dem sie weiß, daß sie sein Glück und seine Seligkeit ausmacht.

Und selbst seine Liebe zu Helene war nur noch ein schwacher Abglanz jener himmlisch reinen Flamme, die während seiner Liebe zu Melitta sein Herz, wie der Mond die Nacht, erhellt hatte. Es war in dieser Liebe viel von dem düster lodernden Feuer einer gierigen, verzehrenden Leidenschaft, einer Leidenschaft, die keine heilige Scheu vor ihrem Gegenstande kennt.

Zu dem Allem kam, daß er sich in seiner Stellung grenzenlos unbehaglich fühlte. Seine Thätigkeit am Gymnasium widerte ihn an, nachdem er kaum damit begonnen hatte. Die Tugenden, die der so unendlich schwierige Beruf eines Lehrers erfordert: Fleiß, Ausdauer, Geduld, Entsagung, hatte er in seinem Leben wenig geübt. Schon die dumpfe Luft einer Schulstube und der Lärm einer ausgelassenen

Knabenschaar waren eine Qual für seine überreizten Nerven. Und nun die Herren Collegen: dieser von verwaschener Humanität überfließende Director Clemens; dieser stocksteife, hölzerne Professor Snellius; dieser bei so wenig Witz so äußerst behagliche Doctor Kübel; diese gelehrten Löwen Wimmer und Breitfuß. Gulliver, als er auf seinen berühmten Reisen den menschenähnlichen, und eben wegen ihrer Menschenähnlichkeit so gräulichen Yahoo's begegnete, konnte gegen sie keinen größeren Widerwillen empfinden, als Oswald gegen diese Schaar, mit der in tagtägliche genaue Berührung zu kommen, seine Stellung ihn zwang. Und diese Yahoo's waren noch dazu äußerst zuvorkommend und zuthunlich; schienen gar keine Ahnung ihrer Häßlichkeit zu haben; überhäuften den Ankömmling mit allen möglichen Liebenswürdigkeiten; luden ihn unablässig zu Kegelabenden, Whistpartien, ästhetischen Thee's und dramatischen Lesekränzchen ein! schienen sich an seine reservirte Haltung, an seine zurückweisende Kälte gar nicht zu kehren — im Gegentheil, das Alles nur für die Unbehülflichkeit eines jungen Mannes zu halten, der sich noch nicht eben viel in guter Gesellschaft bewegt hat, und nothwendig aufgemuntert werden muß. Auch die Damen mußten von dieser Idee ganz erfüllt sein, besonders Frau Director Clemens, die offen erklärte, sie wolle den scheuen jungen Menscheu, der so allein in der Welt stehe, ein wenig unter ihre mütterlichen Flügel nehmen, und bereits angefangen hatte, diese Drohung in Ausführung zu bringen. „Ich mag Sie gern, lieber Stein," sagte die energische Dame; „Sie haben sich durch Ihren „Hauptmann" einen Platz in unserm Lesekränzchen und in meinem Herzen erobert. Ich halte es für meine Pflicht, unsere jüngeren Collegen heranzubilden. Die wahre Humanität lernt sich nur im Umgange mit gebildeten Frauen. Denn wie sagt der Dichter: „Willst Du wissen, was sich schickt, so frage nur bei edlen Frauen an." Sehen Sie unsern Collegen Wimmer! Gott, was war das für ein schüchterner, unbeholfener Mensch, als er vor zwei Jahren von Halle hierher kam und was für einen charmanten jungen Mann hab' ich seitdem aus ihm gemacht! Na, mit Gottes Hülfe wird's mir mit Ihnen nicht schlechter gelingen."

Oswald übersah natürlich die wirkliche Gutherzigkeit, die diesen

und ähnlichen Ergüssen zu Grunde lag und hielt sich nur an die lächerliche Form, die er mit Timm, den er regelmäßig nach den überstandenen Leiden aufsuchte, schonungslos verspottete.

Aber es gab in Grünwald, außer der Directrice des dramatischen Kränzchen, noch eine andere Dame, welche ältere und bessere Rechte auf die Humanisirung des jungen Wildfangs zu haben glaubte und ihrer Rivalin die Rolle, welche dieselbe sich angemaßt hatte, um so weniger gönnte, als sie von ihr noch anderweitig in ihren heiligsten Gefühlen auf das tödtlichste beleidigt war.

Diese Dame war die Dichterin der Kornblumen.

Primula zitterte noch immer, so oft sie an den schrecklichen Abend dachte, wo man sie hatte zwingen wollen, der Mörder eines großen Feldherrn und Helden zu werden, und ihr einziger Trost war, daß sie die ihr zugemuthete schmähliche Rolle kaum angefangen, geschweige denn zu Ende gelesen. Aber wie dem auch war, ihr Haß und ihre Verachtung gegen die Menschen, welche sie so unwürdig behandelt hatten, blieben sich gleich. Sie erklärte, daß der plötzliche unvermuthete Anblick der Director Clemens für sie (Primula) von den allergefährlichsten Folgen sein könne. Ja, sie trieb in den ersten Tagen nach dem Ereigniß die Vorsicht so weit, so oft sie ausging, ihren Gatten oder ihr Mädchen zwanzig bis dreißig Schrit vor sich hergehen zu lassen, um rechtzeitig von der etwaigen Annäherung des „Gorgonenhauptes" avertirt zu werden: und obgleich sich allerdings nach kurzer Zeit diese krankhafte Reizbarkeit einigermaßen legte, so versetzte doch noch immer das bloße Aussprechenhören von dem Namen der Uebelthäterin sie in eine nervöse Stimmung.

Indessen ein so gleichsam passiver Widerstand gegen eine Nebenbuhlerin genügte dem unternehmenden Geiste Primula's nicht. Die Feindin, und nicht blos sie, sondern ihre ganze Sippe und ihr ganzer Anhang, durften nicht blos stillschweigend verachtet, sondern mußten positiv gedemüthigt werden. In's Herz mußte man sie treffen, oder, wie die Dichterin in mänadischer Leidenschaft sich ausdrückte: „Der flammende Brand mußte ihnen auf den eigenen Herd geschleudert werden." Das konnte aber nur auf e i n e Weise geschehen, nur dadurch, daß man das dramatische Kränzchen in die Luft sprengte,

indem man ein anderes Kränzchen neben jenem errichtete, welches (unter Primula's Vorsitz) die ganze Intelligenz von Grünwald in sich vereinigte und das der Schulleute so verdunkelte, wie der Mond einen Fixstern letzter Größe. Einem solchen Kränzchen in Grünwald vorzustehen, war Primula's seligster Traum gewesen, als sie noch im sanften Schein der Abendröthe an der Seite des Fragmentisten durch die Felder von Faschwitz wandelte und sich, in holder Ahnung der Triumphe, die sie dereinst feiern würde, von blauen Cyanen einen Kranz für ihr blondes Haar wand. Diesen Traum glaubte sie der Erfüllung nahe, als sie, den Wallenstein in der Hand und die Rolle der Thekla Wort für Wort im Kopf, über die Schwelle des Empfangszimmers bei Director Clemens schritt. Mußte doch dieser Abend zu einem Triumphe für sie werden! stand es doch zu erwarten — oder richtiger gesagt — war es nicht selbstverständlich, daß, sobald sie (Primula) die ersten Verse gelesen, ein ungeheurer Beifallssturm ausbrechen, Alle sich erheben, die Männer ihre Schilder (oder Bücher) zusammenschlagen und Männer und Frauen wie aus einem Munde rufen würden:

Heil, dreimal Heil dem stolzen Licht,
Das jetzt in unser Dunkel bricht!
O, Sängerin mit hohem Sinn,
Sei Du nun unsre Königin!
O, sag' zu unsren Bitten: ja,
Du liederreiche Primula!

So lautete nämlich der Päan, den die Dichterin zum voraus auf das große Ereigniß gedichtet hatte.

Nun freilich war es sonnenklar, daß sie den falschen Weg zum Ziele eingeschlagen. Es fiel ihr wie Schuppen von den Augen. Was sollte sie, die sinnige Kornblumenkränzewinderin bei dem Kampfe tragischer Leidenschaften, die Dichterin der berühmten Oden an den Maulwurf, den sie am Wege fand, an den Maikäfer, der auf dem Rücken lag, in einem dramatischen Kränzchen? Ein lyrisches Kränzchen mußte es sein und ein solches lyrisches Kränzchen im offenen ausdrücklichen Gegensatz zu dem dramatischen Kränzchen der Director

Clemens zu gründen, war der große Gedanke (welcher, nach dem Ausdruck der Dichterin selbst) „wie ein mächtiger Frühlingssturm, lind und doch unwiderstehlich, tausend Keime weckend und doch alles Andre vor sich niederwerfend durch ihrer Seele tiefste Schluchten brauste.“ — Wer mochte solchem Anhauch der Begeisterung widerstehen? gewiß nicht der Fragmentist, der von einem gleichen Ehrgeize erfüllt und durch das Benehmen der Schulmänner in seiner Eitelkeit auf das empfindlichste beleidigt war. Er wurde der erste Schüler der Prophetin.

Aber eine Prophetin und ihr Schüler machen noch keine Gemeinde aus, und Mann und Frau, sie mögen so geistreich sein, wie sie wollen, sind, wenn sie des Abends an ihrem Theetisch sitzen, noch kein Kränzchen. Die erste Bedingung für das Zustandekommen eines solchen war daher, daß sich die Phrophetin und ihr Schüler auf die Menschenfischerei begaben, das heißt: Theilnehmer für ihr Kränzchen zu gewinnen suchten. Die Sache war nicht so leicht. Der Professor Jäger war in der Grünwalder Societät, die er als armer Student nur aus der Ferne gesehen hatte, verhältnißmäßig wenig orientirt. Seine Gemahlin dagegen kannte als Grünwalder Kind (siebente Tochter des Superintendenten Doctor Dunkelmann) freilich die Gesellschaft, aber die Gesellschaft, für die sie (ehe der Candidat Jäger um sie warb und sie dann als sein ehelich Gemahl unter das niedere Dach der Pfarre von Faschwitz führte) lange, lange Jahre durch ihre Ueberspanntheiten ein Gegenstand des Schreckens und des Spottes zugleich gewesen war, kannte sie auch; und obgleich die Prophetin schon seit mehreren Tagen vom Morgen bis zum Abend am Ufer saß und das Netz auswarf, hatten sich doch erst sehr wenige Fische fangen lassen. Das würde nun für die ehrgeizige Dichterin höchst schmerzlich gewesen sein, wenn unter den wenigen Gefangenen nicht auch ihr erklärter Liebling Oswald gewesen wäre.

Sein Benehmen an jenem Abend hatte ihm das Herz Primula's, von dem er schon ein großes Stück besaß, ganz gewonnen und auch bis zu einem gewissen Punkte das Herz des Fragmentisten. Beide hatten ihn dringend gebeten, die „Gastfreunde von Argos in den Ebenen des Skamander“ nicht zu vergessen und Oswald war in einer

Anwandlung von boshafter Neugier der Einladung gefolgt, hatte sich während des Besuches mit dem Professor und der Professorin in Sarkasmen gegen die Schulmänner und ihre Damen überboten und war zuletzt, als Primula ihren Kränzchenplan auf's Tapet brachte, mit dem größten Enthusiasmus darauf eingegangen. Er hatte versprochen, Herrn Geometer Albert Timm, der als geistreicher Kopf Jedermann in Grünwald bekannt war, für die Sache zu interessiren und die Dichterin hatte ihn für diesen glücklichen Gedanken vor den Augen ihres Gemahls umarmt.

Seit diesem Besuch war kein Tag verflossen, an welchem nicht ein poetisches Epistelchen von Primula an Oswald eingelaufen wäre, in welchem sie sich nach dem Fortgang seiner Bemühungen erkundigte — Epistelchen, die Oswald sorgfältig aufhob, um sie, natürlich ohne den Namen der Schreiberin zu nennen, am Abend im Rathskeller von Grünwald dem „Rattennest" — dies war der Name einer geschlossenen Gesellschaft, welche in dem genannten Lokal allabendlich ihre Sitzungen hielt, und zu der Oswald als außerordentliches Mitglied zu gehören die Ehre hatte — vorzulesen, wo diese Lectüre jedesmal ein homerisches Gelächter sämmtlicher vereinigten Ratten hervorrief.

Es war am Tage nach der Gesellschaft bei Grenwitzen's, als ihm abermals eine dieser auf rosa Papier geschriebenen Anfragen durch des Professors Diener Lebrecht überbracht wurde. Es mußte diesmal etwas Besonderes sein, denn Lebrecht (ein junger, blasser, verhungert aussehender Mensch von funfzehn Jahren, der bis noch vor wenigen Monaten Waisenknabe gewesen war) blieb an der Thür stehen und sagte mit seiner hohlen Waisenhausstimme: „Um Antwort wird gebeten", und auf dem Couverte selbst standen in der Ecke die Lettern: U. A. w. g. von einem Vergißmeinnichtkranz umschlungen. Der Brief war abermals ein poetischer und lautete:

An einen jungen Aar, der durch die Wolken flog.

Der junge stolze Aar,
Warum doch weilt er fern
In grauer Krähenschaar,
Er, meines Lebens Stern?

Hab' ich es doch so gern
Das braune Adlerhaar
Des hochgebornen Herrn
Mit blauem Augenpaar:

Weiß nicht, wie mir geschah!
O köstlicher Gewinn!
Als ich in's Aug' ihm sah,
War meine Ruhe hin.

Doch sternhoch ist sein Sinn,
Er schätzt nicht, was ihm nah,
Daß ich ihm gar nichts bin,
Ich weiß es, — Primula.

Oswald las die Verse zwei, dreimal durch, ohne zu begreifen, wie man auf solchen Unsinn eine Antwort verlangen oder geben könne, bis er ganz unten in der Ecke rechts ein mikroskopisches tournez s'il vous plaît entdeckte. Er wandte das Blatt um; auf der andern Seite stand: „Lieber O., ich muß mich ausnahmsweise einmal zur Prosa zwingen. Ich war gestern in einer hochadligen Gesellschaft, aus der ich Ihnen allerlei erzählen kann, wenn Sie es hören wollen. Heute Abend besucht mich eine Dame (aus eben der Gesellschaft), die sehr deutlich den Wunsch hat blicken lassen, mit Ihnen bei mir zusammenzutreffen, und die Ihnen etwas mitzutheilen hat, was vielleicht für Ihre Zukunft entscheidend wird. Allerdings sollte es mich innig schmerzen, wenn ich Sie verlöre; aber meine Freundschaft für den jungen Adler (s. p. 1) ist so rein, wie das Element, das er mit seinen mächtigen Flügeln peitscht. Wollen Sie um sieben Uhr sein bei Ihrer Dienerin Primula."

Ein freudiger Schrecken überfiel Oswald. Wer anders konnte die junge Dame sein als Helene? Freilich der Schritt war kühn; aber was wagt die Liebe nicht? — Er warf mit fliegender Feder ein paar Zeilen auf's Papier und gab sie Lebrecht mit der ernsten Mahnung, das Briefchen gar nicht zu verlieren — eine Mahnung, die durch das äußerst stupide Aussehen des gewesenen Waisenknaben einigermaßen gerechtfertigt schien.

Die Stunden, die er noch bis zum Abend hinzubringen hatte,

schienen ihm zu schleichen. Dazu wollte das Unglück, daß er gerade an diesem Nachmittage zwei Lectionen geben mußte in einer höheren Klasse, deren Schüler er durch sein ungleichmäßiges Benehmen gegen sich aufgebracht hatte. Sie ließen es heute, wo ihr junger Lehrer launischer schien als je, nicht an Neckereien und Widerspänstigkeiten aller Art fehlen, und Oswald ließ sich dadurch zu einer leidenschaftlichen Heftigkeit hinreißen, die zwar die Ruhe in der Klasse sofort wieder herstellte, über die er sich aber mehr ärgerte, als über alles Andere.

Mißmuth und Zorn im Herzen verließ er das Gymnasium. Nicht weit davon begegnete ihm Franz. Keine Begegnung konnte ihm in diesem Augenblick ungelegener sein. Er hatte die Freundschaft dieses trefflichen Menschen sehr wenig cultivirt, kaum daß er ein oder das andere Mal (und meistens nicht in der Absicht, Franz zu treffen) bei Robrans gewesen war. Er wußte, daß er sich durch dies Benehmen gegen einen Mann, dem er so viel verdankte, einer häßlichen Undankbarkeit schuldig machte; aber lieber das, als das peinliche Gefühl der Demüthigung, welches er jedesmal empfand, so oft der prüfende Blick des Freundes auf ihm ruhte.

„Wie geht's, Oswald?" sagte Franz, von der andern Seite der Straße herüberkommend und ihm herzlich die Hand schüttelnd. „Sie müssen verteufelt viel zu thun haben, daß Sie sich gar so selten sehen lassen."

„Nicht eben viel;" erwiderte Oswald; „aber das Wenige, was ich zu thun habe, ist desto unangenehmer."

„Wie so?"

„Diese Schule! eine einzige Stunde in der schnöden Tretmühle verdirbt mir die Laune für die übrigen dreiundzwanzig des Tages. Lieber Straßenkehrer, als Schulmeister."

„Ich wußte es zum voraus, daß Ihnen das Ding anfänglich nicht behagen würde," sagte Franz mit seinem freundlichen warmen Lächeln; „aber, Oswald, Sie wissen ja: es nimmt ein Kind der Mutter Brust — und so weiter; und dann, bedenken Sie doch: Entsagung, Opferfreudigkeit erfordert jeder Beruf und wäre es der — eines Straßenkehrers. Adieu, Oswald; ich muß in dies Haus hinein. Kommen Sie recht bald einmal zu uns; ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen."

Damit ging Franz in das von ihm bezeichnete Haus; Oswald setzte seinen Weg fort.

„Entsagung, Opferfreudigkeit,“ murmelte er; „das klingt sehr schön von den Lippen Jemandes, der sich in seinem Beruf behaglich fühlt. Es ist doch nichts widerwärtiger, als ewig mit solchen allgemeinen Phrasen geschulmeistert zu werden, die auf die Situation, in der wir uns befinden, passen, wie die Faust auf's Auge. Timm hat wirklich recht: Franz ist ein langweiliger Pedant.“

Unwillkürlich lenkte er seine Schritte nach der Wohnung seines Pylades. Albert wohnte im Schatten der Brigittenkirche, in dem Hause des Küsters Tobias Gutherz, eines Mannes, der in dem Geruch ganz besonderer Heiligkeit stand, so daß Niemand recht begreifen konnte, weshalb der höchst unheilige Miether gerade diesen Miethsherrn gewählt hatte, und noch weniger, wie sich Beide schon seit langen Jahren so gut vertragen konnten.

Albert war zu Hause. Er lag auf seinem Sopha und las. Der Duft einer feinen Havannah erfüllte das Gemach, welches in seiner grenzenlosen Unordnung ein ausnehmend passender Rahmen für den jungen Wüstling war.

„Ah, sieh' da, Pompei, meorum prime sodalium,“ sagte er, bei Oswalds Eintreten das Buch auf die Erde schleudernd und sich aufrichtend; „ich dachte so eben an Dich, ob Dir wohl der Horaz, wenn Du ihn Deinen Buben vom Katheder herab interpretirst, ein so vergnügtes Gesicht schneidet, wie mir, wenn ich ihn hier bei einer echten Havannah auf dem Sopha lese. Ist das ein famoser Bengel! ich denke mir ihn immer als einen kleinen Kerl mit etwas kahlem Kopf, einer Andeutung von einem Bäuchelchen, lebhaften schwarzen Augen und üppigen kußgewohnten Lippen, der, die Hände auf dem Rücken, durch die Straßen Roms schlendert, links nach einer hübschen Dirne schielt, rechts eine malitiöse Bemerkung über einen Spießbürger macht und dessen ganze Moral sich in die Worte zusammenfaßt: Vivat Falerner und schöne Mädchen, ohne sie leben, lohnt nicht der Müh'. Habe ich recht?“

„Ich glaube wohl.“

„O Himmel, diese Grabesstimme! Was ist denn nun wieder los? Hast Du einen Wechsel zu bezahlen?“

„Diese verdammte Schule!“

„Ist's weiter nichts? Schick' sie zum Teufel, der sie erfunden hat.“

„Mais il faut vivre, wie der Schneider zu Herrn von Talleyrand sagte.“

„Je n'en vois pas la nécessité, wie Herr von Talleyrand antwortete, zum wenigsten nicht die nécessité, so zu leben.“

„Wie denn anders? ich habe noch etwa dreihundert Thaler; wenn ich damit au bout bin, und das dürfte bald sein, muß ich arbeiten, oder mir eine Kugel durch den Kopf jagen.“

„Daß Du ein Narr wärst! Ein Kerl, wie Du, der tausend Mittel und Wege hat, fortune zu machen!

„Zum Exempel?“

„Zum Exempel, wenn er die kleine Grenwitz heirathet, die, meiner Meinung nach, nichts eifriger wünscht.“

„Das ist leichter gesagt, als gethan.“

„Vielleicht doch nicht, wenn man den rechten Weg einschlägt.“

„Und der wäre?“

„Mache, daß man Dir das Mädchen geben muß, man mag wollen oder nicht.“

„Was ist mit diesem Räthselwort gemeint?“

„Du bist heute merkwürdig schwer von Begriffen.“

Albert legte sich in die Sophaecke zurück und blies (eine Lieblingsbeschäftigung von ihm) blaue Ringe in die Luft; Oswald brütete düster vor sich hin. Er überlegte, ob er Timm wohl das Geheimniß des Rendez-vous, zu dem er heute Abend eingeladen war, mittheilen könnte. Endlich kam, fast gegen seinen Willen, heraus:

„Ich habe heute einen curiosen Brief von Primula empfangen; ich möchte wohl wissen, ob Du besser daraus klug werden kannst, als ich.“

„Laß hören,“ erwiderte Albert, in die Bewunderung eines prachtvollen Ringes, den er so eben zu Stande gebracht hatte, verloren.

Oswald las die Ode an den jungen Aar und das mysteriöse Postscript. Albert sprang vom Sopha in die Höhe.

„Kerl, Du bist der wahre Hans im Glücke!“ rief er; „die Sache ist ja sonnenklar. Die junge Dame kann Niemand anders sein, als die kleine Grenwitz. Das Mädchen ist wahrhaftig zehnmal gescheiter und muthiger, als ihr jüngferlicher Galan, der die edle Kunst, die Gelegenheit beim Schopf zu ergreifen, so wenig versteht. Im Ernst, Oswald, die Karten liegen jetzt so gut, wie Du sie Dir nicht besser wünschen kannst. Freilich mit der Eroberung der Festung wird's nicht so schnell gehen. Die Jägerin hat offenbar mehr geschwatzt, als sie sollte; aber gleichviel: in den Laufgräben bist Du, und wenn Du nicht weiter kommst, so ist es Deine Schuld. Wann sollst Du bei Primula sein?“

„Um sieben.“

„Jetzt ist es fünf; wir haben noch zwei Stunden Zeit. Komm! wir müssen den Operationsplan reiflich bei einem Glase guten Stoffs überlegen. Karl der Kahle hat einen herrlichen Markobrunner, und aus diesem Brunnen sollst Du zuvor trinken, daß Deine Unternehmung Mark und Nachdruck hat und keine Spur von des Gedankens kränklicher Blässe. Komm!“

Sechstes Capitel.

Primula saß in ihrem Studirzimmer an einem mit neuen Büchern, Journalen und Papieren bedeckten Tische. Nach dem Empfangszimmer, das gleichfalls erleuchtet war, stand die Thür offen. Sie hatte soeben ein längeres Gedicht beendigt, das noch heute Abend an die Redaction eines belletristischen Journals geschickt werden mußte, in dessen Briefkasten schon dreimal, unter der Chiffre „P. B. in Gr.“ die Notiz gestanden hatte: „Hochverehrte Frau! wir harren sehnlichst auf das versprochene Manuscript.“ — Da lag es nun, das versprochene Manuscript! geschrieben mit dem Herzblut der Dichterin! Eben war das letzte Pünktchen über das letzte i gemacht und schon sollte es hinaus in die weite, liebeleere Welt, bevor noch er, der sie

zu all' diesen glühenden Strophen begeisterte, eine Zeile davon gehört hatte. — Wenn er nur so früh käme, daß sie ihm wenigstens doch ein paar Verse vorlesen könnte, ehe die junge Frau von Cloten anlangte, in deren Beisein es natürlich nicht möglich war!

Da, horch! war das nicht die Klingel an der Hausthür? Die Hausthür wird geöffnet . . . eine tiefe männliche Stimme . . . er ist's! er ist's! Dank ihr gütigen Götter!

Primula erröthete, warf einen Blick in den Spiegel, der über ihrem Arbeitstische hing und strich sich die blonden Locken aus dem erröthenden Gesicht, ergriff eine Feder und fing an (ohne Tinte darin zu haben) mit nervöser Heftigkeit auf einem weißen Blatt Papier zu kritzeln.

„Störe ich, verehrte Frau?“ fragte bald darauf die tiefe Stimme neben ihr.

„Ah, mein Gott!“ rief die Dichterin, die Feder aus der Hand werfend; „Sie sind's, Oswald! Hatte ich Sie doch gar nicht kommen hören!“

„Sie waren so freundlich, verehrte Frau, mich in dem reizendsten Briefchen, das ich je gelesen —“

„Sie Schmeichler! Wenn Sie die einfachen Verse von heute Morgen so loben, was werden Sie dann zu diesen sagen, die ich heute Abend das Herz voll von Ihnen, mit glühender Stirn und pochendem Herzen geschrieben habe. Ich muß Ihnen wenigstens den Anfang vorlesen. Sie kommt vielleicht sobald noch nicht, vielleicht gar nicht.“

„Aber wer ist es denn?“

„Bitte, bitte, nehmen Sie Platz. In einer halben Stunde muß es auf die Post. Hören Sie! Was sagen Sie zu diesen originellen Alexandrinern, die mich eines Freiligrath nicht unwürdig dünken. Die Ueberschrift lautet: „Der Löwe am Cap.“

Wenn die glühe Sonnenscheibe sank dem Hottentottenkrale,
Wenn die Nacht herniederthauet, die gespenstisch blasse, fahle,
Wenn am Horizontessaume sich erhebt des Mondes Schale,
Dann an der Lagune Rande brüllt es laut mit einem Male.

Der einmal entfesselte kastalische Quell war nicht mehr zu hemmen. Oswald mußte sich in sein hartes Schicksal ergeben und eine wahre Sündfluth kläglicher Verse über sich hinströmen lassen. Plötzlich ertönte die Hausglocke. Der Ton schien für die Dichterin nur ein Signal zu sein, mit doppelter und dreifacher Geschwindigkeit zu lesen, wobei sie ihrem Hörer, gleichsam um ihn am Entfliehen zu hindern die Hand auf den Arm legte. Noch fehlten vielleicht nur noch dreißig Strophen, da rauschte in dem Nebenzimmer ein seidenes Gewand und in der offenen Thür, die nach dem Empfangszimmer führte, stand plötzlich die graciöse Gestalt Emiliens von Cloten.

„Ich störe doch nicht, liebe Frau Professor?" fragte die junge Dame, mit einem halb scheuen, halb kecken Blick auf Oswald; „sonst gehe ich sogleich wieder."

„O nein, nein," erwiderte Primula in einem wehmüthigen Ton, das Manuscript auf den Tisch legend und sich erhebend; „durchaus nicht! Ich las nur eben meinem jungen Freunde Stein ein paar Verse aus einem Gedicht — o Gott, es ist bereits halb acht, das Packet muß vor acht auf der Post sein. Liebe Frau von Cloten, bester Stein, entschuldigen Sie mich für den hundertsten Theil eines Augenblicks. Verweilen Sie so lange in dem Salon; sobald ich das Packet expedirt habe, bin ich bei Ihnen."

Damit schob die aufgeregte Dichterin ihre Gäste ohne viele Umstände in das Nebenzimmer, indem sie dabei Oswald zuflüsterte: „Jammer, nur von einer Dichterseele zu fassen! Die letzten Verse sind gerade die schönsten!"

Sie ließ die Portiere fallen, sei es, um ungestört zu sein, sei es, um nicht zu stören; und Oswald und Emilie standen einander gegenüber, Oswald sprachlos vor Erstaunen über die so seltsame und unerwartete Auflösung des Räthsels, und Emilie ebenfalls trotz ihrer Gewandtheit und Keckheit für einen Moment stumm und rathlos. Aber auch nur für einen Moment. Schon im nächsten hob sie die gesenkten Wimpern, lachte Oswald schelmisch aus ihren großen grauen Augen an und sagte rasch und im Flüsterton:

„Sie glauben doch nicht, daß es ein Zufall ist, der uns hier zusammenführt?"

„Ich weiß nicht, was ich glauben soll,“ antwortete Oswald, unwillkürlich denselben raschen und heimlichen Ton anschlagend.

„So hat Ihnen die Professorin noch nichts mitgetheilt?“

„Was?“

„Ich habe ihr weiß gemacht: ich hätte den Auftrag, Sie zu fragen, ob Sie in einer mir befreundeten Familie eine Stelle annehmen wollten. Natürlich ist kein Wort davon wahr. Mich führt nichts hierher, als —“

Ein Blick der glänzenden Augen und ein Zucken des reizenden Mundes füllten die Pause, welche die junge Dame in ihrer Rede machte, sehr beredt aus. Oswald vermochte noch immer nicht, sich in die eigenthümliche Situation zu finden. Er hatte Helene erwartet, er fand Emilie, — Emilie, deren lieblich kokette Erscheinung ihn so wunderbar an einige der reizendsten und zugleich peinlichsten Scenen in dem wirren Drama seines Lebens mahnte, Emilie, der gegenüber er sich von vornherein zu einer entsagungsvollen Rolle verurtheilt hatte, aus welcher der Uebergang in die eines Liebhabers nicht eben leicht war. Er hatte das sehr bestimmte Gefühl, daß er der jungen Dame irgend etwas, es sei was es sei, antworten müsse; aber, von den verschiedensten Empfindungen auf einmal bestürmt, suchte er vergeblich nach Worten.

„Weshalb sind Sie nicht zu uns gekommen, wie Sie neulich versprachen?“ fuhr Emilie, durch diese Schweigsamkeit ihres Ritters einigermaßen entmuthigt, in dem Tone eines verzogenen Kindes fort, dem ein hübsches Spielzeug vorenthalten wird und das deshalb große Lust hat, in Thränen auszubrechen; „ist es recht, die Bitte — die unschuldige Bitte einer Dame nicht zu erfüllen, und sie dadurch zu einem Schritt zu zwingen, den sie kaum vor sich selbst, geschweige denn vor dem Urtheil der Welt verantworten kann?“

Oswald trat unwillkürlich einen Schritt zurück und erwiderte in halb ernstem, halb spöttischem Ton: „Es scheint, gnädige Frau, daß es mein Schicksal ist, Ihnen stets durch meinen plebejischen Mangel an ritterlicher Galanterie beschwerlich zu fallen.“

Aber er hatte es kaum gesagt, als er es gern wieder zurückgenommen hätte. Emiliens liebreizendes Gesicht, das bis dahin im

rosigsten Lächeln gestrahlt hatte, wurde leichenblaß. Ihre großen Augen wurden noch größer und starr, wie die Augen Jemandes, der einen heftigen physischen oder psychischen Schmerz zu erdulden hat; um ihre bleichen Lippen zuckte es krampfhaft, als ob sie etwas sagen wolle, und doch nicht die Kraft dazu finden könne. Ihre Glieder zitterten, sie griff nach der Lehne eines Stuhls, der in ihrer Nähe stand.

So tief hatte der Pfeil nicht verwunden sollen. Oswald schämte sich seiner Grausamkeit, um so mehr, als es ihm mit der catonischen Strenge, die er herausgekehrt hatte, so gar ernst nicht war. Er trat lebhaft auf Emilien zu; er ergriff ihre Hand, die er fest hielt, obgleich sie schwache Anstrengungen machte, ihm dieselbe wieder zu entziehen; er beschwor sie in leidenschaftlichen Worten, ihm zu verzeihen: er bereue, was er gesagt habe; — sein Herz sei krank, sein Kopf verwirrt, sein Mund spreche oft, wovon sein Kopf und sein Herz nichts wüßten. — Sie solle ihm Gelegenheit geben, zu sich selbst zu kommen, sich vor sich selbst und vor ihr zu rechtfertigen."

Emiliens Schmerz schien durch diese Worte und vielleicht mehr noch durch den innigen Ton, in welchem sie gesprochen wurden, einigermaßen gelindert zu werden. Sie hatte sich auf den Stuhl gesetzt, auf dessen Lehne ihre kleine Hand vorher gezittert hatte; ihre Thränen begannen reichlich zu fließen, sie duldete es, daß Oswald, der sich über sie beugte, diese Hand mit Küssen bedeckte, während er nur noch in leisen Worten, die mit jedem Augenblick leidenschaftlicher und zärtlicher wurden, ihre Verzeihung für seinen Wahnsinn — wie er es nannte — erflehte. Ihr Weinen wurde sanfter, wie eines kleinen Mädchens Weinen, dem die Puppe, die ihr verweigert wurde, nun endlich doch unter Küssen und Liebkosungen in die Arme gelegt wird. Beide, Oswald sowohl wie Emilie, schienen ganz vergessen zu haben, daß sie sich in einem fremden Hause befanden, wo jeder nächste Augenblick ihnen eine beschämende Verlegenheit bereiten konnte, und sie durften von Glück sagen, daß ein ebenso unerwarteter wie lächerlicher Zufall ihnen die Besinnung wieder gab, die sie in der berauschenden Süßigkeit des ersten Reigens von Herzen zu Herzen verloren hatten.

Plötzlich ertönte nämlich aus dem inneren Gemach ein so gellender Schrei, daß Oswald und Emilie entsetzt in die Höhe fuhren und

von dem einen Gedanken, die Dichterin stehe von oben bis unten in hellen Flammen, getrieben, in ihr Zimmer stürzten. Der erste Blick, als sie die Portiere auseinanderschlugen, belehrte sie nun freilich, daß die Dichterin nicht in Lebensgefahr sei, und als sie näher eilten, sahen sie denn auch, was geschehen war. Primula hatte, verloren in der Bewunderung einer ganz besonders gelungenen Strophe, der sie noch im letzten Augenblick durch eine glückliche Verbesserung einen unbeschreiblich pathetischen Charakter gegeben hatte, ein Versehen begangen, wie es großen Geistern — und denen gerade am leichtesten — begegnen kann: sie hatte statt der Sandbüchse das Tintenfaß ergriffen und den reichlichen Inhalt desselben bis auf den letzten Tropfen über ihr Manuscript und von dort in einem schwarzen Sturzbach auf den Schoß ihres gelbseidenen Kleides geschüttet. Und da stand sie nun, die vom grausamsten Zufall verhöhnte Dulderin, — stumm, nachdem dem der erste wilde Schrecken ihr den gellenden Schrei ausgepreßt hatte, die (mit Tinte arg besudelten) Hände und die wasserblauen thränenden Augen zur Zimmerdecke erhoben, als wollte sie den Vater Apollo selbst zum Zeugen anrufen des grauenhaften Schicksals, welches eines seiner begabtesten Kinder getroffen. Oswald und Emilie hatten Mühe, ihr Lachen über diesen Anblick zurückzuhalten; aber alle Anstrengung, ernst zu bleiben, war vergeblich, als jetzt die Dichterin in tragischem Schmerz ihr Antlitz in beide Hände drückte und einen Augenblick nachher, wie der wildsten Zone wildster Krieger mit schauerlichen Flecken betupft, vor ihnen stand.

„Lacht nicht, meine Freunde," sagte die beleidigte Dame mit sanfter Stimme, es ziemt den Freunden des verfolgten Genius nicht, zu jener argen Welt zu gehören, die es liebt, das Strahlende zu schwärzen —"

Die zum Weinen wie zur ausgelassensten Lustigkeit alle Zeit gleich bereite Emilie konnte hier nicht länger widerstehen. Sie warf sich in einen Lehnstuhl und lachte, daß ihr die Thränen in die Augen kamen.

„Frau von Cloten," sagte Primula mit Würde, „ich muß Ihnen sagen, daß Ihr Benehmen für ein zartbesaitetes Gemüth wie das meinige, etwas tief Verletzendes hat;" dann sich zu Oswald wendend,

mit dem Tone des sterbenden Cäsar: „Oswald, das habe ich nicht um Sie verdient!“ und sie wandte sich, zu gehen.

„Liebste, beste Frau Professor!“ rief Emilie aufspringend und ihr in den Weg tretend, „ich bitte tausend, tausendmal um Verzeihung, aber sehen Sie selbst, ob es menschenmöglich ist, dabei ernst zu bleiben.

Und sie drängte Primula mit sanfter Gewalt vor den Trümeau, vor welchem sich sonst die Dichterin an ihrem eignen musenhaften Anblick zu begeistern pflegte. Jetzt aber war Hineinschauen, einen Schrei ausstoßen, wie wenn sie das Haupt der Gorgo erblickt hätte, und dann ohne weitere Vorbereitung Oswald, der glücklicherweise dicht hinter ihr stand, ohnmächtig in die Arme fallen, das Werk eines Augenblicks.

„Bitte, klingeln Sie nach dem Mädchen,“ sagte Oswald, indem er die Ohnmächtige nach dem Sopha trug.

Auf Emiliens Sturmläuten erschien denn auch alsbald Primula's Zofe; aber schon hatte die Dichterin sich soweit erholt, daß sie die Augen halb aufschlagen und mit matter Stimme zu Oswald und Emilie sagen konnte: „Ich danke Euch, meine Freunde! Ihr hattet ein Recht, zu lachen: du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas. Aber jetzt verlaßt mich! verlaßt eine Unglückliche, die das Leid, was sie betroffen, still in sich verwinden muß! Kein Wort, o kein Wort! verlaßt mich!“

Was war da zu thun? Einem so bestimmt ausgesprochenen Wunsch mußte Folge geleistet werden. Fünf Minuten später standen Emilie und Oswald, den der schläfrige Lebrecht die Treppe hinuntergeleuchtet hatte, auf der Straße.

„Mais, mon Dieu!“ sagte Emilie, „ich habe gar nicht daran gedacht, daß ich meinen Wagen erst eine Stunde später bestellt habe.“

„So wird Ihnen wohl nichts übrig bleiben, als meine Begleitung anzunehmen und zu Fuß zurückzukehren.“

Emilie legte ihren Arm in den Oswalds, und so gingen sie ein paar Augenblicke schweigend nebeneinander.

Es war ein sehr dunkler, stiller Abend. Die Herbststürme hatten die Bäume kahl gefegt und ruhten jetzt von ihrer wochenlangen Arbeit. Der Winter stand vor der Thür, aber zögerte noch ein Weilchen, ehe

er mit seiner starren Faust daran klopfte. Auf den Straßen war es, weil die Laternen aus irgend einer astronomischen Rücksicht nicht brannten, äußerst finster. Es war daher nicht weiter auffallend, daß Emilie sich eng an ihren Begleiter, der des Weges durchaus kundig schien, anschmiegte.

„Wissen Sie unsere Wohnung?“ fragte sie.

„In der Süder-Vorstadt, meine ich?“ — Es war dies dieselbe, in welcher auch die Pensionsanstalt des Fräulein Bär lag.

„Ja. Es ist ein weiter Weg.“

„Desto besser.“

Ein sanfter Druck des runden Armes belohnte Oswald für diese Galanterie.

Sie waren, ohne weiter zu sprechen, in ziemlich raschem Gange bis an's Thor gekommen. Sobald sie außerhalb der Stadt waren, fingen sie, wie auf Verabredung, an, langsamer zu gehen. Oswald fühlte, daß das junge Weib, das an seinem Arme hing, in seiner Gewalt sei, daß es in seiner Macht stehe, sie — nach ihrem Sinne wenigstens — glücklich zu machen. Die tugendhafte Wallung von vorhin, bei welcher der Stolz, der sich nicht wegwerfen will, bedeutend mitgespielt hatte, war längst verflogen. Die koketten Reize Emiliens, deren Macht er in der Fensternische von Barnewitz schon hinreichend empfunden, hatten ihre unausbleibliche Wirkung auf sein schwankendes, aber tief empfängliches Gemüth nicht verfehlt; und wenn er in diesem Augenblicke auch an die glänzendere Schönheit Helenens und an das dachte, was er seine wahre Liebe nannte, für die er so viel, so viel geopfert hatte, so diente dies nur dazu, ihm die Süßigkeit einer verstohlenen und gewissermaßen verbotenen Leidenschaft desto berauschender zu machen.

„Zürnen Sie — zürnst Du mir noch, Emilie?“ sagte er mit dem einschmeichelndsten Ton seiner weichen tiefen Stimme.

„Ich Dir zürnen!“ erwiderte Emilie, und sie schmiegte sich noch enger und inniger an ihren Begleiter; „kann man da zürnen, wo man nichts möchte, als nur immer lieben, unsäglich lieben und — “

„Und was, Du Holde — “

„Vielleicht auch ein wenig wieder geliebt werden.“

Das klang so kindisch, treu und gut, daß Oswald nicht begreifen konnte, wie er jemals die Liebe dieses liebenswürdigen Geschöpfes hatte von sich weisen können.

„Und doch,“ sagte er, „hast Du mir einst gezürnt und hattest, weiß es der Himmel, der mit seinen goldenen Sternen auf uns herniederblickte, auch Ursache dazu. Wie soll ich Dir vergelten, Du Großmüthige, was ich — o, ich darf gar nicht an jenen Abend auf dem Balle in Grenwitz denken!“

„Wirklich?“ erwiderte Emilie heiter, „o, dann ist Alles wieder gut, dann will ich nichts beklagen von Allem, was seitdem geschehen ist.“

„Von Allem, was geschehen ist? Was ist geschehen?“

„Wie Du fragst! Bin ich nicht Frau von Cloten? Und weßhalb bin ich es? Doch nur, weil Du meine Liebe verschmähtest. O, Oswald, ich kann Dir nicht sagen, wie es in mir tobte, als ich Dich an jenem Abend verlassen hatte. Mein Herz wollte mir brechen; ich hätte laut aufschreien können, ich hätte mich an die Erde werfen und mich todt weinen können. Und doch schickte ich Cloten zu meiner Tante, um bei mir um mich anzuhalten. Wie ich das konnte? Du kennst uns Frauen nicht, wenn Du danach fragst. Cloten, oder ein Anderer, es war mir Alles gleich in diesem Augenblick. Ich hatte nur den einzigen Gedanken, mich an Dir zu rächen, indem ich mich so tief unglücklich machte, als nur möglich; damit Du mein Unglück auf dem Gewissen hättest, damit ich einst zu Dir sagen könnte: Du hast es ja nicht anders gewollt.“

„Dies Einst ist früher gekommen, als Du wohl selbst gedacht hast; ich wollte freudig Jahre meines Lebens geben, ja auf der Stelle wollte ich sterben, könnte ich Dich dadurch wieder so frei machen, wie Du warst, als wir uns zum ersten Mal in Barnewitz sahen.“

„Was hätte ich von meiner Freiheit, wenn ich Dich verlieren müßte?“ erwiderte Emilie zärtlich und neckisch. „Nein, nein, Oswald, zehntausendmal lieber so, wie es jetzt ist. Wenn Du mich ein wenig lieb haben willst —“

„Kannst Du daran zweifeln?“

„Vielleicht; aber gleichviel, ein wenig nur und ich bin zufrieden;

mag ich dann immerhin Frau von Cloten heißen; magst Du dann immerhin eine Andere lieben —"

„Eine Andere?"

„Ja, mein Herr, eine Andre, die allerdings sehr schön, aber auch ebenso stolz wie schön ist, und die, das können Sie versichert sein, ihrem Stolz unbedenklich ihre Liebe opfern würde, wenn sie, woran ich übrigens zweifle, wirklich lieben kann. O, Oswald, ich wollte, Du hättest sie gestern Abend gesehen! Ich weiß, die Leute schelten mich kokett und ich mag's auch wohl sein, wenn's darauf ankommt, einen Narren am Seil zu führen; aber dann thu' ich's lustig und nicht mit keuschem Augenniederschlagen, wie Helene. Ich kann Dir sagen, daß ich mich gestern für Dich geärgert habe. Ich dachte, der arme Mensch verschmachtet vor Liebe, während die Dame seines Herzens sich hier nach Herzenslust die Cour machen läßt, und von wem? von dem Ausbund aller dünkelhaften Aufgeblasenheit, die je in einen bunten Rock steckte; von dem König aller Ballhelden in Lackstiefeln und tadellosen Glacés; von dem Musterbild unsrer jungen Laffen, die ihm vergebens seine Kopfhaltung nachzuäffen und sein Non Ma'am oui Ma'moiselle nachzuschnarren suchen."

„Und wer ist dieser Held?" fragte Oswald mit einem Lachen, das vielleicht nicht ganz natürlich klang.

„Ein Fürst Waldernberg — Waldernberg-Malikowsky-Letbus —"

„Ist es nicht ein schwarzer Mann, so lang, wie sein Name, mit einem Gesicht, wie ein melancholischer Bulldog?"

„Ganz derselbe. Schön ist er nicht; witzig ebensowenig, wahrscheinlich auch nicht einmal gut — aber, was thut's? Bei der Aussicht, Fürstin von Waldernberg-Malikowsky-Letbus zu werden, und über einige hunderttausend Seelen — der Fürst ist Russe — zu commandiren, kann man über die Seelenlosigkeit seines Gemahls schon gnädiglichst den Schleier der dunklen seidenweichen Wimper fallen lassen."

Während Emilie so nach dem Grundsatz, daß im Krieg und in der Liebe alle Mittel gelten, den Dämon der Eifersucht zu ihrer Hülfe rief, waren sie an die unmittelbare Nähe von Fräulein Bärs Haus, an dem ihr Weg vorüberführte, gekommen. Emilie schwieg

und zuckte zusammen, denn aus dem Schatten der Pappeln vor der Gartenpforte löste sich plötzlich eine riesige, in einen langen Mantel gehüllte Gestalt, die dort gestanden haben mußte, ab und kam langsam an ihnen vorüber.

„Quand on parle du loup“ — flüsterte Emilie, als sie einige Schritte weiter gegangen waren; „wenn es weniger dunkel wäre, so würde das ein interessantes Rencontre gewesen sein.“

Die Begegnung des Fürsten zu dieser Stunde, an diesem Orte war eine Bestätigung von Emiliens Worten, die nicht stärker sein konnte. Der Tropfen Eifersucht, der eben in sein Herz getröpfelt war, setzte sein Blut in Flammen, und brachte ihn mit jäher Schnelligkeit in jene verzweifelte Stimmung, in welcher Emilie an jenem Abend in Grenwitz war, als sie, von Oswald zurückgewiesen, Zorn gegen ihn und Eifersucht gegen Helene im Herzen, hinging und Clotens Braut wurde. Nur war der Unterschied, daß Emilie den Mann, in dessen Arme sie sich stürzte, nie geliebt, und auf Oswalds Herz die reizende Frau, die jetzt so verführerisch fest an seinem Arme hing, vom ersten Augenblick an einen tiefen Eindruck gemacht hatte.

„Wir sind an Ort und Stelle,“ sagte Emilie, als sie bald darauf an einer auf derselben Seite der Straße gelegenen Villa anlangten. Zwischen der Villa und dem Nachbarhause führte ein Weg, den Oswald kannte, direct in den Park.

„Hast Du Muth, noch ein wenig mit mir im Park zu gehen?“ flüsterte Oswald, stehen bleibend, ihr in's Ohr.

„Warum nicht?“ erwiderte Emilie noch leiser.

Aber ihr Muth konnte doch so groß nicht sein, denn während sie die Strecke zwischen den beiden Häusern und dann einen abschüssigen Weg, der zuletzt über eine kurze gewölbte Holzbrücke in den Park führte, hinabgingen, schlug ihr das Herz zum Zerspringen und als sie nun unter die hohen Bäume traten, durch deren entblätterte Zweige der Nachtwind in dumpfen Tönen rauschte, blieb sie stehen und sagte:

„Es ist recht dunkel hier.“

„So fürchtest Du dich doch, Du Liebe?“ erwiderte Oswald, sein Gesicht so tief herabbeugend, daß sein Athem ihre Wange berührte.

„An Deiner Seite nicht, und ginge es in den Tod.“

Emilie hing an Oswalds Hals; die Lippen, die sich heute nicht zum ersten Male berührten, vermählten sich in einem langen, glühenden Kuß.

Sie wandelten in der Allee auf und ab. Was galt es ihnen, daß sie kaum die Stämme der Bäume wenige Fuß von ihnen erkennen konnten, daß der kalte Athem des Meeres sie anwehte, — je dunkler es war, desto weiter war ihnen die Welt entrückt, die von ihrer Liebe nichts wissen durfte; je kälter es war, desto öfter konnte er ihr den seidenen Shawl dichter um den schlanken Leib hüllen, desto inniger konnte sie sich an seine Brust, in seine Arme schmiegen. Die ganze Gluth der Leidenschaft, die in Emiliens heißem Herzen brannte, loderte auf in wilden Feuergarben. Sie küßte des Geliebten Hände, sie küßte seinen Mund, sie lachte, sie weinte, sie war außer sich: „O, nimm mich mit Dir, Oswald! wohin Du willst, an's Ende der Welt, wo uns Niemand kennt, uns Niemand unsere Liebe neidet. Ich frage nicht nach Rang und Reichthum. Ich habe nicht zu arbeiten gelernt; aber für Dich wird mir nichts zu schwer sein. — Du lachst, Du glaubst mir nicht. O, stelle mich auf die Probe! nimm mich zu Deinem Weib, mach' mich zu Deiner Sklavin, mir gilt es gleich, wenn ich nur bei Dir sein kann! — Und, Oswald, wenn Du mich nicht mehr liebst, dann sag' es mir gerade heraus; oder nein, sag' es mir lieber nicht! nimm, ohne ein Wort zu sprechen, einen Dolch und stoße ihn mir in's Herz, und dann, wenn's ja doch vorbei ist, laß mir aus Barmherzigkeit die Wollust, meine Seele in einem Kuß auf Deinen Lippen auszuhauchen.“

So sprach unter Küssen und Kosen das leidenschaftliche Weib, bald klagend, bald jubelnd, bald in abgebrochenen, stammelnden Lauten, bald in stürmischen fliegenden Worten — einem jungen Vögelchen gleich, das Alles, was seine klopfende Brust erfüllt, auf einmal herausschmettern und flöten möchte und es doch nur bis zum Zwitschern und hie und da zu einem hellen Ton bringt.

Sie konnte es nicht begreifen, daß Oswald sich weigerte, ihr morgen vor aller Welt einen Besuch zu machen und fortan die Gesellschaften, die sich in ihrem Hause versammelten, zu frequentiren.

Sie malte sich ein solches Verhältniß mit den reizendsten Farben aus. „Cloten ist oft halbe Tage lang außer dem Hause. Wenn Du erst einmal bei uns eingeführt bist, so können wir die herrlichsten Stunden ungestört miteinander verleben.“

„Nimmermehr.“

„Wie, nimmermehr? möchtest Du das nicht?“

„Wohl möchte ich es; aber die Frage ist, ob ich es kann? Wie kann ich aber in Deine Gesellschaft zurückkehren, aus der ich so, wie ich es gethan, geschieden bin? Es ist von je mein Grundsatz gewesen, nie wieder den Fuß über die Schwelle eines Hauses zu setzen, in welchem man mich einmal, gleichviel ob wissentlich oder unwissentlich, beleidigte. Denn was einmal geschah, kann und wird öfter geschehen und wenn es nicht geschieht — das Vertrauen und die Harmlosigkeit des Verkehrs sind doch fort und die kommen, wie die Unschuld, nimmer wieder.“

„Aber was gehen Dich denn die andern Menschen an? Wen ich nicht sehen und beachten will, den sehe und beachte ich eben nicht.“

„Das kannst Du; aber siehst Du denn nicht, daß das in meinem Falle ganz unmöglich ist? Oder glaubst Du, daß Herr von Barnewitz, der junge Grieben, und wer noch zu der Sippe gehört, mich unbeachtet lassen würden?“

„Sie sollen nicht zu uns kommen, kein Einziger soll zu uns kommen. Ich will Niemand empfangen und wen ich empfange, so empfangen, daß ihm die Lust wiederzukommen vergeht.“

„Aber Emilie, Kind, das Alles sind ja bunte Seifenblasen, die vor dem ersten Hauch der Wirklichkeit zerplatzen. Und wenn Du dich wirklich mir zu Liebe mit Deiner Gesellschaft in einen Kampf einlassen wolltest, in welchem Du nebenbei immer den Kürzeren ziehen müßtest, wird Dein Mann mir, den er gewiß nicht liebt, zu lieben auch gar keine Ursache hat, dasselbe Opfer bringen?“

„Arthur thut, was ich will; ich kann von Arthur Alles verlangen.“

„Und wäre er solch ein Thor,“ sagte Oswald heftig; „ich will in diesem Blindekuhspiel nicht mitspielen. Wenn Dein Mann Dich wirklich liebt, um so schlimmer für Dich und mich und für ihn. Ich

weiß, daß ihr Frauen in solchen Fällen die beneidenswerthe Kunst besitzt, eure rechte Hand nicht wissen zu lassen, was eure linke thut; aber wir Männer sind anders organisirt; ich zum wenigsten. Ich rede hier nicht von moralischen Bedenken, über die man sich zur Noth noch wegsetzen kann, wenn man den, dessen Vertrauen man täuscht, aus dem Grunde verachtet; aber ich würde Höllenqualen, die alle Wonne unsrer Liebe nicht beschwichtigen könnte, erdulden, wenn ich mit meinen leiblichen Augen, den Mann, den ich verachte, seinen Arm in plumper Vertraulichkeit um Deinen Arm schlingen sähe; wenn ich des Abends von euch ginge, und wüßte, daß Du — o, ich mag es nicht aussprechen, was ich nicht einmal auszudenken wage."

Emilie warf sich schluchzend in Oswalds Arme: „O, laß mich immer bei Dir bleiben! laß mich immer bei Dir bleiben! laß mich nicht wieder in mein Haus zurückkehren! Ich will ihn nicht wieder sehen! er soll nie wieder meine Hand berühren! ich habe ihn ja nie geliebt! O, Oswald, hab' Erbarmen mit mir! laß mich nicht so schwer büßen für Etwas, das ich ja doch nur aus rasender Liebe zu Dir gethan habe."

„Armes, unglückliches Kind," murmelte Oswald, sie zärtlich an sich drückend, „armes unglückliches Kind; und unglücklich durch mich! das ist das bitterste Leid! Emilie, Holde, Süße, weine nicht so! Dein Schluchzen zerreißt mein Herz! Laß ab von dem Manne, der Dich schon so unglücklich gemacht hat, und nichts weiter kann, als Dich nur noch unglücklicher machen! Vergiß, daß Du mich je gesehen hast! Kehre zurück zu Deinem Gatten. Du wirst mit ihm nicht glücklich werden, aber wer ist denn glücklich auf dieser Welt! Du wirst Dich an ihn gewöhnen, wie sich der Mensch zuletzt ja an Alles gewöhnt. Und so wird Dir der Strom des Lebens verfließen, im Anfang vielleicht noch unwillige Wellen schlagen, dann allmälig ruhiger und träger, bis er zuletzt in dem todten Meere dumpfer Resignation gleichgültig mündet. O, mein Gott, mein Gott! ... Komm, Emilie! es hilft uns nichts, daß wir einander unser Leid klagen. Die Nacht ist kalt, Deine Haare, Deine Kleider sind naß

von dem Nebelgeriesel, wie Deine Augen von Thränen. Du mußt nach Haus."

Er schlang seinen Arm um ihren Leib und führte sie den Weg, den sie gekommen waren, zurück. Emilie ließ es geschehen. Ihr leises Schluchzen hörte allmälig auf; sie schien die Hilflosigkeit ihrer Lage zu begreifen. Plötzlich aber, als sie auf der Brücke waren, die aus dem Park herausleitet, blieb sie stehen, faßte Oswalds beide Hände und sagte mit leiser, fester Stimme:

„Ich hab' es mir überlegt und anders ist es nicht. Ich will ohne Dich nicht mehr leben, seitdem ich weiß, wie köstlich das Leben mit Dir ist. Wenn Du mich nicht lieben kannst, so beschwöre ich Dich bei Allem, was Dir heilig ist, sage es mir. Ich will kein Wort erwidern, kein Wort. Ich will nicht weinen, nicht klagen. Du sollst von mir nicht belästigt werden. Was ich dann thue, das weiß ich."

„Emilie —"

„Nein, laß mich ausreden. Ich sage Dir, ich will nicht ohne Dich leben. Wenn Du mich nicht liebst, kann es Dir ja gleichgültig sein, was aus mir wird. Wenn Du mich aber liebst, so wirst, so mußt Du fühlen, daß wir uns auch, so oder so angehören müssen. Wie das geschehen kann, — ich weiß es jetzt noch nicht; aber ich werde darüber nachdenken und Du wirst darüber nachdenken und wir werden einen Ausweg finden. Jetzt, sage mir: liebst Du mich, oder nicht?"

„Ich liebe Dich!" sagte Oswald, und er glaubte in diesem Augenblick, was er sagte.

Emilie warf sich in seine Arme: „Und ich liebe Dich, Oswald, wie Dich nie ein Weib geliebt hat, wie Dich nie ein Weib auf Erden lieben wird . . . Und nun," fuhr sie in ruhigem Tone fort, während sie langsam weiter schritten, „laß uns unsre Lage überdenken. Vorläufig, das sehe ich wohl, muß es so bleiben, wie es ist; aber auch so muß ich Dich von Zeit zu Zeit sehen, wenn ich nicht wahnsinnig werden soll. Hier in der Stadt, wo tausend Augen uns bewachen, ist es schwer; aber ich habe einen andern Plan. Drüben in Fährdorf (es war dies ein Uferdorf der Insel, Grünwald

gerade gegenüber, wo die Fährboote anlegten) wohnt meine alte Amme, die mir unbedingt ergeben ist. Sie ist Wittwe und hat einen einzigen Sohn in meinem Alter, der für mich durch Wasser und Feuer geht. Sie ist kränklich; ich schicke ihr alle Tage etwas, habe sie auch schon besucht und es wird nicht auffallen, wenn ich sie wieder besuche. Ihr Sohn ist Steuermann auf einem Fährboote, das ihr gehört, und er wird uns sicher und verstohlen hinüber und herüber bringen. Wenn in einigen Wochen, vielleicht schon Tagen, das Eis hält, ist die Sache noch viel einfacher, wenn wir nicht bis dahin ... willst Du, Oswald?"

„Der Plan ist gut," sagte Oswald; „besonders deßhalb gut, weil ich keinen besseren wüßte. Wann wollen wir ihn in Ausführung bringen?"

„Morgen, wenn Du willst."

„Wann?"

„Um fünf Uhr Nachmittags. Das heißt, wir dürfen nicht zusammen hinübergehen. Ich will schon früher fahren. Du kommst nach, wenn es dunkel ist. Die Rückfahrt findet sich. Die Wohnung der Wittwe Lemberg — vergiß den Namen nicht — ist das letzte Haus rechts am Strand. O, Oswald, Oswald! denke die Seligkeit mit Dir stundenlang ungestört beisammen zu sein! Doch jetzt, mein Oswald geh! man darf Dich nicht sehen; ich muß allein nach Hause gekommen sein. Leb' wohl, — leb wohl — auf Wiedersehen." ...

Die schlanke Gestalt Emiliens war heimlich durch das Dunkel bis an die Thür der Villa geschlüpft. Oswald hörte die Glocke ziehen. Die Thür wurde geöffnet und schloß sich wieder. Oswald war allein.

Er war allein; allein mit einem Herzen, in dem es finster war, wie die finstre Nacht, die wie ein schwarzes Leichentuch über der kalten, starren Erde lag. Kein Hoffnungsschimmer am Himmel und in seiner Seele; dunkel, Alles dunkel vom Aufgang bis zum Niedergang.

Er konnte es zu keinem bestimmten Gedanken bringen, nur zu dem einen, daß er sterben möchte, daß es ein Glück für ihn sein würde, wenn er seinem Leben ein Ende machte. Für ihn und für

Andre! Heftete sich nicht das Unglück an seine Fersen? war es nicht sein Schicksal, Verwirrung und Leid zu bringen, wohin er kam? Und dieser neueste Bund, den er geschlossen, unwiderruflich, wenn er nicht treulos sein wollte, wie — wie was? wie er noch stets gewesen war! Melitta — Helene — Emilie! Was hatte Emilie vor den Andern voraus, als daß sie zufällig die letzte war? . . .

So irrte er, von den Furien des eignen Gewissens gejagt, in dem Park umher bis an den Strand und wieder zurück und wieder an den Strand und wieder zurück. Die feuchtkalte Luft durchnäßte seine Kleider, er achtete es nicht; er stieß sich an den triefenden Stämmen, er ritzte seine Hände in dem Hagedorn — er fühlte es nicht. Verwünschungen gegen die Vorsehung, gegen die Menschen, gegen sich selbst murmelnd, trank er in vollen Zügen aus dem Kelch der Leiden, die sich „der Mensch in seines Sinnes Thorheit selbst gegen der Götter Willen und des Schicksals Schluß bereitet."

Zuletzt fand er sich, — er wußte nicht, wie er dahin gekommen war — vor der Pforte des Gartens von Fräulein Bär's Pensionsanstalt. Aus einem der Fenster — Helenens Zimmer — schimmerte Licht. Es war das erste Licht, das er jetzt seit Stunden gesehen und es war ihm, als ob in die Nacht seiner Seele ein Stern hernieder leuchte. Zwar Trost und Hoffnung konnte ihm der Stern nicht bringen, aber er löste seine Verzweiflung in Wehmuth auf. Er verfiel in jene Stimmung, wo der Mensch sich aus dem Chaos seiner eigenen Leidenschaften befreit, voll schmerzlichen Mitleids die gramzerrissenen Züge seines Genius betrachtet und das Leid der Welt in seinem eigenen Leide fühlt. Er meinte nicht sich, er meinte des Menschen Sohn, als er jetzt, sich aufraffend und den Weg nach der Stadt einschlagend, die Stimme erhob und sang:

Dein Angesicht, so lieb und schön,
Ich hab' es jüngst im Traum gesehn.
Es war so mild, so engelgleich,
Und doch so bleich, so schmerzensbleich.
Und nur die Lippen, die sind roth,
Bald aber küßt sie bleich der Tod.

Siebentes Capitel.

Einige Tage später war beim Geheimrath Robran in dem Wohnzimmer eine kleine Gesellschaft versammelt, bestehend aus dem Geheimrath selbst, seiner Tochter, Franz und einer jungen Dame, die, von Bemperlein bei Robrans eingeführt war: Mademoiselle Marguerite Martin. Man hatte zu Abend gegessen, nachdem man vergeblich eine Stunde lang auf Herrn Bemperlein gewartet. Jetzt saß man um den Kamin; auf einem Tische in der Nähe Sophiens stand statt der Theesachen heute eine kleine Bowle, aus der die junge Dame aber nur selten ein oder das andere Glas füllte. Die Conversation war nicht eben belebt; es schien ein Schleier von Wehmnth über den Gesichtern Aller zu hängen. Kein Fremder hätte glauben sollen, daß diese stille melancholische Gesellschaft nichts mehr und nichts weniger feierte, als was man im gewöhnlichen Leben einen „Polterabend“ zu nennen pflegt.

Und doch war dies der Fall. Morgen in den ersten Vormittagsstunden sollte in der Universitätskirche das junge Paar vom Professor Doctor Schwarz eingesegnet werden, um dann eine Stunde später nach der Residenz abzureisen, wohin Franz dringende Geschäfte riefen.

In den Plänen, die Franz für die Zukunft entworfen hatte, war nämlich noch in der elften Stunde vor seiner Verheirathung eine große Veränderung eingetreten. Das Opfer, welches er in aller Stille und Heimlichkeit der Ruhe und dem Glück der Seinigen bringen wollte, war nicht angenommen worden. Als er an Professor Kurzenbach schrieb, daß er die ihm zugedachte Ehre der Stelle eines Assistenzarztes an dessen berühmtem Krankenhause ablehnen müsse, glaubte er die Sache ein für allemal abgethan. Aber Kurzenbach war nicht der Mann, einen ihm lieb gewordenen Gedanken so leicht aufzugeben. Er schrieb abermals an Franz, und — das hatte Franz nicht erwartet — zugleich an dessen Schwiegervater. So erfuhr der Geheim-

rath, was ihm, nach Franz' Absicht, für immer unbekannt bleiben sollte. Er war wie aus den Wolken gefallen; aber der Entschluß des energischen Mannes war auch im nächsten Augenblick gefaßt. Als Franz eine halbe Stunde später ihn zu besuchen kam, empfing er ihn mit dem Brief Kurzenbachs in der Hand. In dieser Stunde der Entscheidung fand Robran seine ganze alte Geisteskraft und Beredsamkeit wieder.

„Sehen Sie denn nicht, theuerster Franz," sagte er, „daß dies ungeheure Opfer, welches sie mir so leichten Muthes und — Sie müßten sonst kein vom Weibe Geborner sein, — schweren Herzens bringen, mich durch seine Größe niederdrückt und so zu sagen moralisch vernichtet? Sie haben Ihr Vermögen für mich dahingegeben. Ich unterschätze das wahrhaftig nicht: indessen das hat schon mancher Vater freudig für seinen Sohn gethan, weßhalb sollte es nicht auch umgekehrt einmal ein Sohn für einen Vater thun? Aber, indem Sie diese Stelle ausschlagen, opfern Sie mir etwas, das sich nicht mehr zählen und berechnen läßt. Sie opfern mir Ihre ganze Zukunft. Sie opfern mir den Ehrgeiz, der jedes edle, männliche Herz erfüllt, es in dem Berufe, dem man angehört, zur höchstmöglichen Vollkommenheit zu bringen; ja, was am schwersten in die Wagschale fällt: Sie opfern mir auch, worüber Sie gar nicht frei verfügen können: die Pflicht, die Sie gegen Ihre Mitmenschen haben. Wem, wie Ihnen, viel gegeben ist, von dem kann und muß auch viel gefordert werden. Sie finden in der Residenz einen Wirkungskreis, um den Sie selbst ein Cäsar beneiden würde, wenn ein Cäsar überhaupt jemals begreifen könnte, worin das wahre Herrscherthum des Menschen besteht. Sie werden in Wirklichkeit sein, wie die römischen Schmeichler ihre Neronen und Heliogabale nannten: decus und deliciolae generis humani: eine Zierde und Wonne des Menschengeschlechts, denn Sie werden, wie einst der göttliche Nazarener, Blinde sehend und Lahme gehend und die unter der dumpfen Grabesdecke ihrer Leiden Gebetteten vom Tode auferstehen machen. Und von Ihren Worten und Werken begeisterte Schüler werden ausziehen in alle Lande, und so wird der Kreis Ihrer Wirksamkeit, wie der jedes wahrhaft großen und guten Menschen, eine unendliche Peripherie gewinnen. Was Sie in Grün-

wald leisten können, das können Andre auch. Was Sie dort leisten können, das können Wenige, und es ist recht und billig, daß jeder Soldat in der großen Fortschrittsarmee da marschirt, wo seine Stelle ist in Reih' und Glied.

Und nun abgesehen von diesen innern und moralischen Gründen, die Sie gebieterisch zwingen, auf den Ruf des großen Geistes, der durch Kurzenbach's Mund Ihnen geworden ist, mit Hier! zu antworten, so sprechen auch selbst die äußeren Verhältnisse mehr für als gegen die Sache. Ich weiß sehr wohl, welche Motive Sie zu Ihrer Weigerung bestimmten; aber — verzeihen Sie, Franz, wenn ich ganz aufrichtig spreche — sollten Sie dabei, wenn auch nicht Ihre Kraft überschätzt, so doch die meinige zu gering angeschlagen haben? Ich bin, was ich einen Todescandidaten nenne; der Tod hat mich nur vorläufig gezeichnet, um mich bei nächster Gelegenheit desto sichrer zu treffen; indessen sobald tritt diese Gelegenheit denn doch vielleicht nicht ein; ich schätze, wenn Sie nicht etwas ganz Besonderes dagegen haben, mein Leben immer noch auf ein vier, fünf Jahre, vielleicht noch länger. So lange werde ich meine Collegien lesen und meine Kranken besuchen, nach wie vor, und wenn ich nicht allein fertig werden kann, so werde ich mir Jemand wählen, der mir nicht eine so gefährliche Concurrenz machen kann, wie mein vortrefflicher Schwiegersohn, den man mir jetzt schon hier und da vorzuziehen anfängt. Im Ernst, Franz, wir stehen uns vorläufig hier nur im Wege. Und wenn's doch einmal darauf ankommt, Geld zu machen, so ist es besser: Sie gehen nach Osten, und scheren Ihre Schafe und ich schere hier im Westen die meinigen."

Franz war durch diese Argumente nicht ganz überzeugt; aber er fühlte, daß der Geheimrath als Mann von Ehre nicht anders handeln könne. So ging er denn zu seiner Braut und sagte ihr: daß er einen Ruf nach der Residenz erhalten habe Was sie dazu sage?

„Ob Du dem Ruf folgen mußt," erwiderte Sophie nach kurzer Ueberlegung, „das zu unterscheiden, muß ich natürlich Dir und dem Vater überlassen, denn ich verstehe nichts davon. Wenn's aber

sein muß, werde ich gewiß nicht Nein sagen. Wann sollen wir fort?"

„Ich muß gegen Weihnachten spätestens da sein; aber auch jetzt schon muß ich gleich nach unserer Hochzeit auf ein paar Tage hinüber, um das Terrain zu recognosciren."

„So reise ich mit Dir. Du sollst sehen, daß ich gar nicht so unpraktisch bin, wie Du glaubst."

Wer Sophie so ruhig, beinahe kühl über einen Plan sprechen hörte, der für ihre und Franzen's Zukunft entscheidend war, dessen Ausführuug sie von Vaterstadt und von Vaterhaus, von ihren Freundinnen und Bekanntinnen, von tausend und aber tausend Gewohnheiten vielleicht für immer trennte — der hätte sie wohl für kalt und gefühllos halten mögen. Und doch war ihr der Gedanke, sich von dem Vater, den sie so liebte, von dem sie so sehr geliebt wurde trennen zu sollen, unsäglich schmerzlich; aber sie wußte, daß er in der Stunde der Entscheidung an den Grundsätzen, die er der Tochter eingeprägt, festhalten und von ihr dieselbe Festigkeit erwarten würde. Es war ein harter Kampf, den diese beiden edlen Herzen durchzukämpfen hatten in der Nacht, die dem Abend folgte, an welchem Franz' Fortgehen von Grünwald definitiv entschieden war — ein Kampf, wie ihn jedes Menschen Sohn ein oder das andre Mal — und ach! wie mancher mehr als einmal — in seinem Leben durchkämpfen muß; ein Kampf, wo der Angstschweiß in schweren Tropfen von der schmerzlich gefurchten Stirn rinnt und das gequälte Herz stöhnt: Vater, wenn es sein kann, so gehe dieser Kelch an mir vorüber! Aber als am nächsten Morgen Vater und Tochter sich, ohne ein Wort zu sprechen, in die Arme sanken und lange, lange umfangen hielten, da mochten wohl ihre Augen tropfen, aber ihre Stirnen waren heiter und in ihren Herzen tönten Himmelsmelodien.

Von diesem Momente an war Sophien's ganzes Sinnen und Trachten darauf gerichtet, Alles im Hause so zu ordnen, daß der Vater nach ihrer Entfernung wenigstens den Comfort des Lebens, an den er sich nun einmal gewöhnt hatte, nicht vermißte. Vor Allem handelte es sich darum, ein weibliches Wesen zu finden, das ihre Stelle an der Tafel und beim Theetisch ausfüllen und über-

haupt die Leitung der häuslichen Angelegenheiten übernehmen könnte. Ihre Wahl war bald getroffen. Bemperlein hatte, auf Sophiens ausdrücklichen Wunsch, ihr Mademoiselle Marguerite schon am nächsten Tage nach der denkwürdigen Unterredung vor dem Kaminfeuer zugeführt. Sophie hatte an der hübschen schwarzäugigen Französin großes Gefallen gehabt und Bemperlein aufrichtig zu seiner Wahl gratulirt. Schon damals war Sophie der Gedanke gekommen, ob Marguerite nicht später, wenn sie selbst verheirathet war, dem Vater die Wirthschaft führen könnte. Jetzt beeilte sie sich, diesen Gedanken zur Ausführung zu bringen. Der Vater, auf den „die kleine Lacerte,“ wie er das zierliche Figürchen nannte, einen sehr günstigen Eindruck gemacht hatte, fand den Plan seiner Sophie „so übel nicht;“ Franz „billigte“ ihn, und was Bemperchen anbetrifft, so versteht es sich von selbst, daß er mit Enthusiasmus darauf einging. Er, als die geeignetste Person, erhielt demzufolge den Auftrag, Marguerite's Sinn in dieser Hinsicht zu erforschen und bei einem so feinen Diplomaten wie Anastasius Bemperlein, konnte es nicht überraschen, daß seine delicate Mission mit dem entschiedensten Erfolge gekrönt wurde. Marguerite erklärte, daß sie die ihr zugedachte Ehre de tout son coeur annehmen werde, sobald sie sich von ihren jetzigen Verhältnissen losgemacht habe. Jetzt fehlte also weiter nichts, als die gnädige Entlassung der Demoiselle Marguerite Martin aus dem Baron-Grenwitz'schen Unterthanenverbande zu bewirken. Dies ging zu Aller Erstaunen leichter, als man erwartet hatte. Der Baronin waren die klugen Augen ihrer Gouvernante schon lange unbequem gewesen, besonders, seitdem in ihrem Hause so Mancherlei passirt war und noch passirte, was eine scharfe Kritik nicht wohl vertragen konnte. Ueberdies hatte sie stets den Grundsatz gehabt, mit ihrem Dienstpersonal in bestimmten Intervallen zu wechseln, da sie die Erfahrung gemacht haben wollte, daß „nur neue Besen gut fegten;“ und Marguerite war schon weit über die gewöhnliche Zeit in ihrem Hause gewesen. So gab sie derselben denn ohne weiteres den geforderten Abschied und erlaubte sogar, in Rücksicht auf die Verhältnisse, daß sie schon an einem der nächsten Tage in das Haus des Geheimraths übersiedelte. Daß Marguerite dabei, „in Anbetracht

der bedeutenden Unbequemlichkeiten, ja offenbaren pecuniären Einbußen, welche der Baronin aus ihrem plötzlichen Fortgehen erwüchsen," auf das Gehalt des laufenden Quartals verzichten mußte, verstand sich um so mehr von selbst, als „die junge Person," wenn sie der Baronin fünf Jahre lang mit unermüdlichem Eifer gedient, doch am Ende nichts weiter gethan hatte, als „ihre Pflicht und Schuldigkeit."

So war Marguerite ein Mitglied der Familie des Geheimraths geworden und es ist daher natürlich, daß sie heute Abend bei diesem, im engsten Kreise der Familie gefeierten Feste nicht fehlen durfte.

Auch war sie die Einzige, welche heute Abend die Kosten der Unterhaltung ohne Mühe bestreiten konnte. Zwar gab sie sich ersichtlich Mühe, dem Ernst des Augenblicks gerecht zu werden und die Gefühle der Andern nicht durch unzeitige Lustigkeit zu beleidigen, aber bei ihrer angebornen Lebhaftigkeit wurde es ihr nicht leicht, lange schweigsam zu sein, und alle Augenblicke nahm sie mit ihrem muntern: dites-moi donc, Mademoiselle Sophie! savez-vous me dire, Monsieur le Docteur . . da, wie ein vergnügter Kanarienvogel, dem man das Bauer zugedeckt hat, sobald der erste Schreck vorüber ist, wieder lustig anfängt zu schmettern.

„Aber ich möchte doch um Alles in der Welt wissen, wo Bemperlein bleibt," sagte Sophie, nach der Uhr sehend; „er hatte versprochen um acht Uhr hier zu sein; jetzt ist es bereits halb zehn."

„Vielleicht kann uns Fräulein Marguerite Auskunft geben," sagte der Geheimrath.

„Moi? pas du tout!" erwiderte Marguerite, froh eine Gelegenheit zum Sprechen zu finden. „Ich nicht habe ihn gesehen seit gestern Abend. Ich glaube beinahe, daß er ist krank, denn er sah diese Tage aus sehr aufgeregt und nerveux."

„Ich war heute bei ihm," sagte Franz.

„Nun!" sagte Sophie.

„Ja, denkt Euch: ich habe den seltsamen Menschen gar nicht zu Gesicht bekommen. Er rief durch die verschlossene Thür: er könne

mich nicht sehen; er habe eine wichtige chemische Untersuchung, von der er keinen Augenblick fort dürfe."

„Es wird doch nichts passirt sein?" sagte Sophie, „willst Du nicht lieber noch einmal zu ihm gehen, Franz?"

„Recht gern," sagte Franz, sein Glas leerend und aufstehend.

In demselben Augenblicke erschallte aber vom Hausflur her das unterdrückte Gelächter der Mädchen und des Bedienten. Alsbald ging auch die Thür auf und herein trat eine wunderlich herausgeputzte Gestalt, die sich durch zwei mächtige, an den Schultern angeheftete Gänseflügel, durch einen Bogen in der Hand, nebst obligatem Köcher mit Pfeilen auf dem Rücken, durch einen Kranz auf dem Kopf unzweifelhaft als Amor präsidirte, wenn auch die Brille nicht ganz zu der diesem Gott charakteristischen Blindheit und der schwarze Anzug zu der classischen Nacktheit, in welcher sich der Sohn der Liebesgöttin fast ausschließlich gefällt, stimmen mochten.

Diese seltsame Gestalt näherte sich zierlichen Schrittes der Gesellschaft am Kamin, blieb in angemessener Entfernung stehen, verbeugte sich und sprach:

„Hochverehrliches christliches Brautpaar, sehr würdiger christlicher Brautvater und liebwerthe Demoiselle!

Ich bin, wie Jeder leicht erkennt,
Der große Gott Amour.
Wenn's irgendwo im Herzen brennt,
Dann brennt durch mich es nur.
Wer meinen Köcher rasseln hört,
Der schlägt die Augen nieder;
Der Pfeil, der von dem Bogen fährt,
Durchbohret West' und Mieder.
Und wen so traf' in's Herz der Schuß,
Um den ist es gescheh'n;
Von meiner Kunst, o Publicus,
Sollst Du ein Pröbchen seh'n.

Hier nahm Amor mit großer Ostentation einen Pfeil aus dem Köcher und sagte: „Haben Sie keine Angst, meine Herrschaften, die Sehne ist sehr schlaff und die Pfeile haben, wie Sie gefälligst bemerken werden, faustgroße Gummibälle statt der Spitzen." Darauf

legte er den harmlosen Pfeil auf den harmlosen Bogen und schnellte ihn auf Sophie ab, die ihn geschickt mit der Hand auffing und mit komischem Pathos an's Herz drückte. Dieselbe Procedur wiederholte sich bei Franz mit der Ausnahme, daß dieser den Gummiball an den Kopf bekam. Nachdem Amor also bewiesen, daß er nicht vergeblich drohe, fuhr er fort:

„Nun ist's den Beiden angethan,
Und hin ist ihre Ruh';
Man sieht es ihnen deutlich an:
Es drückt sie wo der Schuh.
Sie ruhen und sie rasten nicht,
Mag's brechen oder biegen,
Bis daß der Pfaffe Amen spricht,
Und sie sich endlich kriegen.
Dann heißt's: Ade, du Elternhaus,
Ich muß nun in die Welt hinaus!
Ade, ade lieb' Väterlein,
Ade, es muß geschieden sein!
Ade, du traute Freundesschaar,
Für die ich Licht und Leben war!
Ade, ihr lieben Leute!
Ihr habt mich nur noch heute;
Wann morgen blinkt der Abendstern,
Dann bin ich viele Meilen fern.

Diese letzten Verse sprach Amor mit sehr bewegter Stimme. Die Gesichter der Gesellschaft um den Kamin, die im Anfang von Heiterkeit geglänzt hatten, waren nach und nach ernster geworden; von der halboffenen Thür, in welcher sich die Dienstleute drängten, vernahm man unterdrücktes Schluchzen.

„Trinken Sie ein Glas Bowle, Bemperchen," sagte Sophie, Amor ein Glas präsentirend.

„Auf Ihr Wohl, Fräulein Sophiechen," erwiderte Amor, das Glas auf einen Zug leerend. „Nun setzen Sie sich aber wieder, ich bin noch nicht fertig."

Amor trat jetzt einen Schritt zurück, klapperte mit seinem Köcher,

wie, um sich zu überzeugen, daß er sich noch nicht verschossen habe, und sprach darauf also:

„So schröcklich, wie dies Beispiel zeigt,
Ist Amor's grause Macht;
Doch wird's nicht immer ihm so leicht,
Manch' Herz ist streng bewacht;
Es schwärmt der gute Jüngeling, —

Bei diesen Worten blickte Amor anbetungsvoll auf Mademoiselle Marguerite —

Sie aber ist ein schnippisch Ding.
Wenn er von seiner Liebe spricht,
So sagt sie: ick versteh' Sie nicht.

Bei dieser, für die Eingeweihten sehr verständlichen Anspielung konnte sich Niemand eines Lächelns erwehren, aus dem aber ein lautes Gelächter wurde, als Mademoiselle Marguerite, die von Allem, was Amor sagte, kaum ein Wort verstand, aus dem Lachen der Anderen aber merkte, daß irgend etwas ganz besonders Witziges gesagt sein müsse, sich zu Sophie wandte und ganz laut fragte: Qu'est-ce qu'il dit?“

Amor hatte Humor genug, in das Gelächter der Anderen mit einzustimmen; aber alsobald fuhr er mit noch größerem Ernst als vorhin fort:

Da kommt in allergrößter Eil'
Der Jüngling denn zu mir
Und fleht: „Mit deinem schärfsten Pfeil
Triff's böse Mädchen hier —

Bei diesen Worten legte Amor die Hand auf's Herz.

Damit sie wisse, wie es thut,
Wenn Einer liebet treu und gut.“
Und ich sodann: „Mein feiner Knab',
Dein Flehen rühret mich,
Den schärfsten Pfeil, den ich nur hab',
Ich schieß' ihn ab für dich.
Wen dieser traf in's junge Herz,
Der fühlt gar bald den Liebesschmerz.“

Amor präsentirte einen Pfeil, den er bei den letzten Worten aus dem Köcher genommen hatte. An der Gummikugel vorn auf der Spitze war ein Zettel befestigt, auf dem etwas geschrieben stand, was man aus der Entfernung nicht lesen konnte. Er zielte auf Mademoiselle Marguerite und rief mit erhobener Stimme:

Wenn das nicht gut vor Liebe ist,
Sagt mir's, wenn Ihr was Beff'res wißt.

Der Pfeil flog vom Bogen, Mademoiselle Marguerite in den Schooß. Amor aber wartete den Erfolg seiner Heldenthat nicht ab, sondern wandte den mit Gänseflügeln geschmückten Rücken und eilte, von dem Gelächter der Gesellschaft gefolgt, zur Thür hinaus.

„Was steht auf dem Zettel, Marguerite?"

„Den Zettel müssen Sie zeigen, Mademoiselle!"

„Das versteht sich!"

So riefen Sophie, Franz und der Geheimrath, dem Bemperlein's dramatischer Scherz ausnehmend gefallen hatte, durcheinander. Aber Marguerite hatte kaum einen Blick auf den Zettel geworfen, als ihr ausdrucksvolles Gesicht von dunkler Röthe übergossen wurde. Sie riß in aller Eile das Papier ab und warf es in den Kamin; Sophie aber, die dies erwartet hatte, war sofort mit dem Schüreisen bei der Hand, schnellte den Zettel, ehe ihn die Flamme ergreifen konnte, geschickt heraus, ergriff ihn und rief aufspringend: „Ich hab's! ich hab's!" Marguerite wollte ihr das Document entreißen, Sophie aber lief damit fort, Marguerite hinterher, während Franz und der Geheimrath sich über die Anstrengungen der kleinen Lacerte, an der schlanken Sophie, der sie kaum bis an die Schulter reichte, hinaufzuspringen, höchlichst ergötzten. Bei ihrer Jagd kamen die jungen Damen in die Nähe der Thür, und da Bemperlein, der sich unterdessen seiner himmlischen Attribute entledigt hatte, gerade hereintrat, so stürzte ihm Marguerite, die ihren Lauf nicht so schnell hemmen konnte, direct in die Arme.

„Seht Amor's heilige Macht!" rief Sophie bei diesem Anblick jubelnd. „Hier Marguerite, haben Sie Ihren Zettel wieder. Nachdem ich diesen Erfolg gesehen, will ich gar nicht mehr wissen, was auf dem Recept gestanden hat."

Bei diesen Worten überreichte sie mit einem tiefen Knix Marguerite den Zettel, die ihn eiligst im Busen verbarg.

„Sie haben Ihre Sache brav gemacht, Bemperchen," sagte die übermüthige junge Dame sodann; „ich muß Sie nothwendig auch umarmen."

Damit nahm sie den hocherröthenden Bemperlein ohne weiteres bei den Schultern und gab ihm einen herzlichen Kuß.

„Ich rufe Sie zum Zeugen, Herr Geheimrath," rief Bemperlein, „daß die Damen sich um mich reißen, ohne daß ich ihnen die geringsten Avancen mache, und daß, wenn Franz mich fordert, ich ihm keine Satisfaction zu geben brauche."

Durch Bemperlein war ein anderer Geist in die Gesellschaft gekommen und Scherz und Lachen die Ordnung des Abends geworden. Die gute Laune des kleinen Kreises stieg in demselben Maße, als das Niveau in der Bowle sank. Nur Marguerite war stiller als vorher, indessen man hatte den Scherz weit genug getrieben und ließ die kleine Lacerte in Ruh; achtete auch nicht weiter darauf, wenn sie den Platz am Kamin verließ und in dem großen Zimmer auf und ab gehend, ihren Gedanken nachhing; ja Franz, Sophie und der Geheimrath, die gerade in ein wichtiges Familiengespräch gerathen waren, bemerkten nicht, daß Bemperlein geräuschlos aufgestanden war, sich Marguerite zugesellte und mit ihr ein leises Gespräch angeknüpft hatte, welches bald so interessant wurde, daß sie nothwendig das tiefe Erkerfenster aufsuchen mußten, wo sie vor den Blicken der Gesellschaft am Kamin durch die breiten Falten des schweren Vorhangs gänzlich verborgen waren. Leider aber war das Gewebe dieses Vorhangs nicht dicht genug, auch die Schallwellen vollständig zu brechen und so geschah es denn, daß nach Ablauf von ungefähr fünf Minuten die am Kamine durch ein Geräusch erschreckt wurden, das aus dem Erker kam und unmöglich durch etwas Anderes hervorgebracht sein konnte, als dadurch, daß die Lippen zweier Menschen längere Zeit auf einander geruht und sich plötzlich wieder getrennt hatten.

Mit der Entstehung dieses höchst eigenthümlichen Geräusches hing es aber so zusammen:

Als das promenirende Paar — ganz zufällig — in den dunklen Erker gerathen war, hatte Mademoiselle Marguerite sogleich wieder umkehren wollen, der löwenkühne Bemperlein aber hatte ihre Hand ergriffen und im eindringlichen Tone gesagt:

„Haben Sie gelesen, was auf dem Zettel stand?"

Nun hatte Marguerite es allerdings gelesen, aber sie wäre keine kleine Lacerte gewesen, wenn sie auf eine so directe Frage nicht mit: „Non Monsieur!" hätte antworten sollen.

„Erlauben Sie denn, daß ich es Ihnen sage?"

Die kleine Lacerte fing hierauf ein ganz klein wenig an zu zittern, ohne weder Ja noch Nein zu sagen; Herr Anastasius Bemperlein aber, der mit großem Scharfsinn das Zittern und das Schweigen zu seinen Gunsten auslegte, schlang seinen Arm um die feine Taille der kleinen Lacerte und flüsterte ihr in's Ohr: „Mademoiselle Marguerite Martin! je vous aime de tout mon coeur."

Da das Zittern in Folge dieser loyalen Erklärung nur noch zunahm, ohne daß von Seiten der Dame irgend ein Versuch gemacht wurde, sich den Armen des Ritters zu entziehen, so sagte dieser noch leiser und dringender:

„Marguerite, antworten Sie mir: lieben Sie mich? Ja, oder nein?"

Da Marguerite auf diese kurze Frage mit einem kaum hörbaren: „Oui!" geantwortet hatte, so blieb einem in Liebesaffairen so ausnehmend bewanderten Manne, wie Herr Anastasius Bemperlein, offenbar nichts Anderes übrig, als die Dame noch fester in seine Arme zu schließen und ihr einen schallenden Kuß auf die nicht widerstrebenden Lippen zu drücken.

Und dieser Kuß war eben jenes Geräusch, das plötzlich an das Ohr derer am Kamin schlug. Sie sahen sich schweigend einander an. Der Geheimrath lächelte; Franz und Sophie aber, die sich nicht so gut beherrschen konnten, brachen in ein schallendes Gelächter aus.

„Oh, mon Dieu!" rief die kleine Lacerte, erschrocken aus des Ritters Armen schlüpfend.

„Sei nur ruhig," erwiderte der Ritter; „Sie müssen es ja doch erfahren."

„Sprach's, faßte die kleine Dame bei der Hand, schlug den Vorhang zurück, trat wie der Edelknappe im Taucher „sanft und keck" auf die Freunde zu und sagte:

„Meine Freunde, ich habe das unaussprechliche Vergnügen, Ihnen Fräulein Marguerite Martin als meine liebe Braut vorzustellen."

Da Bemperlein unter dem Siegel der Verschwiegenheit Sophie in sein Geheimniß eingeweiht, und diese es unter demselben Siegel an Franz und den Vater weitergegeben hatte, so konnte, besonders nach der Amorscene und nun gar nach dem Kuß im Erker, durch diese Nachricht eigentlich Niemand so recht gründlich überrascht werden. Indessen waren die Glückwünsche von Seiten der Freunde nicht weniger warm. Die Männer schüttelten sich herzlich die Hände. Sophie küßte Marguerite mit einer bei ihr sehr ungewöhnlichen Rührung, und es dauerte eine geraume Zeit, bis die hochgehenden Gefühlswogen sich wieder zu einem klaren Spiegel ebneten.

„Wir müssen ein solches Ereigniß auch äußerlich durch eine entsprechende Feierlichkeit documentiren," sagte der Geheimrath, griff nach der Klingel und hieß den eintretenden Diener, die letzte von den zwölf Flaschen Johannisberger Cabinet bringen, die er einst von einem Fürsten, dessen durchlauchtigste Person er durch seine Kunst vom Tode errettet hatte, zum Geschenk erhielt. Und als der edle Wein in den Gläsern funkelte, sprach der Geheimrath:

„Meine Lieben! In froher Stunde spricht sich's gut von vergangenem Leid, und so laßt denn auch mich das heiter schöne Bild des Augenblickes in einen dunklen Rahmen fassen, aus dem seine glänzenden Farben noch um so viel heller strahlen werden. — Ich habe in diesen letzten Leidenstagen, wo ich, dessen Pflicht und Amt es ist, zu helfen, wo ich kann, selbst so ganz hülflos auf dem Krankenbette lag, oft an ein Wort denken müssen, ein klagendes, thränenreiches Wort, das die von Kriegsdiensten überbürdeten römischen Plebejer einst ihren stolzen irdischen Göttern, den Patriciern, zuriefen: „Sine missione nascimur!" zu deutsch, Ihr Mädchen: „Ohne Urlaub werden wir geboren." Ob unsere Kräfte in der endlosen Reihe der Kriege, die Ihr im Namen des Vaterlandes zu Euerm Nutz und

Frommen führt, aufgerieben werden, ob unsre Aecker brach liegen und unsre Weiber und Kinder sterben und verderben — Euch kümmert's nicht. Zu den Waffen, zu den Waffen! tönt Euer Ruf Jahr aus, Jahr ein; und wir, wir müssen frohnen Jahr aus, Jahr ein: „Sine missione nascimur."

Der Geheimrath that einen tiefen Zug aus seinem Glase und fuhr mit bewegter Stimme fort:

„Auch wir, so dachte ich weiter, auch wir Kinder des neunzehnten Jahrhunderts werden ohne Urlaub geboren. Die ungeheuren Aufgaben, die uns gestellt sind in der Wissenschaft, in der Politik, auf jedem Gebiete menschlicher Thätigkeit, nehmen von frühster Jugend auf unsre Kräfte in eine erdrückende Frohnde. Zu den Waffen, zu den Waffen! — so ergeht auch an uns der ewige Ruf, ob unsre Waffen nun Feder oder Pinsel, Pflug oder Hammer, Cirkel oder Lanzette sind. Und die Arbeit, die unerbittliche, gebieterische Arbeit, was fragt sie nach dem Arbeiter? ob seine Schläfen im Fieber pochen, ob sein Hirn bis zum Wahnsinn überreizt ist, ob seine Glieder vor Ermattung zittern — sie kümmert es nicht. Sie lohnt ihm mit Armuth, Krankheit und Noth und verlangt von ihm, dem Gemißhandelten, dem Geächteten die Thaten eines Hercules. Ja, meine Freunde, auch wir sind Proletarier im Frohndienst der Arbeit, wie jene römischen Proletarier im Frohndienst des Krieges und können mit ihnen klagen und sagen: Sine missione nascimur!

„Und dennoch, fragte ich mich: wie ist es möglich, daß wir, Schwächlinge und Epigonen, wie wir sind, Thaten vollbringen, neben denen sich die des Hercules und andrer Heroen wie die Spielereien von Pygmäen ausnehmen? daß unsre wegen ihrer Schlaffheit und Thatlosigkeit vielgescholtene Zeit trotz all dem und all dem ein kreißender Berg ist, der nicht lächerliche Mäuse, sondern schnaubende Dampfrosse, Riesenwerke der Industrie, Triumphe der Erfindsamkeit aller Art ohne Unterlaß gebiert? Nur dadurch, meine Freunde, daß sich das Verhältniß eines Zeitalters, wo der Kampf und die Arbeit der Menschheit von einzelnen Heroen gethan wurde, während die große Masse als ein stumpfsinniges, thatenloses Gesindel schreiend hinterzog, gerade umgekehrt hat. Heut zu Tage gilt der Einzelne,

und wäre er noch so bedeutend, wenig; die ganze Kraft liegt in der Masse, die in dicht geschlossener Colonne, langsam aber unaufhaltsam auf der Bahn des Fortschritts weiter drängt. Das ist noch nicht Vielen klar geworden; ja Herrscher, Fürsten und Fürstenknechte, die eine dunkle Ahnung von der Sache haben, möchten in ihrem brutalen Egoismus und in ihrer frivolen Eitelkeit die alte Zeit wieder heraufführen, wo der Einzelne Alles und die Menge nichts war; aber es hilft ihnen wenig. Mit dem todesmuthigen Instinct der Wanderratte ausgerüstet, marschirt die Fortschrittsarmee der Menschheit in langer, unabsehbarer Linie heran, Schulter an Schulter, der Hintermann in den Fußstapfen des Vordermanns, und wenn hier oder da eine Lücke entsteht, so schließt sie sich auch in demselben Momente wieder.

„Und dieser Gedanke, meine Freunde, den ich mir so recht klar zu machen suchte, hatte etwas wunderbar Tröstendes für mich. Ich dachte: was ist daran gelegen, ob du heute oder morgen zusammenbrichst; hinter dir marschirt ein jüngerer, stärkerer Krieger, der sofort über dich weg an deine Stelle treten und mit denselben Waffen, die deiner ermattenden Hand entfielen, Größeres vollbringen wird, denn du."

Bei diesen Worten drückte der Geheimrath innig die Hand seines Schwiegersohns; Sophie aber, die schon lange mit den Thränen gekämpft hatte, warf sich schluchzend in ihres Vaters Arme.

„Nein, nein, mein Kind," sagte dieser, ihr das weiche Haar liebevoll streichelnd: „Du mußt nicht weinen; ich wollte Dir und Euch Allen ja eben beweisen, wie wir nicht weinen und klagen, sondern uns freuen müssen, daß wir in den Andern und mit den Andern unüberwindlich und unsterblich sind. Ja, es ist ein schönes und wahres Wort, das ich noch heute in Freiligrath's Glaubensbekenntniß las: „Am Baum der Menschheit drängt sich Blüth' an Blüthe." Ich sehe hier um mich herum Alles knospen und blühen, einen ganzen Menschenfrühling im Kleinen. Wie lang' wird es dauern, und diese Knospen und Blüthen werden zu herrlichen Blumen und Früchten reifen. Ob ich's erlebe? ich wünsche es, ich hoffe es; aber selbst wenn es nicht sein sollte, wenn es mir nicht vergönnt wäre, Eure

Kinder um meine Kniee spielen zu sehen — nun denn, Ihr Lieben: Leid will Freud' und Freud' will Leid haben. Wo Blüthe sich an Blüthe drängen soll, da muß das dürre Holz herausgehauen und in den Ofen geworfen werden, und wenn's geschieden sein muß, sei's, wenn auch nicht fröhlich, doch muthig geschieden."

Während der Geheimrath sprach, hatte man vor den Fenstern auf der Straße ein dumpfes Geräusch von Tritten und das verworrene Gemurmel gedämpfter Stimmen gehört; dann war es wieder lautlos still geworden, und als der Geheimrath das letzte Wort sprach, da erschallte in den prachtvollen Tönen eines gewaltigen Männerchors, leise wie Frühlingswehen, und doch mächtig wie Donnersturm:

Es ist bestimmt in Gottes Rath
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden;
Wiewohl doch nichts auf dieser Welt
Dem Herzen ach! so sauer fällt,
Als Scheiden.

Die im Zimmer ergriff es, wie wenn eine überirdische Stimme zu ihnen spräche. Sophie lehnte schluchzend ihr Haupt an ihres Vaters Brust; in den Augen der Männer standen die hellen Thränen; Marguerite, obgleich sie kein Wort verstand, war so ergriffen, daß sie ihr Taschentuch vor das Gesicht drückte und laut weinte.

Dann erhoben sich Alle und traten in den dunkeln Erker. Unter dem Fenster auf der sehr breiten Straße in einem weiten, von hellen Laternen bezeichneten Halbkreis standen die Sänger — Männer des Handwerkervereins, den der Geheimrath vor Jahren gestiftet hatte und dessen Präsident Franz in den letzten Wochen gewesen war; weiterhin eine dunkle Menschenmenge, Kopf an Kopf, Männer und Frauen, Bürger, Studenten, Proletarier — Alles bunt durcheinander, lautlos, regungslos, wie in einer Kirche.

Und mächtiger flutheten die Toneswellen:

„Nur mußt Du mich auch recht versteh'n:
Wenn Menschen auseinandergeh'n,
So sagen sie: Auf Wiedersehn!
Auf Wiedersehn!"

Die Töne waren verhallt; die Laternen wurden ausgelöscht; still, wie sie gekommen waren, entfernte sich die Menge. Wieder war es dunkel auf der Straße, aber in den Herzen der Menschen, die da oben im Erker standen und sich innig umfangen hielten, war es hell wie an einem wonnigen Maienmorgen.

Achtes Capitel.

Die weiten Wälder von Berkow stehen entlaubt. Wo sonst durch grüne Dämmerung Vögel singend schlüpften und Käfer und Mückchen summend schwärmten, pfeift jetzt der kahle Herbstwind durch kahle Aeste und Zweige, und wo an den knorrigen Eichen das dürre Laub noch haftet, da flüstert es nicht mehr lieblich, wie in der schönen Sommerzeit, sondern raschelt unheimlich und unwirsch. Nur die Tannen thun, als ob die Jahreszeit nichts mit ihnen zu schaffen hätte; aber auch ihr Nadelhaar hat sich dunkel gefärbt und sie sehen, da Alles um sie her kahl ist, schwärzer und schauriger aus, als je.

Auch in dem Garten hinter dem Schlosse ist der rauhe Herbst durch die dichte Taxushecke, mit dem derselbe von allen Seiten umgeben ist, hereingeschnaubt, hat die Blumen von den Beeten gefegt und die langen Gänge voll dürrer, nasser Blätter geweht. Auf der Terrasse unter dem breitastigen Tannenbaum, dem Lieblingsplätzchen der Herrin, steht nur noch das runde Tischchen mit der Marmorplatte, weil sein Fuß fest in der Erde wurzelt; aber die grünen Bänke und Stühle sind in's Gartenhaus getragen.

Auf dem Platz vor dem Hause, der durch ein Stacket von dem Wirthschaftshof getrennt ist, sieht es melancholisch aus. Die Laden nach dieser Seite sind fast immer geschlossen, und werden nur von Zeit zu Zeit von innen durch eine alte runzlige Hand geöffnet, worauf dann wohl, wie eben jetzt zum Beispiel, das zu der Hand gehörende alte runzlige Gesicht mit dem eisgrauen langen Schnurrbart

auf ein paar Minuten herausschaut, um zu beobachten, wie ein hoch mit Holz beladener Wagen von vier kräftigen Gäulen mit Mühe durch den tiefen Schlamm, der den Seiteneingang des Hofes zwischen den beiden Scheunen selbst im Sommer zu einer bedenklichen Passage macht, geschleppt wird. Der alte Mann zieht unwillig die buschigen Augenbrauen zusammen, wie der Knecht mit Hot! und Hü! und obligaten Peitschenhieben die Kraft der Thiere auf's äußerste antreibt. Er murmelt etwas von: infamer Schlingel! in den grauen Bart, erhebt aber seine tiefe Stimme nicht zu einigen kräftigen Flüchen, wie's sonst wohl seine Gewohnheit ist; denn schließlich ist doch nicht der Knecht schuld, sondern der Pächter, der seit fünf Jahren nicht dahin zu bringen gewesen ist, die böse Stelle ausbessern zu lassen. — Dieser Pächter ist überhaupt ein Gefäß des Zorns für den alten Mann. Einmal behandelt er sein Vieh schlecht, sodann ist er ein Tyrann seiner Leute, drittens versteht er (nach des alten Mannes Meinung) nichts von der Landwirthschaft und schließlich hat er eine rothe Branntweinnase und ist beständig heiser, zwei Eigenschaften, die in den Augen (und Ohren) des alten Mannes durchaus abscheulich sind. Und zu dem Allen die entsetzliche Aussicht, diesen Menschen Zeit seines Lebens (denn er hat das Gut noch zwanzig Jahre in Pacht und so lange lebt der alte Mann nicht mehr) nicht aus den Augen zu bekommen; ihn, so zu sagen, mit sich herumschleppen zu müssen bis an's selige Ende, wie die vermaledeite Kugel, die dem Alten auf dem Schlachtfeld bei Waterloo in's Bein geschossen wurde und drin sitzen geblieben ist bis auf diese Stunde; nein, schlimmer als die Kugel, denn die schmerzt doch nur im Frühjahr und im Herbst und wenn's sonst mit dem Wetter nicht richtig ist; aber dieser Halunke von einem Pächter — der alte Mann versenkt sich in dies unerschöpfliche und doch so unerquickliche Thema, die alten scharfen Augen dabei auf die bleichenden Gebeine eines Habichts heftend, den er vor vielen Jahren schoß, und zur Warnung aller Missethäter in den Lüften und auf der Erde an die Scheunenthür nagelte, bis die Stimme eines Knaben, der eben aus dem Garten getreten ist und sich auf dem Hof umgesehen hat, zu ihm heraufschallt,

„Holla! Baumann!"

Beim Ton dieser Stimme hellt sich das Gesicht des alten Mannes auf, wie wenn ein Sonnenschein über eine rauhe Gebirgslandschaft gleitet. Es ist dieselbe Stimme, zum mindesten derselbe Ton in der Stimme, der dem alten Mann nun schon seit einem Vierteljahrhundert und darüber das Herz erwärmt hat. Er legt sich mit den beiden Elbogen in das Fenster und schaut herab in das schöne, zu ihm empor gewandte Gesicht des Knaben mit den hellbraunen freundlichen Augen.

„Was giebt's, Junker?"

„Will Er nicht ein bischen mit mir ausreiten, Baumann?"

Der alte Mann wirft einen prüfenden Blick hinauf nach dem Himmel, an welchem trübe schwere Wolken ziehen, schaut dann wieder hinab und sagt:

„Es sieht bedenklich aus, Junker. Ich vermeine, wir haben in einer halben Stunde einen tüchtigen Regen, oder auch Schnee, was noch vraisemblabler ist."

„Ach, Baumann, Er hat auch immer was einzuwenden," sagt der hübsche Junge schmollend; „der Pony steht sich die Beine steif, und ich habe so große Lust zu reiten."

„Na, na!" sagte der alte Mann, „wir sind ja erst gestern bis nach Cona gewesen."

„Das ist was Rechtes! die halbe Meile! Und der Doctor sagt: ich soll alle Tage ausreiten."

„Ja, wenn es der Doctor sagt, so hilft es wohl nicht," erwidert Baumann, der nur nach einem triftigen Grund verlangt hat, um mit Ehren nachgeben zu können. „Ich will nur noch hier die Fenster in dem Saal öffnen, dann komme ich hinab. Gehen Sie nur derweilen zur Frau Mama und sagen Sie ihr Adieu!"

„Ja, aber mach' Er nur schnell."

„Na, na!" sagt der alte Mann und sein grauer Kopf verschwindet vom Fenster.

Der Knabe eilt in das Haus zurück, aber seine Mutter ist in dem „Gartensaal", wo sie sich gewöhnlich aufhält, nicht zu finden, auch nicht in der „rothen Stube" nebenan, in die sie sich zurückzieht, wenn sie ungestört sein will. Der Knabe eilt aus dem Gartensaal

(dessen Thür er natürlich weit aufläßt) in den Garten, den langen Gang zwischen den Taxuspyramiden hinab nach der Terrasse. Da er die Mutter hier nicht findet und er's doch gar so sehr eilig hat, so überlegt er, ob er sich nicht mit diesem Versuch begnügen könne. Er steht einen Augenblick nachdenklich da, und schon will er den Rücken wenden, da fällt ihm ein, daß Baumann ihn ganz gewiß unterwegs fragen würde: Junker, haben Sie der Frau Mama Adieu gesagt? und daß er sich dann schämen würde, wenn er, wie er doch nicht anders könnte, mit Nein antworten müßte; und er springt mit einem Satz die Stufen, die zur Terrasse führen, hinab und läuft tiefer in den Garten, dabei von Zeit zu Zeit Mama! rufend.

„Hier!" antwortet plötzlich eine Frauenstimme ganz in der Nähe und rasch um ein dichtes Gebüsch biegend, das, im Schutz alter dickstämmiger Linden, noch einen guten Theil seiner Blätter behalten hat, stürzt er beinahe seiner Mama in die Arme.

„Was giebt's, mein Wildfang?" sagte Melitta, ihre Hände auf des Knaben Schultern legend.

„Wir wollen ausreiten," sagte der Knabe, der vor lauter Eile kaum Zeit zum Sprechen hat.

„Aber der Himmel sieht sehr trübe aus."

„O, Baumann sagt — nein, das sagt Baumann auch. Aber ich habe so große Lust zum reiten. Bitte, bitte, liebe Mama!"

„Wenn es nicht schon so spät wäre," sagte Melitta, nach ihrer Uhr sehend, „möchte ich wohl mit."

„Ach, bitte, liebe Mama, thu's ein ander Mal. Du mußt Dich erst umziehen, und dann fängt es vielleicht vorher noch an zu schneien; und es wird gar nichts daraus."

„Da könntest Du Recht haben," antwortet Melitta, unwillkürlich über den naiven Egoismus des Knaben lächelnd. „Dann mach', daß Du fortkommst. Zieh Dir aber den Ueberrock an."

Sie küßt den Knaben auf den rothen Mund und der Knabe springt lustig davon, um nach fünf Minuten mit dem alten Baumann, der unterdessen Julius' Pony selbst gesattelt hat — er überläßt das Satteln des Ponys ebenso wie das von Melitta's Pferden

nie dem Stallknecht — aus dem Hauptthore in die kahlen Felder hineinzugaloppiren.

Melitta wandelte, nachdem der Knabe davon geeilt war, wieder in den Gängen zwischen den langen künstlich verschnittenen Buchenhecken und den Taxuspyramiden auf und ab. Es waren dies dieselben Gänge, in denen sie an einem schönen Sommernachmittage, als die Sonne rothe Strahlen durch das grüne Laubdach auf die in üppigster Blumenfülle prangenden Beete schoß, Arm in Arm mit Oswald gewandelt war. Wie hatte sich seitdem die Scene verändert! Wo ist der rothe Sonnenschein hingeschwunden? wohin das grüne Laub? und die bunten Blumen? Ist dies dieselbe Erde, deren weicher, balsamischer Odem war, wie ein Kuß des Geliebten? dieselbe Erde, deren Gewand so hochzeitlich prangte? die beim funkelnden Licht unzähliger Sterne so bräutlich den hohen Himmel umarmte? . . . Und sie selbst die junge Frau hat sich kaum weniger verändert; aber bei ihr ist nicht aus dem Sommer Winter geworden. Sie ist verändert, aber wahrlich nicht zu ihrem Nachtheil.

Wie sie jetzt, an dem Ende des langen Ganges angekommen, umkehrt, und nun, während sie den Gang wieder heraufkommt, dem bleichen Licht des Herbstabends zugewendet ist, kann man sie deutlicher sehen, als vorhin. Wie anmuthig leicht kommt sie dahergeschritten! wie reizend schlank erscheint der Wuchs, als sie jetzt den seidenen Shawl fester um die runden Schultern zieht und die Arme tiefer einwickelt! Wie schön rahmt das schwarze Flor-Tüchelchen, das sie um den Kopf gebunden und unter dem Kinn zusammengeknüpft hat, das liebliche Oval des hübschen Gesichtes ein! Und wie viel deutlicher ist der Ausdruck unverwüstlicher Herzensgüte, der dieses hübsche Gesicht stets so anziehend machte, jetzt hervorgetreten! Und dennoch, wie viel ernster blicken die braunen, weichen Augen! wie viel fester ist der allerliebste Mund, dessen rothe Lippen früher nur küssen und lachen zu können schienen! Es ist, als ob die schöne und edle Psyche dieser Frau sich losgerungen habe von Allem, was sie früher gefesselt hielt, und nun, frei von dem Nebel der Sinnlichkeit, mit ihrem Adel und ihrer Schönheit das süße, freundliche Angesicht durchleuchte, wie das keusche Licht des Mondes eine warme, milde Sommernacht.

Woran denkt sie, wie sie jetzt langsam, die Augen auf den Boden geheftet, den Gang herabkommt? Zuerst wohl an ihren Sohn, daß er jetzt wieder so volle rothe Backen bekommt, und so munter und so kräftig wird, gerade wie Doctor Birkenhain vorhergesagt hatte. Sie hat heute an Doctor Birkenhain geschrieben, um ihm und sich selbst zu dem Eintreffen seiner Prophezeiung Glück zu wünschen. — Dann, wie sie jetzt an einer Nische in der Buchenhecke vorüberkommt, wo eine kleine Bank, die den Augen des alten Baumann entgangen sein muß, noch an dem Tischchen davor lehnt, bleibt sie einen Augenblick stehen. Auf dieser Bank hat sie an Oswalds Seite an jenem Sommernachmittag gesessen, der für sie und ihn so verhängnißvoll werden sollte; und sie hatten zwei weißen Schmetterlingen zugeschaut, die sich auf den weichen Flügeln über den Blumenwäldern der Beete wiegten und sich haschten und verfolgten und dann emporstiegen in die blaue Luft, einen Augenblick sich umarmend, dann sich trennend, um hierhin und dorthin in die grüne Wildniß hineinzuflattern. „Ob diese Schmetterlinge sich wohl je wiedersehen im Leben?“ hatte sie gefragt, und Oswald hatte geantwortet: „Wohl möglich; aber ob, wenn sie sich wiedersehen, es mit derselben Lust geschieht, das ist eine andere Frage.“ Sie hatte Oswald seit der Nacht, wo sie das erste Mal nach Fichtenau reiste, nicht wieder gesehen. Wenn sie ihn jetzt wiedersähe? sie bebte bei dem Gedanken zusammen; denn sie fühlte in diesem Augenblick, daß sie es wünschte. Hatte sie ihn doch so unendlich geliebt, war sie doch mit ihm so unsäglich glücklich gewesen! Aber nein! Vernunft und Stolz gebieten ihr, den Treulosen zu vergessen, der nur erobern, aber nicht das Eroberte erhalten konnte.

Sie kreuzt die Arme noch fester unter dem Busen und ihr Gesicht blickt beinahe finster, als sie weiterschreitet; aber bald erhellt es sich wieder; und jetzt lacht sie sogar leise in sich hinein. Was ist es? Sie muß wieder an den Ausdruck von Oldenburgs Gesicht denken, als sie neulich Abends, wo das Wetter so furchtbar war und er dennoch zur gewöhnlichen Zeit aufstand, um nach Haus zu reiten, zu ihm sagte: Willst Du nicht lieber zur Nacht hier bleiben, Adalbert? und er sie nun einen Moment scharf ansah und dann mit einer gewissen Hast und Verlegenheit die Einladung kurz zurückwies und sich

empfahl. Oldenburg, dessen Moralität man stets so arg verketzerte, der in dem Ruf stand, in seinem Leben unzählige liaisons dangereuses gehabt zu haben, so jungfräulich schüchtern, so zärtlich besorgt für den guten Ruf einer Frau! — Warum behandelte er sie so anders, als die Schaar der andern Weiber, an deren Lippen er sich so bald satt geküßt? . . . Wird er heut' wohl kommen? Die Stunde, in welcher der Huf seines Almansor auf dem Pflaster des Hofes aufzuschlagen pflegt, ist schon vorüber. Die junge Frau blickt bedenklich zu den grauen Wolken hinauf, die immer tiefer und tiefer ziehen und aus denen jetzt einzelne Schneeflocken, die ersten in diesem Jahr, lautlos herabschweben, um auf der schwarzen Erde nach wenigen Augenblicken wieder zu zerfließen. Wenn Julius nur nicht zu weit reitet! aber er ist ja in des alten Baumanns Hut, das könnte wohl das ängstlichste Gemüth von der Welt beruhigen. Vielleicht sind sie nach Cona geritten und kommen mit Oldenburg, der sich zwischen seinen Büchern verspätet hat, zurück. — Sie werden tüchtig durchgefroren sein, wenn sie kommen: und da ist es wohl gut, wenn der Thee schon fertig auf dem Tisch steht.

Melitta ging schnell in das Haus zurück und bestellte das Abendbrod und die Lampe, denn es ist beinahe dunkel geworden und sie möchte gern noch etwas in Oldenburgs Tagebuch blättern. Er hatte ihr vor einiger Zeit daraus Reiseskizzen aus Aegypten vorgelesen und als er an dem Abend mit der Lectüre nicht fertig wurde, das Buch dagelassen und sie gebeten, für sich selbst weiter zu blättern, und als sie ihn lächelnd an die Gefahr erinnerte, sein Tagebuch in den Händen einer Dame zu lassen, erwidert: es stehe in dem Buche, so wenig wie in seinem Herzen etwas, das sie nicht erfahren dürfe. Im Gegentheil! er wünsche, daß sie Alles lese, er wolle nicht besser und auch nicht anders scheinen, als er sei. — Das war kühn gesprochen und — Melitta überzeugte sich bald davon — auch kühn gehandelt. Denn es stehen gar eigenthümliche Dinge in diesen, mit kecker Hand hingeworfenen Skizzen. Da weilt der Blick des Reisenden auf den üppigen Reizen tanzender Ghawazie's. Da stehen halbnackte Nubierinnen am Ufer, die in der glühenden Sonnenhitze das kreischende Rad der Sakkia drehen; da kauern auf dem Markt von Asyut

schwarze Sklavinnen, die gestern auf großen Nilbooten aus Darfur gekommen waren. Aber bei allen diesen Schilderungen nie ein Zug frivoler Sinnlichkeit! Er beschreibt den Tanz dieser Sonnenkinder mit der gehaltenen Ruhe eines Kritikers von Fach; beim Anblick der armen Frauen an den Wasserrädern flucht er einer tyrannischen Regierung, die durch grausame Steuern selbst das schwache Weib zu frohnden zwingt; und auf dem Sklavenmarkte von Asyut ist sein Herz tief betrübt, daß der Mensch, das Ebenbild Gottes, zum Thier, nein! unter das Thier herabsinken kann. „Jammer, Jammer," ruft er, „von keiner Menschenseele zu fassen! — und das Jämmerlichste dabei ist, daß man bei diesem Anblick menschlicher Entwürdigung an sich selbst zu verzweifeln beginnt, denn man muß sich doch, wenn man ehrlich sein will, eingestehen, daß in der dunkelen Tiefe unseres Herzens unter den feinen civilisirten Gefühlen, die auf der Oberfläche glänzen, dieselben scheußlichen Leidenschaften schlummern, die sich hier, wo sie es unter einer glühenden Sonne dürfen, in grauenhafter Nacktheit schamlos prostituiren. — Und so ist überall der tiefe Ernst ersichtlich, mit dem der Reisende das Treiben der Menschen beobachtet; die hohe Liebe, mit der er die Sache der Menschheit zu der seinen macht, so daß man schlechterdings nicht weiß, wie dieser Mann je in den Ruf eines phantastischen Sonderlings und frivolen Roués kommen konnte. Ja, es fehlt nicht an sehr trockenen statistischen Tabellen, volkswirthschaftlichen Betrachtungen und anderen Zeichen eines nicht blos kühnen und tiefsinnigen, sondern auch gelehrten und fleißigen Geistes. Und dazwischen stehen Verse, besonders häufig auf den ersten Seiten des Buches, die offenbar von einem viel früheren Datum, als die ägyptischen Skizzen sind; zum wenigsten sieht das Jemand, der, wie die Leserin, mit dem Leben des Verfassers hinreichend vertraut ist, um sich der einzelnen Gelegenheiten zu erinnern, welche zu diesem oder jenem Gedicht die Veranlassung waren.

So erinnert sie sich noch sehr wohl, daß der Baron, als ein Jüngling von etwa neunzehn Jahren, einst mit einer jungen Dame — die damals ungefähr fünfzehn war — im Walde spazierte, nachdem sie vorher an der Tafel ein Vielliebchen gegessen hatten, das der verlieren sollte, welcher ohne dabei j'y pense zu sagen, etwas

aus der Hand des Andern nähme. Sie aber hatte listig den reizendsten Strauß gebunden und als der junge Mann den Strauß bewunderte, mit verschämtem Lächeln gesagt: willst Du ihn haben, Adalbert? und als er, vor Freude über die unerwartete Gunst erröthend, ohne ein Wort zu sagen, den Strauß mit zitternder Hand nahm, hatte sie in die Hände geklatscht und gerufen: j'y pense, j'y pense! wußte ich's doch, daß Du verlieren würdest! — Das war lange her und die Dinte, mit der das Gedicht geschrieben war, bereits ein wenig gelb geworden. Das Gedicht aber lautete:

J'y pense.

Ich kenn' ein Mägdelein —
J'y pense!
Mit brauner Augen Schein —
J'y pense!
In dunklen Locken weht ihr Haar,
Ihr Lachen klingt so silberklar —
J'y pense!

Es war ein Sommertag —
J'y pense!
Im duft'gen Waldeshag —
J'y pense!
Ich nahm aus Deiner Hand den Strauß,
Da lachtest Du den Träumer aus:
„J'y pense! j'y pense!“

Ach, ich vergaß das Wort:
J'y pense!
Nun tönt mir immerfort:
J'y pense!
Das Wort, es raubt mir Glück und Ruh',
Sprich, liebes Mädchen, sagst auch Du:
J'y pense!

Nicht alle diese Gedichte sind so sonnig und hoffnungsfrisch wie dies; aber alle sind an eine und dieselbe Dame gerichtet.

In der letzten Zeit waren die Gedichte seltener, sie hatten philosophischen und politischen Reflexionen Platz gemacht. Nur auf einer der allerletzten Seiten stand mit kühnen Zügen, als habe die Seele des Schreibers, während er die Verse schrieb, feurig geglüht in Liebe und Hoffnung:

Ja, Du bist mein! Ich hab' erweckt zum Leben
Das schöne, kalte, blasse Götterbildniß,
Du lebst durch mich und so gehörst Du mir!

Und ich bin Dein! Mein Sehnen und mein Streben
Wär' ohne Dich ein Irren in der Wildniß,
Ich leb' durch Dich und so gehör' ich Dir!

Die junge Frau lehnt sich in ihren Stuhl zurück, läßt die Hände in den Schooß sinken und starrt lange Zeit, in tiefes Sinnen verloren, vor sich hin. — Stimmen diese letzten Verse mit der Wahrheit? „Du lebst durch mich und so gehörst Du mir“ . . . Ich verdanke ihm ja so unsäglich viel; er hat in meinen jungen Geist den goldnen Samen vielfacher Belehrung gestreut, und wenn ich höhere Gesichtspunkte fassen kann, wie andere Frauen; wenn ich mich für Kunst und Wissenschaft interessire; wenn ich ein Herz habe für die Armen und die Kranken — so ist das ja Alles nur sein Werk. — Und wer hat in allen Kämpfen meines Lebens treulich zu mir gestanden, wo Niemand sonst sich um mich kümmerte? er und immer wieder er! Und doch! wenn ich auch so durch ihn lebe, gehöre ich ihm denn nun wirklich dafür? . . . . Melitta stützt die Stirn in die Hand, wie um besser über ein Räthsel nachdenken zu können, dessen Lösung doch nur das Herz und nimmermehr der Kopf weiß. So kommt sie denn auch diesmal nicht damit zu Stande, und nur soviel ist ihr klar, daß ihr Oldenburg nie so nahe gestanden hat und nie so lieb gewesen ist, wie jetzt. — Nun aber die andre Seite der Medaille: „Ich leb' durch Dich und so gehör' ich Dir.“ Freilich: er sagt es, hat es mir hundertmal gesagt, wenn nicht durch Worte, so doch durch Thaten; aber — aber — ist diese Liebe, die schon aus seinen frühesten Knabenjahren datirt, die er durch allen Wechsel seines wechselvollen Lebens mit sich herumgetragen haben will, nicht

eine Illusion, wie sie phantastischen Menschen eigenthümlich ist? eine der fixen Ideen, in welchen sich sehr eigenwillige Köpfe gefallen? Ist diese Liebe nicht eine Don Quixoterie, in die sich das, durch die fürchterliche Prosa des Alltagslebens beleidigte Gefühl eines von Natur großherzigen Menschen flüchtet? und ist nicht Alles gegen Eins zu wetten, daß diese Spiegelung nur aus der Entfernung so zauberisch schimmert und winkt und in der Nähe in wesenlosen Dunst zerfließt? . . .

Was kann ich ihm sein? hat er nicht größere Zwecke zu verfolgen, als ein Weib glücklich zu machen? Kann ein so rastloser Geist sich je in die engen Schranken des Familienlebens einschließen? wird ihm, was er jetzt als sein höchstes Glück erstrebt, nicht bald zur drückendsten Fessel werden? . . .

Melitta seufzt, wie sie an diesen Knotenpunkt in dem Gewebe gekommen. Sie hat mechanisch das Buch wieder geöffnet und wie sie darin blättert, stößt sie auf eine Stelle, die ihr bis dahin entgangen war:

„Man sagt, die Liebe sei für die Männer bloß ein Luxus, für die Frau aber ein Bedürfniß; ein passer le temps für jene, eine Lebensaufgabe für diese. Aber wie oft ist gerade das Umgekehrte der Fall! Wie oft ist für die thatenlose, müßige Frau (ich spreche hier von den wohlhabenden Klassen) die Liebe ein Luxusartikel neben vielen anderen, für den thatkräftigen, fleißigen Mann aber das reine, erquickende Element, aus dem er sich immerfort neue Kraft und neuen Muth saugen muß! Für den Arbeiter (und das ist am Ende jeder Mann, er mag Ministerpräsident oder des Ministerpräsidenten Schuster sein) ist, wie Virgil es so schön ausdrückt: die Nacht der Preis des Tages. Und dazu kommt noch dies. Der Mann ist für Zärtlichkeit viel dankbarer als die Frau. Eine Frau, besonders wenn sie schön ist, wird von Jugend auf mit Aufmerksamkeiten überhäuft; wohin sie kommt, sind hundert Hände bereit, ihr zu dienen; stets hat sie einen Hof von Schmeichlern und Bewunderern um sich her. Ist es nicht natürlich, daß ihr, wie den übrigen Großen der Erde, der Kopf verdreht wird? daß ihr die Huldigung des Einzelnen nicht mehr so viel sein kann? daß die Liebe in Folge des zu reichlichen An-

gebots bei ihr sinkt? — Und nun der Mann! Wenn er nicht ausnahmsweise ein Prinz ist, wird im Leben stets so kurzer Proceß mit ihm gemacht! Auf der Schule, auf der Universität hat er wohl, wenn das Glück ihm günstig ist, sogenannte Freunde, die ihm das Dasein einigermaßen verschönern; aber kaum ist er in das praktische Leben eingetreten, ist auch die Freundesschaar plötzlich und zwar für immer, zerstiebt und er steht allein, muß allein allen Schmerz, alle Noth und — was beinahe ebenso schlimm ist, alle Freude tragen. Die Gesellschaft erschließt sich ihm; aber wann? nachdem er Erfolge gehabt hat; und bis dahin? bis dahin ist ein langer, staubiger, schattenloser, entsetzlicher Weg, der ihm den besten Theil seiner Lebenskraft und Lebensfreude unwiederbringlich raubt. Hat er aber Erfolge gehabt, so wird er, wenn er vorher mit Geißeln gezüchtigt war, jetzt mit Skorpionen gezüchtigt. Selbst seine Freunde werden jetzt seine Nebenbuhler; und er sieht sich, einzig auf sich, auf seine Kraft, auf seinen Muth angewiesen, gegenüber einer Welt in Waffen, einer mitleidslosen, neidischen, schadenfrohen, im besten Falle gleichgiltigen Welt. Und o! der Seligkeit, wenn nun hier, in diesem wüsten Gedränge, eine warme, weiche Hand seine Hand treulich faßt und eine liebe Stimme zu ihm spricht: Sei stark! harre aus! wenn Alles Dich verläßt, ich will Dich nicht verlassen; wenn Andere Dir Deine Triumphe neiden, mich werden sie selig machen, und wenn Dir Dein Werk mißlingt und sie Dich verspotten und verhöhnen, oder es Dir wohl gelungen ist, sie aber gleichgiltig und kalt daran vorübergehen — dann sollst Du Dein müdes Haupt an diese Brust lehnen, dann will ich Dir die fiebernden Schläfen mit meinen Küssen kühlen, dann will ich Dir den köstlichen Balsam guter, theilnehmender, tröstender Worte träufeln in Dein armes zerrissenes Herz! — O, dreimal glückseliger Mann! jetzt laß die Welt ihr Aergstes thun, Du zitterst nicht, Du zagst nicht! In Deines Weibes Liebe hast Du den Punkt des Archimedes, auf den Dich stützend, Du die Welt aus den Angeln hebst. . . .

Und so habe ich denn in meinem Leben mehr als einen Mann kennen gelernt, der mit einer Liebe, die schlechterdings grenzenlos war, die mit dem stetigen Glanz des Nordsterns unerlöschlich, un-



wandelbar durch die Nacht seines Lebens brannte, an dem Weibe seiner Wahl hing; und ganz gewiß, wo wir in der Geschichte einen Arnold Winkelried finden, der todesmuthig der Freiheit eine Gasse brach, der that es um der Freiheit willen? ja! um des Vaterlandes willen? ja! aber vor allem that er es für Weib und Kind, die ihm der Auszug und die Quintessenz von Welt und Leben waren."

Melitta läßt das Buch in den Schooß sinken, und schaut sinnend vor sich nieder; dann legt sie es nieder auf den Tisch, steht auf und holt aus einem Schrank ein Album, mit dem sie sich wieder an den Tisch setzt. In dem Album sind mit Bleistift, Kohle und Sepia hingeworfene Skizzen von Landschaften, Köpfen u. s. w. Sie hat das Album seit dem Sommer nicht wieder in die Hand gehabt, und auch jetzt hat sie es nicht vorgesucht, um zu zeichnen oder zu malen. Sie sucht darin, bis sie an ein loses Blatt kommt, auf dem das Profil eines Mannes mit kecken Strichen hingeworfen ist. In der Ecke stehen die Lettern A. v. O. und das Datum: Juli 1844. Das Blatt hat sich nicht von selbst abgelöst; es ist augenscheinlich herausgerissen. Wie man sich doch nur in seiner Launenhaftigkeit so viel unnöthige Mühe machen kann! Nun muß das lose Blatt sorgsam auf ein anderes Blatt geklebt werden. So! jetzt nimmt es sich wieder recht gut aus; aber o weh! da ist das Datum und der Name fortgeschnitten! Was ist zu thun? Datum und Name muß jede der Skizzen haben. So nimmt denn die junge Frau eine Bleifeder und schreibt: Adalbert von Oldenburg; den 22. November 1847; dann klappt sie das Album zu, trägt es wieder in den Schrank und tritt an das Fenster.

Es ist beinahe dunkel geworden und statt der einzelnen Flocken von vorhin, fällt der Schnee jetzt ziemlich dicht herab, zerschmilzt auch nicht mehr an der Erde, sondern hat bereits eine dünne weiße Decke über den Rasenplatz gebreitet. — Melitta fängt an, sich über das lange Ausbleiben ihres Julius ernstlich zu bekümmern. Vielleicht ist ihm doch ein Unglück zugestoßen, oder dem alten Mann. Sie macht sich Vorwürfe, daß sie den Jungen noch so spät hat fortreiten lassen; sie ist dem Baumann bös, daß er nicht wenigstens verständig gewesen ist. Und auch Oldenburg kommt nicht. Wenn er hier wäre,

würde sie ihn bitten, den Beiden entgegenzureiten. Wie gern würde er's thun.

Sie geht voll Sorge in das Speisezimmer, rechts neben dem Gartensaal, von dessen Fenstern man eine kurze Strecke weit auf den Weg, der in den Wald über Grenwitz nach Cona führt, sehen kann. Der Schnee fällt jetzt so dicht, daß man kaum noch den Waldrand hoher düsterer Tannen erblickt, obgleich er nur einige Hundert Schritte entfernt ist. Sie öffnet das Fenster und lehnt sich, der Flocken nicht achtend, die auf ihr dunkles Haar wehen und auf ihrer Stirn zerfließen, weit hinaus. — War das nicht Hufschlag? . . . da kommen sie aus dem Walde, ein, zwei, drei dunkle Gestalten: Oldenburg, der Alte und zwischen ihnen Julius; Almansor und Brownlock im Trabe, der Pony in der Mitte, um nur mitkommen zu können, im vollen Lauf. Melitta weht mit dem Taschentuch und ruft, und Julius antwortet mit seinem lustigen Halloh! und schlägt den Pony mit der Gerte über den Hals, worauf der Pony unwillig den krausen Kopf schüttelt und in eine so wüthende Carriere fällt, daß er seine langbeinigen Nebenbuhler schließlich doch noch um die Länge seiner eigenen stumpfen Nase schlägt.

Die Reiter springen aus den Sätteln. Julius läuft auf das Fenster zu und ruft: „Ich war doch der Erste, Mama!“

„Ja,“ sagte Mama, „mach' nur, daß Du herein kommst, und sag' Onkel Oldenburg, er solle sich nicht so lange bei Almansors Sattel aufhalten.“

Neuntes Capitel.

Es war nach dem Thee. Julius war bereits zu Bett gegangen. Der alte Baumann hatte die Sachen abgeräumt und sich dann mit einem wohlwollenden Blick auf seine Herrin und ihren Besuch entfernt. Melitta und Oldenburg waren allein in der „rothen Stube.“

„Nun, sag' mir einmal aufrichtig, Adalbert, weßhalb Du heute

so verstimmt bist," sagte Melitta, die auf dem Sopha saß, während der Baron seiner Gewohnheit gemäß langsam im Zimmer auf- und abschritt.

„Ich bin nicht verstimmt."

„Nun denn, nachdenklich?"

„Das eher. Ich habe heute Nachmittag einen Brief von Birkenhain gehabt."

„Das trifft sich seltsam; ich habe gerade heute Nachmittag an ihn geschrieben."

„Hattest Du in den letzten Tagen einen Brief von ihm?" sagte Oldenburg stehen bleibend und Melitta fixirend.

„Nein; weßhalb?"

„Hm!"

„Ist das eine Antwort?"

„Gewiß und zwar eine sehr vieldeutige. „Hm!" bedeutet sehr viel —"

„In diesem Falle zum Beispiel?"

„Weißt Du, daß wir aller Wahrscheinlichkeit nach, ohne eine Ahnung davon gehabt zu haben, mit Czika und Xenobi und mit Oswald zu gleicher Zeit in Fichtenau gewesen sind."

Melitta wurde sehr roth und wußte nicht sogleich, was sie erwidern sollte. Oldenburg ließ ihr aber auch keine Zeit zu einer Erwiderung, sondern nahm Birkenhains Brief aus der Tasche, setzte sich an den Tisch, Melitta gegenüber und sagte:

„Birkenhain schreibt nämlich, nachdem er mir auf meine Anfrage wegen Julius Auskunft ertheilt — Julius soll mindestens bis Neujahr mit allem Unterricht verschont werden — Folgendes:

„Sie haben sich, Herr Baron, in Ihren Briefen so oft und so theilnehmend nach dem Professor Berger erkundigt, dessen Bekanntschaft Sie bei mir im Sommer gemacht hatten, daß es Sie interessiren wird, von diesem in der That außerordentlichen Manne einmal wieder zu hören. Sie erinnern sich aus den Gesprächen, die Sie mit ihm geführt haben, daß sein Wahnsinn zu der Kategorie der philosophischen gehörte, und daß er seinen Fundamentalsatz, oder vielmehr seine fixe Idee von der absoluten Nichtigkeit alles Seins —

dem großen Urnichts, wie er es nannte — mit der ganzen Gelehrsamkeit und dem ganzen Scharfsinn, die ihm in so reichem Maße zu Gebote standen, vertheidigte. Meine Hoffnung, den ausgezeichneten Mann in kurzer Zeit herstellen zu können, bewies sich leider vergeblich, und ich gestehe, daß die Methode, welche ich bei ihm einschlug, vielleicht nicht die richtige war. Ich wollte durch Claustration, Entziehung von Büchern u. s. w. ihm die Empfindung des Verlassenseins, der Langweile wecken und damit zugleich die Complementsempfindungen der Sehnsucht nach Gesellschaft, nach Unterhaltung, mit andern Worten: die Lust am Leben. Aber ich hatte den Fonds von innerm Leben, welche dem Kranken zu Gebote stand, bei weitem zu gering angeschlagen. Er hätte Jahre lang von den Schätzen seines Geistes zehren können, und die einzige Folge meiner Bemühungen waren, daß er sich ungestört tiefer und tiefer in sein bodenloses Urnichts versenkte. Indessen hoffte ich doch noch immer auf eine günstige Reaction, die meiner Meinung nach bei einem so urkräftigen Geiste, wie Berger trotz alldem war, nicht ausbleiben konnte. In dieser Zeit — es war genau an demselben Tage, als Sie mit Frau von Berkow hier waren und ich vergaß damals nur bei der Eile, welche Sie hatten, mit Ihnen von diesen Dingen, die mich höchlichst interessirten, zu sprechen, kam mir ein Besuch, welcher sich bei mir für Berger angekündigt hatte, gerade recht. Es war dies ein junger Mann, Namens Doctor Stein," — Oldenburg blickte nicht auf, als er an diese Stelle gekommen war — „von dem mir ein Grünwalder College, in dessen Gesellschaft er reiste, geschrieben hatte, daß er der Liebling und vertrauteste Freund Bergers gewesen sei. Ich versprach mir von diesem Besuche die günstigsten Resultate, eine Hoffnung, die allerdings einigermaßen abgeschwächt wurde, als ich die persönliche Bekanntschaft des Herrn Stein machte, eines auffallend schönen, vornehm aussehenden Mannes, der aber, bei offenbar bedeutenden Gaben und tüchtiger Bildung, mit sich und der Welt so zerfallen schien, wie wir das leider in unserer that- und haltlosen Zeit, die weder weiß, was sie will, noch was sie soll, nur zu häufig in höherem oder geringerem Grade bei den begabtesten Individuen finden. Freilich hätte ich bei reiflicherer Ueberlegung mir voraus sagen können, daß Jemand, an den sich Berger in der aller-

letzten Zeit vor dem Ausbruche seines Wahnsinnes so innig attachirte, wohl ebenfalls ein Hypochonder sein mußte. Aber, er war nun einmal da und die Sache nicht mehr rückgängig zu machen; überdies hatte ich Herrn Stein, ehe ich ihn zu Berger ließ, sehr bestimmte Instructionen seines Verhaltens gegeben und erwartete nun mit großer Spannung das Resultat dieser Zusammenkunft, bei der ich geflissentlich nicht zugegen war. Dieses Resultat war eigenthümlich genug.

Als ich von der Unterredung mit Ihnen und Frau von Berkow nach Hause kam, begab ich mich sogleich zu dem Kranken, der unterdeß mit seinem Besuch auf meinen Wunsch einen Spaziergang in den Wald gemacht hatte.

Mein erster Blick überzeugte mich, daß etwas Besonderes mit ihm vorgegangen sein mußte. Er ging in heftiger Erregung auf und ab. So wie er mich sah, blieb er vor mir stehen und sagte: „Was halten Sie von einer Theorie, Doctor, die sich praktisch noch nicht erprobt hat?" — „Nicht viel!" erwiderte ich, „wie kommen Sie aber darauf?" — „O, es ist mir heute Abend ein Gedanke gekommen, der so nahe liegt, so nahe, daß ich nicht begreife, wie ich nicht schon früher darauf gekommen bin." — Ich bat ihn, sich näher zu erklären. „Ich kann es jetzt nicht," antwortete er, „aber sobald ich dazu im Stande bin, soll es gewiß geschehen." — Ich mußte mich mit diesem Versprechen begnügen, denn es war vergebens, daß ich weiter in ihn drang. Ich hoffte von Herrn Stein mehr zu erfahren. Er war noch in derselben Nacht abgereist, „dringender Geschäfte halber," wie er mir in einem Briefchen, das von einer der nächsten Stationen datirt war, am folgenden Tage schrieb. Was zwischen ihm und Berger verhandelt war, blieb für mich Geheimniß; ich hörte nur von Andern, daß sie am Abend in einer Fuhrmannskneipe gesehen waren, wo sie mit Seiltänzern, die sich zufällig im Orte aufhielten und durch eine schöne Zigeunerin mit einem noch schöneren Kinde," — Oldenburgs Stimme zitterte etwas, als er diese Worte las — „die zur Gesellschaft gehörten, eben so viel Furore machten, als durch ihre Kunststücke, an einem Tische gesessen und getrunken hatten. Berger war an den folgenden Tagen sehr still und in sich gekehrt; ich ließ ihn ruhig gewähren, denn ich wollte in die Krise, die in seinem Zustand

offenbar eingetreten war, nicht störend eingreifen. Er hatte von Anfang an Freiheit gehabt, zu gehen und zu kommen, wann er wollte. Es fiel deshalb auch weder den Wärtern, noch dem Pförtner auf, daß er am Morgen des siebenten Tages — es war der Tag, an welchem Frau von B. abreiste — gegen acht Uhr Morgens die Anstalt verließ. Aber diesmal stellte er sich im Laufe des Tages nicht wieder ein, wie sonst stets, auch nicht zur Nacht, auch nicht am folgenden Tage. Er war und blieb verschwunden.

Meine Stimmung in Folge dieses Ereignisses können Sie sich leicht denken. Indessen war ich, trotzdem die Recherchen, die sofort mit aller Energie und Umsicht angestellt wurden, kein Resultat hatten, fest überzeugt, daß Berger nicht gewaltsame Hand an sich gelegt haben könne. Er hatte sich zu oft und mit zu großem Nachdruck gegen dieses Mittel, „den gordischen Knoten nur noch fester zu schlingen," wie er es nannte, ausgesprochen. Ein Brief von seiner Hand, den ich kurze Zeit darauf mit dem Poststempel einer kleinen norddeutschen Stadt erhielt, bewies mir zu meiner nicht geringen Freude, daß ich mich nicht geirrt hatte. In diesem Briefe bat mich der seltsame Mann um Verzeihung, wenn er mir durch seine heimliche Entfernung von Fichtenau unruhige Tage bereitet haben solle; aber er habe nicht gewußt, wie er den Gedanken, von dem er mir Rechenschaft zu geben versprochen, anders hätte ausführen können. Die Expedition, auf der er sich in diesem Augenblick in Gesellschaft sehr guter Leute und schlechter Musikanten befinde, sei eben die Ausführung dieses Gedankens, der Gedanke selbst aber sei der, daß er die Ascese, die praktische Seite seiner Theorie von der Nichtigkeit des Seins, nicht zwischen den vier Wänden seines Zimmers, überhaupt nicht in der Einsamkeit, sondern nur in der Menschenwelt und zwar vorzugsweise in den tiefsten Schichten dieser Welt, in die er jetzt hinabgestiegen sei, zur Geltung bringen könne. Ich solle ihn, wenn ich irgend ein Interesse an ihm nähme, dabei nicht stören, und gewärtig sein, daß er mir seiner Zeit die Resultate seiner Expedition, die sehr günstig zu werden versprächen, mittheilen würde."

Oldenburg faltete Birkenhains Brief, nachdem er ihn so weit gelesen, wieder zusammen und blickte zu Melitta hinüber.

„Wie ist es, Melitta,“ sagte er, „Du bist doch mehrere Tage in Fichtenau gewesen; hast Du von dieser schönen Zigeunerin und ihrem Kinde, von denen mir eine Ahnung sagt, daß es Xenobi und Czika gewesen sind, auch etwas gehört?“

„Noch mehr,“ erwiderte Melitta; „es waren Xenobi und Czika und ich habe sie gesehen und gesprochen.“

Oldenburg stützte den Kopf in die Hand. „Also doch!“ murmelte er, „und Du — warum hast Du mir nichts gesagt?“

„Weil ich Deinen Kummer um die Verlorne zu erneuern fürcht... weil ich — höre mich an, Adalbert, ich will Dir sagen; ich hä... Dir längst schon gesagt, wenn ich dazu den Muth gehabt hätte.“ — Und sie erzählte Oldenburg ihr Zusammentreffen mit der braunen Gräfin im Walde von Fichtenau, wie sie sich bemüht, die Zigeunerin zu bereden mit ihr zu kommen, welchen Schmerz es ihr bereitet, als all ihr Bitten, all ihr Zureden nichts fruchteten; und schließlich, wie sie Xenobi das Versprechen abgenommen habe, ihr das Kind zu bringen, wenn sie einmal anderen Sinnes werden sollte, und daß sie (Melitta) der festen Ueberzeugung lebe, es werde dies früher oder später geschehen.

Während die junge Frau so sprach, liefen ihr die Thränen über die Wange und ihre Stimme zitterte vor innerlichster Erregung.

Oldenburg stand auf und küßte ihr schweigend die Hand; dann ging er mit starken Schritten in dem Gemach auf und ab, während Melitta weiter erzählte, wie sie, kurz vorher, ehe sie die Zigeunerin getroffen, den Wagen der Seiltänzer überholt habe, und daß sie sich auch erinnere, einen Mann in blauer Blouse, den sie damals für einen Landmann gehalten, in dem sie jetzt aber den Professor Berger wieder erkenne, unter den Seiltänzern gesehen zu haben. „Es ist kein Zweifel,“ fuhr sie fort, „daß die guten Leute und schlechten Musikanten, von denen Berger in seinem Briefe an Birkenhain spricht, Niemand anders sind, als eben diese Seiltänzer, denen er sich angeschlossen und mit denen er, wie aus dem Briefe hervorgeht, nach Norddeutschland, vielleicht sogar in unsere Nähe gewandert ist. Wenn Birkenhain den Ort genannt hätte, möchte ich Dir rathen, sofort dahin zu reisen und Alles zu versuchen, Xenobi mit Dir zurückzubringen; so aber würdest Du Dich nur wieder auf eine Irrfahrt begeben, von

der Du um eine schöne Hoffnung ärmer, verstimmt und krank heimkehren würdest. Ich rathe Dir deshalb: schreibe an Birkenhain und warte, ehe Du etwas unternimmst, seine Antwort ab. Freilich kann und will ich Dir nicht verhehlen, daß ich es, Alles in Allem für besser halte, Du überlässest die Entwicklung dieses wunderbaren Verhältnisses vertrauensvoll der Zukunft. Xenobi hat tausend Mittel und Wege, Dir zu entschlüpfen, wenn sie will; ihr Entschluß, zu uns zurückzukehren, oder uns Czika zu überlassen, muß das Werk ihres freien Willens sein."

„Wenn Du meinst, daß Abwarten in diesem Falle das Beste ist, weshalb räthst Du mir denn, das Gegentheil zu thun?"

„Weil ich fürchte, daß Dir es unmöglich sein wird, ruhig still zu sitzen, nachdem Du die Spur der Verlornen wieder aufgefunden hast; weil ich weiß, daß Du Dich schmerzlich nach Deinem Kinde sehnst, weil ich fühle, daß die Resignation, zu der Du Dich jetzt verurtheilt hast, unnatürlich ist, und endlich — "

„Endlich?"

„Weil, wenn ich Dir zurede, nichts zu thun, um Czika wieder zu gewinnen, es den Anschein haben möchte, als wünschte ich Dir ein solches Glück nicht, und ich möchte um Alles nicht, daß auch nur der leiseste Verdacht einer solchen Lieblosigkeit auf mir haftete."

„Das Menschenherz ist ein wunderlich Ding," sagte Oldenburg, nachdem er seine Zimmerpromenade eine Zeitlang schweigend fortgesetzt hatte; „kannst Du es glauben, Melitta, daß ich jetzt beinahe möchte, Du zeigtest Dich weniger bereit, mir mein Kind und das Weib, das es geboren, wiederzugeben?"

„Unmöglich, Adalbert!"

„Und es ist doch so. Ich habe mir vorgenommen, stets gegen Dich so rückhaltslos wahr zu sein, wie ich es gegen mich selbst bin, mich wenigstens zu sein bemühe, und da kann ich Dir auch dies nicht verschweigen. Früher, als Du mir unerreichbar fern schienst, wie die himmlischen Sterne, sehnte ich mich wohl nach anderen warmen Menschenherzen, an ihnen zu erwarmen, an ihrem Schlage zu fühlen, daß es um mich her nicht todt sei, wie in mir; oder ich stürzte mich in tolle Excesse und halsbrechende Abenteuer, um doch wenigstens so

zu irgend einem Gefühl des Daseins zu kommen. Jetzt ist das mit einem Schlage anders geworden. Seitdem mir der leiseste Hoffnungsschimmer, Du könntest doch noch dereinst mein Weib werden, aufgegangen ist, steht die Welt in ewiger Jugendschöne wieder vor mir da; aber nun möchte ich auch die Quelle, aus der ich mir diese Verjüngung getrunken habe, von aller Beimischung rein und ungetrübt erhalten. Wie Du mir Alles bist, so möchte ich, daß ich Dir Alles wäre; daß Du kein anderes Verlangen hättest, als geliebt und immer mehr geliebt zu werden, wie ich kein anderes Verlangen habe, als Dich zu lieben und immer mehr zu lieben. Was kümmert uns die andere Welt? sie ist für mich versunken und vergessen!"

Melitta hatte gesenkten Hauptes diesen Sturm von Leidenschaft über sich hinrauschen lassen. Als Oldenburg schwieg, griff sie nach dem Tagebuche, das aufgeschlagen vor ihr auf dem Tische lag, wandte ein paar Blätter um und las:

„Der Mann strebt seiner Natur nach in's Allgemeine und Grenzenlose; bei der Frau, wie sie denn überhaupt der Natur näher steht, ist der charakteristische Zug aller Creatur, die Eigenliebe, viel schärfer ausgeprägt. Der Mann repräsentirt die Centrifugal-, die Frau die Centripetalkraft der moralischen Welt. Ginge es blos nach jenen, so würde die Welt bald ein einziges großes Wolkenkuckusheim sein, ginge es nur nach diesen, so erhöben wir uns niemals über die Spitzen der Halme, welche über dem Lerchennest in der Ackerfurche nicken. Das Mittel, die beiden entgegengesetzten Pole zu binden, ist die Liebe. In der Liebe zu einem reizenden Weibe lernt der Mann, daß er nicht blos Bürger im Reiche der Geister ist; in der Liebe zu einem edlen Manne lernt die Frau, daß es noch höhere Interessen giebt, als die des häuslichen Herdes. Sie müssen sich also gegenseitig ergänzen; sie muß ihn daran erinnern, daß die Menschheit aus Menschen besteht; er sie die großen Worte der Neuzeit: Freiheit, Brüderlichkeit, an denen unsere begabtesten Frauen erst buchstabiren, fließend lesen lehren."

Melitta klappte das Buch zu und blickte zu Oldenburg hinauf, der, die Arme über die Brust gekreuzt, in einiger Entfernung von ihr stand.

„Du hattest Recht," sagte er, „mich nicht zum Apostaten meiner eigenen Ueberzeugungen werden zu lassen: und nur das Eine möchte ich wissen, ob Dein Bekehrungseifer ganz lauter ist, ob die Priesterin nicht blos deshalb den Sünder so eifrig an die Gottheit weis't, weil ihr die verlangenden Blicke, die er auf sie selbst richtet, lästig werden."

„Oldenburg!"

„Ja, Melitta, es muß heraus, es drückt mir sonst das Herz ab. Du weißt, wie unsäglich, wie grenzenlos ich Dich liebe. Der Wunsch, Dich zu besitzen, ist allmächtig in mir; ich habe ihn so lange genährt, daß mein ganzes Wesen ihm zugeströmt ist, sich in ihm concentrirt hat. Ohne Dich bin ich nichts: mit Dir wage ich es gegen eine Welt in Waffen. Ich weiß es wohl, daß man das Gute um des Guten willen thun muß, und daß, wer einen Lohn begehrt, seinen Lohn dahin hat; aber ich bin kein Heiliger, ich bin ein Mensch mit menschlichen Schwächen und Leidenschaften, die ihm, wie ein wildes Meer, über dem Kopf zusammenschlagen, wenn nicht die liebe, geliebte Hand rettend seine ausgestreckte Hand ergreift. Melitta, sag', daß Du die Meine sein willst, und meine Thaten sollen nicht geringer sein, als meine Worte."

Oldenburg war auf demselben Platze, in derselben Stellung stehen geblieben. Wie in seiner Haltung, so lag in dem Ton seiner Stimme mehr Trotz als Bitte. Dieser Mann würde vor einem Dutzend auf ihn angeschlagener Flintenläufe nicht niederknieen, oder sich die Augen verbinden lassen.

Melitta fühlte das wohl; aber sein Stolz beleidigte sie diesmal nicht, wie es doch schon so oft der Fall gewesen war. Sie antwortete in einem beinahe demüthigen Tone:

„Laß uns nicht übereilt handeln, Adalbert! Wie lieb Du mir bist, das weißt Du und das muß Dir vorläufig genug sein. Sieh', Adalbert, dieser Brief kommt gerade recht, uns an unsere Pflichten zu erinnern. Du mußt Dein Kind wieder haben; ich würde keine Stunde meines Lebens wieder froh werden, müßte ich wirklich fürchten: die Liebe zu mir hätte in Deinem edlen Herzen das heiligste Gefühl erstickt. Und Adalbert, bedenke auch dies! Ich glaube es gern: Du liebst das arme Weib nicht mehr, die einst die Leidenschaft

des Jünglings entflammt hat; aber sie ist die Mutter Deines Kindes! Was willst Du zu Deiner Czika sagen, wenn sie Dich dereinst fragt, warum denn eine Andere, als das arme Weib, welches sie Mutter nennt, die Gattin ihres Vaters ist?"

„Wo hast Du Oswald Stein, seitdem Du ihn in Fichtenau gesprochen, zum letzten Mal getroffen?"

Oldenburg sprach diese wenigen Worte langsam und mit schneidender Schärfe.

Melitta wurde dunkelroth. Ein Funke von der bösen Leidenschaft des verletzten Stolzes, die in Oldenburgs Herzen wüthete, sprang auch herüber in ihr Herz und entflammte den Geist des Widerspruchs, der diesen Beiden schon so oft verderblich gewesen war.

„Wer sagt Dir, daß ich ihn überhaupt in Fichtenau gesehen habe?"

„Ich dachte es mir nur. Vielleicht, daß Du mir diese Begegnung verschwiegen hast, wie jene andere."

„Und wenn ich ihn nun in Fichtenau gesehen hätte?"

„So wäre das gerade, was ich erwartet habe."

„Und wenn ich ihn nun seitdem noch oft gesehen hätte?"

„So bewiese mir das, daß mein Hierherkommen für mich ebenso unschicklich, wie für Dich unbequem ist."

Oldenburg ging quer durch das Zimmer und nahm von dem Tischchen vor dem Spiegel Reitpeitsche und Handschuhe. Als er wieder vor Melitta vorüberkam, blieb er stehen und sagte: „Gute Nacht, Melitta." — „Gute Nacht," erwiderte die junge Frau, ohne die Augen aufzuschlagen. Er wartete einen Augenblick und noch einen, ob sie ihn ansehen, ob sie noch nicht ein Wort sagen werde, aber er wartete vergeblich. Kein Wort, kein Seufzer entrang sich seiner gepreßten Brust; er ging nach der Thür, öffnete sie leise und schloß sie eben so geräuschlos wieder.

Melitta fuhr in die Höhe. Sie eilte nach der Thür; aber anstatt dieselbe zu öffnen, lehnte sie sich nur mit hocherhobenen Armen daran und brach in leidenschaftliches Weinen aus. „Ich wußte es ja, daß es so kommen würde," murmelte sie. „Armer, armer Adalbert!"

Plötzlich ertönte Hufschlag dicht vor dem Fenster. Sie eilte von der Thür nach dem Fenster und riß es auf, lehnte sich weit hinaus

und rief: „Adalbert, Adalbert!“ aber der Sturm, der ihr die eisigen Schneeflocken in's Gesicht schlug, verwehte ihre Stimme und der schwarze Schatten von Roß und Reiter, der noch eben über die weiße Fläche durch die graue Nacht lautlos dahinglitt, war im nächsten Augenblick schon im Hofthor verschwunden.

Zehntes Capitel.

Der Winter ist während der Nacht über die Insel gebraus't, und noch immer wirbelt der Schneestaub, den er bei seiner eiligen Fahrt vom Nordland her aufstöberte, dicht herab auf Dächer und Bäume, auf Wiesen und Felder, und wenn man eine Zeitlang in die graue Luft sieht, aus der die weißen Flocken herabwehen, ist einem, als stiege man mit mäßiger Geschwindigkeit aufwärts — immer aufwärts in eine graue Unendlichkeit.

Oldenburg scheint sich heute an diesem melancholischen Schauspiel nicht satt sehen zu können. Er steht am Fenster seiner Arbeitsstube auf der Solitüde und schaut unverwandt auf das Meer hinaus, oder vielmehr in die schneeerfüllte Luft hinein, denn von dem Meer ist heute wenig oder nichts zu sehen. Er hat den Tag über viele Stunden so gestanden und kaum einmal seinen Hermann beachtet, der mit sorgenvoller Miene ab- und zugeht, und mehrere große Koffer, die in dem Zimmer offen stehen, voll Kleider, Wäsche und Bücher packt. Auch des treuen Dieners treue Gattin Thusnelde, die behäbige dicke Haushälterin, hat sich wiederholt in dem Zimmer zu schaffen gemacht und einmal sogar gewagt, dem Herrn zu sagen, daß das Essen fertig sei, darauf aber keine andere Antwort erhalten, als: „es ist gut, Alte!“

Seitdem sind schon wieder mehrere Stunden verflossen. Der Baron hat gleich nach Tische wegfahren wollen; aber er hat noch immer nicht Befehl zum Anspannen gegeben. Daß sich das Wetter aufklären soll, hofft er wohl schwerlich, denn die Vorrathshäuser des Schnees scheinen unerschöpflich und überdies wäre es das erste Mal,

daß er sich von der Ausführung eines Entschlusses durch schlechtes Wetter hätte abhalten lassen; auch war, wenn er noch vor Abend die Fähre erreichen wollte, Mittag die späteste Zeit der Abreise gewesen. Es wird ihm damit wohl so eilig nicht sein; vielleicht kommt ihm der Schneesturm gerade recht, um wenigstens einen äußeren Grund zum Bleiben zu haben; vielleicht erwartet er auch noch eine wichtige Nachricht, denn er hat im Laufe des Tages wiederholt gefragt: „Ist Niemand dagewesen?“ und dann jedesmal, wenn der alte Hermann, wie er wohl nicht anders konnte: „Nein, Herrn Baron!“ geantwortet hatte, sich wieder zum Fenster gewandt und mit den Fingern weiter auf den Scheiben getrommelt.

Jetzt ist es auch nicht eben mehr wahrscheinlich, daß noch Jemand kommen wird. Der schmutzig rothe Streifen tief am westlichen Horizont verkündet, daß die Sonne, die den ganzen Tag unsichtbar gewesen ist, im Meere versinkt. Ein Sturmwind, der gegen die Fenster rasselt und klagend und heulend um das Haus und durch die hohen Wipfel der Tannen fährt, zerreißt die Schneeluft und die unendliche graue Wasserwüste mit ihren schaumgekrönten Wellen breitet sich vor den Blicken des einsamen Mannes am Fenster aus in schauerlicher Erhabenheit. Er öffnet die Thür und tritt auf den Balkon; er lehnt sich auf das Geländer, durch dessen eiserne Stäbe der Wind in schrillen Tönen pfeift. Er wirft keinen Blick auf die hohen Kreide-Ufer, die sich rechts und links weit und weiter strecken in einem ungeheuren Halbkreise, und die jetzt mit den starren Wäldern, die sie auf ihren schroffen Stirnen tragen, von der untergehenden Sonne für einen Augenblick blutroth angestrahlt sind. Er schaut nur immer hinab, wo hundert Fuß unter ihm das wilde Meer zwischen den Felsblöcken des Ufers donnernd brandet. Der weiße Gischt wirbelt, in den scharfen Ecken der steilen Wände von dem wilden Winde emporgetrieben, manchmal bis hinauf zu ihm und netzt ihm mit eiskalten Tropfen Stirn und Haar und Bart. Aber er achtet es nicht. In seiner Seele sieht es wilder und stürmischer aus als da draußen in der Natur. Es ist ihm, als wäre er ganz allein in der verödeten Welt, als bräche eben für diese verödete Welt die ewige Nacht herein und als wäre er verdammt, weiter zu leben in dieser ewigen Nacht.

„Es ist ganz recht," murmelte er, „warum warst Du der Hans Narr, der sich wieder ruhig an dem Seile führen ließ, von dem er doch nun mittlerweile wissen mußte, wohin es ihn führte! Und doch! sie war so lieb, so gut in dieser Zeit, wie sie es nie gewesen! Konnte ich mein Ohr dem Sirenengesange verstopfen, der mir nie so nah und so süß getönt hatte! Sirenengesang — das ist es eben! Was weiß ein Weib von der treuen Liebe, deren ein Männerherz fähig ist! Caprice Alles, Alles eitel Tand und Spielerei! ein Paar blaue Augen, eine glatte Zunge und höfliche Manieren dazu — so muß das Püppchen ausstaffirt sein, wenn es den guten Kindern gefallen soll. Ob das Püppchen ein Herz in der Brust, Hirn im Schädel hat, das kümmert sie nicht. Im Gegentheil: das ist so unbequem, so langweilig, das paßt so gar nicht in die Puppenstube.

Und so sei es denn abgethan, das Narrenkleid für nun und immer! wie das Abendroth dort an den Felsen verbleicht, so will ich von meiner Seele wegwischen diese rosige Lüge, und rauh werden, wie das winterliche Meer, und wie mich Niemand liebt, so will ich Niemand lieben. Ich will durch das Leben ziehen, einsam, wie jener Schneevogel sich dort durch die pfadlose Luft schwingt, unbekümmert, wie er, ob irgendwo am Ufer unter überhangenden Felsen das schützende Nest bereitet ist."

„Das werden Sie nicht; denn Sie sind ein Mensch, und der Mensch ist viel mehr, denn die Vögel unter dem Himmel."

Oldenburg wandte sich verwundert um nach dem, der in einem tiefen, festen Ton diese Wort gesprochen, dicht hinter ihm stand der alte Baumann.

„Ich komme," fuhr der alte Mann, Oldenburgs ängstlich fragenden Blick beantwortend, fort, „im Auftrage der Frau von Berkow."

„Was ist's?" sagte Oldenburg, dem alles Blut aus den Wangen zum Herzen getreten war; „sprechen Sie es aus! Frau von Berkow ist sehr krank — nicht wahr?"

„Nicht Frau von Berkow!" erwiderte Berger, „eine andere Frau, die vor einer Stunde sammt ihrem Kinde zu uns auf den Hof gekommen ist, und die Sie, Herr Baron, vor ihrem Ende, das vielleicht nahe bevorsteht, noch einmal zu sehen wünscht."

„Eine Frau — mit einem Kinde!“ — wie ein Schleier fiel es dem Baron von den Augen.

„Kommen Sie!“ sagte er. —

Vor der Thür der Solitüde stand Melitta's, mit zwei kräftigen Braunen bespannter Schlitten. Die Männer stiegen ein, Oldenburg ließ sich von dem Kutscher hinten auf der Pritsche Zügel und Peitsche geben und fort ging es im Galopp durch die düstern Tannen; aus den Tannen hinaus in das ebene, sich nach Faschwitz zu allmälig senkende Land, das jetzt eine weite, von dem grauen Horizont begrenzte Schneefläche war, von der die spärlichen, mit Schnee bedeckten Bäume und Hütten sich kaum abhoben. Auch der Weg war verschüttet und selbst die Gleise, die der Schlitten vorhin gemacht hatte, schon wieder zugeweht. Man mußte mit der Gegend sehr vertraut und überdies ein so kundiger Rosselenker sein, wie es Oldenburg war, um in dieser Wildniß hügelauf, hügelab, zwischen bodenlos tiefen Mooren hindurch in vollem Rosseslauf dahinjagen zu können. Kaum ein Wort wurde unterwegs gesprochen, nach einer halben Stunde hielt der Schlitten mit den dampfenden Pferden vor dem Herrenhause von Berkow.

Sie gingen in das Haus.

„Wollen der Herr Baron nur gefälligst in den Gartensaal treten,“ sagte der alte Baumann.

Er ging voran in den Gartensaal, wo auf dem Tisch eine Lampe und in dem Kamin ein verlöschendes Feuer brannte. Der Alte schob die Lampe höher, fachte das Feuer wieder an, und verschwand dann durch die Thür, welche in die rothe Stube führte.

Oldenburg hatte sich an den Kamin gestellt, seine kalten Hände zu wärmen. Tausend Gedanken auf einmal wirbelten durch sein Hirn, er schritt ein paarmal durch das Gemach, dann stellte er sich wieder an den Kamin.

„Melitta hatte Recht,“ murmelte er. „Ehe dieses Unrecht nicht gesühnt ist, kann von Glück für mich nicht die Rede sein. Und wie soll es gesühnt werden? Ist es doch der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären. Es war der Schatten von heute, der gestern schon auf unsere Seelen fiel. Wie stumpfsinnig war ich,

wie verblendet von Leidenschaft, daß ich die Mahnung nicht verstand! Ja, sie hat ältere, geheiligte Rechte, und wehe mir, wenn ich dies Recht mit Füßen trete! es würde immer wieder aufstehen und gegen mich zeugen. Aber es ist entsetzlich, daß die Erinnyen uns bis in den Tempel verfolgen, wo wir uns reinigen wollten von aller Schuld, bis in das Heiligthum, das unser ganzes Glück umschließt."

Das Rauschen eines Gewandes hinter ihm schreckte ihn empor. Er wandte sich um, und vor ihm stand Melitta, blaß und ernst, die schönen, lieben Augen glänzend von der Spur frisch geweinter Thränen.

„Melitta," sagte Oldenburg, die Hände nach ihr ausstreckend, kannst Du mir verzeihen?"

„Ich habe Dir nichts zu verzeihen, Adalbert," erwiderte sie, ihre Hände in die seinen legend, „laß uns geduldig tragen, was wir doch tragen müssen."

Sie sahen sich ein paar Momente schweigend in die Augen.

„Es liegt noch Manches zwischen uns," sagte Oldenburg traurig, „ich kann Dir nicht bis auf den Grund der Seele schauen."

„Wir müssen eben geduldig sein," sagte Melitta.

Oldenburg ließ ihre Hände los.

„Wie geht es ihr?"

„Sie ist sehr schwach; in einem Zustand zwischen Schlafen und Wachen; aber sie erkennt mich wohl und hat schon mehrmals nach Dir gefragt."

„Ist Czika bei ihr?"

„Ja."

„Darf ich sie sehen?"

„Laß mich erst einmal allein hineingehen. Ich komme alsbald zurück."

Nach einigen Minuten, während deren Oldenburg mit untergeschlagenen Armen, die Augen nicht vom Boden hebend, in dem Saale auf- und abgegangen war, erschien Melitta wieder in der Thür:

„Komm!"

Oldenburg folgte ihr durch die rothe Stube, in ein halbdunkles Gemach, Melitta's Schlafgemach. Es war das erste Mal in seinem

Leben, daß er es betrat, und während sie ihn an der Hand hindurch führte, fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, welch' verhängnißvoller Augenblick ihm den Zutritt in dieses Heiligthum verschaffte. An der Thür auf der entgegengesetzten Seite blieb Melitta stehen und flüsterte: „hier ist sie."

Sie traten ein. Es war ein großes, äußerst stattliches, in der Roccoccomanier überladen möblirtes Gemach, das zu den Fremdenzimmern in der Fronte des Hauses gehörte. Schwere gelbseidene Vorhänge verhüllten die Fenster; die Stühle und Sophas waren mit demselben Stoff überzogen, der getäfelte Fußboden blinkte in dem Schein des Feuers, das in dem Kamin brannte. Auf dem von Amoretten getragenen Sims des Kamins stand eine vergoldete Stutzuhr, die den von Genien und Schmetterlingen umflatterten Eingang einer Grotte darstellte, aus deren Oeffnung, so oft die Stunde schlug, ein Sensenmann hervortrat. Gemälde im Geschmack jener Zeit, mit gezierten Schäfern, Schäferinnen und Schafen in breiten Goldrahmen schmückten die Wände. Von der Stuckdecke hing ein mächtiger Kronleuchter von Glaskrystallen, die bei dem wechselnden Licht, das in dem Gemache herrschte, in allen Farben des Regenbogens spielten. Und inmitten dieser Pracht, in einem großen Himmelbette, dessen seidene Vorhänge halb zurückgeschlagen waren, ruhte auf schneeigem Kissen ein armes, todtkrankes Weib, das im fernen Ungarlande hinter einer Hecke das Licht der Sterne erblickt und Zeit ihres Lebens nur in Scheunen und Ställen und öfter noch auf öder Haide unter freiem Himmel, oder im wilden Walde unter hohen Buchenhallen die Nächte zugebracht hatte. Ihre großen, im Fieber erglänzenden Augen wanderten unruhig über all' die Herrlichkeiten, die sie umgaben, hin und blieben dann immer wieder auf ihrem Kinde haften, als sei dies der einzige Punkt, wo ihr geängstigter Geist sich wieder auf sich selbst besinnen könnte. Czika stand vor dem Bett, gekleidet in die phantastisch bunte Tracht, die sie im Interesse der Kunst auch außer „der Bühne" zu tragen pflegte. Ihr schönes Gesichtchen war noch ernster und sorgenvoller, als sonst. Sie verwandte keinen Blick von der Mutter. Man sah ihr an, daß sie ein volles Verständniß der Lage hatte; daß sie sehr wohl wußte, daß es der Tod sei, der ihrer

Mutter braune Wangen so gelb und die rothen Lippen so bleich machte, und mit so großen kalten Schweißtropfen die schmerzlich gefurchte Stirn bethaute.

An einem Tischchen in der Nähe des Bettes stand der alte Baumann. Er war eifrig beschäftigt, einen kühlenden Trank zu bereiten und er blickte von seiner Beschäftigung kaum auf, als jetzt Melitta und Oldenburg geräuschlos in das Zimmer traten.

Aber das scharfe Ohr der Kranken hatte sie wohl gehört. Ein schwaches Lächeln der Befriedigung flog über ihr verwüstetes Gesicht. Sie winkte die Beiden mit den Augen zu sich heran.

Czika war, wie sie an das Bett traten, zwischen ihnen zu stehen gekommen. Xenobi schien das mit Befriedigung zu sehen. Das Lächeln wurde heller, dann verschwand es wieder und mit ihrem gebrochenen Deutsch sagte sie:

„Legt Eure Hände auf der Czika Kopf!"

Oldenburg und Melitta thaten es. Oldenburgs Hand zitterte, als er die weichen Locken des schönen jungen Hauptes berührte.

„Und gebt mir die beiden andern Hände!"

Xenobi nahm die Hände und als sie die Kette so geschlossen sah, murmelte sie etwas, das Jene nicht verstanden und das ein Fluch oder Segen, oder Beides sein mochte, denn der Ausdruck ihres Gesichts wechselte bei jedem Wort.

Dann sagte sie:

„Schwört, daß Ihr die Czika nicht verlassen wollt."

„Wir schwören es," antwortete Oldenburg, während Melitta, unfähig ein Wort hervorzubringen, nur die Lippen bewegte.

Xenobi ließ ihre Hände los, um ihre eigenen Hände über der Brust zu kreuzen.

„Nun laßt Xenobi allein," sagte sie mit sehr leiser Stimme, „nur Czika soll hier bleiben und der alte Mann."

Oldenburg und Melitta blickten sich und dann den Alten an, der jetzt mit dem Trank in der Hand an das Bett trat. Er nickte mit dem ehrwürdigen grauen Haupte, als wollte er sagen: „Thut, was sie verlangt!"

Oldenburg wagte nicht zu widersprechen. Er nahm Melitta's

Arm und führte sie aus dem Zimmer. Die Uhr auf dem Kamin hakte zum Schlagen aus. Der Sensenmann drinnen machte sich bereit, aus seiner Höhle hervorzutreten.

Sie gingen in den Gartensaal zurück. Keines sprach ein Wort. Oldenburg warf sich am Kamin in einen Lehnsessel und starrte düster in die verglimmenden Kohlen. Plötzlich fühlte er Melitta's Hand auf seiner Schulter:

„Adalbert!“

Er schaute fragend zu ihr empor.

„Nicht wahr, Du reisest nicht fort?“

„Wenn Du es nicht wünschest — nein!“

„Und Du willst geduldig warten, bis — bis Du mir auf den Grund der Seele schauen kannst?“

„Ja.“

„Gieb mir die Hand darauf.“

Oldenburg drückte ihre Hand gegen sein Gesicht; sie fühlte seine Thränen fließen. Sie beugte sich herab und küßte ihn auf die Stirn. Dann setzte sie sich ihm gegenüber und versank, wie er, in stilles Brüten . . . .

Das Klingeln eines Schlittens unterbrach das Schweigen. Es war Doctor Balthasar. Oldenburg sagte dem alten Herrn, während er sich die Hände am Kaminfeuer wärmte, um was es sich handle.

„Hm! hm!“ sagte Doctor Balthasar; „weiß schon; Lungentuberkel — Reise bei dem Hundewetter — kommt nicht wieder auf — hm, hm — wo ist sie denn? — wollen mal nachsehen.“

Als die Drei sich zu gehen wandten, that sich die Thür des Saales auf und der alte Baumann trat, Czika an der Hand, herein.

„Sie kommen zu spät!“ sagte er zu Doctor Balthasar.

Melitta zog Czika unter lautem Weinen an ihr Herz.

„Hm, hm!“ sagte Doctor Balthasar; „alte Geschichte — immer gerufen, wenn nichts mehr zu thun ist — hm, hm — wollen mal nachsehen.“

Elftes Capitel.

Zwei Männer aus dem Dorfe haben unter Aufsicht des alten Baumann in dem Park von Berkow auf einer Stelle an dem Rande des Buchenwaldes, von der man im Sommer eine gar liebliche Aussicht auf eine Rasenfläche hat, die sich nach dem Garten und dem Schlosse zu allmählich senkt, den tiefen Schnee weggeschaufelt und in der schwarzen Erde ein tiefes Grab gehackt und gewühlt, und in dem tiefen Grabe schläft nun die Zigeunerin, todesmüde von ihrer ruhelosen Wanderung durch dies bunte ruhelose Leben, das ihr so wenig Glück gebracht hat, den tiefen, ewigen Schlaf.

Als nach einigen Tagen das Wetter sich aufgeklärt hat, die Vorrathshäuser des Schnees vorläufig erschöpft sind und es möglich geworden ist, die Gänge im Garten und durch den Park bis zu der Stelle am Waldesrande frei zu machen, kann man oft Melitta mit ihrem Julius und der kleinen Czika den Weg nach dem Grabe der Zigeunerin einschlagen sehen, das jetzt mit einem Granitblocke bedeckt ist, auf dessen einer glattpolirten Seite der Name Xenobi steht. Melitta führt das braune Kind fast immer an der Hand und spricht mit ihm viel öfter, als mit ihrem Sohne, der aber auch einerseits mit einer Art von ritterlicher Zärtlichkeit um das Kind bemüht ist. „Wenn die Bahn erst ein bischen besser ist, dann will ich Dich im Schlitten fahren, Czika. O, ich habe einen wunderschönen Schlitten; ich will ihn Dir zeigen, wenn wir wieder nach Hause kommen. Und wir wollen beide ganz allein fahren; der Pony kennt mich besser, als irgend Einen; ich brauche bloß mit der Zunge zu schnalzen, so geht er davon wie der Wind, und wenn ich sage: Brrr, Pony! so steht er still wie ein Lamm. Nicht wahr, Mama, ich darf mit Czika ganz allein spazieren fahren?"

„Wenn Czika mit Dir fahren will, warum nicht."

Czika's dunkles Gesichtchen hatte sich bei Julius kühnen Worten

ein wenig aufgehellt; aber alsbald zieht wieder eine Wolke über ihre Stirn.

„Czika wollte, sie hätte Hamet wieder," sagt sie, mit den braunen Gazellenaugen in die Ferne starrend.

„Wer ist Hamet, Czika?" fragte Julius.

„Hamet? Hamet ist Czika's Esel."

„Pah, ein Esel!" ruft der Knabe, die Oberlippe verächtlich krümmend; aber ein Blick der Mutter genügt, ihm eine fliegende Schamesröthe über das ganze Gesicht zu jagen.

„Wo ist Dein Esel, Czika?" fragt er mit freundlicher Theilnahme.

„Hamet ist todt. Mutter und ich haben ihn im Walde eingescharrt."

„Ach, das ist ja schade. Na, laß es gut sein, Czika; ich will Dir einen andern kaufen. Weißt Du, Mama, der Förster Griebenow in Faschwitz hat einen großen Esel, mit so langen Ohren, Czika! der Pony scheut immer, wenn wir ihm begegnen. Aber das schadet nichts. Er muß sich d'ran gewöhnen, sonst giebt's was" — bei diesen Worten schwingt Julius seine Gerte — „ich will's ihm schon austreiben. Nicht wahr, Mama, ich darf mit Baumann hinüberreiten und Czika den Esel kaufen. Griebenow hat ihn mir schon ein paarmal angeboten. Nicht wahr, Mama?"

„Gewiß," sagte Melitta; „er soll auch Hamet heißen."

„O, das wird schön," ruft Julius; „und dann reiten wir alle Drei spazieren. Du auf der Bella, ich auf dem Pony und Czika auf dem Hamet, und dann — aber, ich fürchte, Hamet wird nicht mitkommen können," unterbricht er sich selbst und macht dabei ein sehr bedenkliches Gesicht.

„So reiten wir langsam."

„Ja, das ist auch wahr. Wir wollen ganz langsam reiten, Czika; ich möchte um Alles nicht, daß Du herunterfielst."

So plaudert der Knabe und Melitta sieht mit innigster Freude, daß sein Geplauder und munteres Wesen auf Czika nicht ohne Wirkung bleiben. Sie denkt der Zeit, wo die braune Gräfin zum ersten Mal nach Berkow kam und wie sie schon damals, ehe sie noch eine

Ahnung davon hatte, daß dies Kind Oldenburgs Kind sei, den Wunsch gehabt, es bei sich zu behalten und mit ihrem Julius zusammen zu erziehen, und wie wunderbar ihr Wunsch nun doch endlich in Erfüllung gegangen ist. Und dann schweifen ihre Gedanken in die Zukunft hinaus, ob wohl eine Zeit kommen wird, wo sie von diesen Kindern als von „unsern Kindern" sprechen darf; und als sie jetzt an dem Granitblock angelangt sind, und sie einen Kranz von Immortellen darauf gelegt hat, da schließt sie die Beiden in ihre Arme, herzt und küßt sie und sagt: „meine Kinder, meine lieben, lieben Kinder." . . .

Melitta beschäftigt sich den ganzen Tag mit Czika und wenn Julius das hübsche kleine Mädchen nicht selbst so lieb hätte, so könnte er darob leicht eifersüchtig werden. Czika schläft auch bei der Mama und die Mama bringt sie alle Abend selbst zu Bett — oder vielmehr auf ihr Lager, denn Czika's Bett besteht vorläufig noch aus wollenen, auf der Erde ausgebreiteten Decken, da sie mit ihrem gewöhnlichen, melancholischen Ernst erklärt hat: „Czika stirbt, wenn ihr sie in ein Bett legt." Die Kleine sucht ihr Lager sehr früh auf, meistens sobald es draußen dunkel geworden ist, so daß Oldenburg, der erst immer um diese Zeit von Cona herüberkommt, sie nicht mehr im Zimmer findet. Einigemal ist er dann mit Melitta an das Lager getreten, aber er thut es jetzt nicht mehr, da das Kind einen so leisen Schlaf hat, daß das leichteste Geräusch sie erweckt. Er begnügt sich deßhalb damit, von Melitta zu hören, daß es „ihrer Tochter" wohl geht, daß sie mit „ihren Kindern" spazieren gewesen, oder ausgefahren ist, daß „ihre" Czika sie heute zum ersten Male „Mutter" genannt hat.

„Ich fürchte, sie wird mich niemals Vater nennen mögen," sagt Oldenburg traurig.

„Wir müssen Geduld haben, Adalbert," erwidert Melitta.

Herrmann hat die Koffer seines Herrn mit größerem Vergnügen wieder ausgepackt, als er sie an jenem melancholischen Tage vollgepackt hatte. Oldenburg denkt nicht mehr daran, zu reisen, seitdem Melitta ihn zu bleiben gebeten hat und das Haus von Berkow jetzt Alles umschließt, woran sein Herz hängt. Jeden Tag gegen Dunkelwerden klingelt sein Schlitten auf den Hof von Berkow, und die junge Frau

begrüßt oft noch auf der Hausschwelle ihren täglichen Gast. Seit dem Abend, der ihm sein Kind wiedergeschenkt hat, ist Oldenburg ruhiger und heitrer, als er es je gewesen. Er scheint si h Melitta's Wort, daß sie am besten geduldig trügen, was sie doch einmal tragen müßten, zu Herzen genommen zu haben. Er weiß recht gut, was die Geliebte damit hatte sagen wollen; recht gut, warum sie ihn noch immer nicht mit ihren lieben, schönen Augen klar in die Augen sehen kann. Er beklagt es, daß es so ist, aber er, der den Adel von Melitta's Seele besser kennt, als irgend Jemand, hätte sich am meisten gewundert, wenn es anders gewesen wäre. Melitta liebt den Mann nicht mehr, der ihr Herz in einer unbewachten Stunde im Sturm der Leidenschaft erobert, aber die Wunde, die dieser Liebe Lust und Leid ihrem Herzen geschlagen, blutet noch und auch hier muß die Zeit bewirken, was dem Raisonnement nicht möglich ist. Ohne Frage ist die Situation, in welcher Oldenburg sich Melitta gegenüber befindet, nicht ohne Einfluß auf seine ganze augenblickliche Denk- und Empfindungsweise. Die Geduld, die Klugheit, die Vorsicht, deren er bedarf, um das Fahrzeug seines Glücks endlich in den Hafen zu steuern, lassen ihn auch die Weltverbesserungspläne, mit denen er sich früher trug, als unausführbar, bei Seite legen. Dafür widmet er sich mit allem Eifer der Verwaltung seiner Güter und verfolgt die Politik des Tages mit nimmer müdem Interesse. Er bedauert, daß er, als im Sommer der Landtag zusammentrat, die Zeit, welche er dem Vaterlande schuldete, an den Ufern des Nil verträumt hat. Neue Quellen des Volkswohles zu öffnen, scheint ihm jetzt wichtiger, als die des Nil zu entdecken. Er spürt in seiner stillen Solitüde den Sturm der Revolution, der aus dem fernen Nachbarlande heraufdroht, und der mit seinem ersten Stoß das Gewitter, das dumpf über dem engen Vaterlande brütet, entfesseln wird.

Melitta nimmt Theil an seinen Hoffnungen, Befürchtungen, an seinen Wünschen, seinen Plänen, selbst an seiner Ungeduld, daß die Stunde, von der er fühlt, daß sie kommen müsse, bald kommen möge. Sie begreift es vollkommen, daß er nach Paris zu gehen wünscht, um mit den alten Freunden, die er dort hat, die neu gewonnenen Ansichten auszutauschen. Er weiß, daß sie diesmal nicht ihn fort haben

will; er weiß, daß sie nur an ihn denkt, und gerade deßhalb entschließt er sich zur Reise.

Kurz vorher erfährt man von der jetzt etwas mittheilsameren Czika einen wunderlichen Umstand. Das Kind fängt plötzlich, nachdem in ihrer Gegenwart Paris mehremale genannt ist, an, von einem alten Manne zu sprechen, der schon lange bei ihnen gewesen sei, und zuletzt die Mutter und sie hierher geleitet habe. Nicht weit vor dem Hofthore von Berkow sei er erst umgekehrt. Der Mann habe auch nach Paris gewollt. Man dringt weiter in das Kind, und kann nicht zweifeln, daß der alte Mann, von dem es spricht, Berger gewesen ist. Warum er die so treu Begleiteten an der Schwelle des Hauses fast verlassen hat? wer kann es wissen? wer, was der sonderbare Heilige in Paris will? vielleicht drängt es ihn, dort, wo es Noth thut, die Schulter mit an's Rad zu stämmen; vielleicht will er sich auch nur überzeugen, daß der kreisende Berg der Revolution abermals ein Nichts gebären wird.

Dennoch berührt Oldenburg die Nachricht seltsam. Er hat Berger in Fichtenau kennen gelernt, als er während des Sommers Melitta dort besuchte. Er hat damals mit dem scharfsinnigen, enthusiastischen Manne manches philosophische und politische Gespräch geführt, in welchem das Wort Revolution häufig genug vorkam.

„Der Moderdunst der Festungscasematten und die Stickluft des Polizeistaates, welche ich mein Leben lang habe einathmen müssen — das hat mich gemacht, was die Leute verrückt nennen“ — hatte der Professor einmal gesagt; „mir ist manchmal, als ob nur ein Athemzug freier Luft im Vaterlande mir die Last wegheben würde, die hier ruht;“ und dabei hatte er mehrmals auf die Brust gedeutet.

„Ein Athemzug freier Luft im Vaterlande!“ Oldenburg wiederholt sich das Wort, während er seinen Koffer packt; „ja wohl! das wird uns Allen, Allen die Brust leichter machen.“

Zwölftes Capitel.

Die Baronin Grenwitz hatte mit der ihr eigenen Zähigkeit den Plan, ihre Tochter zur Fürstin Waldernberg zu machen, fest gehalten; sie hatte keine Mühe, ja — was bei ihr mehr sagen wollte, keine Kosten gescheut, hatte es sich viel erheuchelte Freundlichkeit und Liebe, viel glatte Worte und noch glattere Mienen kosten lassen, um die Pflichten einer liebevollen Mutter gegen ihre Tochter zu erfüllen.

Sie hatte das Terrain Schritt für Schritt erobert. Zuerst hatte der einst so hoch in Gunst stehende und zuletzt so tief gefallene Felix das Feld räumen und die von den Aerzten verordnete Reise nach Nizza antreten müssen. Felix war gern in die Verbannung gegangen. Er hatte in Grünwald nichts mehr zu gewinnen und höchstens den letzten Hoffnungsschimmer auf Genesung zu verlieren. Seine Existenz in Italien war ihm von seiner großmüthigen Tante, die recht gut wußte, daß er kaum noch ein paar Monate zu leben habe, auf mehrere Jahre hinaus zugesichert worden. Er hatte alle seine Angelegenheiten geordnet, über alles aufrichtig mit seiner Tante gesprochen und nur über die eine fatale Geschichte mit dem Menschen, dem Timm nicht. Er ließ Anna Marie in dem guten Glauben, daß der freche junge Mann von ihm vollständig eingeschüchtert und mit ein paar hundert Thalern abgefunden sei, da er selbst durchaus keine Lust hatte, seiner Tante durch Anrühren dieses wunden Punktes die so nothwendige gute Laune zu verderben. Brieflich, dachte Felix, arrangirt sich so etwas am besten und wenn sie sieht, daß das Ding nicht zu ändern ist, wird sie sich schon darein finden. So reis'te er denn ab, begleitet von den aufrichtigen Glückwünschen seines Oheims und benetzt von den Thränen seiner Tante.

„Gott sei Dank, daß er weg ist," dachte die Baronin, während sie, das Taschentuch vor die Augen drückend, durch die Schaar der Dienstboten nach ihrem Zimmer zurückschritt; „jetzt unverzüglich Helene wieder her — das Andre findet sich."

Noch an demselben Tage machte sie einen Besuch in der Pension und hatte zuvörderst eine lange Unterredung mit Fräulein Bär. Die Baronin war heute sehr weich. Sie hatte so eben einem lieben Verwandten, dessen Schicksal ihr unendlich am Herzen lag, voraussichtlich auf lange Zeit, vielleicht — hier mußte das Taschentuch requirirt werden — für immer Lebewohl gesagt. Ihr Herz war in Folge dessen tief betrübt. „Ach, glauben Sie mir, mein liebes Fräulein," sagte sie, „es ist hart, sich von einem Jüngling, den man wie seinen eignen Sohn geliebt hat, in dieser Weise trennen zu müssen; sehen zu müssen, wie eine fröhliche, junge Kraft so grausam gebrochen ist und mit ihr alle die Hoffnungen geknickt sind, die man für die Zukunft auf sie gesetzt hatte. Und auch die arme Helene wird den Schlag schmerzlich empfinden. War doch, wenn mich nicht Alles trügt, eine reine Neigung zwischen den beiden jungen Verwandten, die vom Himmel selbst so sichtbar für einander bestimmt waren, emporgeblüht, eine Neigung, die sich, wie das ja so häufig ist, anfänglich hinter einer scheinbaren Aversion keusch verbarg, daß ich selbst eine Zeitlang getäuscht wurde, und — ganz entre nous, liebes Fräulein — dem armen Kinde deßhalb recht böse war. Jetzt" — hier spielte das Taschentuch wieder seine Rolle — „weiß ich es besser. Aber um so größer ist mein Verlangen, das liebe Kind wieder bei mir zu haben. Würden Sie mir es sehr übel nehmen, liebes Fräulein, wenn ich das Ihren gütigen, klugen Händen anvertraute theure Kleinod sobald wieder entführte?"

Die Bärin hatte einen zu klaren Verstand, als daß ihr die Widersprüche zwischen dem früheren und dem jetzigen Benehmen der Baronin entgangen wären. Sie nahm also das Vertrauen der gnädigen Frau mit Zurückhaltung entgegen und fragte blos, ob Helene gleich jetzt, oder erst später in das elterliche Haus zurückkehren solle?

„Ich denke, wir überlassen das dem lieben Kinde selbst," erwiderte Anna Marie, die noch immer eine mögliche Weigerung Helenen's fürchtete, ich weiß, „sie ist sehr gern bei Ihnen und überdies möchte ich sie nicht durchaus in ihren Studien, Liebhabereien oder Plänen derangiren. Helene ist bereits von meinen Wünschen unter-

richtet. Im Augenblick wollte ich weiter nichts, als Sie, liebes Fräulein, bitten, Ihren Einfluß auf das Kind zu meinen Gunsten, zu Gunsten einer armen, durch einen schweren Verlust betrübten Frau geltend zu machen."

Anna Marie hatte kaum die Pension verlassen, als Fräulein Bär sich zu Helene begab, ihr die eben stattgehabte Unterredung mitzutheilen. Sie hatte zu diesem Zweck ihre goldene Brille abgenommen, die officiellen Falten von der Stirn gewischt und so viel Freundlichkeit mitgebracht, als eine ernste pedantische Bärin nur immer gegen ein junges, schönes, ihrer Meinung nach von ihrer Mutter schlecht behandeltes Mädchen zu empfinden vermag.

„Lassen Sie uns offen gegen einander sein, liebe Helene," sagte die Bärin, die schlanke weiße Hand der jungen Dame vertraulich in ihre knöchernen Finger nehmend; „meine liebe Sophie, die mir übrigens heute geschrieben hat und Sie bestens grüßen läßt, hat mir gleich im Anfang unserer Bekanntschaft Andeutungen gemacht, welche das sonst unbegreifliche Benehmen Ihrer Frau Mutter einigermaßen erklären. Sie brauchen nicht roth zu werden, liebes Kind. Es ist dabei kein Wort gesprochen worden, das Ihnen irgendwie zur Unehre gereichte; im Gegentheil, wir beide, Sophie und ich, haben Sie, die Sie in so frühen Jahren so Vieles zu erdulden hatten, nur innig bedauert. Wir sahen in Ihrer Entfernung aus dem elterlichen Hause nur eine Art von Verbannung, zu gleicher Zeit aber meinten wir, daß mein Haus unter diesen Umständen Ihnen ein wünschenswerthes Asyl gewähren könnte. Sollte dies wirklich der Fall gewesen sein, sollten Sie vielleicht selbst jetzt noch dieses Asyl bedürfen, so sagen Sie es mir. Es ist nicht meine Art, Zwietracht zu säen, noch dazu zwischen Mutter und Tochter, aber wie die Sachen einmal liegen, halte ich es für kein Unrecht, Partei zu ergreifen."

Die Bärin schwieg, Helene schien bewegter, als es wohl sonst ihre Art war, aber ihre Selbstbeherrschung verließ sie doch auch jetzt nicht. Mit einem beinahe heitern Tone sagte sie:

„Sie sind sehr gütig gegen mich, Fräulein Bär, gütiger als ich es verdiene; aber Ihre fürsorgliche Güte hat Ihnen, glaube ich,

mein Verhältniß zur Mutter in einem allzu ungünstigen Lichte gezeigt; wir haben uns eine Zeit lang etwas schroff gegenüber gestanden, doch das ist Alles von meiner Mutter hoffentlich so vergessen, wie es von mir vergessen ist. Sie wissen, wie gern ich in Ihrem Hause bin, wie wohl ich mich hier fühle; sollte aber meine Mutter, wie es den Anschein hat, wünschen, daß ich zu ihr zurückkomme, so halte ich es für meine Pflicht, diesem Wunsche zu gehorchen, ohne danach zu fragen, ob es mit meinen persönlichen Neigungen übereinstimmt oder nicht."

Die Bärin war durch diese Antwort keineswegs angenehm überrascht. Sie war dem jungen Mädchen mit offenem Herzen entgegengekommen; sie hatte sich gewissermaßen, um Helene Vertrauen einzuflößen, bloßgestellt, und nun anstatt des Vertrauens, anstatt der Offenheit Zurückhaltung und diplomatische Kälte! Die gute alte Dame fühlte sich tief verletzt und verließ in dieser Stimmung das Zimmer, nachdem sie mit vielem Geschick das Gespräch auf gleichgültigere Dinge hinübergespielt hatte.

Daß die Baronin das Herz ihrer Tochter, zum wenigsten nach einer Seite hin, kannte, hatte sie heute durch ihr Benehmen bewiesen. Es schmeichelte Helenen's Stolz, daß die Mutter sich mit ihrem Wunsche nicht einmal direct an sie zu wenden wagte, sondern sich dabei hinter Fräulein Bär steckte. Ihr Entschluß, in das Haus ihrer Eltern zurückzukehren, war bereits an dem Abend gefaßt, als sie den letzten Brief an Mary Burton schrieb. Indem sie der Freundin die Triumphe schilderte, welche sie in dem Salon ihrer Mutter gefeiert hatte, die Huldigungen aufzählte, die ihr von allen Seiten zu Theil geworden waren, hatte sie ein Vergnügen empfunden, das, um es gerade heraus zu sagen, nichts Anderes war, als das süße Gefühl der Befriedigung einer tief verletzten Eitelkeit. Helenen's Freundschaft für Miß Mary Burton schloß, wie das in Mädchenfreundschaften oft der Fall ist, den Neid keineswegs aus; und Fräulein Burton hatte freilich, ohne es zu wollen, Alles gethan, diese böse Leidenschaft in der Freundin wachzurufen. Die junge Engländerin hatte, aus ihrer Hamburger Pension kaum in ihr Vaterland zurückgekehrt, eine der glänzendsten Partien gemacht, die zu jener

Zeit in England gemacht werden konnten. Helene erinnerte sich noch recht gut, wie der Roman, der so unerwartet schnell und glücklich zu Ende gespielt worden war, angefangen hatte. Sie und Mary hatten als Mädchen von vierzehn Jahren in Gesellschaft der Pensionsvorsteherin und eines halben Dutzend anderer jungen Mädchen von Hamburg aus einen Ausflug nach Helgoland gemacht und bei dieser Gelegenheit ein englisches Kriegsschiff, das dort vor Anker lag, besichtigt. Die Officiere hatten, wie sich denken läßt, die reizende Gesellschaft mit größter Zuvorkommenheit empfangen und bewirthet; ja zuletzt noch auf dem Quarterdeck einen kleinen Ball arrangirt, der überaus heiter gewesen war. Besonders hatte der Capitän der Fregatte, ein noch junger, schöner, von der südlichen Sonne gebräunter Mann, den jungen Damen gefallen und würde ihnen noch mehr gefallen haben, wenn er seine Landsmännin Mary Burton nicht so sehr vor den übrigen Schönheiten ausgezeichnet hätte. Miß Mary Burton mußte sich in Folge dessen hinterher gar viel mit ihrem Fregattencapitän necken lassen, bis man die Fahrt nach Helgoland und Alles, was damit zusammenhing, über neueren und wichtigeren Ereignissen allmälig vergaß. Aber Zwei hatten die Sache nicht vergessen und das waren eben der Fregattencapitän und Miß Mary Burton. Als die junge Dame drei Jahre später nach England zurückkehrte, war eine der ersten Personen, denen sie in dem Salon einer vornehmen Verwandtin begegnete, Capitän Crawley, oder vielmehr, da sein Vater und ein älterer Bruder inzwischen gestorben und er so ganz unerwartet die Titel und die unermeßlichen Reichthümer der Familie geerbt hatte: Lord Crawley de Crawley. Acht Tage später wurde die vornehme Welt durch die Vermählung Seiner Herrlichkeit mit Miß Mary Burton (einer jungen Dame, die schlechterdings Niemand kannte) auf das höchste überrascht. Niemand aber konnte durch diese Nachricht eigenthümlicher berührt werden, als Helene von Grenwitz. Sie war die intimste Freundin Mary's gewesen; man hatte sie stets mit Mary zusammen gesehen, zusammen genannt, aber — und das war wichtig — man hatte sie auch immer für die bei weitem Schönere und Bedeutendere gehalten, und Niemand hatte diesem Urtheil freudiger beigestimmt, als die bescheidene Mary selbst.

Mary betete ihre glänzende Freundin an; Helene Grenwitz war in ihren Augen ein unerreichbares Ideal; sie ordnete sich ihr bei jeder Gelegenheit unter und wenn die jungen Mädchen für die Zukunft sich ihre Pläne und Hoffnungen mittheilten, so baute Mary für Helene die prachtvollsten Schlösser, während sie sich mit einer strohbedeckten Hütte am Rande eines murmelnden Baches begnügte. Helene hatte diese Huldigungen entgegengenommen, wie eine Prinzessin die Aufmerksamkeiten ihrer Hofdame. Mary hatte ihr so oft gesagt, daß sie viel schöner, reizender sei, als sie selbst, — Helene hätte von Natur weniger stolz und eigenwillig sein müssen, wenn diese unaufhörlichen Schmeicheleien zärtlicher, anbetender Liebe ohne Wirkung bleiben sollten.

Und nun mußte diese demüthige Freundin die glänzendste Heirath machen, durch die sie mit einem Male in die höchsten Sphären der Gesellschaft gehoben, ja mit einigen regierenden Häusern verschwägert wurde, während sie — Helene durfte gar nicht daran denken . . . Aber jetzt, wo ihr eine Gelegenheit geboten wurde, mit Ehren aus dieser sie demüthigenden Lage zu kommen; jetzt, wo ihre stolze Mutter sich zu Bitten, die sie nicht einmal selbst vorzubringen wagte, verstand; jetzt konnte über den Weg, den sie eingeschlagen hatte, kein Zweifel sein; und wenn Fräulein Bär in ihrer lästigen Gutmüthigkeit ihr die Pension als ein Asyl anbot, so wußte sie eben nicht, um was es sich in diesem Augenblicke handelte.

Helene ging, nachdem Fräulein Bär sie verlassen, mit verschränkten Armen in ihrem Zimmer auf und ab. Endlich trat sie an das Fenster und starrte in den herbstlichen Abend hinein. An dem Himmel zogen langsam schwere dunkle Wolken, unter ihnen schwebten leichte graue Wölkchen pfeilschnell dahin. Die beinahe kahlen Zweige der schlanken Pappeln wiegten sich in dem scharfen Winde sausend und zischend hinüber und herüber; eine Krähe, die des Weges kam, setzte sich auf ein paar Augenblicke auf den obersten Wipfel eines der Bäume, ließ sich mit herüber- und hinüberwiegen, krächzte, als ob sie sich über die ungastliche Behandlung ärgere und flog dann wieder davon. — Helene öffnete das Fenster. Der kühle, feuchte, mit dem herben Dufte der modernden Blätter vermischte

Hauch des Abends wehte sie an. Lauter rauschten die Pappeln in dem Garten und die hohen Buchen des Parkes und zwischendurch tönte in monotonen Cadenzen der dumpfe Donner der Meereswogen am Gestade.

Sie lehnte sich hinaus; sie achtete nicht der Feuchtigkeit der Luft, die im Nu ihre schwarzen Haare mit einem thauigen Schleier überzog. Sie starrte nur immer hinein in den mit jedem Augenblick dunkler werdenden Abend. Seltsame Visionen zogen durch ihr Hirn. Stolze Paläste erhoben sich am Rande blauer Seen, in denen sich dunkle Wälder spiegelten; und aus dem Palast ritt ein lustiger Jagdzug mit Hallo und Trara, und an der Spitze des Zuges eine junge Dame auf einem Zelter neben einem Manne, der seinen schäumenden Rappen lässig lenkte und sein dunkles Gesicht fortwährend auf die junge Dame neben ihm wandte; und Alles, soweit das Auge reichte, — Schloß und See und Wald und Felder, die sich weit und weiter am Ufer hinbreiteten, unabsehbar in's Land hinein — gehörte der jungen Dame auf dem Zelter und ihrem Gemahl, dem Ritter auf dem feurigen Rappen. Und dann versanken Schloß und Wälder und Felder in dem See, und der See erweiterte sich zu einem Meer, das an den hohen, mit Buchenwäldern gekrönten Kreidefelsenufern aufrauschte; und oben auf den hohen Ufern in der Abendsonnengluth stand dieselbe junge Dame, die vorhin auf dem Zelter ritt, neben einem Mann — der nicht der Ritter auf dem Rappen war — und sie schauten zusammen hinaus auf das wunderherrliche Schauspiel der in dem wogenden Wellengebiete versinkenden Sonne, und wie sie so standen und schauten, fügten sie, wie betende Kinder ihre Hände ineinander und sahen sich an mit liebevollen, thränenüberströmten Augen. . . .

Da rauschte der Wind lauter in den schlanken Pappeln und das junge Mädchen fuhr empor aus ihren Träumereien. — Sie warf einen Blick in die graue Dämmerung des Parkes. Zwei Gestalten, ein Mann und eine Frau — wandelten Arm in Arm an der Oeffnung zwischen den Bosquets vorüber — nur einen Augenblick lang, aber das scharfe Auge des jungen Mädchens hatte Beide erkannt, glaubte mindestens Beide erkannt zu haben. Ein Gefühl, wie sie es

noch nie gehabt hatte, überkam sie. Sie mußte sich überzeugen, ob sie recht gesehen hatte, ob wirklich Oswald Stein mit Emilie Cloten zu dieser Stunde an diesem Orte sich treffen konnten. Im nächsten Augenblicke hatte sie den Shawl umgethan, den Hut mit dem dichten Schleier aufgesetzt und war die Treppe, die nach dem Garten führte, hinab, durch den Garten geeilt und stand jetzt an der Pforte, die aus dem Garten in den Park führte. — Mit einem Male war ihr Muth verschwunden — sie schämte sich einer Regung, die sie zu einem so unweiblichen, so häßlichen Schritte verleiten konnte. Eben wollte sie wieder in das Haus zurückkehren, als die beiden Gestalten den Gang, der an der Gartenpforte vorüberführte, wieder heraufkamen. Sie drückte sich hinter den Pfeiler des Thors, um nicht gesehen zu werden: aber ein Blick auf die Beiden hatte sie überzeugt, daß sie sich vorhin nicht getäuscht hatte. — Es waren Oswald und Emilie, die hier, in heimlichem, eifrigen Gespräch verloren, vorübergingen. Helene schlug das Herz zum Zerspringen; jetzt verstand sie Emilien's neuliche Frage, ob sie nichts von Oswald Stein gehört habe; jetzt verstand sie Emilien's Angst auf dem Balle in Grenwitz, als Cloten und die übrigen jungen Adligen Drohungen gegen Oswald laut werden ließen . . . Also genarrt! und genarrt von wem? von einem Menschen, den eine Emilie Cloten gewinnen konnte . . . Helene schlich auf ihr Zimmer, warf Shawl und Hut wieder ab, und jetzt war es entschieden, daß sie sobald als möglich zu ihren Eltern zurückkehren würde.

Dreizehntes Capitel.

Der Fürst von Waldernberg hatte, bis er Helene von Grenwitz kennen lernte, dem Leben in Grünwald kein besonderes Interesse abzugewinnen vermocht. Daß er sich gelangweilt, daß ihm Stadt und Leute besonders mißfallen hätten, konnte man nicht füglich sagen, denn diese Gemüthszustände kamen eigentlich bei ihm nicht vor, zum

wenigsten bemerkte man an ihm nie Symptome davon. Sein strenges, ernstes Gesicht verrieth niemals weder Vergnügen noch Langeweile, weder Wohlgefallen noch Mißfallen; es schien, als ob diese Züge in dem nordischen Klima, aus dem der Fürst stammte ein für allemal gefroren wären und weder im Feuer der Liebe, noch des Hasses aufthauen könnten. Und so war es bis zu einem gewissen Grad wirklich. Zu der Höhe des Selbstbewußtseins, auf welcher er stand, reichten die gewöhnlichen Regungen gewöhnlicher Sterblicher nicht hinan. Er konnte nicht über eine witzige Anekdote in Lachen ausbrechen, oder über eine Dummheit die Nase rümpfen. Niemals hörten seine Bedienten ein böses Wort von ihm; niemals gerieth er vor seinen Soldaten in kindischen Zorn. Dennoch zitterten seine Leute vor ihm, und der General selbst flößte den Musketieren keinen solchen Respect ein, als der Premierlieutenant Fürst Waldernberg; denn jene wußten, daß der gnädige Herr zwar nicht schalt, aber sie bei dem geringsten Versehen sofort entließ und diese erzählten sich in Casernen- und Wachtstuben: Der Fürst habe die üble Gewohnheit, einen Soldaten, der sich auch nur den kleinsten Subordinationsfehler gegen ihn zu Schulden kommen ließe, sofort über den Haufen zu stoßen — ein Verfahren, das er nur ganz kürzlich erst in der Residenz beobachtet habe und welches nebenbei der Grund sei, weßhalb er von seinem Garderegiment zu dem in Grünwald garnisonirenden Linienregiment abcommandirt wurde. Diese Geschichte war nun allerdings, wie viele ähnliche, eine Mythe; der Fürst war nach Grünwald geschickt, um Fortification, Hafen- und Küstenvertheidigung und andere nützliche Dinge zu studiren, und sich so zu der hohen Stellung, zu welcher ihn, wenn nicht sein militairisches Genie, so doch jedenfalls sein hoher Rang berechtigte, vorzubereiten — aber die Mythe bewies doch, wie der gemeine Mann, der für die Tugenden und Fehler seiner Vorgesetzten ein ungemein scharfes Auge hat, über den Premierlieutenant Fürst Waldernberg dachte. Uebrigens schienen auch die Officiere ihn mit einigem Mißtrauen, zum wenigsten mit großer Vorsicht zu behandeln. Es fiel Niemand an dem gemeinsamen Mittagstisch, oder des Abends im Casino, oder wo sonst die Herren zusammenkamen, ein, gegen ihn den cordialen Ton anzunehmen, der sonst unter

den Kameraden üblich ist. Im Gegentheil, man ging ihm eher aus dem Wege, oder beschränkte sich, wo das nicht möglich war, auf das Nothwendige; so vor Allen des Fürsten Compagniechef, ein kugelrunder Herr, der seinem Premierlieutenant mit der Spitze seines Helmes kaum bis an die Schulter reichte, und sich um so kleiner vorkommen mochte, als er das Unglück hatte, nicht vom Adel zu sein. Es war komisch anzuhören, und erregte selbst das Lächeln des alten schnauzbärtigen Feldwebels, wenn Hauptmann Müller beim Exerciren mit fast kläglicher Stimme bat: „Premierlieutenant Fürst Waldernberg, wollen Sie die Güte haben, einen Gedanken weiter herauszutreten."

So sah sich denn der Fürst wesentlich auf sich selbst angewiesen — auch in den Abendgesellschaften, die er von Zeit zu Zeit besuchte. Er traf hier wiederum die Kameraden, die ihm schon auf dem Paradeplatz ausgewichen waren und eine Schaar alter und junger Landedelleute, deren Gespräche über Ackerbau und Viehzucht ihn, der mehr Güter besaß, als jene Morgen Landes und soviel Schäfer als jene Schafe, nicht eben interessiren mochten. Was aber die Frauen betrifft, so waren sie, trotzdem sich sehr liebenswürdige darunter befanden, wie die schönen Fräulein Friederike, Natalie und Gabriele von Nadelitz, die etwas verblühte, aber desto gewandtere und interessantere Hortense von Barnewitz, die ebenso kokette, wie pikante Emilie von Cloten — entweder nicht nach dem Geschmack Seiner Durchlaucht, oder der Fürst war gegen die Reize des schönen Geschlechtes im Allgemeinen sehr unempfindlich, zum mindesten war es eine Zeit lang unmöglich, zu behaupten, daß er dieser oder jener Dame auffallend den Hof mache.

Da sah der Fürst die schöne Helene von Grenwitz in dem Salon ihrer Mutter und schon in den nächsten Tagen circulirte das Gerücht — man wußte nicht, wer es zuerst aufgebracht hatte, — Se. Durchlaucht bete die schöne Helene von Grenwitz an, ja die Verlobung werde nicht lange auf sich warten lassen. Das Gerücht erhielt sich und wurde durch eine Menge Einzelheiten, deren Auffindung dem Spürsinn der betreffenden Geschichtenträger und Geberdenspäher alle Ehre machte, bekräftigt. Die Gräfin Grieben wußte auf das be-

stimmteste, daß der Fürst beinahe alle Abend zu Grenwitzen's komme; Frau von Nadelitz, daß er jeden Mittag nach der Parade auf seinem prachtvollen tscherkessischen Hengst an der Pension des Fräulein Bär vorüberreite; Frau von Sylow, daß er, in seinen Mantel gehüllt, mehrere Nächte stundenlang vor dem Haus auf- und abpatrouillirt sei; Hortense Barnewitz flüsterte der Comtesse Stilow in's Ohr: Jetzt weiß ich, weßhalb der arme Felix Hals über Kopf nach Italien geschickt wurde, und Comtesse Stilow meinte darauf: Sie sollen sehen, liebe Hortense, es dauert nicht acht Tage, so ist Helene, die für immer verbannt schien, wieder bei ihren Eltern.

Ein Lächeln des Triumphes erhellte aber Aller Gesichter, als die Prophezeiung der zahnlosen Comtesse Stilow nun wirklich eintrat und Helene Grenwitz aus ihrem bescheidenen Stübchen in der Pension des Fräulein Bär in die stattlichen Räume des Hôtel Grenwitz übersiedelte.

Merkwürdigerweise schien der alte Baron, der diesen Schritt früher so dringend gewünscht hatte, jetzt am wenigsten darüber erfreut. Der alte Herr war in dieser letzten Zeit ausnehmend launisch, widerspruchsvoll und heftig gewesen, daß man den sonst so gutmüthigen, freundlichen Mann kaum wieder erkannte, und Jedermann die arme Anna Marie, die dieses Kreuz mit so christlicher Geduld und Sanftmuth trug, bedauerte und bewunderte.

„Ach, glaube mir, liebe Helene,“ sagte die treffliche Dame zu ihrer Tochter, als sie Beide am ersten Abend auf dem Sopha im Salon saßen, nachdem der Baron das Gemach verlassen hatte, um zu Bett zu gehen; „es ist jetzt recht schwer mit Deinem Vater auszukommen, und ich bedarf Deiner freundlichen Stütze mehr als je. Malte ist noch zu jung und ich fürchte zu herzlos, als daß ich zu ihm Vertrauen haben könnte. Ich bin so lange gewohnt, Alles allein zu tragen, daß ich mich in das Glück, eine Freundin und Vertraute zu haben, kaum zu finden weiß;“ und die Frau vergoß Thränen, während sie ihre Nähsachen zusammenpackte, um dem Gemahl in das eheliche Schlafgemach zu folgen.

In der That schien das Verhältniß zwischen Mutter und Tochter sich für die Zukunft viel günstiger als früher gestalten zu wollen.

Besonders zärtlich zu sein, lag ebenso wenig in der Natur der Einen wie der Andern; sie behandelten sich wie zwei Gegner, die ihre Stärke gegenseitig erprobt und gefunden haben, daß sie doch besser thun, Hand in Hand zu gehen.

Nachdem Anna Marie so den zweiten Schritt zur Erreichung ihres Zieles zurückgelegt hatte, verfolgte sie ihren Weg mit größerer Sicherheit. Wie es schien, durfte sie mit ihren Resultaten in der That zufrieden sein: Fürst Waldernberg war fast allabendlicher Gast in ihrem Hause, und da er kein Boston spielte, auch nicht anzunehmen war, daß ihn die Unterhaltung mit dem Grafen und der Gräfin Grieben, die halbe Nachbarn waren, und ebenfalls sehr häufig kamen, um mit dem Baron und der Baronin eine Partie zu machen, besonders anzog, so konnte der Magnet wohl nur Helene sein, mit der er sich denn in der That auch fast ausschließlich beschäftigte.

Anna Marie sorgte dafür, daß der Fürst und Helene stets möglichst ungestört blieben; und da in diesen Kreisen die älteren Herrschaften ihre Zeit schlechterdings nur mit Kartenspielen hinzubringen vermochten, und jüngere Leute selten eingeladen wurden, so gelang ihr das meistens ganz vortrefflich. Der Fürst und Helene waren in dem kleinen einfenstrigen Boudoir, neben dem großen dreifenstrigen Salon, wo die Kartentische standen, oft stundenlang allein, bis man zur Tafel ging, wo sie dann, während die Andern die Glücksfälle des Spiels eifrig durchsprachen, wiederum so ziemlich auf sich selbst angewiesen waren.

Es sprach für die conversationellen Talente des Fürsten, daß die junge anspruchsvolle Dame seiner Unterhaltung nicht müde wurde. Und doch konnte man das, was er vorbrachte, für gewöhnlich nicht eigentlich interessant nennen, jedenfalls nicht die Art, wie er es vorbrachte. Niemals hörte man ihn in jenem lebhaften Ton und schnellen Tempo sprechen, in das junge Leute (und der Fürst war noch sehr jung, vielleicht vierundzwanzig Jahr) so leicht verfallen, wenn sie auf Lieblingsthemata kommen, oder durch Widerspruch gereizt werden; es war immer derselbe monotone Silbenfall, wie wenn die einzelnen Worte Soldaten und die Sätze Sectionen wären, die in gleichmäßigem Schritt und Tritt vorbeimarschirten. Es war deßhalb auch bezeichnend,

daß der Fürst sich am liebsten der französischen Sprache, welche diese logische Zweckmäßigkeit schon in sich selbst hat, bediente, obgleich er auch das Deutsche correct und fließend sprach. Vielleicht trug der Umstand, daß die Unterhaltung fast ausschließlich in dem fremden Idiom geführt wurde, wesentlich dazu bei, Helenen die Fremdartigkeit dieses Geistes weniger fühlbar zu machen. Dazu kam, daß der Fürst, wie in seinem Aeußern, so in seiner Denk- und Empfindungsweise, Russe und nicht Deutscher war. Die Erinnerungen seiner Kindheit, seiner Knaben- und Jünglingsjahre, bis auf die kurze Zeit, die er in Paris und jetzt nun in Deutschland verlebt hatte, waren russisch. Er war Page an dem Hofe des Kaisers Nikolaus gewesen und der tägliche Anblick dieses prächtigen Monarchen, mit dem er sogar, wie man behauptete, besonders in Gestalt und Haltung, eine gewisse Aehnlichkeit hatte, mochte nicht ohne Einfluß auf den Charakter des jungen Fürsten geblieben sein. Seine militairische Erziehung hatte er in der Cadettenanstalt des Michailow'schen Palastes erhalten, desselben Palastes, durch dessen gewaltige Räume in jener schauerlichen Nacht der Kaisermord dröhnend schritt, als die Gemahlin Paul's I., erschreckt durch das dumpfe Getöse verworrener Männerstimmen und des Waffengeklirres, die jüngsten Großfürsten Nikolaus und Michael aus den Betten riß, um mit ihnen durch die langen Zimmerreihen zu der Wohnung des Kaisers zu eilen; ihr der eisige Graf Pahlen entgegentrat, sie halb mit Gewalt nach ihren Zimmern zurücknöthigte, und bedächtig die Thür schloß: „Restez tranquille, Madame; il n'y a pas de dangers pour vous."

Aehnliche Geschichten wußte der Fürst gar manche zu erzählen und sie verfehlten ihre Wirkung nicht auf das Gemüth des phantastischen Mädchens. Es war damit wie mit den Abenteuern, mit denen der kriegerische Mohr die Seele des venetianischen Patricierkindes berauschte. Desdemona mochte vor dem Blut, das in jenen Erzählungen in Strömen floß, schaudern; aber der Held erschien ihr nur um desto bewundernswerther, und wenn es Helenen aus diesen Palasterinnerungen des russischen Pagen auch oft eisig kalt anwehte, so bestrickte sie doch das Geheimnißvolle und Schauerliche derselben mit einem unwiderstehlichen Zauber. Sie träumte sich in ein Leben

hinein, im Vergleich mit welchem das Leben, das sie jetzt führte, gar kleinlich und kläglich erschien. Sie sah sich als Ehrendame an einem Hofe, wo Schönheit und Geist noch Alles vermögen; sie dachte sich als die Seele großartiger Unternehmungen, als die Vertraute von Generalen und Staatsleuten und dann blickte sie aus ihren Träumereien auf das finstere ruhige Antlitz des riesengewaltigen Mannes, der sie mit seinen sonderbaren Geschichten in diese sonderbaren Phantasien gewiegt hatte und fragte sich, ob sie es wohl wagen würde, an dieser Hand die hohen Regionen zu betreten, wohin sie die heißesten Wünsche ihres stolzen, ehrgeizigen Herzens trugen.

Es mußte dem Fürsten wohl viel daran liegen, dem schönen jungen Mädchen vertraulich näher zu treten, denn er legte ihr gegenüber die kühle Reserve ab, die er gegen alle Andern beobachtete. Er sprach selbst über seine Familienverhältnisse mit großer Offenheit. Er sagte, daß er von seinen Eltern eigentlich nur seine Mutter kenne, daß er seinen Vater nur sehr selten zu sehen bekomme. Seine Mutter lebe in Petersburg, wo ihr Einfluß bei Hofe noch immer sehr groß sei, obgleich eine unheilbare Krankheit die einst bildschöne lebenslustige Frau in wenigen Jahren verwüstet und zur trübsinnigen Schwärmerin gemacht habe. Sein Vater, der Graf Malikowsky, bringe den größten Theil des Jahres auf Reisen zu, besonders in Bädern, da er, trotz seiner Jahre und Kränklichkeit, den heiteren Genuß des Lebens noch immer leidenschaftlich liebe und so in den Bädern das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden könne. Er (der Fürst) stehe zu seinem Vater eigentlich in gar keinem Verhältniß. Alle Jahre schrieben sie sich ein oder zweimal bei besonderen Gelegenheiten kurze Briefe; jetzt habe er den Grafen, als er im Sommer in der Residenz dem Könige den Lehnseid leistete, zum letzten Male gesehen und er sei über sein verfallenes Aussehen, das der alte Herr vergebens durch die raffinirtesten Toilettenkünste zu verstecken sich bemühe, erschrocken gewesen. Der Graf und die Gräfin harmonirten, wie das bei so verschiedenen Naturen erklärlich sei, sehr wenig mit einander. Der Graf komme alle Jahre einmal nach Petersburg, stelle sich bei Hofe vor, zeige sich ein oder das andere Mal im Palais Letbus und verschwinde dann wieder, um abermals ein Jahr lang aus Homburg, Baden=

Baden, Pyrmont u. s. w. „freundliche Grüße“ an seine Gemahlin zu senden.

Auch sonst hielt der Fürst mit seinen Ansichten nicht zurück. Er hatte offenbar über Mancherlei, was sonst jungen Leuten seines Standes sehr gleichgültig zu sein pflegt, nachgedacht; aber, da er nichts weniger als ein geistreicher Kopf war, da er Alles nur von dem einen unveränderlichen Standpunkt des Officiers und Aristokraten betrachtete und beurtheilte, so hatten seine Ansichten und Gedanken alle etwas Steifes, Hölzernes, als ob es eben so viele wohlgedrillte Recruten gewesen wären.

Von seinem Berufe hatte er eine sehr hohe Meinung.

„Ich halte den Kriegerstand,“ sagte er, „nicht nur für den edelsten, sondern auch für den nützlichsten; für den edelsten, weil er allein jede Kraft des Mannes wach ruft und erprobt, für den nützlichsten, weil er die Grundbedingung für alle übrigen Stände ist, die ohne ihn gar nicht existiren könnten. Daß der Bauer in Frieden seinen Kohl bauen, der Handwerker ruhig in seiner Werkstatt sitzen, der Künstler ungestört in seinem Atelier, der Gelehrte in seinem Studirzimmer arbeiten kann, das haben sie dem Krieger zu verdanken, der für sie am Thore schildert, des Nachts für sie die Straßen patrouillirt, lärmende Pöbelschaaren zu Paaren treibt und gegen den Feind, der das Land bedroht, in den Kampf zieht. Mit diesem Stande verglichen sind alle andern niedrig und gemein, und daß er der unbestritten höchste und edelste ist, zeigen auch die Herrscher, indem sie sich für gewöhnlich und bei feierlichen Gelegenheiten stets in die Tracht desselben kleiden. Deßhalb sollte aber auch nur ein Adliger Officier werden dürfen. Daß man neuerdings auch angefangen hat, den Bürgerlichen Zutritt zu unsern Reihen zu verstatten, halte ich für einen beklagenswerthen Fehler, der sich früher oder später empfindlich an uns rächen wird.“

„Aber glauben Sie denn, daß der Bürgerliche unbedingt zu dem Berufe untauglich ist?“ fragte Helene.

„Ohne Zweifel,“ erwiderte der Fürst mit Nachdruck. „Jagd und Krieg müssen oder müßten wenigstens dem Adel reservirt bleiben, nicht, weil Bürgerliche überhaupt nicht auch eine Büchse abschießen,

oder einen Säbel schwingen können, sondern weil sie es nicht in dem rechten Geiste, mit dem rechten Geiste können. Der bürgerliche Geist ist nun einmal ein specifisch anderer, als der adlige; es sind das Unterschiede, die sich nicht mehr in Worte fassen lassen, die aber nichtsdestoweniger vorhanden und für jeden — für mich zum wenigsten — sehr fühlbar sind. Nehmen Sie, zum Beispiel, den Begriff der Standesehre. Ein Bürgerlicher, der keine Ahnen hat, die denselben Degen führten, den er jetzt an der Seite trägt, — was kann es ihm sein, ob er diesen Degen vor jedem Flecken rein bewahrt oder nicht? Ich habe noch keinen bürgerlichen Officier gekannt, bei dem es mir nicht mindestens zweifelhaft gewesen wäre, ob er bei einer thätlichen oder groben wörtlichen Beleidigung den Beleidiger sofort niederstoßen würde. Nun aber frage ich Sie, wie kann bei solch' einem Mangel an dem richtigen point d'honneur überhaupt von kriegerischem Sinn und Geist die Rede sein? Aber die Frage hat auch eine praktische Seite. Der Geist der Neuerung, des frechen Ungehorsams gegen die von Gott eingesetzte Ordnung regt sich überall. Dieser Geist kann nicht, wie man in unserem Staate leider! leider! angefangen hat, durch Güte und Concessionen, sondern nur durch eiserne Strenge und durch Gewalt niedergehalten werden. Des gemeinen Soldaten, der drei Jahre lang in unserer Zucht und Aufsicht gewesen ist, sind wir sicher, nicht ebenso des bürgerlichen Officiers. Schicken Sie einen Zug unter Anführung eines Lieutenant Schulze oder Müller gegen einen rebellischen Pöbelhaufen, und es ist zehn gegen eins zu wetten, er wird in demselben irgend einen Bruder oder Vetter Schulze oder Müller entdecken und in Folge dessen Anstand nehmen, im rechten Augenblick Feuer! zu commandiren. Nehmen Sie dagegen die Officiere aus dem Adel und nur aus dem Adel, so kann dergleichen gar nicht vorkommen, und Sie können mit einem Bataillon den Aufruhr einer ganzen Stadt wie Grünwald zu Boden schmettern."

Gegen die Zugeständnisse, welche der König in dem Frühling desselben Jahres durch die Zusammenberufung des versammelten Ständetages der liberalen Partei und dem Zeitgeist überhaupt gemacht hatte, sprach sich der Fürst wiederholt mit großer Entschiedenheit aus.

„Ich sehe nicht ab," sagte er, „wohin dies Treiben führen soll. Wenn der König, wie ich gern glaube, nicht will, daß sich ein Blatt Papier zwischen ihn und sein Volk stelle, nach dessen Paragraphen er regieren muß, er mag wollen oder nicht, so dürfte er auch nicht einmal den Schatten des Constitutionalismus heraufbeschwören. Dem Schatten folgt der Körper. Ich gestehe, daß ich über die Langmuth des Königs, diesen frechen Schreiern gegenüber, empört bin und daß ich lange Zeit Anstand genommen habe, ob ich einem Monarchen, der so die ersten Pflichten eines gottbegnadeten Amtes verkannte, mit Ehren dienen könne."

Wenn so der Fürst seine russisch absolutistischen Ideen zum Maßstab der Dinge machte, so geschah es wohl, daß sich in Helenen's von Natur gutem und liebevollem Herzen etwas wie ein mit Grauen gemischter Widerwillen gegen den, der in kaltem Ton so Unmenschliches behauptete, zu regen begann. Aber wenn sie auch zu einer andern Zeit vor den furchtbaren Consequenzen der Grundsätze des Fürsten zurückgeschaudert sein würde, so hatte jetzt die Wunde, die ihrem stolzen Herzen Oswald's Verrath geschlagen, sie schwer gereizt, und wie das bei heftigen Geistern zu geschehen pflegt, in das andere Extrem gestürzt. Helene haßte Oswald; sie weinte Thränen des Zorns und der Scham, wenn sie dachte, wie theuer ihr dieser Mensch und wie nah sie der Gefahr gewesen war, ihm zu zeigen, wie lieb sie ihn hatte. An dem Verrath selbst zweifelte sie jetzt nämlich durchaus nicht mehr. Das Benehmen Emilien's war seit einiger Zeit so verändert, daß es auch den Unbefangensten auffiel. Die junge Frau, welche sich früher nur in dem tollsten Strudel der Vergnügungen wohl zu fühlen schien, floh jetzt die Gesellschaft ebenso, als sie dieselbe früher gesucht hatte, und wenn sie es nicht vermeiden konnte, in ihren alten Cirkeln zu erscheinen, hatte sie nur Spott und Hohn für Alles, wofür sie vormals schwärmte. Sie fand die Officiere albern; erklärte Tanzen für ein kindisches Vergnügen und einen Bal masqué für den Gipfel aller Lächerlichkeit. Sie behandelte die Damen mit unverhüllter Ironie und die Herren mit offener Verachtung, besonders ihren Gemahl, der bei dem Allen gar nicht wußte, wie ihm geschah, und dem nur höchstens soviel nach und nach klar zu werden schien, daß unter

den vielen dummen Streichen, die Arthur von Cloten Zeit seines Lebens begangen hatte, der, eine raffinirte Kokette, wie die „himmlische Emilie von Breesen" zu seinem ehelichen Gemahl gemacht zu haben, jedenfalls der dümmste war. — Die Meisten lachten und sagten: es ist eine Laune von der kleinen Frau; sie wird schon wieder zur Vernunft kommen; Andere, die weniger harmlos waren, meinten: dahinter steckt mehr. Wenn eine junge Frau die ganze Welt (ihren Gemahl nicht ausgeschlossen) en canaille behandelt, so thut sie es sicher einem Mann zu Liebe, der für sie die ganze Welt ist. Wer dieser Glückliche sein mochte, darüber zerbrach man sich vergebens die Köpfe. Die Einen riethen auf den jungen Grafen Grieben, der ihr früher stark den Hof gemacht hatte, die Andern auf Herrn von Sylow, wieder Andere sogar auf den Fürsten Waldernberg — und nur Helene Grenwitz wußte, daß Alle sich irrten und daß der Gegenstand von Emiliens Liebe nicht in den aristokratischen Kreisen des Grünwalder Faubourg St. Germain zu finden war.

Hätte Anna Marie gewußt, welch trefflichen Bundesgenossen sie in diesem Augenblick für die Ausführung ihres großen Planes an Oswald Stein hatte, sie würde diesem „so überaus abscheulichen und gefährlichen jungen Mann" vielleicht weniger gram gewesen sein. Jedenfalls schien sich das Verhältniß zwischen dem Fürsten und Helene ganz nach ihrem Wunsche gestalten zu wollen. Sie hielt es wenigstens für ein gutes Zeichen, daß Helene nicht darauf drang, die Unterhaltungen in dem kleinen Salon neben dem Spielzimmer durch Hinzubitten anderer junger Leute zu beleben und als sie (Anna Marie) kürzlich die Bemerkung wagte: „das wäre ein Schwiegersohn nach meinem Sinn," nicht die schönen Brauen verächtlich zusammenzog, sondern die dunklen Wimpern auf die erröthenden Wangen senkte.

Vierzehntes Capitel.

Wer Oswald Stein und Albert Timm des Nachts in dem Rathskeller von Grünwald hinter der Flasche sitzen sah — Beide voll Scherz und Witz und lustiger Geschichten — hätte wohl glauben müssen, daß dies zwei junge Männer seien, welche genau nach dem Motto der illustren Gesellschaft „die Ratte,“ zu welcher sie Beide zu gehören die Ehre hatten, lebten und sich so gleichsam ex officio „des Lebens freuten.“ Und doch traf dies nur für Albert Timm zu, der sich diesen ersten und einzigen Glaubensartikel der geheimen Brüderschaft und dessen humoristisches Was ist das: Lebe wie du, wenn du stirbst, wünsche wohl gespeist zu haben, in der That zu den Maximen seines Daseins gemacht hatte. Bei Oswald dagegen war dieser Humor nur das Mittel, die ihn unablässig quälende Sehnsucht nach einem edleren Leben zu betäuben. In das wilde Allegro seines jetzigen Lebens tönte wie Aeolsharfenklänge die Erinnerung an Alles, „was sein einst war;“ an seine schwärmerische Jugendzeit, wo rosige Wölkchen den Horizont umsäumten, hinter dem die geheimniß- und wundervolle Zukunft lag; an die seligen Tage von Grenwitz, wo sich für ihn die alte Sage vom Paradiese wiederholen zu wollen schien; an seine Freundschaften mit großen, zum mindesten guten Menschen: mit Berger, Oldenburg, Franz, Bemperlein ... wohin, wohin das Alles? Die Jugend versunken für immer und mit ihr all' die holden rosigen Träume der Jugend; aus dem Paradiese nichts geblieben, als der bittere Geschmack der Frucht von dem Baume der Erkenntniß, daß Wankelmuth der Seele und treue Liebe nimmer Hand in Hand gehen können; und seine Freunde? ... Von Berger hatte er am Thor des Irrenhauses wohl auf ewig Abschied genommen; in Oldenburg haßte er jetzt seinen Nebenbuhler und den reichen Aristokraten, den Sohn des Glücks, der sich leicht hinwegschwingt über die Hindernisse, an denen Andere ihre Kraft ausgeben; — gegen Franz, der sich seiner in einer der verwickeltsten Lagen seines Lebens so brüderlich ange-

nommen, hatte er sich der gröbsten Undankbarkeit schuldig gemacht, die er vergebens durch die Unmöglichkeit, mit dem in sich gefesteten, sich streng begrenzenden, leidenschaftlosen Mann bei seiner ganz entgegengesetzten Natur auf die Dauer Freundschaft zu halten, zu rechtfertigen suchte; — und von Bemperlein, dem guten, harmlosen, ehrlichen Menschen, der ihm eine so enthusiastische Freundschaft entgegen getragen hatte, trennte ihn das quälende Bewußtsein, ihn in seiner geliebten Herrin tödtlich beleidigt zu haben, so daß, wenn er ihm auf der Straße begegnete, er in peinlicher Verlegenheit nach der anderen Seite blickte . . .

Und was hatte er für so viel verlornes Glück eingetauscht? . . . Die allerdings seltenen Augenblicke, wo Oswald nicht umhin konnte, über seine Situation ernstlich nachzudenken, waren unerfreulich genug. Seine Stellung an der Schule war jetzt nach kaum drei Monaten so gut wie unhaltbar. Director Clemens' ganze Humanität reichte nicht mehr hin, alle die großen und kleinen Sünden, welcher sich Oswald in seinen dienstlichen Beziehungen schuldig machte, mit dem Mantel der Liebe zuzudecken, und Frau Director Clemens erklärte mit Anspielung auf eben denselben unglücklichen jungen Mann vor dem versammelten dramatischen Kränzchen, „daß sie eine Schlange an ihrem Busen genährt." Und wohl hatte die würdige Dame Grund zu einer so furchtbaren Anklage. Sie war Oswald mit der ganzen dreifachen Freundschaft der Mutter zweier heirathslustiger Töchter, der Gymnasialdirectorgattin und der Vorsteherin eines dramatischen Kränzchens entgegengekommen und sie war in dieser dreifachen Eigenschaft auf das schwerste gekränkt worden. Oswald hatte die schüchterne Neigung, so in den Herzen Fredegundens und Thusneldens für ihn entkeimt war, nicht nur nicht erwidert, sondern diese Opfer seiner Laune in einer Gesellschaft (o! man hatte Alles ganz genau erfahren!) Gänse genannt, denen zur Vollkommenheit nur die Federn fehlten! Er hatte die Directorin, die Gemahlin seines Chefs, mit einer alten Truthenne verglichen, die vor lauter Hochmuth über die ausgebrüteten Gänschen nicht weiß, wo ihr der leere Kopf steht, und schließlich hatte er das dramatische Kränzchen nicht nur zu besuchen aufgehört, nachdem er dreimal unter überreichem Beifall gelesen, sondern er war — so zu

sagen mit klingendem Spiel — in's feindliche Lager übergegangen und wirkliches Mitglied des lyrischen Kränzchens geworden, das unter Frau Professor Jägers specieller Oberleitung schnell zu einem Glanz herangewachsen war, der das seit zehn Jahren bestehende Kränzchen der Dramatiker bereits vollständig verdunkelte. Gewiß, wenn Oswald auch nur das Bewußtsein dieser Greuelthat auf dem Gewissen hatte, so wäre die Wolke düsteren Unmuths, die beständig über seinen Augenbrauen hing, nur zu erklärlich gewesen.

Aber Oswald hatte noch mehr zu verantworten, als diese Treulosigkeit. Sein Verhältniß mit der jungen Frau von Cloten, in das er sich aus Laune, halb und halb aus wirklicher Neigung so Hals über Kopf gestürzt hatte, fing an, auf seiner Seele mit bleiernem Gewicht zu lasten, um so mehr, als die leidenschaftlich unbesonnene Natur der Dame jeden Augenblick das Geheimniß zu verrathen drohte. Emilie hielt sich kaum Oswalds Liebe versichert, als sie der ganzen Welt den Handschuh hinwerfen zu dürfen glaubte. „Dich zu lieben, von Dir geliebt zu werden, ist mein einziger Wunsch und Wille — alles Andere ist mir gleichgiltig;" so sagte sie und danach handelte sie. Sollte sie jetzt, wo ihr Herz zum ersten Male wußte, was es wollte, ihre ausschweifenden Wünsche zügeln? Und sie liebte Oswald mit der ganzen Gluth eines überaus zärtlichen, liebeglühenden Herzens, und mit der ganzen Rücksichtslosigkeit einer Frau, welche die Welt stets nur als einen Spielball ihrer souverainen Willkür betrachtet hat. Vergebens, daß Oswald sie an die Pflichten seiner Stellung, an die äußere Beschränktheit seiner ganzen Lage erinnerte. „Ich begreife nicht, wie Du zwischen der Langweile, Deine Buben zu unterrichten und dem Vergnügen, das wir Einer in des Andern Gesellschaft haben, noch wählen kannst; laß doch die alte dumme Schule sein und lebe für mich." — „Aber, liebes Kind, ich lebe jetzt schon beinahe nur für Dich und wenn das noch eine Zeit so fortgeht, wird mein Director nicht nur nichts dagegen haben, sondern selbst den Wunsch aussprechen, daß ich ausschließlich für Dich lebe." — „O, das wäre zu herrlich," rief Emilie, in die Hände klatschend; „dann führen wir meinen Lieblingswunsch aus und gehen nach Paris, wo uns nicht so viele alberne

Menschen auf Tritt und Schritt belauern." Oswald zuckte die Achseln. „Und wovon leben in Paris?" Emilie machte ein langes Gesicht; im nächsten Moment aber lachte sie schon wieder und rief: „das findet sich, wenn wir nur erst fort wären."

Das Verlangen, aus Grünwald, wo in der That ihr Verhältniß jeden Augenblick der Gefahr einer für Beide gefährlichen Entdeckung ausgesetzt war, wegzukommen, war in der letzten Zeit bei Emilie zu einer fixen Idee geworden, auf die sie bei jeder Gelegenheit zurückkam. Sie wollte Oswalds Liebe in vollen Zügen ungestört genießen und sich nicht jede halbe Stunde verstohlenen Zusammenseins durch tagelange Sorge und Angst gewinnen. Bis jetzt hatten sie ihre Rendezvous entweder in Primula's Boudoir oder drüben in Fährdorf bei Emiliens alter Amme, der Frau Lemberg, gehabt, wohin jetzt, da die Meerenge zwischen der Insel und dem Festlande mit dickem Eis bedeckt war, die Ueberfahrt keine Schwierigkeit hatte. Primula war in das Verhältniß eingeweiht, nachdem Emiliens Unbedachtheit eine lächerliche Entdeckungsscene herbeigeführt, und es war charakteristisch für die Dichterin der Kornblumen, daß sie, nachdem ihre erste eifersüchtige Regung glücklich vorüber war, diesen „Liebesbund" ausnehmend romantisch, die Liebenden in ihrer Hülflosigkeit, gegenüber einer „kalten, lieblosen Welt," höchst bejammernswerth und sich selbst als Beschützerin so „heroischer Leidenschaft" vollkommen bewunderungswürdig fand. Sie faselte sich immer tiefer in diese schöne Rolle hinein und die Abonnenten der „Zeitlosen," in deren „Album" Primula Veris ihre Gedichte schrieb, bekamen jetzt von nichts weiter als von „lichtscheu krummen Liebesfaden, geheimer Liebe still verschwiegenem Thun und vor allem von „des treuen Bundes keuscher Wächterin" zu lesen, unter welcher letzteren Bezeichnung man, wie es in einem der folgenden Strophen ausdrücklich hieß, nicht etwa an „den Mond, den kalten Gesellen" zu denken hatte.

Auch Primula war durchaus für Emiliens Plan: „Flieht, meine Freunde," sagte sie, „flieht unter einen milderen Himmel als diesen rauhen kimmerischen, der nur über wilden Kyklopen und seelenlosen Ichthyophagen graut. In Schnee und Eis will selbst die blaue Cyane nicht gedeihen, geschweige denn der wilden Liebe rothe Rose."

Oswald war nicht so blind, daß er das Wahnsinnige dieses Projectes nicht hätte einsehen sollen, aber einerseits sagte ihm auch wieder das Abenteuerliche desselben zu, andererseits lockte ihn der Gedanke, sich aus all diesem Wirrsal mit einem kühnen Schritte befreien zu können, gleichviel, wohin der Schritt führte; und schließlich war bei ihm aus der frivolen Koketterie mit der reizenden Emilie eine Leidenschaft geworden, die, wenn sie nicht sein Herz erwärmte, zum mindesten seine Phantasie entflammte, und gegen die er sich um so weniger wehrte, als er in ihr eine Art von Entschuldigung für seinen sonstigen Wankelmuth fand. Er fing an, den Fluchtplan in ernstliche Ueberlegung zu ziehen, umsomehr, als der Rest seines kleinen Vermögens, wie es bei der Lebensweise, die er jetzt führte, wohl nicht anders sein konnte, sehr rasch zusammenschmolz, und mithin, was einmal geschehen sollte, bald geschehen mußte.

Oswald hätte in dieser Bedrängniß gern den Rath seines Freundes Albert vernommen; aber er wagte jetzt nicht mehr über Emilie mit ihm zu sprechen. Im Anfang freilich hatte er über seinen neuesten Roman dann und wann ein Wort fallen lassen, und der kluge Albert gehörte zu den Menschen, die nur mit halbem Ohre zu hören brauchen, um sich in der verwickeltsten Sache zu orientiren. Er hatte, ohne Oswald durch neugierige Fragen lästig zu fallen, in Kurzem so ziemlich Alles, was er zu wissen wünschte, herausgebracht. Er wußte, das Oswald bei der Jägerin und drüben in Fährdorf heimliche Zusammenkünfte mit der jungen leichtsinnigen Frau hatte, und er ließ sich auch dadurch nicht irre machen, daß Oswald über Emilie plötzlich zu sprechen aufhörte, sondern schloß nur daraus, daß besagtes Verhältniß in ein Stadium getreten sei, wo Schweigen Pflicht war.

So weit hatte es nun freilich nach Timms Wunsch nicht kommen sollen. Timm hatte nichts dagegen, daß Oswald seinen Geschmack am aristokratischen Leben durch eine Liebelei mit der vornehmen Dame auffrischte, und sich so noch mehr von der Nothwendigkeit ein Vermögen zu besitzen, überzeugte, aber es paßte ihm gar nicht, daß aus dieser Liebelei eine Liebschaft in bester Form wurde, von der sich gar nicht berechnen ließ, was noch Alles daraus entstehen konnte, und die vor Allem Oswalds romantischer Liebe zu Helenen verderblich zu

werden drohte. Und doch hatte auf diese Liebe Timm eigentlich seinen ganzen Plan gebaut. Wenn Oswald nichts bewegen könnte, sich in den Erbschaftsstreit mit der Familie Grenwitz einzulassen, so sollte die Hoffnung, auf diese Weise Helene zu erobern, den Ausschlag geben. So durfte denn Oswald nicht für Helenen, aber auch umgekehrt, Helene nicht für Oswald verloren gehen. Und auch dieser letztere Fall war neuerdings möglich geworden. Albert, der die Augen überall hatte, war es nicht entgangen, daß Fürst Waldernberg tagtäglich zu Grenwitzens kam; und auch sonst hatte er mehrere verdächtige Zeichen eines im besten Fortgang begriffenen Verhältnisses zwischen dem Fürsten und Helene entdeckt; so z. B. bei einem Gärtner verschiedene herrliche Bouquets, die vom Fürsten bestellt waren und „heute Abend in's Hôtel Grenwitz geschickt werden sollten." Außerdem hatte er, seitdem der Schnee lag und die jeunesse dorée von Grünwald Schlittenpartien nach allen möglichen Richtungen der Windrose arrangirte, Helene wiederholt an der Seite des Fürsten in einem prachtvollen Schlitten gesehen, dessen kostbare Decken und in russischer Weise neben einander angeschirrte drei Pferde ihn als Eigenthum Sr. Durchlaucht bezeichneten. Er hatte Oswald wiederholt auf einen so gefährlichen Nebenbuhler aufmerksam gemacht, aber immer nur ausweichende Antworten erhalten. Diese Lage der Dinge mißfiel Albert durchaus und er ging mit sich zu Rathe, wie er, nach seinem Ausdruck: „Die Karre in ein anderes Geleis bringen könne."

Im Hôtel Grenwitz hatte er sich seit längerer Zeit nicht sehen lassen. Seine vierhundert Thaler pro Monat November hatte ihm Felix, der die Summe von seinem Reisegelde nahm, praenumerando bei seiner Abreise zugeschickt: mit dem Ersuchen, sich für die Zukunft „in allen geschäftlichen Angelegenheiten" direct an seine Tante, die Frau Baronin, wenden zu wollen. Albert hatte von dieser Erlaubniß bis jetzt noch keinen Gebrauch gemacht, da es selbst für ihn schwer hielt, in dem bescheidenen Grünwald vierhundert Thaler in einem Monat durchzubringen und er überdies gerade in der letzten Zeit viel Glück im Pharao gehabt hatte. Indessen nahm er sich vor, diesen Besuch baldmöglichst zu machen und bei der Gelegenheit die Situation genauer zu studiren.

Gerade in diesen Tagen geschah es, daß Albert eines Abends, als er eben ausgehen wollte, durch die Stadtpost einen Brief erhielt, dessen Lectüre ihn so verstimmte, daß er seine ursprüngliche Absicht, in den Rathskeller zu gehen, wo heute „die Ratte“ eine außerordentliche Sitzung hielt, vorläufig aufgab und statt dessen einen Besuch bei seinem Wirth, dem Küster Tobias Gutherz machte, jenem Mann, der mit dem Geruch seines heiligen Lebenswandels das ganze alte Quartier enger winkliger Straßen um die alte Brigittenkirche erfüllte.

Herr Tobias Gutherz war Junggeselle, weil er zu häßlich war, eine Frau zu bekommen, wie er selbst sagte; weil sein gottgeweihter Sinn einen so weltlichen Gedanken nicht aufkommen ließ, wie die Leute behaupteten. Aber Beides konnte wohl der Grund nicht sein, denn Herr Tobias war weder häßlich, sondern ein ganz stattlicher Mann in der Mitte der Vierziger, dem eine hohe, an den Schläfen kahle Stirn ein sehr ehrwürdiges Ansehen gab; noch war Herr Tobias gottesfürchtig, oder seine Gottesfurcht hätte darin bestehen müssen, daß er des Sonntags Jahr aus Jahr ein in schwarzem glänzenden Frack, dito Inexpressiblen, und hinten am Rockkragen festgestecktem schwarzem Talar (der Amtstracht der Küster in jener Gegend) mit scheinheiliger Miene durch seine Kirche schritt und den „andächtigen Zuhörern“ den Klingelbeutel unter die Nasen schob. Daß Herr Tobias bösen Geistes Kind war, wußten allerdings nur sehr wenige Menschen in Grünwald, wo sich der wackere Mann seit einigen zwanzig Jahren aufhielt; vielleicht nur Einer und dieser Eine war der Bewohner der beiden Zimmer in der Beletage seiner Amtswohnung: Herr Geometer Albert Timm.

Herr Tobias hatte in einer Stunde, wo der Geist des von ihm heißgeliebten Grogs stärker war, als der Geist der Lüge, die Maske fallen lassen und Herrn Timm „dem famosen Kerl“ sein wahres Gesicht gezeigt. Herr Tobias Gutherz und Herr Albert Timm hatten sich in dieser Stunde Du genannt und eine Freundschaft geschlossen, deren Festigkeit und Dauer durch eine auffallende Gleichheit der Neigungen für Weiber, Wein und Würfel und die Gemeinschaft verschiedener zarter Geheimnisse garantirt wurde.

Albert Timm trat mit dem Hut auf dem Kopfe zu seinem Wirth

und Freunde in das Stübchen hinter dem Sprechzimmer und fand den vortrefflichen Mann bei der angenehmen Beschäftigung, sich ein Glas seines Lieblingsgetränks zu präpariren.

„Kannst mir auch eins zurecht machen;“ sagte Albert, seinen Hut auf einen Stuhl schleudernd und sich selbst in die Ecke des vortrefflich gepolsterten Sophas werfend.

„Wie gewöhnlich, Albertchen?“ fragte der gefällige Wirth, ein zweites Glas nebst Theelöffel aus dem Wandschrank nehmend und neben dem dampfenden Wasserkessel auf den Tisch stellend.

„Eher ein bischen mehr als weniger;“ war die mysteriöse Antwort.

Während Herr Tobias nach diesem Recept den heißen Trank zurechtbraute, starrte Albert schweigend auf seine Stiefelspitzen.

„Du bist heute nicht bei guter Laune, Albertchen!“ sagte Tobias, von seiner Beschäftigung aufblickend.

„Müßte lügen, wenn ich das Gegentheil behaupten wollte.“

„Was giebt's? Hat die kleine Louise Dir's angethan?“

„Der Teufel soll die kleine Louise holen.“

„Oder ist Dir ein Wechselchen präsentirt, an das Du nicht mehr gedacht hattest?“

„So etwas der Art.“

„Na, was ist's denn?“ fragte Tobias, den für Albert bereiteten Grog umrührend und das Glas vor ihn auf den Tisch setzend. „Hier nimm einen Schluck, und dann heraus mit der Sprache!“

Albert nahm das Glas, kostete, ob es weder zu heiß noch zu kalt, weder zu süß noch zu herb, weder zu stark noch zu schwach war, und als er sich überzeugt, daß in allen Punkten das rechte Maß getroffen, leerte er es auf einen Zug bis über die Hälfte.

„Hast heut' Abend ein gutes Gefälle,“ sagte Tobias gemüthlich. „Na, schieß los!“

„Du erinnerst Dich, daß ich in Grenwitz während des Sommers ein Techtelmechtel mit der kleinen schwarzäugigen Hexe von Französin anfing,“ sagte Timm.

„Weiß schon,“ sagte Tobias mit schlauem Lächeln; „um was es sich handelt.“

„Nichts weißt Du; das Ding war in einer Hinsicht so scheu, wie eine wilde Ente. In anderer Hinsicht war sie freilich auch wieder dumm genug, wie Du schon daraus sehen kannst, daß sie mir, als ich in solcher Penur war, Dreihundert borgte, die sie in der Sparcasse hatte."

„Das war edel von ihr."

„Ja, aber jetzt will sie sie wieder haben."

„Hast Du ihr einen Wechsel gegeben?"

„Nein."

„So sag', Du hast nichts bekommen, abgemacht Sela!"

„Das geht nicht so leicht. Sie hat mächtige Freunde, mit denen ich es nicht gern verderben möchte."

„Wie so?"

„Ich sagte Dir doch, daß Marguerite seit einiger Zeit nicht mehr bei Grenwitzens ist?"

„Nein, kein Wort. Wo denn?"

„Beim Geheimrath Robran."

„Wie kommt sie dahin?"

„Ich glaube, durch den Candidaten Bemperlein, den Duckmäuser, der, wie ich höre, jetzt des Geheimraths rechte Hand, und wie Andere sagen, mit meiner Poussage verlobt ist."

„Wohl bekomm's," meinte Tobias. „Aber wer hat Dich denn nun eigentlich getreten?"

„Der alte Geheimrath selbst. Hier —", bei diesen Worten zog Albert den Brief, den er vor einer halben Stunde erhalten hatte, aus der Tasche; „schreibt der alte Sünder: Geehrter Herr! Wie mir Fräulein Marguerite Martin, die mir jetzt die Ehre erweist u. s. w. u. s. w. Da die Beziehungen, welche früher zwischen Ihnen und der jungen Dame bestanden, gänzlich und für immer — Sie wissen am besten weshalb — abgebrochen sind, so werden Sie es selbstverständlich finden, daß Sie als Mann von Ehre, ein Capital, das Ihnen unter so ganz anderen Voraussetzungen zur Disposition gestellt wurde, keinen Augenblick länger behalten können. Schließlich noch die Bemerkung, daß die junge Dame selbst aus einer leicht erklärlichen Scheu, die ganze Sache wahrscheinlich auf sich hätte beruhen lassen,

wenn ich nicht, zufällig von der Baronin Grenwitz hörend, daß Fräulein Martin während der Zeit ihres Aufenthaltes in jener Familie ein kleines Capital sich erspart habe, in die junge Dame gedrungen wäre und so den Sachverhalt erfahren hätte; u. s. w. u. s. w. Nun, was meinst Du dazu?" fragte Albert, den zerknitterten Brief wieder in die Tasche steckend.

„Die Sache liegt allerdings schlimm," erwiderte Ehren Tobias, sich den ergrauenden Kopf kratzend. „Der Geheimrath gilt so viel in der Stadt, besonders jetzt, wo er, der Teufel mag wissen wie? seine Schulden bezahlt hat, daß Du nicht gegen ihn aufkommst; ich fürchte, Du wirst bezahlen müssen."

„Ich fürchte es auch," sagte Albert. „Die verdammte Plaudertasche, die Baronin! Es ist bloße Rache von ihr; aber sie soll's mir büßen. Ich will die Daumschrauben anziehen, daß — "

Albert schwieg und goß den Rest aus seinem Glase in die Kehle.

„Höre, Albertchen," sagte Tobias; „in welchem Verhältniß stehst Du eigentlich zur Baronin? Ich hoffe, Albertchen, mein Junge, daß Du zu dem vielen Gelde, welches Du in letzter Zeit — ich kann wohl sagen, sehr gegen Deine Gewohnheit — hast blicken lassen, auf anständige Weise gekommen bist?"

„Wie meinst Du das?"

„Nun, die Baronin ist noch immer so übel nicht, und — "

„Du bist verrückt. Die alte Schachtel! Das fehlte noch grade."

„So sage, wie kommst Du zu dem Gelde?"

„Erst sage mir, was es für eine Bewandtniß hat mit dem Verhältniß zwischen Dir und den Grenwitzens, auf das Du schon ein paarmal geheimnißvoll hingedeutet hast."

„Willst Du mir dann sagen, wie Du zu dem Gelde kommst?"

„Ja."

„Gut! so wollen wir uns erst Jeder noch ein Glas zurecht machen und dann an's Erzählen gehen; aber reinen Mund gehalten, Albertchen, reinen Mund gehalten!"

„Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus," meinte Albert.

Herr Tobias nickte schmunzelnd mit dem ehrwürdigen Haupte,

mischte mit kunstgerechter Hand den Grog, knöpfte seine schwarze Weste auf, lehnte sich in den Stuhl zurück und sprach:

„Ich war nicht immer in Grünwald und nicht immer Küster in St. Brigitten."

„Weiß! die Residenz hat die unbestrittene Ehre, Dich den ihren zu nennen, und wessen Küster Du gewesen bist, ehe Du Küster an St. Brigitten wurdest, wird der Teufel wohl am Besten wissen."

Tobias Gutherz schien dies für ein großes Compliment zu nehmen. Er lächelte vergnügt in sich hinein und schlürfte behaglich seinen Grog.

„Nicht so grob, Albertchen," sagte er, „sonst erzähle ich nicht weiter. Mein Vater war Bedienter, und ich wurde von der zartesten Jugend auf zu demselben Berufe bestimmt. Wie groß mein Talent in dieser Beziehung war, magst Du daraus entnehmen, daß ich, als ich kaum zwanzig Sommer zählte, mindestens schon ein Dutzend Herren gehabt hatte. Um diese Zeit kam mir der Gedanke, endlich einmal mein eigener Herr zu sein und da ich mir während meiner Dienstzeit ein nicht unerkleckliches Sümmchen gespart hatte" — hier lächelte Ehren Tobias mit dem linken Auge und dem linken Winkel seines Mundes — „besaß ich Capital genug, um eine kleine Wirthschaft anzufangen."

„Mag auch 'ne schöne Wirthschaft gewesen sein," meinte Albert.

„Allerdings!" sagte Tobias, indem er noch ein Stück Zucker in seinen Grog that; „zum mindesten war in meiner Wirthschaft das schöne Geschlecht sehr zahlreich vertreten. Da ich das Princip hatte, nur weibliche Bedienung in meinem Local zu haben und das „Café Gutherz" immer stark frequentirt wurde, so hatte ich fast sechs bis acht junge Damen, welche die Honneurs machten, bei mir."

Albert Timm schien diese statistische Notiz sehr großes Vergnügen zu bereiten. Er lehnte sich in seine Ecke zurück und brach in ein schallendes Gelächter aus, während Ehren Tobias wiederum nur lächelte — diesmal zur Abwechselung mit dem rechten Auge und dem rechten Mundwinkel.

„St! st! Albertchen," sagte er, „die Leute hören es auf der Straße. Wie kann ein kluger Jüngling, wie Du, so unvorsichtig laut lachen; ich habe mein ganzes Leben lang immer nur gelächelt und

habe mich dabei sehr gut gestanden. Doch das bei Seite. — Die jungen Mädchen waren natürlich immer hübsch, ja ich kann wohl sagen, daß ich von allen meinen Collegen stets die hübschesten hatte. Dies verdanke ich aber, ehrlich gestanden, weniger mir selbst, als dem Scharfblick und dem Geschmack einer Dame, mit welcher ich früher, als ich mal mit ihr bei einer Herrschaft zusammen diente, ein zärtliches Verhältniß gehabt hatte, und jetzt noch immer in freundschaftlichem und geschäftlichem Verkehr stand. Diese Dame, mit Namen Rosa Pape, war in ihrer Art ein merkwürdiges Frauenzimmer mit einem wunderbaren Genie für ihr Geschäft."

„Ich kann mir schon denken, was das für eine Art Geschäft war," meinte Albert.

„Nichts kannst Du Dir denken, junger Mensch," erwiderte Tobias. „Frau Rosa Pape war eine vortreffliche Frau, deren Gesellschaft von den anständigsten Damen nicht blos gesucht, sondern auch obendrein mit schwerem Gelde bezahlt wurde und deren Nachtklingel die ganze, sehr stark bevölkerte Straße, in welcher sie wohnte, kannte. Aber Rosa Pape interessirte sich nicht blos für junge Frauen, sondern auch ganz konsequenterweise für diejenigen, welche es noch einmal werden konnten, und so hatte sie denn unter den hübschen Stubenmädchen und Nätherinnen eine nicht minder ausgebreitete Kundschaft, als unter den Regierungsräthinnen und Kaufmannsfrauen.

„In Folgen dessen war Niemand besser als sie im Stande, die Bekanntschaft solcher jungen Personen mit jungen Cavalieren, die sich nach einer temporären Lebensgefährtin sehnten, zu vermitteln, und da sie sich immer sehr anständig für ihre Hilfeleistungen bezahlen ließ, so war ihr Publicum das nobelste, das sich denken läßt: lauter Herrn von, Barone, Grafen, ja selbst Prinzen von Geblüt wandten sich vorkommenden Falls an die verwittwete Frau Rosa Pape.

„Eines schönen Tages kam nun Frau Rosa zu mir und theilte mir mit, daß ein steinreicher Baron ihrer Bekanntschaft sich sterblich in ein hübsches Kind verliebt und sie (Rosa) beauftragt habe, ihm selbiges, koste es was es wolle, zu schaffen. Sie habe auch schon mit dem Baron einen herrlichen Plan entworfen, zu dessen Ausführung aber noch ein „Kammerdiener" nöthig sei. Es sei Geld, viel

Geld bei der Affaire zu verdienen; ob ich Lust habe, mit von der Partie zu sein.

„Nun hatte ich gerade in der letzten Zeit einige unangenehme Auseinandersetzungen mit der Polizei gehabt, die leicht zu noch unangenehmeren Folgen führen konnten; und ich ergriff daher mit Freuden die Gelegenheit, mich in so anständiger Gesellschaft eine Zeit lang aus der Residenz zu entfernen. Vierundzwanzig Stunden später war ich mit der jungen Dame, um die es sich handelte, in dem Wagen meines neuen Herrn auf dem Wege nach — nun rathe einmal, Albertchen?"

„Das mag der Kukuk wissen: aber Du wolltest mir nicht Deine ganze interessante Lebensgeschichte erzählen, sondern sagen, wie Du nach Grenwitz gekommen bist," sagte Albert, der, mit seinen Angelegenheiten beschäftigt, nicht mit der gewöhnlichen Aufmerksamkeit hingehört hatte.

„Du hörst ja, daß ich schon auf dem Wege dahin bin," sagte Tobias, Albert über den Rand seines Glases mit dem linken Auge anzwinkernd; „denn mein neuer Herr war der Baron von Grenwitz und das Ziel unserer Reise Schloß Grenwitz, wo Du in diesem Sommer gewesen bist."

Ein Indianer, der in dem Grase der Prairie die Spur des Feindes entdeckt, den er verfolgt, kann nicht alle Sinne schärfer anspannen, als es Albert that, sobald er diese letzten Worte vernommen, die ihn in Ehren Tobias eben jenen Kammerdiener erkennen ließen, der in der Erzählung der Mutter Clausen eine so zweideutige Rolle gespielt hatte. Aber er verrieth mit keiner Miene, keinem Worte, wie wichtig die ihm eben gemachte Entdeckung war, sondern fragte mit vortrefflich gespielte Unbefangenheit:

„Der alte Baron? Der Tausend! wer hätte dem alten Knaben dergleichen zugetraut."

„Nicht der jetzige, sondern sein Vetter aus der älteren Linie, Baron Harald, oder der wilde Harald, wie er noch immer bei denen, die ihn gekannt haben, heißt. Ich sage Dir, Albertchen, es war ein fideles Leben, das wir anno domini achtzehnhundert zweiundzwanzig auf Schloß Grenwitz führten. Wein und Weiber die Hülle und die

Fülle; und dabei Komödie gespielt, zum Todtschießen lächerlich. Denke Dir: meine gute Freundin Rosa — "

„War denn die auch da?"

„Allerdings! habe ich Dir denn nicht gesagt, daß der Baron sie als Großtante engagirt hatte?"

„Als was?"

Tobias lächelte — diesmal mit beiden Augen und Mundwinkeln:

„Sie spielte mit Perrücke und Krückstock die alte Großtante des Barons, da das alberne Ding, die Marie, — Marie Montbert hieß der Aff und war ein so schmuckes Mädel, daß einem die Augen übergingen, wenn man sie ansah, — was wollte ich doch sagen? Ja! die Marie hatte eine Anstandsdame aus der Familie des Barons als conditio sine qua non, wie wir Lateiner sagen, gemacht. Na, nun hatte sie ihre Anstandsdame, eine famose Anstandsdame, he, Albertchen, he!" und Ehren Tobias kicherte und stieß Albert freundschaftlich in die Seite.

„Nun, und wie ging die Sache zu Ende?" fragte Albert, der Eile hatte, über das, was er schon wußte, wegzukommen.

„Ja, ich habe sie nicht zu Ende kommen sehen, denn wir, d. h. Rosa und ich, brannten schon vorher durch. Offen gestanden fürchteten wir: die Geschichte möchte schief ablaufen, denn Marie hatte in der Residenz manche Freunde, die Lärm machen und uns alle zusammen, zum wenigsten mich und Rosa, in des Teufels Küche bringen konnten. So empfahlen wir uns denn eines schönen Tages, oder vielmehr Nachts, ohne Abschied zu nehmen, nachdem wir noch Eines oder das Andere, was uns gerade in die Hände kam, als Andenken an Grenwitz mitgenommen hatten. Hier in Grünwald trennten wir uns, oder wurden getrennt. Ich wurde nämlich so krank, vermuthlich von dem guten Leben, das ich in Grenwitz geführt hatte, daß ich nicht weiter konnte, und in's Spital gebracht werden mußte. Was ich damals für ein Unglück hielt, schlug mir hinterher zum größten Glück aus. Denn der verstorbene Superintendent Dunkelmann, der Vater von der Professor Jäger, der damals Spitalgeistlicher war, verliebte sich so in mein bescheidenes Lächeln, daß er mich, als ich wieder gesund war, nothwendig zum Bedienten haben mußte — na! und von

dem Bedienten eines Geistlichen bis zum Küster ist nur ein Schritt;" und Herr Tobias schlürfte behaglich den Rest aus seinem Glase.

„Und hast Du von Deiner Freundin Rosa je wieder etwas gehört?"

„Sie lebt in der Residenz und treibt ihr Geschäft mit der doppelten Buchführung schwunghafter als je. Wenn Du 'mal nach der Residenz kommst, Albertchen, vergiß ja nicht, sie zu besuchen. Sie wohnt Gertruden- und Pferdestraßenecke, zwei Treppen hoch."

„Wir wollen uns das doch gleich notiren," sagte Albert, die Adresse in seine Brieftasche schreibend; „aber was ist denn aus der Marie, oder wie das dumme Ding hieß, geworden?"

„Ja, das ist eine curiose Geschichte. Kurze Zeit nachdem wir fort waren, ist wirklich einer ihrer Freunde, ein Herr von Estein, gekommen und hat sie dem Baron wegstibitzt, der sich darüber so schwer geärgert hat, daß er bald darauf gestorben ist. Aber nun kommt das Curioseste von Allem. Denke Dir, Rosa ist kaum wieder in ihrem Geschäft, als sie eines Nachts herausgeklingelt wird, von wem? von eben dem Herrn von Estein, und zu wem? zu eben derselben Marie, die in Kindesnöthen liegt."

„Nicht möglich!" rief Albert, einen Augenblick die angenommene Gleichgiltigkeit vergessend.

„Was ich Dir sage. Rosa hat es mir damals gleich geschrieben und ich habe mich halb todt gelacht über den Spaß. Erst ein Mädchen verkuppeln und dann, ha, ha, ha!" Tobias fand die Sache so komisch, daß er diesmal gegen seine Grundsätze gerade herauslachte.

„Ha, ha, ha!" stimmte Albert ein. „Sehr gut, ha, ha, ha! Vielleicht weiß Frau Rosa auch, was aus dem Kinde geworden ist?"

„Möglich," sagte Tobias, „aber ich glaube, sie will nichts davon wissen. Sonst hätte sie wohl, als Baron Harald damals in allen Blättern dem, welcher ihm über das Verbleiben der Marie Auskunft geben könnte, eine große Belohnung bot, sich gemeldet. Ich glaube, sie hat die Folgen der Geschichte gefürchtet und hat's gemacht wie ich und reinen Mund gehalten, bis zwanzig und einige Jahre lang Gras darüber gewachsen ist. Na, aber nu, Albertchen, ist die Reihe an Dir, mir zu erzählen, wie Du in letzter Zeit zu Deinem Gelde kommst."

„Tausend! da fällt mir ein, daß ich noch in die „Ratte" muß," rief Albert aufspringend. „Es ist ja heute Stiftungstag! Adieu, Tobias, ein ander Mal — ich kann wahrhaftig nicht bleiben."

Und Albert setzte seinen Hut auf und entfernte sich eiligst, ohne sich an das Schmollen seines Wirthes und Gastfreundes Ehren Tobias Gutherz zu kehren, der sich alsbald daran machte, seinen Aerger in seinem Lieblingsgetränke zu ertränken — eine Absicht, die ihm so vollkommen gelang, daß der Nachtwächter, der um Mitternacht den Schlüssel zum Kirchhof holen wollte, eine halbe Stunde klopfen mußte, bis sich Herr Tobias unter dem Tische, unter welchen er nach dem sechsten Glase gesunken war, hervorarbeiten konnte.

Ende des zweiten Bandes.

Meißner, Alfred, *Babel.* Historischer Roman. 4 Bde. Geh. 6 Thlr.

Müller, Otto, *Der Wildpfarrer.* Roman. Geh. 3 Bde. 4 Thlr. 15 Sgr.

Oliphant, Agnes. Roman. 3 Bde. Geh. 2 Thlr.

Ouida, Strathmore. Roman. 4 Bde. Geh. 2 Thlr. 20 Sgr.

Pasqué, Ernst, *Die Komödianten-Here.* Ein Nachtstück aus der Zeit der Allonge. 3 Bde. Geh. 3 Thlr.

Ring, Max, *Ein verlorenes Geschlecht.* Historischer Roman. 6 Bde. Geh. 6 Thlr. 22½ Sgr.

Scheffel, J. V., Ekkehard. Eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert. 3. Aufl. In eleg. illustr. Umschlag. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Schwartz, Marie Sophie, *David Waldner.* Roman. Aus dem Schwedischen. 3 Bde. Geh. 3 Thlr.

Schwartz, Marie Sophie, „*Sein oder Nichtsein.*" Roman 3. Bde. Geh. 2 Thlr.

See, Gustav vom, *Geheimnisse des Glückes.* Roman. 4 Bde. Geh. 6 Thlr.

Smidt, Heinrich, *Ein Berliner Matrose.* See-Roman. 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Ulbach, L., *Der Garten des Domherrn.* Roman 2 Bde. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Wachenhusen, Hans, *Freischaaren und Royalisten.* Dritte Auflage. In eleg. Buntdruck-Umschlag. Geh. 15 Sgr.

Wachenhusen, Hans, *Die bleiche Gräfin.* Roman. Dritte Aufl. 2 Theile in 1 Bande. In eleg. Buntdruck-Umschlag. Geh. 1 Thlr.

Wachenhusen, Hans, *Die Gräfin von der Nadel.* Roman. Dritte Auflage. In eleg. Buntdruck-Umschlag. Geh. 15 Sgr.

Wachenhusen, Hans, *Der Mann in Eisen.* Roman. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Wachenhusen, Hans, *Rom und Sahara,* Dritte Auflage. 4 Theile in 2 Bänden. Eleg. geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Wachenhusen, Hans, *Rouge et Noir.* Roman. 2. Aufl. 2 Theile in 1 Bde. In eleg. Buntdruck-Umschlag. Geh. 1 Thlr.

Wachenhusen, Hans, *Unter dem weißen Adler.* Roman aus Polen's jüngster Vergangenheit. 3 Bde. Geh. 4 Thlr. 15 Sgr.

Wachenhusen, Hans, *Zigeunerblut.* Roman. Dritte Auflage. 2 Theile in 1 Bande. In eleg. Buntdruck-Umschlag. Geh. 1 Thlr.

Wichert, Ernst, *Aus anständiger Familie.* Geschichte eines verlorenen Menschenlebens. 3 Bde. Geh. 4 Thlr.

Wilhelm, *Hof und Wald.* Geh. 1 Thlr.

Wolfram, Leo, (Verf. der „Dissolving views.") *Verlorene Seelen.* Roman. 3 Bde. Geh. 4 Thlr. 15 Sgr.

Wolfram, Leo, (Verf. der „Dissolving views" und der „Verlorene Seelen".) „*Ein Goldkind.*" Roman. 2 Bde. Geh. 3 Thlr.

Wood, Mrs. Henry, „*Elster's Thorheit.*" Roman. 3 Bde. Geh. 2 Thlr.

Wood, Mrs. Henry, *Lady Adelaide's Schwur.* Roman. 3 Bde. Geh. 2 Thlr.

Friedrich Spielhagen's
gesammelte Werke.

Neue,
vom Verfasser veranstaltete, revidirte Ausgabe.

(Mit dem Portrait des Verfassers.)

Zwölfter Band.

Durch Nacht zum Licht.

III.

Berlin, 1867.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Durch Nacht zum Licht.

(Fortsetzung von: Problematische Naturen.)

Roman

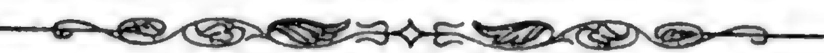
von

Fr. Spielhagen.

Ex fumo dare lucem cogitat.
Horatius.

Dritte Auflage.

Dritter Band.



Berlin, 1867.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Erstes Capitel.

„Die Saison“ war in Grünwald seit langen Jahren nicht so glänzend gewesen, wie in diesem Winter. Es war, als ob man schon den Hauch des kommenden Frühlings spürte, und die kurze Zeit, die noch blieb, gehörig ausbeuten wollte. Fest reihte sich an Fest; der Himmel mochte wissen, wie die alten Herren und Damen das viele Kartenspielen und die jungen das viele Tanzen, und wie die Einen und die Andern es aushalten mochten, jeden Abend um dieselbe Zeit mit derselben Gesellschaft zusammen zu treffen. Denn der Cirkel, in welchem sich dies tolle Treiben bewegte, war ziemlich beschränkt und bestand aus vielleicht zwanzig bis fünfundzwanzig Familien, wobei der Militair- und Beamtenadel — die Familie des Kommandanten von Grünwald, Excellenz von Bostelmann, des Regierungspräsidenten von Zitzewitz u. s. w. eingerechnet waren. Vielleicht begünstigte aber auch gerade diese enge Peripherie das witzlose Behagen, mit welcher sich die Exclusiven unausgesetzt in diesem Kreise drehten, wo Jeder von Jedem Jedes wußte, oder zu wissen glaubte, oder zu wissen wünschte, und es so an unerschöpflichen Stoff für Klatschereien nimmer fehlte.

Jede Woche pflegte ein bestimmtes Thema besonders eifrig durchgesprochen zu werden. In der vorletzten war es das sonderbare Betragen der Frau von Cloten gewesen. Es hatten sich natürlich zwei Parteien gebildet, die eine für die junge Frau, die andere für ihren Gemahl. Jene behauptete, daß Emilie nur aus Verzweiflung über die Treulosigkeit Arthur's närrisch geworden sei; diese, daß umgekehrt Arthur, närrisch geworden über die Treulosigkeit Emilien's, in den

Armen seiner früheren Geliebte Hortense von Barnewitz Vergessenheit gesucht habe. Die Parteigänger Emilien's schienen gewinnen zu sollen, da diese junge Dame — sei es aus Caprice, sei es aus triftigeren Gründen — plötzlich wieder in der Gesellschaft erschien, und, als ob nichts vorgefallen wäre, ihre alte Rolle einer übermüthigen Kokette womöglich noch eifriger als sonst zu spielen begann.

So wandten denn die Geberdenspäher, wie es schien, um einen Skandal betrogen, ihre Luchsaugen in der neuen Woche auf das Verhältniß des Fürsten Waldenberg und Helenen's von Grenwitz, das schon so oft ausgebeutet und doch noch immer nicht erschöpft, im Gegentheil nur immer interessanter geworden war. Man wollte wissen, daß in den allerletzten Tagen das Verhältniß eine definitive Form angenommen habe.

Die Geberdenspäher hatten recht gesehen; seit gestern war Helene die Braut Sr. Durchlaucht, des Fürsten Raimund von Waldernberg, Grafen von Malikowsky, Erbherrn zu Letbus.

Vorläufig allerdings im Stillen, da es noch geraume Zeit brauchte, bis die Präliminarien des Bundes, welcher die durchlauchtige Familie Waldernberg mit der hochgeborenen Familie Grenwitz auf immer vereinigte, abgeschlossen waren, und überdies die öffentliche Feier der Verlobung in der Residenz stattfinden sollte, wohin der Fürst gleich nach Neujahr zu seinem Regiment zurückkehrte und auch die Eltern des Fürsten, die Mutter aus Petersburg, der Vater aus Paris — zu kommen versprochen hatten.

So hatte die Baronin also ihr großes Ziel glücklich erreicht und die triumphirende Freude darüber war ihr eine reichliche Entschädigung für alle die Demüthigungen und Enttäuschungen, für alle die in Sorge und Angst durchwachten Nächte der letzten Monate. Sie trug ihr Haupt so stolz, wie nie zuvor. Verdankte sie doch alle Erfolge, die sie im Leben gehabt hatte, und so auch diesen letzten größten nur sich allein; verdankte sie doch nur ihrer Klugheit, Mäßigung, Umsicht und Schlauheit, daß sie aus einem simplen adligen Fräulein, das keinen Pfennig im Vermögen hatte, Baronin von Grenwitz und Schwiegermutter des Fürsten Waldernberg geworden war! Hatte sie doch ihr Leben lang nicht blos mit den Verhältnissen, sondern mit

den ihr zunächst stehenden Personen kämpfen müssen: mit ihrem schwachen, energielosen, für große Pläne unzugänglichen Gemahl, mit ihrer stolzen, eigenwilligen Tochter! Hatte sie doch für Alle denken und sorgen, ihnen gleichsam das Glück aufnöthigen müssen! Wahrlich, wenn diese durch sie beglückten Menschen für das Glück nicht dankbar waren, — es war nicht ihre Schuld!

Waren sie dankbar? jeder Andere, als die Baronin, hätte daran zweifeln müssen. Die Mienen der Beglückten verriethen wenig oder nichts von innerer Freude und Erhebung; im Gegentheil, seitdem das entscheidende Wort gesprochen war, schien ein Schleier von Verlegenheit, ja von Unmuth über ihre Gesichter gefallen zu sein. Des Fürsten dunkles Gesicht war noch um eine Schattirung dunkler geworden, und seine schwarzen Augen hingen oft mit einem eigenthümlichen unerklärlichen Ausdruck an den schönen, stolzen Zügen seiner Verlobten, die auffallend blaß und still einherschritt und einer kalten Marmorstatue viel ähnlicher sah, als einer glücklichen Braut. Indessen brauchte man (wenn man wollte) die Erklärung für diese melancholische Stimmung nicht weit zu suchen. Sie war gerechtfertigt durch die Sorge für den Vater, der schon lange gekränkelt hatte und nun mit einem Male sehr ernstlich krank wurde.

In der Nacht, die dem Verlobungstage folgte, hatte der alte Herr wieder einen Anfall seiner alten Krankheit, der Gicht, bekommen, und die herbeigerufenen Aerzte erklärten sofort, daß sie diesmal für den Ausgang nicht stehen könnten. Seit diesem Augenblick war Helene an das Schmerzenlager des Vaters gebannt, um so mehr, als derselbe nur sie um sich sehen, nur aus ihren Händen die Medicin nehmen, nur von ihr sein Kissen geglättet haben wollte.

Der frühe Winterabend begann bereits hereinzubrechen. Auf der Straße, die von hohem Schnee bedeckt war, herrschte tiefe Stille, die nur von Zeit zu Zeit durch die Klingel eines Schlittens unterbrochen wurde. Niemand war in diesem Augenblicke bei dem Kranken als Helene. Sie saß dicht an seinem Bett, hielt die welke, in Fieber zuckende Hand in ihren warmen, weichen Händen, und suchte, so gut es ging, die immer größer werdende Unruhe des Vaters zu beschwichtigen.

„Wo ist die Mutter?“ fragte er plötzlich.

„Sie ist auf ihr Zimmer gegangen.“

„Und Dein — und der Fürst?“

„Ich habe ihn gebeten, ein wenig spazieren zu gehen.“

„Lege meinen Kopf ein wenig höher! so! und gieb mir Deine beiden Hände!“

Der Kranke schwieg ein paar Augenblicke, dann sprach er mit großer Klarheit nnd Entschiedenheit; daß man deutlich sah, er hatte, was er jetzt sagte, lange mit sich herumgetragen und oft in seinem alten schwachen Kopfe überdacht:

„Mein liebes Kind! Reich sein ist wohl ein gutes Ding, wenn der, welcher reich ist, auch ein gutes Herz hat; aber ich glaube, es ist sehr schwer, daß sich Eines zum Andern findet, oder Eines bei dem Andern bleibt. Und Klugsein ist wohl auch ein gutes Ding, aber ohne Gutsein ist's gar wenig nütze.

„Sieh, liebes Kind, Deine Mutter und ich, wir haben achtzehn Jahre zusammengelebt und ich habe Deine Mutter nächst Gott immer am meisten geliebt und geehrt; ich glaube auch, daß sie sich Mühe gegeben hat, mich wieder zu lieben und lege es ihr nicht zur Last, daß — es ihr nicht gelungen ist. Nein, nicht ihr; nur mir selbst. Ich hätte mir eine Frau nehmen sollen, die dem Alter nach und auch sonst mehr für mich paßte, aber ich war eitel und hoffärtig und wollte eine schöne, stattliche, kluge Frau, welche die Leute bewunderten, und Deine Mutter war schön, stattlich und klug; viel zu schön und zu klug für mich, der ich ein unbedeutender, einfacher Mensch bin und mich nie recht auf die Welt verstanden habe. So fühlte ich denn wohl immer im Stillen, daß ich nicht der Mann war, Deine Mutter glücklich zu machen; aber sie hat es mich eigentlich niemals merken lassen, als in dieser letzten Zeit.“

Der alte Mann senkte traurig sein graues Haupt und wiederholte:

„In dieser letzten Zeit, wo sie Dich mit Deinem Cousin Felix verheirathen wollte, und ich nicht Ja und Amen dazu sagen konnte. Da habe ich es wohl herausgefunden, daß wir in den wichtigsten und heiligsten Dingen so ganz verschieden dachten und fühlten, und ob ich im Rechte war oder sie — darauf kommt es hier nicht an —

aber, mein liebes Kind, es ist ein böses Ding, wenn was sich lieben sollte, sich nicht lieben kann; ein böses Ding, liebes Kind, das einem wohl das Herz brechen mag.“

Und als der alte Mann so sprach, rollten ihm die Thränen über die bleichen, runzligen Wangen.

Helene saß still und bleich da. Ihre Hände zitterten. Die Worte des Vaters mußten sie in’s tiefste Herz getroffen haben.

„Darum,“ fuhr der Baron nach einer kleinen Pause fort, „ist es von jeher mein Grundsatz gewesen, daß die Eltern nicht hineinreden sollen in die Liebe ihrer Kinder, sondern nur Gott bitten, daß er ihr Herz zu einer weisen Wahl lenke. So habe ich Dir denn damals und auch jetzt freie Wahl gelassen; damals hast Du Dich nicht entscheiden können; jetzt hast Du Dich entschieden. Ich will es Dir nicht verhehlen, daß ich mich in den Fürsten nicht habe finden können, und daß ich wohl möchte, Dein Gatte wäre weniger vornehm und weniger reich; aber auch so will ich zu Gott das Beste hoffen. Du bist ja ein gutes, kluges Mädchen und wirst nicht leichtsinnig, nicht hoffärtig gewählt haben; nein, nein, nicht leichtsinnig, nicht hoffärtig, denn Du bist mein gutes, kluges Mädchen,“ wiederholte der alte Mann, als Helene, die ihre Bewegung nicht länger beherrschen konnte, ihr schönes Haupt an seiner Brust verbarg und in ein leidenschaftliches Weinen ausbrach.

„Was ist Dir, mein Mädchen,“ sagte er, erschrocken über diese plötzliche Heftigkeit, und dann, als ob ihm ein Gedankenblitz auf einmal die dunkeln Stellen im Herzen seiner Tochter erleuchtete: „Um Gotteswillen, Kind, Du hast Doch nicht am Ende Dein Auge durch den Mammon blenden lassen! Du liebst den Fürsten nicht? Du bist nicht der Stimme Deines Herzens gefolgt, die Dich vor dem düstern, kalten Manne warnte, sondern den Rathschlägen Deiner Mutter? . . . o, mein Kind, mein unglückliches Kind, so hat mich meine Ahnung nicht betrogen! Aber noch ist es Zeit, umzukehren. Ich selbst will mit dem Fürsten sprechen, sogleich will ich mit ihm sprechen; er wird mit einem todkranken alten Manne Mitleid haben.“ . . .

Und er richtete sich mit einer krampfhaften Anstrengung in seinem Bett in die Höhe.

Es war ein fürchterlicher Kampf, der, während der Baron so sprach, in Helenen's Herzen tobte. Gab es denn wirklich noch einen Ausweg aus dem entsetzlichen Labyrinthe, in welchem sie sich verwirrt hatte? Konnte der Schritt, der verhängnißvolle Schritt, zurückgethan werden? Um welchen Preis? um den Preis der Demüthigung ihres Stolzes! Mitleid sollte ihr stolzer Verlobter haben! Mitleid mit dem alten Manne, ihrem Vater! Mitleid mit ihr selbst . . . nimmer — nimmermehr!

„Nein, nein, nein! rief sie, beide Hände des Vaters ergreifend; „Du irrst, Vater! Ich bin nicht unglücklich! ich habe mich nicht verblenden lassen! ich — ich liebe den Fürsten — ich werde ihn lieben, ich will versuchen, ihn zu lieben; ich werde . . ."

Sie konnte nicht weiter sprechen; ein Krampf schnürte ihr die Kehle zu; ihre bleichen Lippen bewegten sich, ohne die Worte bilden zu können, mit denen sie selbst sich ihr Todesurtheil sprach.

„O, lieber, großer Gott!" betete der alte Mann, „erleuchte meines Kindes Herz! — Kind, Kind! laß Deinen Vater nicht mit dieser fürchterlichen Angst aus dem Leben gehen! — Ach, wenn ich Dir doch Alles sagen könnte, wie ich es fühle; o, dieser Schmerz! mein Gott, mein . . ."

Der Kranke fiel auf sein Kissen zurück.

Helene umfing ihn mit ihren Armen:

„Vater, lieber Vater; ich will ja Alles thun, was Du verlangst; ich will dem Fürsten sagen — heiliger Gott, was ist das?"

Die Hände des Kranken begannen zu zucken; kalter Schweiß bedeckte seine Stirn . . .

Es war der Tod. Helene sah es mit Entsetzen. Und keine Hilfe da, keine Hilfe! . . . Sie eilte nach der Klingel und riß daran, daß ihr der Glockenzug in der Hand blieb, dann stürzte sie wieder zu dem Bett zurück, aber die kalten Hände zuckten nicht mehr; die rollenden Augen waren starr. Welche Hülfe auch noch kam — sie kam zu spät; und Helene warf sich laut weinend auf die Leiche des guten alten Mannes, dessen treues, braves Herz bis zum letzten Moment so warm für sie geschlagen hatte und nun stille stand für immer.

Zweites Capitel.

Während oben der Tod mit einem Strich eine Lebensrechnung quitt machte, war unten in den Gemächern der Baronin der Trödel von Soll und Haben in vortrefflichem Gange gewesen.

Die Baronin lebte und webte in diesem Trödel und hatte einen gar scharfen Blick für Alles, was auf dem Markte vorging. Der Tod ihres Gemahls, den sie mit Sicherheit erwartete, mußte ihre Situation sehr wesentlich verändern, aber sie war im Ganzen mit dieser Veränderung keineswegs unzufrieden. Freilich die Ersparnisse aus den Einkünften vom Majorat, die bis jetzt ihr und Helenen zu gute gekommen waren und nach dem Tode des Barons bis zu Malte's mündigem Alter zum Capital geschlagen wurden, gingen dann verloren; aber die Gesammtsumme dieser Ersparnisse belief sich jetzt schon auf circa hunderttausend Thaler, alle in guten Papieren angelegt — eine kleine Summe, wenn man sie mit dem Majoratsvermögen verglich; aber immerhin genug, wenn man Stantow und Bärwalde, die beiden Güter aus dem Nachlasse Harald's dazu rechnete.

So hatte sich Alles ganz nach ihrem Wunsch arrangirt und wenn also Grennitz jetzt sterben sollte, so . . .

In diesem Augenblicke wurde der Baronin ein Brief gebracht. „Von Felix," murmelte sie, einen Blick auf das Couvert werfend, und sie trat dann an das Fenster, um den Brief zu lesen.

Der Brief war nur sehr kurz, offenbar von der zitternden Hand eines Kranken mühsam geschrieben und lautete:

„Liebe Tante! Seit einigen Tagen geht es mit meinem Befinden so spottschlecht, daß, wenn dieser Brief in Ihre Hände kommt, ich möglicherweise nicht mehr am Leben bin, wenn man dies von Schmerz geplagte, aus dem letzten Loche pfeifende gottverdammte Dasein überhaupt noch Leben nennen kann. Wie's aber auch kommt, es ist die höchste Zeit, daß ich Ihnen über die *** Angelegenheit reinen Wein einschenke. ** ist nicht, wie ich Ihnen gesagt habe, bereits abgefunden; er hat, bis das Legat Onkel Harald's verjährt

ist, monatlich 400 Thlr., und dann, wenn er bis dahin reinen Mund hält, weitere 600 Thlr. zu fordern, die Sie ihm geben werden, wenn Sie nicht durch den Hallunken in des Teufels Küche gebracht sein wollen. Pro Monat November habe ich ihm bereits 400 vor meiner Abreise von Grünwald geschickt. Ich kann nicht weiter. Ihr treuer Felix. P. S. Lassen Sie, wenn Sie mich ein wenig lieb haben, meine Spitzbuben von Gläubiger so lange als möglich zappeln. Moses Hirsch hat noch einen Wechsel über 1000 Thlr. von mir in Händen. Bieten Sie ihm 250; er hat dann immer noch 50 Procent."

Die Baronin trat vom Fenster zurück, ging an den Kamin, legte den Brief auf die glühenden Kohlen und wartete bis die Flamme ihn erfaßt und verzehrt hatte. Dann schritt sie langsam in dem Zimmer, in welchem es bereits zu dunkeln begann, auf und ab. Diese mangelhafte Beleuchtung war die günstigste für ein Gesicht, das von Zorn förmlich entstellt war. Sie murmelte Verwünschungen gegen Felix, gegen Albert, gegen Oswald leise durch die Zähne. „Nicht einen Pfennig soll der Schuft haben, nicht einen rothen Pfennig! Ich werde ihn mir kommen lassen und es ihm in's Gesicht sagen, und dazu, daß er sich hüten soll, noch ein einziges Wort . . . Was giebt's?" unterbrach sie ihren Monolog, als der Bediente abermals in's Gemach trat.

„Herr Geometer Timm wünscht in Geschäftsangelegenheiten seine Aufwartung zu machen."

Anna Maria schrak zusammen. Dieses ungerufene Kommen des gefährlichen jungen Menschen sah wie eine Drohung aus. Sie hatte auf einmal alle Lust verloren, Herrn Timm in's Gesicht zu sagen, daß er nicht einen rothen Pfennig von ihr zu erwarten habe.

„Melden Sie Herrn Timm: ich ließe sehr bedauern, ihn nicht empfangen zu können; der Herr Baron sei gefährlich erkrankt!"

„Das habe ich ihm schon gesagt, Frau Baronin, aber er meint: er müsse Sie in wichtigen Angelegenheiten sprechen und wolle Sie nur zwei Minuten aufhalten."

„So lassen Sie ihn kommen: aber — Sie können Licht bringen, Johann, und dann im Vorzimmer bleiben, im Fall ich etwas auszurichten hätte."

„Zu Befehl, Frau Baronin."

Gleich darauf trat, von dem Bedienten, der die Thür wieder hinter ihm schloß, hereingeführt, Albert Timm in das Zimmer.

„Guten Tag, oder vielmehr guten Abend," sagte der junge Mann, indem er sich der Baronin mit scheinbar vollkommener Unbefangenheit näherte; „ich bitte tausendmal um Entschuldigung, wenn ich zu einer ungelegenen Zeit komme. Der alte Herr ist krank, höre ich? hoffe, es wird nicht viel zu sagen haben; wäre wieder fortgegangen; aber ich habe Ihnen in der bewußten Angelegenheit eine neue wichtige Entdeckung mitzutheilen, die keinen Aufschub verstattet. Wollen wir uns indessen nicht setzen? Sie erlauben?"

Und Herr Albert Timm schob mit einem Ruck der Baronin einen Lehnsessel hin und hatte sich in dem nächsten Augenblick in einen andern gesetzt.

Anna Marie war noch immer nicht mit sich einig, welches Benehmen sie gegen diesen Menschen annehmen sollte. Aber sie fühlte wohl, daß man so leicht mit Herrn Albert Timm nicht fertig werde. So nahm sie denn auf dem dargebotenen Sessel Platz und sagte in ihrem feierlichsten Ton:

„Sie werden entschuldigen, wenn ich Sie unter den Ihnen schon vom Bedienten mitgetheilten traurigen Umständen ersuche, sich möglichst kurz zu fassen, Herr Geometer."

„Bitte, bitte," sagte Albert; „ganz mein Fall; bin im Handumdrehen fertig. Die Sache ist die: Ganz zufällig, wie denn überhaupt der Zufall eine merkwürdige Rolle in dieser Angelegenheit spielt, habe ich in Erfahrung gebracht, daß zwei Personen, die zu der Zeit, als Fräulein Marie Monbert in Grenwitz war, im Dienste des Baron Harald standen, und von dem Herrn Baron mit seinem ganz besonderen Vertrauen beehrt wurden, z. B. in die ganze Entführungsgeschichte vollkommen eingeweiht waren, noch existiren, und wie ich nicht zweifle, bereit sein würden, in einem etwaigen Erbschaftsprocesse vor dem Gericht als Zeugen aufzutreten. Die Aussagen dieser Personen würden um so schwerer in's Gewicht fallen, als sie Beide sich nicht nur des besten Leumundes erfreuen, sondern schon durch ihre Lebensstellung besonderes Vertrauen erwecken. Die eine dieser Personen ist Küster in hiesiger Stadt, ein allgemein geachteter Mann; die andere — eine Frau —

lebt in der Residenz und ist trotz ihres hohen Alters noch immer in ihrem Berufe — der nebenbei ein halb ärztlicher ist — thätig. Wenn ich überhaupt je gezweifelt hätte, daß der bewußte junge Mann, wirklich, d. h. vor Gericht erweislich, der Sohn des seligen Baron Harald von Grenwitz sei, so würde dieser Zweifel nach diesen neuesten Entdeckungen vollkommen bei mir geschwunden sein und ich glaube, Frau Baronin, daß Sie mir darin beistimmen werden."

Wenn außer Felix' Brief noch etwas nöthig gewesen wäre, um das Herz Anna Maria's zum Zorn zu entflammen, so war es die Weise, mit welcher Albert Timm das ihr so verhaßte Thema weiter führte. Dennoch antwortete sie mit der Ruhe, welche sie sich in Geschäftsverhandlungen zur unumstößlichen Pflicht gemacht hatte:

„Darf ich Sie ersuchen, Herr Geometer, mir zu sagen, zu welchem Zwecke Sie mich mit diesen Mittheilungen beehren?"

„Recht gern, Frau Baronin; ich komme eigentlich nur deßhalb. Sie wissen, daß man für einen Vogel in der Hand mehr fordern kann, als für einen, der vorläufig noch auf dem Dache sitzt, und daß, wer ein Ding billiger verkauft, als es werth ist, gerechten Anspruch auf den Titel eines Narren hat. Nun kennen Sie die Bedingungen, unter denen ich Baron Felix versprochen habe, in der bewußten Erbschaftsangelegenheit reinen Mund zu halten" —

„Verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche, Herr Geometer. Ich weiß nichts von solchen Bedingungen; ich habe meinem Neffen Auftrag gegeben, Sie, einzig und allein zu dem Zweck, uns vor Ihnen Ruhe zu verschaffen, durch irgend eine beliebige Summe abzufinden, und mein Neffe hat mir noch vor seiner Abreise die Versicherung gegeben, daß diese Angelegenheit definitiv erledigt sei. Ich muß Sie also ein für allemal bitten, nicht wieder auf abgethane Sachen zurückzukommen und mich zu entschuldigen, wenn ich Sie heute nicht länger mehr bei mir sehen kann."

Die Baronin wollte sich erheben, als Albert mit einem so scharfen, schneidenden Ton sagte: „Bitte, behalten Sie noch einen Moment Platz, Frau Baronin!" daß sie diesem Befehl halb aus Verwunderung und halb aus Furcht Folge leistete.

„Ich habe es satt, länger mit mir spielen zu lassen;" fuhr Albert

in demselben Tone fort. „Wenn Baron Felix Ihnen nicht gesagt hat, was wir untereinander abgemacht haben, so hat er es aus Feigheit oder Berechnung nicht gethan. Uebrigens kommt auch gar nichts darauf an, ob Sie die alte Verabredung kennen oder nicht: denn ich komme gerade deßhalb her, um Ihnen zu sagen, daß ich nach den neuesten Entdeckungen nicht länger gesonnen bin, Sie so leichten Kaufes los zu lassen. Ich fordere jetzt rund und klar dreißigtausend Thaler, zahlbar binnen hier und vierzehn Tagen: und ersuche Sie, mir eben so rund und klar zu antworten, ob Sie zahlen wollen oder nicht."

„Diese Unverschämtheit geht zu weit," sagte Anna Marie, sich von ihrem Sitz erhebend und nach der Schelle, die neben ihr auf dem Tische stand, greifend.

„Lassen Sie das Ding stehen," sagte Albert kaltblütig; „das Klingling könnte Ihnen theuer zu stehen kommen. Bedenken Sie wohl, was Sie thun! Wenn wir aufhören, gute Freunde zu sein, so giebt's einen Kampf auf Tod und Leben; und seien Sie versichert: Albert Timm giebt keinen Pardon. Noch einmal: wollen Sie zahlen, oder nicht?"

In diesem Augenblick wurde die Thür geöffnet. Der Bediente trat mit zwei brennenden Armleuchtern herein, dicht hinter ihm kam der Fürst. Der Bediente stellte die Leuchter auf den Tisch und entfernte sich; der Fürst bemerkte erst, als er das halbe Zimmer schon durchschritten hatte, daß außer der Baronin noch Jemand da war.

„Ah pardon, Madame," sagte er, „ich glaubte von dem Bedienten zu vernehmen, daß Sie allein seien. Befehlen Sie, daß ich mich wieder entferne?"

„Nicht doch, mein Fürst," erwiderte Anna Maria, „ich habe mit dem jungen Menschen nichts mehr zu reden," und sie machte gegen Albert eine Handbewegung, die ausdrücken sollte, daß er entlassen sei.

Herr Albert Timm wedelte mit dem Hut, den er in den auf den Rücken gelegten Händen hielt und sagte mit unvergleichlicher Kaltblütigkeit, den einen Fuß ein wenig vorstreckend:

„Es scheint mir, gnädige Frau, Sie wollen, daß ich meine letzte Frage in Gegenwart dieses Herrn wiederhole?"

„Wer ist der junge Mensch?" fragte der Fürst einigermaßen ver-

wundert über Albert's Benehmen und das aufgeregte Wesen der Baronin.

„Ein Mensch," antwortete diese, „der uns seit einiger Zeit unter dem Vorwande, im Besitz von Gott weiß welchen Familiengeheimnissen zu sein, mit unverschämten Forderungen verfolgt, so daß ich mich wohl genöthigt sehen werde, die Polizei gegen ihn in Anspruch zu nehmen."

Der Fürst blickte Albert aus seiner stattlichen Höhe herab von oben bis unten an, ging dann langsam nach dem Tisch, nahm das silberne Glöckchen und schellte.

Der Bediente trat sofort herein.

„Führen Sie diesen Menschen hinaus!" sagte der Fürst.

Der Bediente war über diesen Befehl so erstaunt, daß er nicht wußte, ob er recht gehört hatte, oder nicht. Er blickte mit einem verlegenen Gesicht von dem Fürsten auf Herrn Albert Timm (der noch immer, mit dem Hute wedelnd, ruhig dastand), von Herrn Albert Timm auf den Fürsten.

„Haben Sie nicht gehört," sagte dieser Letztere, die schwarzen Brauen drohend zusammenziehend.

Der Mann trat einen Schritt auf Timm zu.

„Ich will Ihnen die unangenehme Alternative, von mir die Nase eingeschlagen zu bekommen oder aus dem Dienst gejagt zu werden, ersparen, guter Freund," sagte Albert gemüthlich; „und deßhalb selber gehen. Was Sie anbetrifft, Frau Baronin, so sprechen wir uns in kurzer Zeit wieder, aber aus einem andern Ton, und was Sie angeht, junger Mensch, so möchte ich Ihnen den guten Rath geben, sich künftig nicht in Angelegenheiten zu mischen, die Sie trotz des pompösen Airs, das Sie sich geben, durchaus nichts angehen."

Der Fürst machte eine Bewegung nach seiner linken Seite hin. Glücklicherweise hatte er den Degen im Vorzimmer abgelegt. Albert aber wartete weitere Entschließungen des schwer gereizten Löwen nicht ab, sondern verließ mit einer spöttischen Verbeugung das Gemach.

Der Fürst, dem so etwas im Leben noch nicht vorgekommen war, sah ganz verblüfft drein, die Baronin blickte verlegen zu Boden.

„So etwas könnte bei uns in Rußland nicht vorkommen," sagte der Fürst.

„Ich bedauere, daß Sie der Zufall zum Zeugen einer so unangenehmen Scene gemacht hat," sagte die Baronin.

In diesem Augenblicke kam der Bediente schreckensbleich wieder in's Zimmer gestürzt und rief athemlos:

„Gnädige Frau, kommen Sie geschwind, der gnädige Herr liegt im Sterben."

„Oh mon Dieu!" rief die Baronin und schien in Ohnmacht fallen zu wollen.

„Fassung, Madame, Fassung!" sagte der Fürst. „Ertragen Sie was ertragen werden muß! Wollen Sie sich auf meinen Arm stützen? Sie da! leuchten Sie uns!"

Drittes Capitel.

Um dieselbe Zeit — vielleicht noch etwas früher — waren in der Conditorei neben der Hauptwache am Markt — dem Versammlungsorte der Grünwalder jeunesse dorée — zwei Herren am Billardtische mit dem Eifer thätig, welcher geschäftliche Müßiggänger so wohl kleidet. Die beiden Herren waren von Barnewitz und von Cloten. Von Cloten, welcher in allen Künsten, die keinen guten Kopf, sondern nur ein scharfes Auge und eine sichere Hand erfordern, excellirte, hatte seinem Gegner alle Partien abgenommen, und die natürliche Folge davon war, daß der junge Mann sich einer ebenso vortrefflichen Stimmung erfreute, als der Andere ärgerlich drein schaute.

„Noch eine, Barnewitz?" sagte Cloton triumphirend, als er eben die zwölfte Partie mit einem glänzenden Triplé beendigt hatte.

„Danke!" sagte Barnewitz, seine Queue auf das Billard werfend; „bin heute nicht in der rechten Stimmung; kann überhaupt bei dem verdammten Zwielicht nicht gut spielen."

„Wollen uns die Lampen anstecken lassen."

„Nein, danke! ein andermal! Kannst mir morgen Vormittag Revanche geben."

Cloten legte jetzt seine Queue ebenfalls hin, trat vor den Spiegel und drehte sich den blonden Schnurrbart, während Barnewitz sich auf

einen Sopha warf und gähnte.

„'s ist verdammt langweilig," sagte er; „man weiß doch bei Gott nicht, wie man den Nachmittag hinbringen soll."

„Wollen spazieren gehen."

„Bei der Hundekälte?"

„Partie Piquet?"

„'st auch langweilig."

„'ne Flasche Rothspon?"

„Geht schon eher."

„Ernst! 'ne Flasche Pichon und Licht!" Der Kellner brachte das Verlangte. Cloten warf sich Barnewitz gegenüber in einen Lehnstuhl und streckte die Beine von sich.

„Nu?"

„Nu?"

„Weißt Du nichts?"

„Nein; Du?"

„Nein."

Nach diesem Gedankenaustausch trat, wie es wohl nicht anders sein konnte, eine Ebbe ein und das Schiff der Unterhaltung blieb eine Viertelstunde lang auf einer Sandbank sitzen, während deren die Herren schweigend ihren Wein schlürften und ihre Cigarren rauchten.

Cloten und Barnewitz waren, seitdem sie im Sommer so hart aneinander gerathen, äußerlich die besten Freunde gewesen, während sie sich heimlich mit einem fortwährenden Mißtrauen beobachteten. Freilich war das Mißtrauen in diesem Falle nur zu gerechtfertigt. Hortense Barnewitz war kaum in Grünwald angelangt, als sie — die erfahrene Menschenfischerin — ihr Netz nach ihrem alten Galan auswarf, und Cloten hatte um diese Zeit die Ehre, der Gatte der gefeiertsten Balldame zu sein, schon zu problematisch gefunden, als daß er derselben nicht das stille Glück in den Armen seiner früheren Geliebten bedeutend hätte vorziehen sollen. Barnewitz seinerseits ließ es dem edlen Paar an Gelegenheit, sich ungestört zu sehen, nicht fehlen, da er sich in Grünwald Hals über Kopf in einen Strudel von Vergnügungen stürzte, bei denen es dem rohen Edelmanne in jeder Beziehung mehr auf die Quantität als auf die Qualität ankam. Nichtsdestoweniger plagte ihn die Eifersucht nach

wie vor, und es war deßhalb keine geringe Genugthuung für ihn, als er mit eigenen Augen sah, was allen Uebrigen ebenso wenig entging: daß Emilie ihren Gemahl wie einen Schulbuben behandelte und offenbar einen würdigeren Gegenstand für ihr liebebedürftiges Herz gefunden hatte.

Barnewitz hatte schon lange eine Stunde herbeigewünscht, wo er Cloten unter der Maske der Freundschaft das Gerücht, welches über ihn und seine Frau in der Stadt circulirte, mittheilen könnte. Nun hatte er gestern zufällig neuen Skandalstoff zu sammeln Gelegenheit gehabt, und heute hatte er sich über Cloten's Ueberlegenheit beim Billard hinreichend geärgert, um, nachdem er seine Zeit lang über eine passende Einleitung nachgedacht, plötzlich zu fragen:

„Wie geht's Deiner Frau, Cloten?"

„Danke, gut; weßhalb?" erwiderte Cloten, über diese brüske Frage nicht wenig verwundert.

„Nun, man wird doch nach Deiner Frau fragen dürfen; oder ist auch das nicht einmal erlaubt?"

„Allerdings, aber wie kommst Du darauf?"

„Weil sie in den letzten Tagen so außerordentlich liebenswürdig war."

„Ist das etwas so Merkwürdiges?" fragte Cloten, nicht ohne einige Verlegenheit seinen Schnurrbart drehend.

„Gewiß; denn sie hatte die Zeit vorher Alle, Dich nicht ausgenommen, so schauderhaft tractirt, daß man über diesen plötzlichen Wechsel einigermaßen erstaunt sein durfte. Uebrigens ist's nicht mir allein aufgefallen; alle Welt spricht darüber."

„Die Welt sollte sich doch nur an ihre eigene Nase fassen," sagte Cloton, mit vor Aerger zitternder Hand sein Glas füllend.

„Gewiß; aber sie thut's nun einmal nicht."

„Der Teufel soll sie holen."

„Meinetwegen; aber wenn Du lieber von etwas Anderem sprechen willst, mir ist's recht. Ich dachte nur, daß ich, als Dein ältester Freund, die Pflicht hätte, Dich auf gewisse Dinge aufmerksam zu machen."

„Nun, so komm endlich einmal heraus mit der Sprache," sagte Cloten mit nervöser Heftigkeit: „was soll's? was giebt's?"

„Ich werde mich wohl hüten, wenn Du bei dem ersten Worte schon in eine so verteufelte Aufregung geräthst."

„Ich bin nicht aufgeregt," rief Cloten und stieß zum Beweis der Wahrheit seiner Worte sein Glas auf den Tisch, daß der Fuß abbrach und der Wein auf die Platte strömte.

„Du bist ein wunderlicher Mensch," sagte Barnewitz. „Warte doch, bis Du Ursache hast, Dich zu ereifern. Was ist's denn bis jetzt? Man erzählt sich, daß Ihr nicht gerade Seide mit einander spinnt, daß Deine Frau ihre eigenen Wege geht, daß Ihr Euch manchmal so zankt, daß es die Leute in der Küche hören, und so weiter!"

„Wer erzählt sich das?"

„Alle Welt."

„Und was glaubst Du davon?"

Barnewitz zuckte die Achseln.

„Ich möchte Dir nicht gern weh thun, Arthur; aber leugnen kann ich's nicht, daß mir das Betragen Deiner Frau höchst verdächtig vorkommt. Es scheint mir, wie so ziemlich unserem ganzen Kreise unzweifelhaft, daß sie irgend ein Verhältniß hat und ich glaube auch, daß ich in Beziehung auf die Person die richtige Fährte habe.

„Ich beschwöre Dich, daß Du mir Alles sagst, was Du weißt," sagte Cloten mit pathetischer Geberde.

„Erinnerst Du Dich der Gesellschaft, die ich im Sommer gab? Aber, was solltest Du nicht; wir wollten uns ja damals gegenseitig die Köpfe einschlagen, ha, ha, ha! Nun, schon auf dieser Gesellschaft hat Deine Frau mit dem verdammten Bengel, dem Doctor Stein auf eine schmähliche Weise coquettirt, daß es Allen auffiel, auch mir. Ich hatte die Sache indessen vollkommen vergessen, bis ich gestern wieder daran erinnert wurde. Ich war gestern, wie Du Dich erinnerst, früher von Stilow's weggegangen, weil mir, offen gestanden, der Wein zu schlecht war, und ich großen Durst hatte. So gerieth ich denn in den Rathskeller, wo die Gesellschaft freilich gemein genug, der Wein aber vortrefflich ist. Es saßen so ein Dutzend Menschen: Literaten, Schauspieler und sonstiges Gesindel um einen Tisch und kneipten, unter ihnen unser alter Bekannter, der Feldmesser Timm, der das große Wort führte. Ich setzte mich in einiger Entfernung, ließ mir ein paar Dutzend Austern und eine Flasche Champagner geben und hörte zu, weil ich wohl zuhören mußte. Sie sprachen Gott weiß was für verrücktes Zeug, von

dem ich kein Wort verstand, und ich dachte noch so in meinem Sinn: welche Heuochsen doch diese Menschen sind, und wollte eben einnicken, als plötzlich Dein Name genannt wurde, oder vielmehr nicht Dein Name, sondern der Deiner Frau. Natürlich war ich sofort wieder hell wach. — „Wer ist das?" fragte Einer. „Eine ganz famose Person," sagte Timm. — „Nun, und die poussirt Freund Stein?" — So ist es. — „Ein verteufelter Kerl, dieser Stein — Wie ist er denn an die gekommen?" „Das ist eine lange Geschichte," sagte Timm, und nun steckten sie die Köpfe so zusammen und sprachen so leise, daß ich das Uebrige nicht verstehen konnte. Jedenfalls lachten sie dabei wie toll und ich hatte große Lust, ihnen ein paar Flaschen an den Kopf zu werfen."

„Weshalb hast Du's nicht gethan?" fragte Cloten ärgerlich.

„Ich fange in einem fremden Local nicht gerne Skandal an; es ist mir zu oft schlecht bekommen," erwiderte der philosophische Edelmann, sich den Rest der Flasche in sein Glas gießend.

Eine Pause entstand, die Cloten mit den in heftigem Ton ausgestoßenen Worten unterbrach: „Ich glaube kein Wort von alldem!"

Barnewitz zuckte die Achseln.

„'s ist auch das Beste, was Du thun kannst."

„Ich verbitte mir dergleichen!" rief Cloten auffahrend.

„Ich sage nichts, als was die Welt sagt;" erwiderte Barnewitz, sein Glas behaglich schlürfend.

„Du meinst wohl: über Dich sagt die Welt nichts?" fragte Cloten höhnisch.

„Was sagt die Welt von mir?" rief Barnewitz, jetzt ebenfalls aufspringend. „Der Teufel soll Den holen, der es wagt — und ich dächte, Du hättest vor allen Grund, Dein Maul zu halten."

„Grund oder nicht. Ich sehe nicht ein, weshalb ich nicht eben so gut sprechen darf, wie Du."

„So'n Kerl, wie Du!" sagte Barnewitz, die Hände in die Taschen steckend, mit höhnischem Grinsen; „Du denkst wohl Wunder, welches Glück Du bei den Damen machst."

Wer weiß, zu welchen Handgreiflichkeiten dieser Wortwechsel noch geführt haben würde, wenn sich nicht gerade jetzt die Thür zum Billardzimmer geöffnet hätte und der Herr Professor Jäger, nachdem er durch

seine runden Brillengläser einen vorsichtigen Blick hineingeworfen, in das Gemach geschlichen wäre.

Herrn Professor Jäger's Erscheinung gehörte niemals zu den reizenden; heute Abend aber lag noch ein ganz besonderer Duft von Widerwärtigkeit auf seinem blassen Gesicht. Sein stereotypes Lächeln mit den heruntergezogenen Mundwinkeln trat um so mehr hervor, als er sich offenbar Mühe gab, die Stirn in die ernstesten Falten zu legen und durch die runden Brillengläser möglichst melancholisch drein zu schauen, so daß er Alles in Allem einem schwarzen Kater glich, der mit gekrümmten Buckel schnurrend die Beine Jemandes umstreicht, den er im nächsten Augenblick grimmig in die Hände kratzen wird.

So näherte er sich den beiden Edelleuten, machte ihnen eine sehr verbindliche Verbeugung und sagte:

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, wenn ich die entente cordiale zweier Busenfreunde störe, indessen" —

„Kommen Sie her, Professor," sagte Barnewitz, der sehr froh über diese Störung war, „trinken Sie ein Glas Pichon mit; Kellner noch eine" —

„Bitte, bitte, danke ergebenst, bedaure nochmals unendlich, daß ich die Herren in diesem gemüthlichen Plauderstündchen unterbreche, indessen ich hörte in Ihrem Hause, Herr von Cloten, daß ich Sie hier finden würde und eine Sache von Wichtigkeit, die ich Ihnen mitzutheilen habe" —

„Geniren sich die Herren nicht," sagte Barnewitz, „ich gehe so lange in's Lesezimmer."

„Bitte, bitte — ich habe nur drei Worte" —

„Na, immerzu, ruft mich nur, wenn Ihr fertig seid."

Mit diesen Worten ging Barnewitz in das Nebengemach, wo er die Ellenbogen auf den Tisch und das Haupt in die Hände gestämmt, sich in die Lectüre des Grünwalder Amtsblattes vertiefte.

Er war kaum fort, als Professor Jäger sich zu Cloten wandte und in geheimnißvollem Flüsterton sagte:

„Herr von Cloten, ich habe Ihnen eine Nachricht mitzutheilen, die Sie erschrecken wird."

Cloten wurde blaß und trat einen Schritt zurück. Sein erster Gedanke war, daß sein Pferdestall in Brand gerathen und Arabella

und Macdonald, seine beiden Vollblutpferde, ein Raub der Flammen geworden. Aber der Professor ließ ihn nicht lange in dieser schrecklichen Ungewißheit, sondern hauchte mit einer hohlen Geisterstimme, die Mundwinkel so tief herunterziehend, daß sie unter dem Kinn wieder zusammenzustoßen schienen:

„Ihre Frau Gemahlin" —

„Ha!" rief Cloten, „was soll's, was giebt's?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte Jäger, „aber ich fürchte Schlimmes. Sehen Sie dieses Blatt; (er faßte dabei in die Tasche und brachte ein zusammengelegtes Stück Papier zum Vorschein); ich hab' es so eben auf dem Schreibtisch meiner Frau gefunden, — doch bevor ich Ihnen, was auf dem Blatt steht, vorlese, schwören Sie mir, daß Sie nie sagen wollen, von wem diese Nachricht ursprünglich stammt."

„Ich schwöre, was Sie wollen," sagte Cloten mit nervöser Heftigkeit, „was hat's mit dem Blatt auf sich?"

„Gleich, gleich, lassen Sie mich nun erst sagen, daß seit einigen Wochen eine Freundschaft zwischen Ihrer Frau Gemahlin und meiner Frau entstanden war, deren Intimität mich einigermaßen in Verwunderung setzte, besonders nachdem ich bemerkt hatte, daß sich zu diesen Zusammenkünften, die rein poetische Zwecke verfolgen sollten — Sie wissen, Herr von Cloten, daß meine Frau Directrice des lyrischen Kränzchens ist — stets, oder doch wenigstens sehr oft, eine dritte Persönlichkeit gesellte, gegen die ich, offen gestanden, von früher schon, eine unüberwindliche Antipathie hatte. Diese Persönlichkeit ist" —

„Der Doctor Stein, weiß schon, weiter," sagte Cloten mit athemloser Hast.

„Sie wissen schon — in der That," sagte der Professor mit einem mephistopheletischen Lächeln, das unheimlich hinter den Brillengläsern hervorglitzerte, „o, so ist mir ja der schwerste Theil meiner Mittheilungen erspart. Nun, Herr von Cloten, wenn Sie es bereits wissen, will ich nicht weiter erwähnen, wie in meine ahnungslose Seele der erste Feuerfunke des Verdachtes fiel, wie dieser Funke durch mancherlei höchst eigenthümliche Beobachtungen zur Flamme angeschürt wurde, die mein Herz, das für das Glück meiner Brüder schlägt (hier legte der Professor die schwarzbehandschuhte Hand auf die linke Brust), zu ver-

zehren drohte. Meiner Frau den Umgang mit der betreffenden Persönlichkeit zu verbieten, wagte ich nicht. Sie wissen, Herr von Cloten, Dichtergemüther sind exaltirt und der ästhetische Standpunkt, von welchem aus" —

„Aber ich bitte Sie, Herr Professor, kommen Sie zur Sache," rief Cloten, der wie auf Kohlen stand, „was steht denn auf dem Blatte?"

„Sehen Sie!" sagte Jäger, das Papier auseinanderfaltend, „es ist das Brouillon eines Gedichtes, das ich, noch naß, auf dem Schreibtisch meiner Frau, die, wie mir das Mädchen sagte, einen Besuch zu machen, ausgegangen war, so eben fand. Darf ich es Ihnen lesen?"

„Ja, in des Teufels Namen," rief Cloten, der in einer schrecklichen Aufregung war.

Der Professor Jäger rückte sich seine Brille auf der Nase zurecht, schob das Licht etwas näher und las mit halblauter, schnarrender Stimme, während ihm der junge Edelmann über die Achsel auf das Papier sah: „Grünwald, den zehnten December 1847 — Sie sehen, das Datum stimmt genau.

In's Album einer Fliehenden.

Du fliehst! — es leuchten die funkelnden Sterne
Bei der sausenden Jagd durch kimmerische Nacht;
Du fliehst! und ach, es folgte Dir gerne
Die so treu Deine heimliche Liebe bewacht!
Doch die eh'lichen Ketten, die harten, die kalten,
Mich fest auf dem Lager, dem freudlosen, halten —
Du fliehst — ich bleib' in kimmerischer Nacht.

„Sie sehen, diese poetischen Uebertreibungen einer sonst so keuschen, liebevollen Seele," sagte der Professor, der die letzten Verse mit etwas unsicherer Stimme gelesen hatte.

„Weiter, weiter," drängte Cloten, den eigenes Leid gegen die Leiden seines Nebenmenschen gleichgiltig machte.

Der Professor fuhr fort:

Du fliehst! es blitzen die schnee'gen Gefilde,
Es donnert der Huf auf der Fläche von Eis,

Es schreckt Dich die Nacht nicht, die schaurige, wilde,
Es lockt Dich der Liebe unendlicher Preis.
Du fliehst! und mit Recht, was soll denn die Stolze,
Die Schöne beim Gatten, der Puppe aus Holze
Und Leder? was soll ihr ein Lager von Eis?

„Das geht auf mich!" sagte Cloten vor Wuth mit den Zähnen knirschend.

„Ohne Zweifel, ohne Zweifel," erwiderte der Professor, „aber hören Sie weiter!"

Du fliehst! und drüben am felsigen Strande,
Im Häuschen der Amme, so traut und so klein,
Da fallen die drückenden, fesselnden Bande,
Da nennst Du ihn Dein, da nennt er Dich sein.
Da stürzen die feurigen Bäche zusammen,
Da schlagen zum Himmel die sprühenden Flammen,
In der Kammer der Alten, so nieder und klein.

Du fliehst! doch ach! nicht dort ist der Hafen;
Zu nah ist der Späher; sein Auge, es wacht;
Wollt Ihr selig den Schlaf der Vergessenheit schlafen,
Flieht, wo ein milderer Himmel Euch lacht!
Flieht bis zur Seine geweihetem Strome,
Wo Notre-Dame vom heiligen Dome
Mit Mutteraug' über Liebende wacht."

Der Professor faltete das Blatt zusammen, schob es wieder in die Tasche und sagte:

„Dieses Gedicht machte mich, der ich die Dichtweise meiner Gattin kenne und weiß, daß sie ihre Stoffe gern aus dem Leben nimmt, sehr bestürzt. Wie erschrak ich aber, als ich von dem Vorrechte des Gatten Gebrauch machend und weiter zwischen den umhergestreuten Papieren kramend, dies Zettelchen fand — (hier faßte der Professor in die Westentasche) — kennen Sie diese Handschrift, Herr von Cloten?"

„Es ist die Hand meiner Frau!" rief der junge Edelmann, einen Blick auf das Papier werfend; „was schreibt sie? Lassen Sie sehen! „Es bleibt bei der Verabredung, liebe Primula! Alles ist bereit. Rendezvous drüben bei der Lemberg. Morgen um diese Zeit liegt eine

Welt zwischen uns. Werde ich Sie noch einmal umarmen? Ich bin bis drei Uhr zu Haus. Gern, sehr gern sähe ich Sie — aber dürfen Sie es wagen; ohne Verdacht auf sich zu lenken? Ich überlasse es Ihnen. Adieu, adieu, Theuerste! Noch heute frei! O, ich kann den Gedanken nicht fassen. Adieu! tausendmal adieu!" — Himmelhöllenelement!" rief der glückliche Gatte, das Papier in der Hand zerknitternd und in die Tasche steckend. „Jetzt wird mir Alles klar! wußte ich doch gar nicht, was dies ewige Besuchen der alten Person in Fährdorf zu bedeuten hatte! Aber ich will ihnen das Spiel verderben; ich will —"

Da Herr von Cloten in diesem Augenblick so recht eigentlich noch nicht wußte, was er wollte, so schwieg er und lief wie ein von heftigen Zahnschmerzen Geplagter im Zimmer auf und ab.

Professor Jäger betrachtete ihn, den Kopf auf die rechte Schulter geneigt und die Hände mit sympathetischer Rührung ineinanderlegend, durch seine runden Brillengläser, wie eine Ohreule das Flattern eines Gimpels, der sich auf eine Leimruthe gefangen hat.

„Sie können nicht glauben, theuerster Herr von Cloten," sagte er, „wie tief meine Seele über dies Alles betrübt ist, und glauben Sie, ich hätte gewiß geschwiegen, wenn es nicht eines guten Schäfers Pflicht wäre, das Lamm aus dem Rachen des Wolfes zu reißen. Denn ein Wolf ist dieser Mensch. Ich habe ihn vom ersten Augenblick als solchen erkannt; aber man wollte ja nicht auf mich hören. Jetzt kommt es an den Tag. Noch diesen Morgen war der Canonicus Schwarz, einer der Scholarchen des Gymnasiums, bei mir und erzählte mir, daß auf Antrag des Director Clemens bereits eine Disciplinaruntersuchung gegen den entsetzlichen Menschen eingeleitet sei, deren Resultat ohne allen Zweifel die Entlassung, die schimpfliche Entlassung desselben zur Folge haben werde; und während ich noch überlege, wie man am besten, am schlagendsten documentiren könne, daß man den Wolf in Schafskleidern wohl erkannt habe, muß mir heute Nachmittag der Zufall diese Papiere in die Hände spielen, die den klarsten Beweis liefern, daß alles Schlimmste was man diesem Menschen nachsagte, noch immer nicht schlimm genug war. Ich wußte vom ersten Augenblick an, was die Pflicht mir gebot. Sicher, daß meine Gattin nie erfahren werde, wie ich sie gewissermaßen in dieser Sache bloßgestellt habe, der Discretion eines Edelmanns gewiß, eilte ich —"

„Ich muß Barnewitz mit in's Vertrauen ziehen," rief plötzlich Cloten; und er machte eine Bewegung nach dem Zimmer, in welches sich Barnewitz zurückgezogen hatte.

„Um Gott, Herr von Cloten," rief der erschrockene Professor, „wollen Sie mich unglücklich machen? Bedenken Sie, Sie haben geschworen, mich und meine Frau nicht zu verrathen —"

„Dummes Zeug," sagte Cloten, „Sie wollen doch nicht, daß ich allein mich auf eine solche verdammte Geschichte — Barnewitz!"

„Was giebt's?" sagte der Gerufene, von seinem Amtsblatt aufschauend.

„Komm einmal her! Ich habe Dir etwas Wichtiges mitzutheilen."

Barnewitz kam und Cloten erzählte ihm mit fliegenden Worten, um was es sich handle, während der Professor, sich verlegen die Hände reibend, daneben stand.

„Es ist kein Zweifel," schloß Cloten, „ich will's nur gestehen, ich habe auch schon einen ähnlichen Verdacht gehabt; freilich auf den Halunken, den Stein, wäre ich nicht gefallen. Aber es trifft Alles ein. Ich weiß, daß sie heute wieder nach Fährdorf hinüber wollte und jetzt fällt mir ein, daß sie ganz gegen ihre Gewohnheit ausdrücklich sagte, sie würde vor Abend nicht zurückkommen; und da Du nun gestern Abend auch — o, es ist kein Zweifel, kein Zweifel! was soll ich thun? was soll ich thun?" — und der junge Mann schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn.

„Was Du thun sollst?" sagte Barnewitz; „sie laufen lassen, wohin sie will."

„Verzeihen Sie," sagte der Professor, „daß würde einen ungeheuren Skandal geben, dem jetzt meiner Meinung nach durch energisches Handeln noch vorgebeugt werden kann."

„Der Professor hat Recht," sagte Cloten; „wir dürfen sie nicht weg lassen; aber ich allein — willst Du mir helfen, Barnewitz?"

„Avec plaisir," antwortete Barnewitz, „ich habe so stets eine Pique auf den Bengel gehabt."

„Aber periculum in mora, meine Herren. Sie müssen sich sofort auf den Weg machen;" schnarrte der Professor.

„Das wollen wir," sagte Cloten; „komm Barnewitz, ich kann Dir unterwegs mittheilen, was ich für einen Plan entworfen habe. Der Professor begleitet uns noch ein Streckchen."

„Recht gern, recht gern," erwiderte der Professor; „meine Zeit ist freilich beschränkt, sehr beschränkt. Ah, — zu dieser Thür hinaus; bitte, bitte, gehen Sie voran!"

Und die drei Herren verließen eiligst das Local.

Viertes Capitel.

Die breite Eisfläche zwischen dem Festlande und der Insel war seit Wochen schon eine ungeheure Brücke. Man hatte in der That beinahe vergessen, daß der Fuß auf gefrornes Wasser trat und der Huf des Pferdes so laut an die Thür über dem Abgrunde pochte. Was sollte man auch fürchten, wenn man die dicken Blöcke sah, welche die Fischer zur Warnung um die für die Fische ausgehauenen großen Löcher stellen, vorausgesetzt, daß man nicht unvorsichtigerweise hineinlief, oder fuhr, was doch am Tage kaum möglich war. Und so lange nun die schrägen Wintersonnenstrahlen auf dem blanken Eise glitzern, das rechts und links von der Stadt meilenweit den Sund bedeckt, wimmelt es auf „der Bahn" von Fußgängern und Schlitten, die meistens mit einem, oft aber auch mit zweien und gar nicht selten mit vier Pferden bespannt sind.

Wenn aber die Sonne untergegangen ist, wenn dann die Nebel anfangen, dichter zu wallen, wird der schwarze bewegliche Faden, der sich den Tag über von der Stadt nach dem Fährdorfe zog, dünner und dünner. Die Fischer, die meilenweit draußen in den Waken gefischt haben, kommen auf ihren niedrigen Schlitten herein. Aufrecht auf diesen Schlitten stehend, die sie mit einem langen, unten mit einer eisernen Spitze versehenen Stange forttreiben, huschen sie mit wunderbarer Geschwindigkeit, einer hinter dem andern, durch den grauen Nebel, anzuschauen wie Gespenster der Oede, wie Geister des

Nordlands. Und jetzt leuchten hüben und drüben Lichter auf, vereinzelt von der Insel her, aber auf der Stadtseite häufiger und weiterhin sichtbar; und jetzt beginnen auch die Sterne, die vorher nur hier und da aus dem Abendhimmel herabschauten, in Masse zu glänzen und zu funkeln und zu schimmern, daß sich das Auge nicht satt sehen kann an dieser Pracht. Aber es achtet Niemand darauf. Der schwarze bewegliche Faden ist verschwunden, nur hier und da noch ein verspäteter Wanderer, der seine Schritte beschleunigt, obgleich er weiß, daß ihm kein Unglück passiren kann, wenn er sich auf der Bahn hält; oder ein Schlitten, einer jener kleinen, leichten, mit einem Pferde bespannten Schlitten, wie sie zur Vermittelung des Verkehrs von Fischern und Fährleuten in großer Anzahl während des Winters ausgerüstet und vom Publicum eifrigst benutzt werden.

Ein solcher Schlitten fuhr jetzt eben in schnellem Trabe durch den Abend dahin, der mit jedem Augenblicke dunkler und nebliger auf die Eisfelder herabsank. In dem Schlitten saß außer dem Fuhrmann nur noch ein Passagier, der eine Pelzmütze tief in das Gesicht gedrückt und den Mantelkragen hoch heraufgeschlagen hatte.

So lange sie in der Nähe des Hafens noch heimkehrenden Schlitten und Fußgängern begegneten, wurde zwischen dem Fuhrmann und seinem Passagier kein Wort gewechselt; als sie aber draußen hinauskamen auf die weite Eiswüste, die Lichter der Stadt hinter ihnen im Nebel verdämmerten und der Hufschlag des stutzohrigen Kleppers dumpfer ertönte, richtete sich der Herr aus seiner Ecke auf und sagte:

„Alles in Ordnung, Claus?“

„Alles, Herr!“ erwiderte der hübsche Bursche, sich halb auf seinem Sitze umwendend.

„Hast Du von Deinem Vetter Nachricht?“

„Ich bin gestern selbst noch einmal dagewesen; er wird Schlag fünf bei Barow am Strande halten. Er nimmt seine beiden besten Pferde. Sie können damit in einem Trabe bis morgen um diese Zeit fahren.“

„So viel braucht's gar nicht. Du kennst doch die Bahn bis Barow?“

„Ob ich sie kenne! ich bin alle Tage herüber gewesen. Aber ich möchte einem, der keinen Bescheid weiß, nicht rathen, nach der Seite zu fahren.“

„Weßhalb?“

„Die Barower haben Wake bei Wake in's Eis gehauen, und wo sie aufhören, fangen unsere Fähr'schen an. Man hat rechts und links immer blankes Wasser neben sich. Hü, Foß!“

Der stutzohrige Klepper beschleunigte sein Tempo, und die beiden Männer versanken in Schweigen. Beide spähten und horchten in die Nacht hinein, aber mit nicht ganz denselben Empfindungen. Für Claus Lemberg war das Ganze ein vergnügliches Abenteuer, das ihm ungemein zusagte, da es seine starken Nerven auf wohlthuende Weise anregte und diejenigen Eigenschaften seines Charakters, auf welche er am meisten Gewicht legte: Muth und Verschlagenheit zur Geltung brachte. Für den Andern war die Sache bedenklicher. Er war sich bewußt, einen Schritt zu thun, den er nie wieder zurückthun konnte, einen Schritt, der über sein Schicksal — doch das wollte nicht viel sagen — aber auch über das Schicksal eines anderen Wesens entscheiden mußte, einer Frau, die sich durch ihre hingebende, aufopfernde Liebe Anspruch auf seine Liebe erworben hatte, die Rang und Reichthum — jeden Vorzug ihrer Geburt und ihres Standes von sich geworfen hatte, um ihm, nur ihm zu gehören, und die dort drüben, von wo jetzt die Lichter herüberzuschimmern begannen, voll Angst und Sorge seiner harrte. Und so war denn auch sein Herz voll schwerer Sorge. Er hatte die Brücke hinter sich abgebrochen; er eilte in eine Zukunft hinein, die so schwarz war, wie die Nacht, die ihn umgab, aber bei weitem nicht so voll heller, funkelnder Sterne. Doch gleichviel — der Würfel ist geworfen; zurück geht's nicht mehr, so denn vorwärts, vorwärts. — Was ist das! ist das nicht ein Schlitten, der hinter uns her kommt?

Oswald richtete sich halb in die Höhe und lauschte, aber Claus' scharfes Ohr hatte schon die Richtung erfaßt, aus welcher der Schall kam.

„Es ist ein zweispänniger Schlitten von drüben,“ sagte er, etwas

rechts aus der Bahn biegend; „die Pferde greifen gut aus; gleich werden wir d'ran sein."

Fast unmittelbar darauf sahen sie auch schon den Schlitten; — eine dunkle Masse, die durch die Nacht blitzschnell dahinglitt. Als sie aneinander vorüber kamen, hemmte der Kutscher den Lauf der Rosse, und eine Stimme fragte:

„Wir sind doch auf der Bahn?"

„Nur immerzu!" war Claus Antwort.

Darauf fragte dieselbe Stimme:

„Und das Eis hält für zwei Pferde?"

„Auch für vier," antwortete Claus.

„Danke!"

„Keine Ursach!"

Und die Schlitten setzten sich wieder in rasche Bewegung.

„Sonderbar," murmelte Oswald; „mir war, als ob ich Oldenburg's Stimme gehört hätte. Welch' wunderliche Streiche einem die Phantasie doch spielt."

Die noch übrige Strecke bis Fährdorf wurde wieder schweigend zurückgelegt. In wenigen Minuten langten sie an. Aus den Häuserchen oben auf dem Uferrande schimmerten Lichter. Unten an der Fährbrücke, wo das Gasthaus steht, ging es noch lebhaft zu. Die Fenster waren erleuchtet. Musik ertönte. Schlitten standen vor der Thür.

Claus hielt; Oswald stieg aus.

„Ich fahre am Strande hin, bis zu unserem Hause," sagte Claus, „und warte bis Sie kommen. Aber eilen Sie sich. In einer halben Stunde geht der Mond auf, und man kann uns dann auf eine halbe Meile weit auf dem Eise sehen."

„Hab' keine Sorge. Wir wollen Dich nicht warten lassen."

Oswald ging an dem Gasthause vorüber die steile Dorfstraße hinauf, bog dann rechts ab und eilte an den kleinen Häusern, die hart am Rande des Ufers erbaut sind, dahin, bis er an das letzte derselben kam. Durch eine Ritze des Ladens, mit dem das niedere Fenster verschlossen war, dämmerte ein schwaches Licht. Oswald pochte dreimal in bestimmten Zwischenräumen an den Laden. Gleich

darauf wurde die Thür vorsichtig geöffnet. Oswald schlüpfte hinein. Auf dem Flur stand eine alte, hochgewachsene, starkknochige Frau, mit einem Licht in der Hand; neben ihr eine junge schlanke Gestalt, die sich Oswald, sobald er eingetreten war, in die Arme stürzte:

„Kommst Du endlich?"

„Endlich, Emilie? ich komme auf die Minute."

„Gleichviel; ich bin fast gestorben vor Ungeduld."

„Ist Alles bereit?"

„Ja."

„Hat Dich Jemand gesehen, als Du fortfuhrst?"

„Niemand, außer der Jägerin. Sie wollte mich durchaus herüber begleiten; ich konnte es ihr nicht ausreden. Sie ist drinnen im Zimmer."

„Die tolle Person."

„Schilt sie nicht, wir sind ihr viel Dank schuldig; sei freundlich zu ihr."

„Sie wird die Verfolger auf unsere Spur bringen."

„Ich fürchte nichts. Cloten ist ganz sicher. Ich habe ihm gesagt, daß ich vor Abend nicht wieder zurückkäme. Komm herein.

Emilie zog Oswald in das niedrige Stübchen, wo Primula an dem Tisch stand und Thee machte. Sobald sie Oswald erblickte, eilte sie in seine Arme.

„Oswald," rief sie, „dies ist der letzte Augenblick! noch eine Tasse Thee mit Rum, dann sei's geschieden, kühn und ohne Wanken!"

„Die Augenblicke sind kostbar," sagte Oswald, sich aus der Umarmung Primula's losmachend. „Wir müssen fort, Emilie."

„Nicht, ohne vorher diesen Trank geschlürft zu haben," sagte Primula, den Thee in die Tasse gießend. „Sie wissen, Oswald, draußen ist's kalt und bei dieser Nachtluft frieren auch wir, wir ewigen Götter."

Primula's Versuch, scherzhaft zu sein, mißglückte, Thränen erstickten ihre Stimme; sie setzte sich auf einen Schemel, drückte die Hände vor das Gesicht und schluchzte. Aber schon im nächsteu Augenblicke sprang sie wieder empor.

„Keine weibische Schwäche, Primula!“ rief sie; „hier heißt es, stark sein. Trinkt, meine Freunde! trinkt, und dann hinaus in die dunkle Nacht und das sternenglänzende Leben.“

„Komm, Oswald,“ sagte Emilie, die schon reisefertig dastand; „die Jägerin hat Recht; eine Tasse Thee kann uns nicht schaden; auf ein paar Minuten kommt es nicht an.“

„Ich wollte, wir wären fort,“ sagte Oswald, ihr die Tasse, die die sie ihm bot, aus der Hand nehmend.

Er hatte kaum diese Worte gesprochen, als sehr stark an den Fensterladen gepocht.

Alle sahen sich erschrocken an.

„Hollah!“ rief eine Stimme.

„Um Gotteswillen, es ist Arthur,“ sagte Emilie. „Wir sind verloren.“

„Lebt wohl, meine Freunde!“ rief Primula und sprang in die Kammer nebenan, nachdem sie vorher vergeblich versucht hatte, die Thür des großen Kleiderschrankes aufzureißen.

„St!“ sagte die alte Frau, „so leicht fängt man uns Föhr'sche nicht. Sprechen Sie kein Wort!“ Sie trat an das Fenster und rief:

„Wer ist da?“

„Ist vielleicht Frau von Cloten hier? ich habe ihr eine wichtige Nachricht zu bringen.“

Die Alte wandte sich um und flüsterte:

„Machen Sie, daß Sie fortkommen; ich will sehen, daß ich ihn hier aufhalte. — Was wollen Sie?“

Oswald und Emilie hörten die Antwort nicht mehr. Verstohlenen Schrittes, sich an den Händen haltend, schlichen sie aus dem Gemache, über den Flur nach der Thür, die hinten zum Hause hinauf auf den Rand des Ufers ging. Von dort führte eine Treppe hinab an den Strand. Unten hielt der Schlitten. Einmal im Schlitten, waren sie gerettet.

„Bleib' hinter mir,“ sagte Oswald, als sie an die Thür kamen.

Die Thür war durch eine eiserne Krampe verschlossen. Oswald

öffnete vorsichtig. Alles war still. Der Winterhimmel mit seinen Sternen schaute herein.

„Es ist Niemand hier," flüsterte Oswald, „komm!"

Sie waren kaum herausgetreten, als die Thür mit großer Gewalt zugeschlagen wurde, von Jemand, der hinter derselben gestanden hatte, und sich jetzt, wie um den Fliehenden den Rückzug abzuschneiden, mit seinen breiten Schultern gegen dieselbe lehnte.

In solchen Momenten arbeitet der Geist schnell und Oswald erkannte bei dem Licht der Sterne und des Schnees in der breitschulterigen Gestalt sofort den Herrn von Barnewitz.

„Wir sind verrathen," murmelte er, „aber sie sollen es büßen. Fort, Emilie, in den Schlitten; ich komme nach."

„Aber nicht sogleich!" sagte von Barnewitz, auf Oswald zuspringend und ihn mit beiden Händen an den Schultern fassend.

Oswald riß sich los und ein paar Schritte zurückspringend, um Spielraum zu haben, ergriff er eine jener mit Eisen beschlagenen Piken, welche sich die Fischer bei ihren Schlitten bedienen und von denen einige dicht neben ihm an der Wand lehnten und führte damit einen so gewaltigen Streich nach seinem Gegner, daß dieser trotz seiner ungeheuern Körperkraft und riesigen Figur ohne einen Laut von sich zu geben, zu Boden stürzte.

In einem Nu hatte Oswald Emilie eingeholt und seinen Arm um ihren Leib schlingend, trug er sie beinahe die steile Treppe hinab.

Unten an der Treppe auf dem Schnee des schmalen Strandes hielt der Schlitten.

Er hob Emilie hinein und stieg selbst nach.

„Wir sind verrathen, Claus," sagte er; fahr zu, es geht um Tod und Leben."

Claus schnalzte mit der Zunge und der stutzohrige Klepper trabte davon.

„Dacht's mir," sagte Claus, sich halb umdrehend; „seit 'ner Minute hält ein Schlitten nicht hundert Schritte von hier am Strande. Ich sah, daß zwei Männer ausstiegen und das Ufer hinaufkletterten; ich wollte eben nach und Sie warnen, da kamen Sie schon die Treppe

hinab. Nun hat's nichts mehr zu sagen. Ich wollte die Pferde sehen, die Claus Lemberg seinen Foß einholen."

„Das Vergnügen könntest Du bald haben," sagte Oswald, der während dessen nach hinten geschaut hatte, „da kommen sie schon. Es scheint, diese Stiere fallen nicht auf einen Streich und wollen noch mit einer Kugel Bekanntschaft machen. Wo steht das Kästchen, Claus, das ich Dir gab?"

„Dicht hinter Ihnen im Stroh."

Oswald öffnete das Kästchen, nahm eine der beiden Pistolen, die es enthielt, heraus und spannte den Hahn.

„Um Himmels willen, Oswald, was willst Du thun?" sagte Emilie, die, so lange sie im Schlitten waren, noch kein Wort gesprochen hatte.

„Den Ersten, der Hand an mich zu legen wagt, über den Haufen schießen."

„O, mein Gott, mein Gott!"

„Für wen fürchtest Du? für mich oder für ihn? Noch ist es Zeit. Er wird Dir sicher verzeihen, wenn Du jetzt umkehrst; Dir höchstens in Barnewitz' Gegenwart eine kleine Strafpredigt halten."

„Wie Du nur so sprechen magst! Ich umkehren! lieber todt auf dem Grunde des Meeres."

„Auch dazu kann Rath werden," murmelte Oswald.

Es schien Oswald klar, daß der stutzohrige Klepper, so schnell er auch die scharfbeschlagenen Hufen auf das Eis hieb, mit den zwei Racepferden, welche den Schlitten der Verfolger zogen, nicht auf die Dauer um die Wette fahren konnte. Der Vorsprung von einigen tausend Schritten, den er hatte, konnte nicht groß in Rechnung kommen, da die Entfernung von Fährdorf bis nach dem Dorfe Barow auf dem Festlande, wo sie Claus' Vetter (der Verwalter eines Breesen'schen Gutes, der sich für „das Fräulein" Alles zu thun und zu leiden bereit erklärt hatte) mit dem Schlitten erwartete, über eine Meile betrug.

„Noch einmal, Emilie: Was wünschest Du, daß ich thue, wenn sie uns einholen?" fragte Oswald, sich zu der kleinen Frau herabbeugend, die, in ihren Pelz gehüllt, schweigend dasaß.

„Daß Du Dich vertheidigst wie ein Mann.“

„Und wenn ich unterliege?“

„So springe ich in die erste Wake, der wir begegnen, besser auf dem Grund des Meeres, als zurück zu ihm.“

„Ist das Dein wohl erwogener Entschluß?“

„So wahr ich lebe und Dich liebe.“

Oswald beugte sich herab und küßte das schöne blasse, kalte Antlitz.

„Nun ist es gut,“ sagte er, „nun komme, was will.“ Es waren entsetzliche Minuten, und die schauerliche Umgebung erhöhte noch das Entsetzliche der Situation. Lautlose Stille ringsumher, nur unterbrochen von dem rastlosen Hufschlag des flüchtigen Kleppers und von dem eigenthümlich sausenden ächzenden Ton, den ein Gegenstand hervorbringt, der mit großer Schnelligkeit über eine Eisfläche dahingleitet — und so weit das Auge reicht, die fürchterliche Oede einer mit dünnem Schnee überdeckten Ebene, über welcher der Horizont nach allen Seiten wie eine bleierne Glocke liegt. Denn selbst die Sterne waren jetzt in dem feinen Nebel verschwunden, und dennoch wurde es mit jedem Augenblick heller und heller. Am grauen Himmel verkündete ein röthlicher Streifen den aufgehenden Mond. Man konnte den Schlitten der Verfolger deutlicher sehen, ein großer, schwarzer Flecken, der immer größer und schwärzer wurde, in dem Maße, als die Helligkeit am Himmel zunahm.

Seit sie Fährdorf verlassen hatten, waren wenige Minuten verflossen, doch dünkten sie Oswald eine Ewigkeit. Er spähte vorwärts aus nach dem Ufer, aber es war noch nicht zu entdecken; er sah hinterwärts nach den Verfolgern; wieder war der große, schwarze Flecken größer und schwärzer geworden.

Und heller und heller wurde es am Himmel; schon blinkte das geisterhafte Licht auf dem schwarzen Wasser in den Waken und auf den weißen Eisblöcken, die wie Prellsteine am Rande liegen, und immer größer und schwärzer wurde der große schwarze Flecken hinter ihnen.

„Wir holen es nicht, Claus,“ sagte Oswald.

„Was gilt die Wette, Herr?“ erwiderte Claus; „ich will den

Foß lebendig fressen, wenn er nicht gewinnt. Herr, so 'nen Pferd giebt's nicht weiter. Wir sind unser zwanzig Fähr'sche und dreißig Grünwald'sche, und jeder hat einen guten Gaul vor dem Schlitten aber der Foß schlägt sie alle, alle. Hü, Foß!"

Und als ob der Fuchs sich durch das Lob seines Herrn zu noch größerer Schnelligkeit angespornt fühlte, schüttelte er seine krausen Mähnen und hieb mit noch rascherem Tempo seine scharfen Hufen auf das Eis.

„Aber die Pferde dort sind keine gewöhnlichen."

Claus lachte.

„Und deßhalb gerade habe ich keine Sorge. Sie halten's nicht aus. Und überdies fürchten sie sich vor den Waken. Noch ein paar Minuten und sie bleiben zurück, oder ich will den Foß lebendig fressen."

Sei es, daß der Fuchs sich, um dem schrecklichen Schicksal zu entgehen, welches ihm, im Fall er sich überholen ließ, bevorstand, zu ganz unerhörten Anstrengungen zusammenraffte, sei es, daß die Pferde Cloten's in der That bei dieser ungewohnten Jagd über das glatte Eis weg zu ermüden begannen, oder die schwarzen Wasser der Waken den Verfolgern den Muth raubten — aber Claus' Prophezeiung fing an in Erfüllung zu gehen, nachdem er sie kaum ausgesprochen hatte. Trotzdem es heller und heller am Himmel heraufdämmerte, wurde der schwarze Punkt hinter ihnen merkbar kleiner und undeutlicher, und als jetzt der Vollmond über den Rand des Horizontes aufstieg und sein bleiches Licht über die weiten Flächen ausgoß, war der schwarze Flecken auf dem Schneegefilde verschwunden.

„Na, habe ich's nicht gesagt?" fragte Claus, sich umwendend und seine weißen Zähne zeigend, „daß es keine Pferde giebt, die den Foß auf dem Eise einholen? Hü, Foß!"

Claus hatte sich wieder zu seinem Pferde gewandt. Ueber dumpfdonnernde Tiefen weg, vorbei an unheimlich im Mondschein glitzernden Wassern ging die pfeilschnelle Fahrt hinein in die öde Nacht. Um ihre Ohren pfiff der eiskalte Nachtwind, der klagend und heulend über die Schneefelder strich. Oswald und Emilie waren

sich in die Arme gesunken. Froh der entronnenen Gefahr, in der Seligkeit einer Liebe, deren holde Blumen sie am Rande des Abgrundes pflückten, vergaßen sie gern auf Augenblicke, wie tief und voll Schrecken dieser Abgrund war.

Fünftes Capitel.

Es war im März. In Frankreich war am vierundzwanzigsten Februar die Republik proclamirt worden. Das ungeheure Ereigniß verbreitete in concentrischen Kreisen seine Wirkung über die ganze civilisirte Erde. Auch die Residenz war seit einigen Tagen davon erfaßt und eine fieberhafte Aufregung hatte sich der Geister bemächtigt — eine Verwirrung, ein nervöses Zittern, wie sie den Menschen ergreifen, der aus tiefem Schlaf urplötzlich zum hellen Licht des Tages aufgeschreckt ist und noch nicht recht weiß, wo ihm der Kopf steht. Und dabei ein heimliches Grauen vor dem Dunkel der Nacht, in welcher man so lange in den dumpfen Banden eines unnatürlich tiefen Schlafes zugebracht, ein verworrenes Gefühl, daß es doch etwas sehr Herrliches um das goldne Taglicht sei; ein hoffnungsfrisches Recken, ein thatendurstiges Dehnen in allen Gliedern, so daß den Wächtern, die den riesengewaltigen Schläfer im Schlaf beobachtet und bewacht hatten, schier unheimlich wurde und sie unter einander sprachen; wir werden ihn in eiserne Banden schnüren müssen, sonst steht er am Ende noch gar auf und dann wäre es um uns geschehen. . . . .

An einem schönen hellen Abend ging es „Unter den Buden," dem Hauptvergnügungsorte des soliden Bürgers, der sich hier mit Frau und Kind des Sonntags Nachmittags an Weißbier, Musik und Bratwürsten zu ergötzen pflegt, sehr lebhaft zu. Wer indessen dem Treiben der letzten Tage in der großen Stadt fremd geblieben war, hätte für den ersten Augenblick zweifeln können, ob dies eine politische Versammlung oder ein Volksfest sei. Vielleicht war es Beides.

Hatte man doch die Arbeit, die strenge Zuchtmeisterin um einen Nachmittag, vielleicht nur um eine Stunde betrogen; erweckte doch schon der Umstand, daß man in Masse da war, daß kein Polizist so leicht wagen würde, hineinzureden oder gar einzugreifen, ein Gefühl des Uebermuthes und der Ueberkraft, eine nicht alltägliche, gehobenere, freudigere Stimmung, zumal da der Frühlingshimmel so herrlich blauete, die schlanken, blätterlosen Zweiglein und Aestlein der Baumwipfel des Parks sich so klar und scharf von dem blauen Himmel abhoben, und die Abendsonne so warm und hoffnungsreich herabschien auf die Tausende von Menschen, die unten auf dem weiten Platze zwischen den Kaffeehäusern und dem Fluß auf der einen und dem Parke auf der andern Seite durcheinanderwogten und drängten, besonders nach der hölzernen Tribüne am Rande des Parkes, die sonst für die Musici bestimmt, von der aber heute eine Musik gar eigner Art erschallte, eine Musik, die dem Volke so ganz ungewohnt war und vielleicht deßhalb ihm kostbarer dünkte, als die herrlichsten Walzer von Strauß oder Lanner. Weiter zu nach den Kaffehäusern aber, wo man die Redner nicht mehr wohl verstehen konnte, ging es lustiger zu. Da konnten die Kellner kaum so viel Gläser voll des allbeliebten Weißbiers herbeischaffen, als von den durstigen Kehlen geleert wurden; da boten Semmel- und Wurstverkäufer ihre Waare an, da quäkten die Cigarrenjungen mit den schrillen, unreifen Stimmen, da trieben selbst Gaukler und Taschenspieler ihr lustiges Handwerk.

Durch die wogende Menge schlenderten Arm in Arm zwei Männer, die sich durch ihre Erscheinung wesentlich vor dem großen Haufen auszeichneten, welcher zum größten Theil aus Leuten der niedern Stände, zumal jungen Leuten zusammengesetzt war. Der eine dieser Männer war sehr lang und dürr; die grauen Augen unter den scharfgezeichneten Brauen blickten so hell und kühn, und um die feine, gerade Nase zuckte es oft so bedeutungsvoll, daß man sich den Ausdruck der unteren Partie des Gesichtes, die ein dichter, schwarzer, kurzgeschorner Bart verhüllte, leicht ergänzen konnte. Seine Haltung war nachlässig, wie die eines Mannes, der mit seinen Gedanken stets zu beschäftigt ist, um auf die äußeren Formen großes

Gewicht zu legen, und seine Kleider, die aus den feinsten Stoffen bestanden und nach der neuesten Mode gefertigt waren, saßen ihm so schlottrig bequem auf dem hagern Leibe, wie sie nur bei Jemand sitzen können, der dem Grundsatz huldigt, daß die Kleider seinetwegen und nicht er der Kleider wegen da ist. — Die Erscheinung seines Begleiters war vielleicht noch auffallender. Er war fast um einen Kopf kleiner, als sein hochgewachsener Gefährte, aber viel breiter in den Schultern. Trotzdem war seine Haltung gebeugt, wie die eines Mannes, der sein halbes Leben über den Büchern hingebracht hat. Auch seine hohe schöngewölbte Stirn und die großen tiefliegenden schwärmerischen Augen verkündeten den Denker, den Gelehrten. Sein Haar, das er ziemlich lang trug, war bereits stark ergraut, ebenso wie die buschigen Augenbrauen und der Bart, der ihm reichlich von Wangen, Lippen und Kinn bis auf die obere Brust herabfloß. Er ließ seine Augen unruhig über die Menge schweifen und theilte seinem Begleiter die Bemerkungen, die er machte, mit der leidenschaftlichen Energie, die aus seinem ganzen Wesen sprach, mit, worauf dann Jener lächelnd mit dem Kopfe nickte, oder ein kurzes treffendes Wort erwiderte.

„Nun, wie gefällt Ihnen das Alles?“ fragte der mit den breiten Schultern.

„Gar nicht so übel,“ erwiderte der Lange.

„Aber glauben Sie denn, daß sich dies Volk jemals zu einer Revolution wird aufraffen können?“

„Weßhalb nicht?“

„Sehen Sie diese stupiden Gesichter, hören Sie diese frivolen Scherze, mit denen sie sich über den Ernst der Situation und zugleich über das dumpfe Gefühl ihrer eigenen Nichtigkeit wegzuhelfen suchen; bemerken Sie dort, wie das Volk zu derselben Stunde, wo zuerst von Freiheit und Recht öffentlich zu ihm gesprochen wird, auch noch Zeit und Lust hat, an panem und circenses zu denken — und Sie haben genug beisammen, um den letzten Funken der Hoffnung, daß diese Menschen je für ihre Freiheit nicht blos reden, sondern auch kämpfen werden, zu ersticken.“

„Der alte Pessimismus, Berger! und das jetzt, wo nach so

vielen dunklen Leidensjahren die goldene Sonne endlich wieder scheint!"

„Gerade dieser Sonnenstrahl ist es, der mein Herz mit solcher Ungeduld erfüllt. In den grauen Wintertagen finden wir es natürlich, daß die Bäume die kahlen Aeste zum Himmel strecken; wenn aber die ersten Frühlingslüfte wehen und der Himmel blaut, sehnen wir uns unendlich nach dem grünen, im Winde säuselnden und rauschenden Blättermeer. Und nun gar, wenn der Winter so lang und so hart war, daß er uns unsere Kraft unwiederbringlich geraubt hat und wir nicht hoffen dürfen, bis in den Sommer hinein zu leben!"

„Die Todten reiten schnell! Sie haben es in Paris gesehen!"

In diesem Augenblicke trat ein Mann, der die beiden Herren schon seit einiger Zeit beobachtet hatte, wie Jemand, der nicht recht weiß, ob er seinen Augen trauen soll oder nicht, an sie heran und sagte zu Berger:

„Seid Ihr es denn wirklich, Professor?"

„Ei sieh da, Herr Director," erwiderte Berger, sich von Oldenburg's Arm losmachend und dem, welcher ihn angeredet hatte, die Hand reichend; „wie kommen Sie denn hierher?"

„Ach Gott," sagte der Mann, „das ist 'ne traurige Geschichte; wollt Ihr ein paar Schritte mit mir kommen, ich möcht' Euch halter gern allein sprechen."

„Entschuldigen Sie mich einen Augenblick!" sagte Berger zu Oldenburg und ging mit dem Manne abseits.

Oldenburg betrachtete die Gestalt nicht ohne eine Verwunderung. Es war ein mächtiger Leib, mit breiter, hochgewölbter Brust und langen Armen, auf dem ein nicht minder mächtiger Kopf saß. In den plumpen, aufgedunsenen Gesichtszügen sprach sich neben viel Gutmüthigkeit und jovialer Laune eine Art von Schlauheit und Verschmitztheit aus, die aber durchaus harmloser Natur war. Es konnte dem Manne, seiner äußeren Erscheinung nach, nicht eben besonders gehen. Sein grauer Filzhut hatte offenbar manchen Sturm erlebt, bevor er in diesen zerknitterten Zustand kam. Der schwarze, äußerst schäbige, mit vor Alter grau gewordenen Schnüren besetzte Sammetrock hatte einstmals bessere Tage gesehen, ebenso wie die

weiten leinenen Beinkleider, deren Farbe jetzt nicht mehr wohl zu bestimmen war, oder die Stiefel, die auf bedenkliche Weise aus den Näthen zu platzen begannen. Ein rothseidenes, mit genialer Kühnheit um den sonnverbrannten, muskulösen Hals geschlungenes Tuch vollendete den Charakter heruntergekommener Künstlerschaft, der dieser Erscheinung aufgeprägt war.

Berger sprach einige Minuten lang angelegentlich mit dem Manne, darauf entfernten sie sich noch mehr und Oldenburg's scharfes Auge sah, wie der Professor seine Börse zog und dem Andern mehrere Geldstücke in die Hand gleiten ließ. Gleich darauf trennten sie sich; der Mann verschwand in der Menge, Berger kam wieder zurück.

„Wer war diese sonderbare Figur?"

„Ein Mann, von dem ich Ihnen schon viel erzählt habe: Herr Director Caspar Schmenckel aus Wien."

„O," rief Oldenburg; „weßhalb haben Sie mir das nicht gesagt? Ich hätte Czika's Brodherrn doch gern kennen gelernt."

„Er wird uns in den nächsten Tagen aufsuchen; der arme Mann ist in Verzweiflung; seitdem ich ihn mit Xenobi und Czika verlassen, hat ihn Unglück über Unglück getroffen. Sein Clown ist ihm gestorben, sein erster Künstler weggelaufen und die andern hat er wegen chronischen Geldmangels entlassen müssen. Jetzt treibt er sich hier in den Kneipen der Residenz umher und giebt Vorstellungen auf eigene Hand."

„Wir müssen für ihn sorgen," sagte Oldenburg; „er hat Czika gut behandelt und sich meinen Dank verdient. Ueberdies scheint er ein guter Kerl. Doch lassen Sie uns nach Hause gehen. Die Sache verläuft sich, wie sich voraussehen ließ, für heute im Sande."

Als die Beiden gingen, stand gerade ein junger Mann auf der Rednerbühne, der sich erst eben zum Wort gemeldet hatte. Er war von derber untersetzter Gestalt, das hübsche bartlose Gesicht voll Geist und Leben, und wie er jetzt den Hut abnahm, die langen blonden Haare aus der sanft gewölbten weißen Stirn zu streichen, sah er eher wie ein frühreifer Knabe, der sich zum Scherz eine Brille aufgesetzt hat, als wie ein Mann aus, der sich berechtigt hält, zu Tausenden zu sprechen. Wenn der feine Schnitt seines Gesichts etwas Aristo-

kratisches hatte, so konnte er seiner sehr unscheinbaren Kleidung nach nicht zu den bevorzugten Klassen gehören. Seine Stimme war eigenthümlich hoch und scharf und klar, und hatte, wenn er lebhafter wurde, etwas Schmetterndes, wie Trompetenton, so daß sie den ganzen weiten Platz bis in die fernsten Winkel ausfüllte.

„Meine Herren," sagte er, und es flog ein spöttisches Lächeln um seine Lippen; „was würden Sie von einem Manne sagen, der den scharfen Pfeil im Köcher, und auch den stärksten Bogen hat, diesen Pfeil abzuschießen und der es denn nun doch aus übergroßer Gutmüthigkeit vorzieht, den scharfen Pfeil, anstatt vermittelst des starken Bogens, mit der schwachen Hand abzuschnellen? Nun, meine Herren, wir gleichen durchaus diesem thörichten Manne. Der Pfeil im Köcher ist die Adresse mit den neun Wünschen, wie wir die gerechten Forderungen des Volkes bescheidentlich nennen; die Deputation aus unserer Mitte, durch welche diese Adresse Sr. Majestät morgen zugestellt werden soll, ist die schwache Hand. Wie weit wird sie den Pfeil tragen? bis zur Schwelle des Königsschlosses — nicht weiter! Ich sage Ihnen, meine Herren, die schwache Hand der Deputation wird vergeblich an die Pforte pochen; Seine Majestät wird unsere „Wünsche" nicht entgegen zu nehmen geruhen und die Deputation wird unverrichteter Sache zurückkehren."

Bei diesen Worten, die der Redner mit erhobener Stimme sprach, ging ein Brausen durch die Versammlung, wie wenn über das Meer ein heftiger Windstoß fährt. Einzelne riefen Bravo, so besonders der starke Herr in abgetragenem Sammetrock, der sich bis dicht an die Tribüne durchgedrängt hatte, und den Redner mit großem Beifall, welchen er durch Kopfnicken, Grunzen und Bravorufen kund gab, zuhörte. Aber der bei weitem größte Theil war offenbar gegen alle extremen Schritte; auf jeden Bravoruf kamen hundert Kopfschüttler und Zischer.

Der junge Mann ließ sich durch diese Zeichen der Unzufriedenheit nicht einschüchtern, sondern wiederholte mit großer Emphase:

„Die Deputation wird unverrichteter Sache zurückkehren! Und uns geschieht damit ganz recht. Weßhalb brauchen wir die Hand zum Pfeileschleudern, wenn der Bogen unbenutzt daneben im Grase

liegt? Wollen Sie wissen, wer der Bogen ist? der Bogen sind wir, das heißt: die ganze Versammlung. Wenn wir, fünf- bis sechstausend, wenn wir hier sind, in geschlossenem Zuge, die Adresse von dem Sprecher der Versammlung voraufgetragen, hinrücken vor das Schloß — ich wollte die Thüren sehen, die sich nicht vor uns öffneten, die Schranzen, die uns den Eingang zu verweigern wagten, den Höfling, der sich erfrechte, uns zu sagen: Meine Herren, Se. Majestät sitzt beim Thee und kann Sie nicht empfangen."

„Bravo, bravo," schrie der starke Herr in dem Sammetrock und klatschte wüthend in die Häude. Aber der Menge mißfiel diese humoristische Behandlung einer so ernsten Sache durchaus. Zischen, Pfeifen, Schreien ertönte von allen Seiten; nur mit Mühe gelang es dem Präsidenten, einem Herrn in breitkrämpigem Hut und mit langem Bart, der wohl ein Literat oder dergleichen war, durch energisches Klopfen mit seinem Rohre auf den Tisch die Ruhe so weit wieder herzustellen, daß der Redner fortfahren konnte. Der seinerseits nahm jetzt die ganze Kraft seiner hellen Stimme zusammen und schmetterte in die Versammlung hinein:

„Ich habe den Antrag, in corpore auf's Schloß zu ziehen, nicht gestellt, weil ich glaubte, daß er durchgehen werde, sondern nur um Ihnen zu zeigen, weß Geistes Kinder Sie sind. Pioniere der Freiheit hat Sie ein Vorredner genannt! Ja wohl! Die Freiheit wird es weit mit Ihnen bringen, wenn Sie nicht einmal jetzt im Stande sind, aus dem Vertrauensdusel sich aufzuraffen, in welchem Sie schier dreißig Jahre geschlafen" —

Was der junge Mann etwa noch weiter sprach, konnte man nicht verstehen, denn bei den letzten Worten war der Sturm, der schon lange gegrollt hatte, losgebrochen. „Herunter mit ihm!" schrien die Zunächststehenden; „Haut ihn!" die in größerer Entfernung.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese letztere Drohung von den Beleidigten ausgeführt sein würde, wenn nicht der starke Herr in dem Sammetrock den jungen Redner, sobald er von der Tribüne herabkam, enthusiastisch umarmt und ihn so zu seinem Freund und betreffenden Falls zu seinem Schützling erklärt hätte. Mit einem Mann aber von so herkulischem Bau anzubinden, mochte Niemand

Lust haben. Zum wenigsten erlaubte man den Beiden unangefochten eine Versammlung zu verlassen, in welcher sie sich in so entschiedener Minorität befunden hatten.

Die neuen Freunde bogen in eine der Alleen, die in der Nähe der Tribüne von dem Platze vor den Buden in den Park führte. Sobald sie allein waren, schüttelte der Herr im Sammetrock noch einmal dem jungen Mann mit den blonden Haaren die Hand und sagte mit großer Herzlichkeit:

„Ich freue mich ganz ausnehmend, die Bekanntschaft einer so kreuzbraven Haut gemacht zu haben.“

„Gleichfalls, gleichfalls,“ erwiderte der junge Mann, seinen Bewunderer mit dem scharfen schnellen Blick seiner blauen Augen musternd und zu diesem Zweck seine Brille mit dem Zeigefinger höher auf die Nase schiebend: „mit wem habe ich die Ehre?“

Der Herr im Sammetrock trat einen Schritt zurück, warf sich in die Brust, lüftete seinen vielgeprüften Filz und sagte:

„Ich bin der Director Caspar Schmenkel aus Wien.“

„Ah!“ erwiderterte der Andere leichthin; „freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen. Mein Name ist Timm, Albert Timm.“

„Sie sind nicht von der Kunst?“ fragte Herr Schmenkel zutraulich.

„Wie meinen Sie?“ fragte Herr Timm ausweichend.

Herr Director Schmenkel machte die Geberde Jemandes, der einen sehr schweren Gegenstand mit beiden Händen schnurgerade in die Luft wirft, um denselben mit dem Nacken wieder aufzufangen.

„Aha!“ sagte Herr Timm, dem es plötzlich klar wurde, auf welchem Gebiete der Kunst der Director seine Lorbeeren pflückte: „Verzeihen Sie, daß mir ein Mann von Ihrer Bedeutung persönlich noch nicht bekannt war; aber ich bin erst seit wenigen Tagen hier.“

„Konnt's mir halt denken,“ erwiderte Herr Schmenckel, als sie jetzt Arm in Arm weiter schritten; „sind halt ein ganz andrer Kerl, als die Lumpen hier zu Lande; sprechen frei von der Leber weg, wie's Ihnen um's Herz ist. Caspar Schmenckel liebt solche Leute, und wenn er Ihnen mit irgend Etwas dienen kann, sagen's nur gerade heraus!“

„Sehr verbunden, Herr Director. Die Ehre Ihrer Bekanntschaft ist schon erfreulich genug. Ich vermuthe, daß Sie mit Ihrer Truppe jetzt hier in der Residenz Vorstellungen geben?“

„Vorstellungen geben? hm, hm!“ sagte der Director Schmenckel und räusperte sich; „offen gestanden, finden Sie Caspar Schmenckel augenblicklich nicht in floribus. Ich habe mich aus manchen Gründen genöthigt gesehen, meine alte Truppe aufzulösen und bin jetzt mit der Organisation einer neuen beschäftigt — eine Aufgabe, die indessen, wie Sie sich wohl denken können, ihre Schwierigkeit hat. Unterdessen“ —

„Privatisiren Sie?“

„Gewissermaßen, ja; das heißt, ich gebe noch immer von Zeit zu Zeit in Freundeskreisen Vorstellungen, aber nur, um nicht aus der Uebung zu kommen, wissen Sie.“

„Natürlich,“

„So bin ich heute Abend in einem sehr nobeln Local, das von der besten Gesellschaft besucht wird, gewissermaßen engagirt und wenn Sie mir die Ehre erzeigen wollen“ —

„Sehr gütig.“

„Sie werden dort lauter brave Leute finden, vor denen man sich nicht zu geniren braucht — alles Demokraten vom reinsten Wasser, obgleich sie verzweifelt wenig Wasser trinken, sollt ich meinen, ha, ha, ha! Ich gehe schon den ganzen Winter in dem „dustern Keller“ aus und ein, aber niemals so gern und so oft, als seit den letzten acht Tagen, wo wir eine neue Wirthin haben.“

„In der That?“

„Ich werde stolz darauf sein, Sie mit ihr bekannt zu machen. Frau Rosa Pape ist ein Muster ihres Geschlechts.

„Wie sagten Sie!“ fragte plötzlich Herr Timm mit großer Lebhaftigkeit.

„Ich sagte, Frau Rosa Pape sei ein capitales Frauenzimmer.“

„Sagten Sie nicht, die Dame sei erst seit kurzem Inhaberin des Geschäftes?“

„Allerdings, sie war bis dahin Hebamme; die französische Revolution hat sie zur Kellerwirthin gemacht.“

„Das ist originell."

„Nicht wahr, aber Frau Rosa ist auch ein Original. Sie hat einen wunderbaren Blick für's Geschäft und als in Paris der Spectakel losging, sagte sie: jetzt kommt eine goldene Zeit für Kellerwirthinnen mit weiblicher Bedienung! — Einen Tag darauf hatte sie den dustern Keller gepachtet."

„Ich bin äußerst begierig, die Bekanntschaft einer so vortrefflichen Dame zu machen."

Unter diesen Gesprächen waren die beiden Freunde auf wenig betretenen Parkpfaden in die Nähe des herrlichen Thores gekommen, das von dieser Seite unmittelbar aus dem Park in die Stadt führt. Die Versammlung vor den Buden mußte, gleich nachdem sie dieselbe verlassen hatten, auseinandergegangen sein, denn bereits berührte die Spitze des unabsehbaren Zuges, der sich von jener Seite heranwälzte, das Thor. Hier stießen die Massen der Hereinkommenden auf die Schaaren derer, welche noch immer aus der Stadt nach dem Park zogen. Es konnte nicht ausbleiben, daß in diesem Defilé sich die Menge stopfte, zumal vor der Wache in unmittelbarer Nähe des Thors, wo eine Compagnie, Gewehr bei Fuß, aufmarschirt war. Die Leute blieben stehen, sich über diese außerordentliche Maßregel ihre Bemerkungen mitzutheilen; Andere traten heran, zu sehen, was da zu sehen sei; in einem Nu war die Wache mit einem aus vielen Hunderten von Menschen bestehenden Halbkreis umringt, der mit jedem Augenblick enger wurde. Der die Compagnie kommandirende Hauptmann, ein langer Officier mit einem verbissenen Ausdruck in dem scharfmarkirten Gesicht, schoß wüthende Blicke auf die ihn umgebende Menge, ohne sie indessen eines Wortes zu würdigen. Man sah, wie es in ihm kochte. Plötzlich commandirte er mit ärgerlich quäkendem Tone: „Still gestanden, richt' Euch! Gewehr auf! Bataillon soll chargiren, g'laden!"

Die Ladestöcke rasselten, in einem Nu war das Commando ausgeführt.

Es hatte vorläufig nur eine Drohung für die Menge sein sollen, aber, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, man bewirkte gerade das Gegentheil von dem, was man gewollt hatte. Den Zunächst-

stehenden wurde durch die von hinten heran Drängenden das Zurückweichen unmöglich, und diese hatte das Rasseln der Ladestöcke nur noch neugieriger gemacht. Ein verderblicher Zusammenstoß des Militairs mit dem Publicum schien unvermeidlich.

Da drängte sich durch die Gaffer ein langer Herr und trat gerade auf den Hauptmann zu:

„Erlauben Sie auf ein Wort."

„Was wollen Sie?"

„Mein Name ist Oldenburg; ich habe die Ehre, mit Herrn Grafen Grieben zu sprechen?"

Der Officier faßte salutirend an seinen Helm: „Freue mich, Sie nach langen Jahren wiederzusehen, Herr Baron. Kommen wie gerufen; werde mich genöthigt sehen, auf die Canaille da Feuer geben zu müssen."

„Gerade um das zu verhindern, erlaubte ich mir, mich Ihnen vorzustellen. Sie haben ein einfaches, aber unfehlbares Mittel, alle diese Leute zum Weitergehen zu bringen und so unsägliches Unglück zu verhüten."

„Das wäre?"

„Lassen Sie Ihre Mannschaft in die Wache treten!"

„Wo denken Sie hin? dem Pöbel eine solche Concession machen! Ueberdies ist es gegen die Instruction."

„So fordern Sie die Leute wenigstens auf, nach Hause zu gehen!"

„Ich habe keine Lust, mich mit der Crapule in eine Unterhaltung einzulassen."

„Wollen Sie es mir denn gestatten?"

„Wie's Ihnen beliebt," erwiderte der Officier, sich mit kalter Höflichkeit von Oldenburg abwendend.

Oldenburg trat ein paar Schritte auf den dichten Kreis zu und sagte, seine Stimme so laut wie möglich erhebend:

„Meine Herren, Ihr Stehenbleiben an dieser Stelle ist für Sie nicht ohne Gefahr. Viele von Ihnen sind ja selbst Soldat gewesen und wissen, daß der Soldat nach den Paragraphen seines Wachtbuchs handeln muß. Zwingen Sie deßhalb Ihre Brüder, die hier in Waffen stehen, nicht, diese Waffen gegen Sie zu wenden. Lassen

Sie uns von unserem Rechte der freien Bewegung Gebrauch machen und weiter gehen. Es wird ja auch nachgerade langweilig, hier immer auf demselben Fleck zu stehen."

„Er hat Recht!" rief ein vierschrötiger Bürger mitten aus dem Gedränge; „ich fange schon an, auseinanderzugehen, uff!"

Die Leute lachten, und als die schrille Stimme eines Cigarrenbuben anfing zu singen: „immer langsam voran, immer langsam voran!" setzte sich der dichte Haufen in Bewegung, zumal in diesem Augenblick Geschrei und Lärmen, das von einer andern Seite ertönte, die Neugierigen lockte.

Eine Strecke die Akazien weiter hinauf — Unter den Akazien heißt die herrliche Hauptstraße, die von dem Thor bis zum Schloß führt — war es nämlich zwischen dem Publicum und einer der vielen Patrouillen, welche zwischen dem Schloß und dem Thor seit einigen Stunden hin und her marschirten, zu dem Zusammenstoß gekommen, der an der Wache durch Oldenburg's kluges und muthiges Dazwischentreten noch glücklich vermieden war. Der Führer der Patrouille — eine zweite marschirte, sich in gleicher Höhe mit dieser haltend, auf der andern Seite der Straße — war ein Officier von riesigem Wuchs, dessen finster drohende Miene den festen Entschluß verkündigte, die geringste Widersetzlichkeit sofort rücksichtslos zu ahndrn. Auch war ihm, wie er an der Spitze seiner Mannschaft einherschritt, bis jetzt Alles so scheu ausgewichen, daß er zu dem verachtungsvollen Lächeln, das von Zeit zu Zeit über sein dunkles Gesicht zuckte, einigermaßen recht zu haben schien. Da kam er an eine Stelle, wo sich von der Straße ein enger, aber für gewöhnlich sehr stark frequentirter Durchgang abzweigt. Diese Passage war mit Menschen, welche sehen wollten, was unter den Akazien vorging, vollgestopft. Von den Akazien drängten Andere dagegen. So sammelte sich hier ein gewaltiger Menschenknäuel, in welchem die Verwirrung den höchsten Grad erreichte, als jetzt durch die heranmarschirende Patrouille eine zweite Stockung in die sich so schon nur mit Mühe fortbewegende Masse kam.

„Platz da!" herrschte der Officier, rücksichtslos in den Haufen hineinschreitend.

Die zunächst Stehenden wichen rechts und links auf die Seite; aber die Andern drängten wieder zu. Ein buntes Durcheinander entstand, in welchem der Officier mit nur wenigen seiner Leute von der Truppe getrennt wurde.

„Platz da!“ wiederholte der Officier in noch barscherem Tone.

„Machen Sie nur selber Platz;“ rief ein junger Mann aus dem Haufen.

Er hatte es kaum gerufen, als der Officier auf ihn zusprang, ihn am Kragen ergriff und mit einem Ruck seines starken Armes seinen Leuten zuschleuderte:

„Nehmt den Schreihals fest;“ rief er.

Die Soldaten ergriffen den jungen Mann, der vergeblich sich loszureißen versuchte.

„Stoßt den Hund nieder, wenn er sich widersetzt!“ herrschte der Officier.

Wer weiß, ob die Soldaten diesen Befehl nicht ausgeführt hätten, wenn in diesem Moment nicht Herr Schmenckel sich vor dem Officier hingestellt und ihm zugeschrieen hätte:

„Geben's den Mann los, Ew. Gnaden! oder 's Wetter soll dreinschlagen!“

Sie standen sich — der Gardeofficier und der Mann aus dem Volke — einen Augenblick lang gegenüber, zwei riesengewaltige Männer, überraschend ähnlich an hohem Wuchs, gewölbter Brust, breiten Schultern und langen, muskelkräftigen Armen; ja, wie sie sich so mit zornigen Blicken anstarrten, ähnlich im Ausdruck der massiven plumpen Züge.

Doch nur einen Augenblick standen sie so; im nächsten hatte der Officier seinen Gegner mit aller Macht vor die Brust gestoßen, um ihn aus seiner unmittelbaren Nähe zu bringen und Raum für seinen Degen zu gewinnen. Indessen, er hätte ebenso gut einen Felsen von der Stelle rücken können, als den Mann im Sammetrock. Der Stoß krachte dumpf auf seiner breiten Brust; das war Alles; aber zu gleicher Zeit reckte er seine mächtigen Arme aus, ergriff den Officier um den Leib, hob ihn vom Boden auf und schleuderte ihn mit solcher Gewalt gegen die Soldaten, welche genug zu thun hatten, ihren Arrestanten zu halten, daß Officier, Soldaten und Arrestant in einem Haufen über- und untereinander rollten.

„Hurrah!“ schrie die durch diese Kraftprobe entzückte Menge; „hurrah! drauf! drauf! nieder mit der Soldateska!“

Herr Schmenckel mußte sich von der Hülfe und dem Muth der Menge nicht viel versprechen. Er zog mit einem Ruck den Arrestanten aus dem Haufen heraus und war mit ihm, ehe sich noch der Officier wieder aufraffen konnte, in dem Gedränge, das ihm bereitwillig Platz machte, verschwunden.

Es war die höchste Zeit, denn jetzt war es den von ihrem Führer getrennten Sectionen gelungen, die Menschenmauer zu durchbrechen.

Der Officier sprang auf die Füße und commandirte mit einer vor Wuth kreischenden Stimme: „links aufmarschirt! marsch! marsch! zur Attaque Gewehr rechts! fällt das Gewehr!“

„Hurrah, hurrah!“ riefen die Soldaten, indem sie im Geschwindschritt auf die wehrlose Menge eindrangen, die heulend und schreiend auseinanderstob.

Sechstes Capitel.

Während unter den Akazien solche Scenen stattfanden und die Bewohner dieser und der nächstgelegenen Straßen in fieberhafte Aufregung versetzten; während hier die Menge vor einer anrückenden Militairtruppe auseinanderstob, um sich an einem für den Augenblick nicht bedrohten Punkte abermals zu sammeln, Verhaftungen in Masse vorgenommen wurden, Verwundungen nicht ausblieben und so die Erbitterung von beiden Seiten in beängstigender Weise wuchs — lebten die Bewohner der abgelegenen Quartiere der großen Capitale ohne die geringste Kunde dieser Vorgänge in einem tiefen Frieden, der in einem gemeindeangerumgebenen idyllischen Landstädtchen nicht größer sein konnte.

In einem kleinen einstöckigen Hause einer dieser stillen Straßen, das durch einen Garten vor der Thür und das leichte eiserne Gitter, welches den Garten von der Straße trennte, etwas Villaartiges hatte, saßen kurz vor Sonnenuntergang in der Stube links vom Hausflur an

einem Fenster, das durch eine Glaskugel mit Goldfischchen, ein Messingbauer mit einem goldgelben Canarienvogel darin, durch Blumen in Töpfen und Vasen als das Lieblingsplätzchen einer Dame bezeichnet war (wenn auch das sonst unvermeidliche Nähtischchen fehlte), eine junge Frau und ein Mann, den man nicht wohl mehr jung nennen konnte, wenn er auch auf das Prädicat alt vorläufig, trotz seiner an den Schläfen etwas kahlen Stirn, noch keinen Anspruch hatte, in eifriger Unterhaltung.

In eifriger ernster Unterhaltung, wie sie zwischen zwei guten Freunden stattfindet, die sich Monate lang nicht gesehen haben, zumal wenn sich während dieser Zeit so Manches in dem Leben der Beiden geändert, ja, wie in diesem Falle, für Beide ein neues Leben begonnen hat.

„Und Franz ist mit seinen hiesigen Verhältnissen ganz zufrieden?"

„Ganz! wie würde sich der gute Vater gefreut haben, wenn er —"

Die junge Frau vollendete den Satz nicht, sondern wandte sich nach dem Fenster und machte sich etwas mit ihren Blumen zu schaffen. Der Herr betrachtete sie ein Weilchen liebevoll durch seine Brillengläser, dann legte er leicht seine Hand auf ihren Arm und sagte:

„Sie müssen sich nicht blos stark zeigen, liebe Freundin; Sie müssen es auch sein — Sie, die Tochter eines solchen Vaters!"

„Sie haben Recht, Bemperchen; ich will versuchen, so stark und vernünftig zu seiu, wie ich aussehe. Aber jetzt lassen Sie uns von was Anderem sprechen. Was sagt denn Marguerite zu dem neuen Plan?"

„Sie ist entzückt oder charmèe, wie sie sagt. Ich glaube aber alles Ernstes weniger über die Verbesserung unserer Lage — obgleich, ganz entre nous, liebe Freundin, ein verheiratheter Student ein höchst eigenthümliches Amphibium ist — als darüber, daß sie jetzt wieder in Ihrer Nähe leben kann. Sie glauben gar nicht, welchen Eindruck Sie auf ma petite femme gemacht haben!"

„Das gute Herz! und ich habe so wenig für sie gethan, für sie thun können! habe sie eigentlich immer nur geneckt, und noch am letzten Abend — wissen Sie noch, Bemperchen, wie Sie als Autor erschienen; Ihr Euch in dem Fenster den verhängnißvollen Kuß gabt und Papa hernach beim Hochheimer die köstliche Rede hielt, die letzte, die ich aus

seinem Munde gehört habe? Jetzt weiß ich erst, was zu der Stunde sein edles Herz bewegte! Er nahm nicht blos für damals, er nahm für immer von uns Abschied."

Sophie kämpfte die Rührung, die sie zu überwältigen drohte, gewaltsam nieder und fuhr fort:

„Ich habe so wenig für Marguerite gethan und sie im Gegentheil so viel für mich! Wissen Sie, Bemperchen, daß ich schwach genug war, ordentlich eifersüchtig auf die Kleine zu werden, als ich aus Papa's Briefen sah, in wie hoher Gunst sie bei ihm stand und wie er sich gegen Eure Verheirathung fast nicht weniger hartnäckig wehrte, als gegen die unsere?"

„Und doch ist diese Verheirathung nur durch seine Bemühungen so bald zu Stande gekommen; zum mindesten hat Marguerite es nur ihm zu danken, wenn unsere Einrichtung so glänzend ausfiel, wie ich sie mit meinen schwachen Kräften allerdings nicht hätte herstellen können. Sie wissen doch, was ich meine?"

„Die Timm'sche Angelegenheit? Marguerite hat mir davon geschrieben. Was mich dabei am meisten gewundert, ist, daß Timm so prompt das Geld zurückbezahlt hat."

„Wir Alle sind erstaunt gewesen, Niemand mehr als ich, der ich wußte, daß er bis über die Ohren in Schulden steckte und schon aus diesem Grunde dem Papa rieth, von seinem Versuch, als von einem ganz vergeblichen, abzustehen. Mir hat die ganze Affaire, entre nous, viel Kopfzerbrechen und Herzensschmerzen verursacht, und so wenig Ursache gerade ich habe, Herrn Timm hold zu sein, so hat's mir doch leid gethan, als er gleich darauf, einer Wechselschuld wegen, die er vielleicht, nur um uns zu bezahlen, contrahirt hatte, in den Thurm wandern mußte, in dem er so viel ich weiß, noch heute sitzt."

„O!" sagte Sophie, „hat's mein alter Anbeter also endlich doch durchgesetzt?"

„Ihr alter Anbeter?"

„Ja, wissen Sie das nicht? Ich habe noch mit Timm zusammen Tanzstunde gehabt, und ich kann sagen, daß ich mit Niemand lieber getanzt und mich unterhalten habe, als mit ihm. Es ist ein höchst geistreicher und, wenn er will, sehr liebenswürdiger Mensch, um den es

wahrhaftig Jammer und Schade ist, daß er mit seinen herrlichen Gaben so unverantwortlich wirthschaftet. Er hat in dieser Beziehung die größte Aehnlichkeit mit —"

„Mit Oswald Stein, wollen Sie sagen, nur zu! Ich habe das bittere Gefühl, das mich, als wir noch in Grünwald zusammen waren, jedesmal bei Nennung dieses Namens überkam, glücklich besiegt; er existirt für mich nicht mehr, besonders nach seinen letzten Abenteuern."

„Das ist nicht recht, Bemperchen. Sie wissen, ich habe Stein nie besonders gemocht, aber seitdem Ihr Alle gegen ihn seid und selbst Franz, der ihn noch immer in Schutz nahm, anfängt, mit in den Chor einzustimmen, habe ich große Lust, mich auf seine Seite zu schlagen."

„Natürlich," sagte Bemperlein, mit einem leisen Anflug von Bitterkeit, „es ist doch eine alte Erfahrung, daß die Frauen einen Mann desto lieber haben, je toller er's treibt. Mußte ich doch neulich selbst von meiner Marguerite, die ihn sonst nicht ausstehen konnte, ein in den sanftesten Tönen eingehauchtes pauvre homme! hören. Pauvre homme! Nun frage ich doch einen vernünftigen Menschen! Also, wenn Jemand wie ein ungezogenes Kind durch das Leben ras't, statt nach Grundsätzen, stets nur nach seinen souveränen Launen handelt; wenn er, wie ein Kind, Alles haben muß, was ihm gefällt, um es, wenn's ihm nicht mehr gefällt, in thörichtem Zorn und Uebermuth wieder zu zerbrechen — wenn er, statt seinen Nächsten zu lieben, mit seines Nächsten Frau bei Nacht und Nebel durchgeht, so sagt man von ihm, womöglich mit einer Thräne des Mitleids im schönen Auge: Pauvre homme!"

„Bravo, Bemperchen," rief Sophie beinahe mit der alten Lustigkeit, „bravo! Sie könnten nicht schöner predigen, wenn Sie selbst der betreffende unglückliche Nächste wären! Aber, sagen Sie, hat man denn von den losen Vögeln noch immer keine Nachricht?"

„So viel ich weiß, nein! es ist, als hätte die Erde sie eingeschluckt."

„Aber wie erträgt denn der verrathene Gatte sein grenzenloses Leid?"

„Ach, man sollte sich eigentlich dieser Menschen wegen gar nicht weiter ereifern," erwiderte Bemperlein unmuthig, „sie sind es nicht besser werth, und wollen es nicht anders haben. Denken Sie sich, Fräulein Sophie, wollte sagen: Frau Sophie — dieser Mensch, dieser Cloten,

der, als Stein mit seiner keuschen Penelope durchgegangen war, that, als ob die Sonne niemals wieder für ihn scheinen könne, hat sich nicht nur in überraschend kurzer Zeit getröstet, sondern dasselbe Unglück, das jener in seinem Hause angerichtet hat, in seines Nachbars Hause ebenfalls angerichtet. Herr von Barnewitz, der Vetter der Frau von Berkow — der mit dem breiten rothen Bart, wissen Sie, und den breiten Schultern — o, Sie müssen ihn ja gesehen haben — nein? na, es kommt auch nichts darauf an — eh bien, Herr von Barnewitz kommt neulich zur ungelegenen Zeit nach Hause, findet — so erzählen sich die Leute — die Thür zum Zimmer seiner Frau verschlossen, wittert Unrath, zerschlägt ein Fenster, reißt den ganzen Fensterflügel heraus, steigt in's Zimmer, erwischt Herrn von Cloten, der eben von der Dame zu einer Hinterthür hinausgeschoben wird, und hat eine Auseinandersetzung mit dem edlen Paar, in Folge deren Hortense nach Italien und Herr von Cloten, nachdem er acht Tage lang das Bett gehütet, auf seine Güter gereist ist, ohne von Jemand Abschied zu nehmen."

„Da haben ja die Grünwalder Klatschschwestern wieder etwas zu reden gehabt!"

„Das können Sie glauben, fast so viel, als damals bei der Verlobung von Helene Grenwitz mit dem Fürsten Waldernberg."

„Wie steht es denn damit?"

„So viel ich weiß, soll die Verlobung, ich meine die eigentliche, officielle, in diesen Tagen hier in der Residenz stattfinden. Anna Marie sagte mir neulich, daß sie mit Helene Anfang März hier eintreffen würde."

„So sind Sie also mit der Familie noch immer in Verbindung geblieben?"

„Ich hatte keinen rechten Grund, meine Stunden aufzugeben. Anna Marie beehrte mich fortwährend mit ihrer besondern Gnade und überdies habe ich mich in der letzten Zeit mehr mit ihrem Wesen ausgesöhnt. Ich glaube, wir haben ihr vielfach Unrecht gethan. Sie hat gewiß ihre bedenklichen Seiten, aber man muß auch so gerecht sein, anzuerkennen, daß die Verhältnisse, in denen sie lebt, eigenthümlich genug sind. Wenn sie Helene einen reichen Mann verschafft, so thut sie nicht mehr und nicht weniger, als was alle Frauen in ihrer Lage

auch thun würden. Und ihre Lage ist keineswegs so glänzend, wie man glaubt. Seit dem Tode des Barons hat sie von dem ganzen großen Vermögen außer dem, was sie bis jetzt gespart hat, und das kann — für die Ansprüche solcher Leute wenigstens — nicht allzuviel sein, eine verhältnißmäßig geringe Wittwenpension; und auch die fällt weg, im Falle Malte dem Beispiele seines Cousins Felix nachfolgen und auch an der Auszehrung sterben sollte, was nebenbei im höchsten Grade wahrscheinlich ist. Der Junge besteht jetzt schon nur aus Haut und Knochen."

„O," sagte Sophie, „da wäre ja allerdings Helenen's glänzende Heirath eine Art von Nothwendigkeit im Sinn dieser Leute, obgleich ich überzeugt bin, daß es für Helene eine traurige Nothwendigkeit ist."

„Weßhalb?"

„Im Vertrauen! ich glaube, ihr Herz hatte sich bereits nach einer andern Seite entschieden, als sie dem Fürsten das Jawort gab. Wollte Gott, sie wäre von Anfang an weniger zurückhaltend gegen mich gewesen; vielleicht wäre Alles anders gekommen."

„Glauben Sie das nicht, in diesem Mädchen steckt ein hartnäckiger Stolz, den kein einzelner Mensch, den, glaube ich, nur das Schicksal beugen kann. Sie wird Niemand einen unbedingten Einfluß auf ihre Entschließungen gestatten."

„Sagen Sie, Bemperchen, was ist denn eigentlich an dem Gerücht, das Ihre Frau von Berkow und den Baron mit einander in einem — sehr intimen Verhältnisse leben läßt?" fragte Sophie nach einer kleinen Pause.

„Nichts, reinweg gar nichts," sagte Bemperlein mit großem Eifer, „ich möchte nur wissen, was die Leute eigentlich wollen! Es besteht eine Freundschaft zwischen ihnen, die sich von ihren gemeinsam verlebten Jugendjahren her datirt. Das ist Alles. Wenn sie Nachbarn sind und sich in Folge dessen häufig sehen, so ist doch das wahrhaftig ganz unverfänglich. Sie könnten sich ja heirathen, wenn sie sonst nur wollten. Anstatt dessen reis't der Baron nach Paris und läßt sie in Schnee und Eis auf dem einsamen Berkow. Das beweist doch sonnenklar, daß von Liebe zwischen ihnen die Rede nicht ist, oder es müßte denn eine curiose Sorte Liebe sein."

In diesem Augenblick schrak Sophie freudig zusammen. In dem Fensterspiegel hatte sie die Gestalt eines schlanken, eleganten, schwarzbärtigen Mannes erblickt, der die nicht eben belebte Straße eiligen Schrittes heraufkam.

„Franz kommt!“ rief die junge Frau, während ihre großen blauen Augen aufleuchteten und ein tieferes Roth ihre Wangen färbte; „verstecken Sie sich, Bemperchen!“ „Aber, wohin?“ rief Herr Bemperlein, von dem Fenstertritt herabspringend.

„Nur dort hinter die Portière! Halten Sie in der Mitte fest, daß sie nicht auseinanderfällt — so!“

Die Klingel an der Hausthür ertönte, unmittelbar darauf wurde die Stubenthür geöffnet und Franz trat schnell herein.

„Ist Bemperlein nicht gekommen?“

„Siehst Du ihn etwa hier?“

Nun sah Franz Herrn Anastasius Bemperlein freilich nicht, wohl aber auf einen Stuhl einen Herrenhut und überdies die Falten der Portière in einer Weise arrangirt, die nur dadurch möglich war, daß eine Hand hineingegriffen hatte und jetzt die beiden Theile fest zusammenhielt.

Er sagte deßhalb:

„Dieser Bemperlein ist doch ein ganz unzuverlässiger, leichtfertiger, gewissenloser Springinsfeld; ein Mensch ohne Treu und Glauben, ohne Grundsätze; ein Charlatan, von dem es mir schon hundertmal leid gethan hat, daß ich ihn Herrn Planke als Director seiner chemischen Fabrik so lange empfohlen habe, bis derselbe ihn mit tausend Thalern jährlich und fünf Procent der Nettoeinnahme engagirt hat; ein Don Juan von einem Bemperlein, der mit den Frauen seiner Freunde heimliche Zusammenkünfte hat, beim Nachhausekommen des Ehemannes sich hinter der Portière versteckt, und dabei so dumm ist, seinen Hut im Zimmer stehen zu lassen; ein Harlequin von einem Bemperlein —“

„Halt,“ sagte der genannte Herr, den Vorhang auseinanderschlagend, „ich bin erkannt!“

Die beiden Freunde eilten auf einander zu und umarmten sich mit großer Herzlichkeit.

„Wißt Ihr, wen ich so eben gesehen habe?“ fragte Franz, nachdem man das Nothwendigste durchgesprochen.

„Nun?“ riefen Bemperlein und Sophie.

„Den Baron Oldenburg und Frau von Berkow.“

„Unmöglich!“ rief Bemperlein, einen verlegenen Blick auf Sophie werfend, welchen diese mit einem schalkhaften Lächeln beantwortete.

„Was ich Euch sage. Ich begegnete ihnen in der Nähe des Schlosses Arm in Arm. Frau von Berkow hat mir ihre Adresse gegeben und mich gebeten, sie zu besuchen. Da! Lange Straße Nr. 54. Sie wohnt Chambre garnie. Daraus und aus dem Umstande, daß sie die Kinder mit hat, vermuthe ich, daß sie längere Zeit hier bleiben wird. Ich sagte ihr, daß wir Bemperchen heut erwarteten, und sie war über diese Nachricht sehr erfreut. Auch Baron Oldenburg läßt grüßen und Ihnen sagen, daß er seit gestern mit Professor Berger von Paris zurück sei. Ihr wißt doch, daß sich die Beiden in Paris getroffen und die ganze Revolution mitgemacht haben? Sie logiren Hôtel de Russie unter den Akazien. Ich habe Frau von Berkow gerathen, wenn sie nicht ganz besonders dringende Geschäfte hier halten, die Stadt zu verlassen, da wir voraussichtlich sehr unruhige Tage haben werden. In der Albrechtsstadt schwirrt und wirrt es wie in einem Ameisenhaufen. Adjutanten und Ordonnanzen jagen ventre à terre durch die Straßen. An der Albrechts- und Bärenstraßen-Ecke sah ich sogar schon Kanonen aufgefahren. Unter den Akazien soll es zu einem blutigen Zusammenstoß gekommen und ein Gardeofficier von dem Volke arg mißhandelt sein. Einige nannten den Fürsten Waldernberg. Der Lärm ist so groß gewesen, daß das Publicum das Opernhaus, trotzdem ein neues Ballet gegeben wird, gleich nach Beginn der Vorstellung wieder verlassen hat. In der Fischerstraße hat ein Volkshaufe einen Angriff auf einen Waffenladen gemacht, und ein Bekannter will in der Gelbstraße die Anfänge einer Barricade gesehen haben. Mit einem Worte: die Stadt ist in einer fieberhaften Aufregung und deßhalb, liebes Weibchen, wär' es recht gut, Du verschafftest uns Thee mit Rum, anstatt hier zu stehen und mit offenem Munde den Schreckensnachrichten zu lauschen.“

Sophie fiel ihrem Gatten um den Hals, drückte ihm einen Kuß auf die Lippen und eilte zur Thür hinaus, um das Abendbrot zu besorgen. Die beiden Freunde setzten sich unterdessen auf das Sopha und besprachen mit Ernst und Gründlichkeit, wie es weisen Männern geziemt, ihre eigenen und die öffentlichen Angelegenheiten.

Siebentes Capitel.

Der „Dustre Keller" war eines jener bedenklichen Locale, in welche ein anständiger Mann niemals den Fuß setzt, auch wenn er, ermüdet und durstig von einem langen Geschäftsgange, zur Frühstücksstunde daran vorüberkommt, und wohin auch junge Leute, die weniger Tugend als Lebenslust haben, nur zufällig einmal in der Nacht gerathen, wenn sie der Kobold des Unfugs weit ab von ihren gewöhnlichen Wegen in Regionen geführt hat, an die sie, wenn sie spät am nächsten Vormittage mit Kopfschmerzen aufwachen, nur eine sehr confuse und nebenbei keineswegs angenehme Erinnerung haben. Uebrigens lag der „Dustre Keller" in der Nebenstraße eines ganz fashionablen Quartiers, und machte, wie die meisten ähnlichen Locale, seine am Tage kaum wahrnehmende Existenz, nach Sonnenuntergang durch eine Laterne aus rothem Glase bemerklich, welche bis an den hellen Morgen die Straße hinauf- und hinabblickte und deren holder Schein für sehr Viele eine unwiderstehliche Anziehungskraft haben mußte. Wenigstens war während der angegebenen Zeit das Local fast immer mit Besuchern überfüllt.

So auch heute Abend. Es war kaum noch ein Platz zu haben in den vier oder fünf großen Räumen, aus welchen der „Dustre Keller" bestand. Elise, Bertha und Pauline, die drei Biermamsells, hatten ihre liebe Noth, wenn sie jedem durstigen Gast das gefüllte Seidel bringen und bei jedem sich wenigstens doch so lange aufhalten mußten, bis er ihnen in die Wangen gekneipt oder mindestens ein verbindliches Wort gesagt hatte. Vielleicht hielten diese traulichen

Zwiegespräche den raschen Gang des Geschäfts ein wenig auf, aber was ließ sich dagegen thun? Durstige Herren auf einer gewissen Bildungsstufe wollen nun einmal die hübsche (und nur möglicherweise vom Bier etwas feuchte) Hand, welche ihnen den Pocal credenzte, für einen Augenblick in der ihrigen halten und ein so natürliches Verlangen war in diesem Falle um so gerechtfertigter, als die drei Mädchen in der That sehr hübsch waren und dem Geschmack der Wirthin des „Dustern Kellers“ alle Ehre machten.

Frau Rosalie Pape war eine Dame im Anfang der fünfziger Jahre, an deren Erscheinung auf den ersten Blick nur der enorme Körperumfang auffallend war. Erst wenn man eine genauere Beobachtung anstellte, bemerkte man die Plumpheit der in Fett verquollenen Züge, die Kürze und Stumpfheit der Finger an den fleischigen weißen Händen, und nur der sehr scharfe Beobachter entdeckte, daß die braunen Haare, welche in reichlicher Fülle den Schädel der würdigen Matrone bedeckten, unmöglich echt sein konnten, und daß die kleinen hellblauen Augen trotz der Freundlichkeit, welche fortwährend die breiten Lippen umspielte, einen scharfen, stechenden, ja manchmal geradezu bösen und unheimlichen Ausdruck hatten.

Indessen, so genau zu beobachten, war durchaus nicht Sache der Gäste des „Dustern Kellers.“ Für sie war Frau Rosalie eine ganz charmante, prächtige Frau, unter deren Leitung der Ruhm des Locals heller als je strahlen würde, und sie freuten sich, wenn die treffliche Frau ihren Platz hinter dem Buffet verließ, um die Runde durch den Keller zu machen, hier einen Bekannten vertraulich auf die Schulter klopfte, dort einen Fremden willkommen hieß, hier ein enthusiastisches Lob über die Trefflichkeit des Biers huldvoll entgegen nahm, dort einen etwaigen Tadel dadurch zu entkräften suchte, daß sie das Glas des Klägers an den Mund führte und daraus einen Schluck that, der einem Feldwebel Ehre gemacht haben würde.

So war sie denn jetzt auch an ein paar Männer herangetreten, die in einer Ecke allein an einem kleinen Tische saßen und die Köpfe zusammensteckend sich im Flüsterton mit einem Eifer unterhielten, der

deutlich genug bewies, daß der Gegenstand ihres Gespräches von nicht ungewöhnlichem Interesse war.

„Nun, Schmenkelchen, wie geht's?“ sagte Frau Rosalie, die fette Hand auf die breite Schulter des starken Herrn im Sammetrock legend; „mir däucht, Ihr seht ein wenig echauffirt aus. Trinkt nur nicht zu viel, damit Ihr hernach Eure Kunststücke ordentlich macht. Ihr habt heute ein großes Publicum.

„Ich fürcht', ich werd' heute Abend nix Gescheidts mehr zusammenbringen;“ sagte der Direktor, dessen aufgedunsenes Gesicht sehr stark geröthet war, mit lallender Zunge.

„Aber, Schmenkel, Sie haben es ja versprochen!“ erwiderte Frau Rosalie und ihre Augen blickten nichts weniger als freundlich, „eine Liebe, wißt Ihr, ist der andern werth.“

„Mein Freund Schmenckel besinnt sich noch, verehrte Frau!“ sagte der andere Herr, ein junger Mann mit blonden Haaren und einer Brille über den scharfen blauen Augen; „er ist für den Augenblick nur etwas angegriffen von einem Rencontre, das wir vor einer Stunde unter den Akazien gehabt haben. Uebrigens freue ich mich ganz ausnehmend, verehrte Frau, daß ich durch Herrn Schmenckel Ihre neue Adresse erfahren habe; ich habe Sie nach Ihrer alten seit zwei Tagen in der ganzen Stadt vergeblich gesucht.“

Frau Rosalia Pape warf einen prüfenden Blick auf den Sprecher. Es lag in seiner ganzen Erscheinung und in seiner Art zu sprechen ein Etwas, durch welches sie sich angenehm berührt fühlte.

„Mit wem habe ich das Vergnügen?“ fragte sie.

„Ganz auf meiner Seite! Wollen Sie uns nicht für einen Augenblick die Ehre Ihrer Gesellschaft gönnen?“ sagte der junge Mann, Frau Rosalien den noch unbesetzten dritten Stuhl am Tische präsentirend; „mein Name ist Albert Timm — aus Grünwald — ich habe einen Empfehlungsbrief an Sie von einem alten Freunde, der Sie bestens grüßen läßt. Darf ich mir erlauben, dieses Document in Ihre schöne Hände zu legen?“ und Herr Timm überreichte der Dame einen unversiegelten Brief, den er aus einer sehr schäbigen Brieftasche genommen hatte.

Frau Rosalie schien über diese Mittheilung ein wenig betreten.

Sie warf abermals einen noch schärfer prüfenden Blick auf den Fremden, blickte dann in dem Raume umher, ob auch Niemand sie beobachtete, entfaltete den Brief, wandte sich so, daß das Licht der Gasflamme darauf fiel und las:

„Liebe Rosalie! Ueberbringer dieses ist ein sehr guter Freund von mir, dem Du unbedingt vertrauen kannst. Er wird Dir in Beziehung auf die *witzer Geschichte eine Mittheilung machen, daß Dir die Augen übergehen werden. Wenn Du und Jeremias ihm beistehen wollt, zweifle ich nicht, daß wir einem gewissen Erben zu seiner Erbschaft und uns zu einem Profit verhelfen können, der sich gewaschen hat. Adies! Es mag Dir immerhin wohl gehen, aber auch Deinem, Dich noch immer zärtlich liebenden T. G."

„Sie kennen die Hand?" fragte Herr Timm, als die Frau, nachdem sie den Brief zweimal sorgfältig gelesen, und dann nicht minder sorgfältig zusammengefaltet und in die Tasche gesteckt hatte, jetzt mit einem mißtrauischen Blick zu ihm aufschaute.

„Die Hand kommt mir allerdings bekannt vor," erwiderte sie.

„Na, das ist vorläufig die Hauptsache. Das Uebrige will ich Ihnen zur gelegenen Zeit schon sagen. Ich hoffe, daß Sie mir noch heute Abend das Vergnügen und die Ehre einer vertraulichen Unterhaltung gewähren. Ich bin überzeugt, daß wir noch vor morgen früh die besten Freunde sind."

Es war eine Zuversicht und Bestimmtheit in dem Auftreten des jungen Mannes, die, wenn sie auch für Gebildetere einen leisen Anflug von Unverschämtheit haben mochte, doch solchen rohen Seelen, wie Frau Rosalie, entschieden imponirte. Sie erwiderte den vertraulichen Druck von Herrn Timm's Hand und erhob sich, da gerade in diesem Augenblick eine der Heben des „Dustern Kellers" herantrat, zu melden, daß man am Buffet nach der Gebieterin verlange.

Herr Timm wandte sich wieder zu Director Caspar Schmenckel aus Wien, welcher so betrunken oder in seine Gedanken so vertieft war, daß er der Unterredung zwischen seinem Freunde und Frau Rosalie wenig oder gar keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte, und sagte, die abgebrochene Unterhaltung wieder aufnehmend:

„Ich begreife nicht, wie Sie auch nur einen Augenblick zweifeln

können. Ich sage Ihnen, wie Ihr Euch so einander gegenüber standet, fiel mir die Aehnlichkeit auf, obgleich ich in dem Augenblicke wahrhaftig nicht viel Zeit hatte, lange Beobachtuugen zu machen. Ich gebe zu, der Zufall ist ganz wunderbar, der Euch nach so vielen Jahren zum ersten Male, ohne daß Ihr von Eurer hochverehrlichen Existenz auch nur eine Ahnung habt, an diesem Orte und zu dieser Stunde zusammenbringt; aber was ist's denn weiter? ich habe allen Respect vor dem Zufall, denn er hat mir schon oft im Leben aus der Patsche geholfen, wenn's mit allem Verstand der Verständigen Matthäi am letzten war. Und dieser Zufall ist zu famos, als daß er nicht etwas mehr als bloßer Zufall sein sollte. Und was ist's denn schließlich so Wunderbares? Sie machen vor zweiundzwanzig Jahren einem wollüstigen Weibe den Hof und auch wohl noch etwas mehr als den Hof. Der Gemahl ist während der ganzen Zeit verreist und kommt nur nach Hause, um nachzusehen, wie groß die Hörner sind, die seine treue Gattin für ihn in Bereitschaft hat und sich nebenbei von dem Galan zum Fenster hinauswerfen zu lassen. Die Dame hat in ihrer Ehe nur ein Kind gehabt und dieses einzigen Kindes Alter stimmt auf ein Haar. Sie sind, sagen Sie, im September Achtzehnhundertfünfundzwanzig in Petersburg gewesen, und der Fürst ist Mai sechsundzwanzig geboren." —

„Woher wissen Sie denn das aber?" fragte Herr Schmenckel und kraute sich ungläubig den dicken Kopf.

„Ich sage Ihnen, Mann, daß ich es weiß. Das kann Ihnen doch genug sein. Und gesetzten Falls, der Bursche wäre Ihr Sohn nicht, so —"

„Aber warum sollt er denn halt nit mein Sohn sein?" rief Herr Schmenckel und schlug mit seiner schweren Faust auf den Tisch; „seh ich halt aus, als ob ich dazu nit im Stande wäre?"

Herr Timm nahm die Brille ab, wischte die Gläser rein, setzte sie sich wieder auf, schaute lachend in Herrn Director Caspar Schmenckels hochgeröthetes Gesicht und sagte gemüthlich:

„Hört mal, Alter, Ihr seid der pudelnärrischste Kauz, der mir in meinem Leben begegnet ist. Erst spreche ich mich vergeblich heiser, um Euch zu beweisen, daß Ihr der Vater von diesem hoffnungsvollen

Jüngling seid, und bei der bloßen Annahme, Ihr möchtet es nicht sein, werdet Ihr grob und prügelt mich am Ende noch durch. Ich wollte aber nur dies sagen: gesetzten Fall, der Bursche ist nicht Ihr Sohn, so kommt darauf auch nicht so viel an. Wir wollen vorläufig einmal auf den Busch klopfen, vorläufig einmal anfragen, ob sich die gnädige Frau Fürstin noch eines gewissen Herbstes in Petersburg erinnert und so weiter, und so weiter — ich setze meinen Kopf gegen einen hohlen Kürbis: wir jagen sie in's Bockshorn, daß ihnen die Rubel nur so aus den Aermeln fallen."

„Aber werden sie uns nicht die Polizei auf den Hals schicken?" meinte Herr Schmenckel tiefsinnig den Kopf schüttelnd.

„Pah! sie werden froh sein, wenn sich kein Dritter hineinmischt! Es giebt für Leute wie wir keinen besseren Bundesgenossen, als so ein schlechtes Gewissen — ich sage Ihnen, ich habe Erfahrung in diesem Fach."

Herr Schmenckel dachte über den verzwickten Fall so tief nach, daß ihm vor lauter Nachdenken (und nebenbei von dem vielen Bier) der Kopf glühte. Plötzlich kam ihm ein Gedanke, der, wenn auch nicht Licht in die räthselhafte Angelegenheit, so doch in den Charakter seines neuen Freundes werfen konnte.

„Aber," sagte er, „was habt denn nur Ihr eigentlich für ein Intereß an der ganzen Geschicht?"

„Pfui, Herr Director," antwortete Timm mit großer Indignation; eine solche Frage hätte ich Ihnen nicht zugetraut! Haben Sie mich nicht aus den Klauen der Soldaten gerettet? Wäscht eine Hand nicht die andere? giebt's auf der Welt nicht ein solches Ding, wie Dankbarkeit? Wenn Sie partout ein armer Teufel bleiben und auf den Jahrmärkten herumziehen wollen, während Sie von einer anständigen Pension von einigen tausend Rubeln jährlich in Ihrem eigenen Hause leben und in Ihrer eigenen Equipage fahren können — mir ist es recht! Verzeihen Sie, daß ich Sie mit diesen Dingen behelligt habe und lassen Sie uns von etwas Anderem sprechen."

„Aber so nehmen's doch Vernunft an," rief Herr Schmenckel ängstlich; „es fällt mir ja gar nit ein, es Ihnen irgendwie übel zu nehmen, daß Sie mich partout zu dem Vater von einem Fürsten

machen wollen. Aber daß ich einen so vornehmen Sohn hab und gleich's erste Mal, daß ich ihn erschau, sollt durchgewammst haben, das ist denn so erstaunlich, wenn Caspar Schmenckel es einem Andern erzählen thät, der glaubt's halt nimmer."

„Ich sehe nicht ein," sagte Timm, „weßhalb das um ein Haar erstaunlicher ist, als daß ich von den Tausenden in der Volksversammlung ganz zufälligerweise unter tausend andern Officieren dem Fürsten in den Weg laufen, ich ihn ganz zufälligerweise von früher her kenne, seinen Namen weiß, Ihnen den Namen nenne und Sie an den Namen eine Reminiscenz aus Ihrem Wanderleben knüpfen, die uns zu einer so unbezahlbaren Entdeckung verhilft. Ich kann Sie versichern, daß ich im Anfang fast eben so erstaunt gewesen bin, wie Sie, aber dergleichen dauert bei mir, Gott sei Dank, nicht lange."

Herr Timm warf sich in seinen Stuhl zurück und stocherte sich die Zähne. Herr Schmenckel betrachtete mit unendlicher Verwunderung, in die sich eine Art von Grauen mischte, den Mann, der sich selbst durch eine so außerordentliche Begebenheit nicht aus der Fassung bringen ließ. Herr Schmenckel war nicht der Mann, sich die Natur des Verhältnisses, in welchem er zu seinem neuen Freunde stand, klar zu machen, aber er hatte doch ein unbestimmtes Gefühl davon, und er verspürte, während er so auf ihn blickte, eine Anwandelung von dem Wunsch, den jungen Menschen durchzuprügeln oder ihn auf sonst irgend eine Weise für seine Ueberlegenheit zu strafen, ähnlich wie ein Elephant manchmal eine entfernte Ahnung von dem Vergnügen haben mag, welches es ihm gewähren würde, wenn er seinen Kornak vom Halse auf die Erde schleuderte und einige Minuten lang mit den Füßen auf demselben herumtrampelte. . .

. . . .

Es war mehrere Stunden später. In dem „Dustern Keller," in welchem es heute Nacht sehr lebhaft zugegangen war — die Zeit war eine aufgeregte, die Geister erhitzt und die Kehlen trocken, so daß überall, wo die Umstände es erlaubten, viel Bier getrunken und lange Reden gehalten wurden — waren nur noch wenige Gäste hier und da zerstreut, kleine Gruppen von drei und vier Personen —

Leute von zum Theil wunderlichem Aussehen, wie man sie nur in großen Städten und auch da bei Tage und auf der Straße selten oder nie erblickt, — Männer in schäbiger, manchmal phantastischer Kleidung mit verwüsteten und dennoch interessanten Gesichtern und mit Augen, die bald in Leidenschaft aufblitzten, bald stumpfsinnig in's Leere starrten — seltsame Gestalten, die, ohne daß sie den Mund aufthun, dem kundigen Auge lange Geschichten erzählen von stolzen Plänen und kindischen Thaten, von großen Talenten und noch größerer Lüderlichkeit, von hohem Stolz und tiefer Schande, von sinnloser Schwelgerei und nagendem Hunger, von unerhörten Anstrengungen eines Fleißes, der zu dem Schicksal des Sisyphus, und eines Ehrgeizes, der zu den Qualen des Tantalus verurtheilt ist, bis Fleiß und Ehrgeiz und jede Tugend, ja, jede Regung in dem Sumpfe apathischer Gleichgültigkeit versinkt. . . .

Doch auch diese Gruppen löſten sich allmälig auf; eine Flamme nach der andern wurde von den armen Mädchen, die schon seit einer Stunde hier und da in den Ecken, den hübschen Kopf auf den runden Arm gelegt, geschlafen hatten, ausgelöscht, und zuletzt war Niemand meht da als Herr Schmenckel, der auf einem der Sopha's seinen Rausch ausschlief, und zwei andere Herren, welche mit der Wirthin des Locals an einem runden Tischchen bei einer Flasche Champagner saßen. Der eine dieser Herren war Albert Timm aus Grünwald; der andere ein Mann in mittleren Jahren, der erst vor einer Stunde etwa gekommen und von Frau Rosalie Herrn Timm als der Bruder seines Grünwalder Wirthes, Herr Jeremias Gutherz, vorgestellt worden war, und den man seiner Kleidung und seinem ganzen Aussehen nach für einen kleinen Bürger in nicht unebnen Verhältnissen gehalten haben würde, für einen Gewürzkrämer vielleicht, oder Tabackshändler, wenn nicht in seinen schmalen, von dichten Brauen überschatteten Augen ein Etwas gelegen hätte, das anzudeuten schien: die Beschäftigung des Herrn sei keine ganz so harmlose, zum mindesten nicht immer eine so harmlose gewesen.

Die drei Personen hatten eine sehr eifrige Unterredung geführt, deren Resultat Herr Timm jetzt zusammenfaßte.

„Es handelt sich also um zweierlei,“ sagte er; „einmal, uns

einen Einblick in die Taufregister der St. Marienkirche, oder noch besser eine vidimirte Abschrift des Taufzeugnisses zu verschaffen, zweitens um die Auffindung der Hauptperson in dieser Komödie, ich meine des Herrn Oswald Stein."

„Woraus wissen Sie denn aber, daß er sich hieher wenden wird?" fragte der Mann mit den seltsamen Augen.

„Ich weiß es nicht, ich vermuthe es nur. Er schrieb mir vor acht Tagen aus Paris: er könne sich dort nicht mehr halten und müsse suchen, der Heimath näher zu kommen, so lange er die Reise noch bezahlen könne. Mir scheint es unzweifelhaft, daß er sich hierher gewandt hat, respective wenden wird, wo er, wie ich von ihm selbst weiß, schon als Student literarische Verbindungen der verschiedensten Art angeknüpft hatte und deßhalb noch am leichtesten hoffen darf, für sich und seine Holde Subsistenzmittel herbeizuschaffen. Nur glaube ich nicht, daß er unter seinem wahren Namen auftreten wird, um sich nicht etwaigen unangenehmen Begegnungen mit den Verwandten der Frau von Cloten, die ihm, wie ich weiß, überall nachspüren und ihn hier sicher sehr bald entdecken würden, auszusetzen. Die Erledigung dieses Punktes dürfte also die bei weitem schwierigste sein, wenn uns der Zufall, mein alter treuer Bundesgenosse, nicht hülfreich unter die Arme greift."

„Das Item überlassen Sie nur ruhig meinem Freunde hier;" sagte Frau Rosalie, dem Herrn mit den sonderbaren Augen die Hand vertraulich auf den Kopf legend; „und nun, ihr Herren, glaube ich, ist es Zeit, daß wir uns trennen. Morgen ist auch wieder ein Tag. — Ja, aber was fangen wir denn mit dem dicken Kerl da auf dem Sopha an, der heute für zwölf getrunken hat?"

„Wir werden ihn nach Hause bringen müssen, wenn Sie, schöne Frau, nicht ein Plätzchen für ihn in Bereitschaft haben;" — erwiderte Herr Timm mit einem bezeichnenden Blick.

„Sie Schäker!" sagte die Dame, Herrn Timm in die Wangen kneipend; „ich werde Ihm das lose Maul stopfen."

„Aber hoffentlich doch nur mit einem Kusse!"

„Sie loser Vogel!" rief die Frau und schien nicht übel Lust zu haben, das Mittel in Anwendung zu bringen.

Herr Timm mußte das fürchten, denn er wandte sich plötzlich zu Herrn Schmenckel und fing an, ihn erst schwächer, dann stärker und zuletzt aus allen Leibeskräften zu schütteln.

„Uff,“ lallte der Riese im Schlaf: „laßt mich los, ich will schon mit dem Bub' fertig werden.“

„Was will er?“ sagte der Herr mit den sonderbaren Augen.

„O, er schwatzt im Schlaf,“ sagte Herr Timm; „geben Sie mir einmal ein Glas Wasser, Elischen, ich glaube, das wird ihn am ersten zu sich bringen.“

Endlich stand der Koloß aufrecht da, aber nicht ohne zu schwanken, wie ein Leuchtthurm im Sturm. Indessen konnte er sich doch auf den Füßen halten und da Herr Gutherz zufällig seine Wohnung wußte, so schien die Aufgabe, ihn dorthin zu escortiren, wenigstens ausführbar. Herr Timm faßte ihn unter den einen, der Mann mit den sonderbaren Augen unter den andern Arm und so gelangten sie, wenn auch nicht ohne einige Mühe, die Kellertreppe hinauf, auf die Straße.

Die Nacht war so finster, wie eine Nacht, in welcher kein Stern am Himmel sichtbar ist, nur sein kann. Der Wind wehte in klagenden Stößen durch die öden Straßen und drohte ein paar Gaslichter, die noch brannten, ebenfalls auszulöschen. Herr Schmenkel kam in der frischen Luft wenigstens so weit zu sich, daß er seine Begleiter zärtlich umarmte, ihnen ewige Freundschaft schwur, und jedem hunderttausend Silberrubel versprach, sobald es sich als sicher herausgestellt, daß der Fürst Waldernberg, den er heut' unter den Akazien durchgeprügelt, wirklich sein Sohn sei. So gelangten sie endlich in die Straße und an das Haus und schließlich auch in das Stübchen des Hintergebäudes, in welchem Herr Direktor Caspar Schmenkel aus Wien seine temporäre Residenz genommen hatte. Herr Schmenckel taumelte auf sein nicht eben allzu luxuriöses Lager; und seine beiden Begleiter entfernten sich, nachdem Herr Jeremias mit einer Blendlaterne, die er zu Timms nicht geringerer Verwunderung aus der Tasche zog, in alle Winkel des Zimmers geleuchtet, wo sonderbare Geräthschaften: eiserne Kugeln, Kugeln von Messing, Flitterkram, Stangen und Stäbe von allen Sorten, Trommeln und Trompeten u. dergl. in wüster Unordnung aufeinandergeschichtet waren.

„Nun müssen Sie das Maß Ihrer Güte voll machen,“ sagte Timm, als sie wieder auf der Straße standen, „und mir sagen, wie ich nach Hause komme. Ich wohne —“

„Weißes Roß in der Falkenstaße Nr. 43, nach hinten;“ unterbrach ihn Herr Jeremias Gutherz, indem er seine Laterne verschloß und in die Tasche steckte.

„Sind Sie des Teufels,“ rief Herr Timm, unwillkürlich einen Schritt zurücktretend. „Wie können Sie meine Wohnung wissen, die ich hier noch Niemand gesagt habe?“

„Glauben Sie, daß ein so bedeutender Redner der Volksversammlung unter den Buden uns lange unbekannt bleiben kann?“ meinte Herr Gutherz.

„Uns? wer ist uns?“ fragte Timm.

„Das kann Ihnen gleich sein. Jedenfalls möchte ich Ihnen den Rath geben, Ihre Redeübungen lieber innerhalb Ihrer vier Pfähle zu halten, schon unserer Angelegenheit wegen, die arg in's Stocken gerathen möchte, wenn einer von uns, Sie zum Beispiel, eingesteckt würde.“

„Pah,“ sagte Timm, „glauben Sie denn, daß mir etwas an dem Ruhm eines politischen Märtyrers liegt? Ich habe den Leuten eine Rede gehalten, weil ich überhaupt gern rede, und zweitens, weil ich mich über die Spatzenköpfe ärgerte.“

„Desto besser;“ sagte der Andere trocken.

Timm warf, indem sie eben jetzt unter einer Gaslaterne hinschritten, einen Blick auf seinen Begleiter und der räthselhafte Ausdruck der Augen des Mannes, und die Blendlaterne, und das „Uns“ wurde ihm plötzlich klar.

„Entschuldigen Sie, Herr Gutherz,“ sagte er: „ich glaube von Ihrem Herrn Bruder gehört zu haben, daß Sie ein sehr geschätztes Mitglied der geheimen Polizei sind. Ist dem so?“

Der Mann mit den sonderbaren Augen lächelte:

„Ihr seid ein schlauer Fuchs!“ sagte er, „und habt eine verdammt feine Nase. Mein Bruder hat's Euch nun freilich nicht gesagt, denn der weiß nichts davon, und Rosalia auch nicht, denn die weiß es freilich, hat aber ihre Gründe, reinen Mund zu halten; also —“

„Wird's mir wohl der Teufel gesagt haben," unterbrach ihn Timm, dem diese gelungene Probe seines Scharfsinns die alte Sicherheit wiedergegeben hatte. „Ich glaube, ich hätte es in Eurem Fache weit bringen können."

„Das käme vielleicht nur auf Sie an."

„Wie so?"

Der Mann mit den seltsamen Augen antwortete auf diese Frage nicht, sondern sagte, als sie jetzt an einer Ecke angekommen waren:

„Das ist Ihre Straße. Ich komme heute Vormittag um elf Uhr zu Ihnen. Da wollen wir denn die Angelegenheit weiter besprechen."

Die Männer trennten sich. Ihr Fußtritt verhallte in den einsamen Straßen, während über die hohen Dächer schon das graue Morgenlicht herüberlugte.

Achtes Capitel.

In einem sehr stattlichen Zimmer der Belletage des Hôtel garni in der langen Straße saßen am Abend des folgenden Tages Melitta und Oldenburg auf dem Sopha. Auf dem Tische brannte eine Lampe; angezündete Lichter standen auf dem Spiegeltischchen und auf dem Sims des Kamins. Frau von Berkow erwartete heute Abend noch mehr Besuch und Oldenburg hatte nur das Recht des Hausfreundes, vor der bestimmten Zeit zu kommen, in Anspruch genommen.

„Ich finde, Du bist heute Abend sehr schweigsam, Adalbert!" sagte Melitta, die Arbeit, an der sie genäht hatte, auf den Tisch legend und sich mit einem freundlichen Lächeln zu Oldenburg wendend: „ich schwatze Dir von den Kindern vor, wie kräftig der Junge geworden ist und wie hübsch Czika in den modernen Kleidern aussieht und Du schaust d'rein, wie — nun wie nun gleich?"

„Wie der Ritter von der traurigen Gestalt, ohne Zweifel; wenig-

stens fühle ich mich so von dem Scheitel bis zur Sohle," erwiderte Oldenburg aufstehend und einen Gang durch das Zimmer machend.

„Daß ich nicht wüßte!" sagte Melitta; „ich dachte, Du nähmest Dich in diesem braunen Paletot ganz besonders stattlich aus."

„Ohne Scherz, Melitta; ich bin in der That in einer traurigen Gemüthsverfassung."

„Das ist ein allerliebstes Compliment für mich, die ich nur Dir zu Liebe — hören Sie wohl, mein Herr, nur um Ihnen eine, wie ich hoffte, angenehme Ueberraschung zu bereiten — aus meinem traulichen Nest die lange Reise mit den Kindern hieher mache in diese langweilige Stadt; Ihnen zu Liebe, damit wir uns unbeobachtet sehen und sprechen können, Chambres garnies genommen habe, wie eine Pächtersfrau, und die ich mir für alle diese, wie ich jetzt wohl sehe, verschwendete Liebe und Güte am Ende noch sagen lassen muß: Du hättest auch wohl zu Hause bleiben können."

„Willst Du es glauben, Melitta, daß mir dieser Gedanke wirklich gestern und heute schon ein paar Mal gekommen ist?"

„Das ist stark!" erwiderte Melitta und man sah es ihrem Gesicht an, daß sie im Augenblick nicht wußte, ob sie die Worte Oldenburg's für Wahrheit oder für Scherz nehmen sollte."

Der Baron ließ sie nicht lange in dieser Ungewißheit; er setzte sich wieder zu ihr, ergriff ihre Hand und sagte:

„Liebe Melitta, meine Worte klingen sehr hart, aber frage Dich selbst, ob ich als Mann nicht so fühlen und denken muß. Daß ich Dir für Deine Güte in tiefster Seele dankbar bin, brauche ich Dir nicht zu versichern, denn das weißt Du, solltest Du wenigstens wissen. Auch daß Du für mich Deinen guten Ruf auf's Spiel setzest, schlage ich so hoch eben nicht an, denn es ist ein jämmerlich Ding um das Urtheil der Welt; ich hab's mein Lebenlang verachtet und Du hast etwas ganz Anderes, was mich hindert, rechte Freude an diesem Wiedersehen zu haben; und ich will es Dir offen sagen, was dieses Etwas ist. Sieh, Melitta, es ist dem Manne angeboren, daß er für das, was er liebt, auch sorgen und schaffen will, ja noch mehr, daß er die Geliebte in einer gewissen Abhängigkeit von sich sehen will, ich meine: abhängig von seiner Kraft, seinem Muth, seiner Einsicht. An der Unmöglichkeit,

das Verhältniß so zu gestalten, ist manche starke Liebe schon gestorben, verzehrt sich manche starke Liebe. So auch meine Liebe zu Dir. Ich kann, wie die Sache jetzt liegt, nur, so zu sagen, im Vorbeigehen für Dich leben, sorgen und schaffen, nicht zu jeder Stunde, jeder Minute, wie ich es wünsche, wie ich es muß, wenn ich glücklich sein will. Auf dem Lande, wo wir, die Nachbarn, ungestört und unbelauscht oft halbe Tage lang beisammen sein konnten, ging es noch: und dennoch war das Gefühl der Halbheit doch so peinlich für mich, daß ich den politischen Verhältnissen dankbar war, und gern nach Paris ging, um mir einbilden zu können, es läge zwischen Dir und mir nur die Entfernung und weiter nichts. Hier nun aber, in dieser großen Stadt, überkommt mich das leidige Gefühl mit doppelter Gewalt; ja, es ist, als ob der Moment, in welchem wir uns hier getroffen haben, ausgesucht wäre, mir das Verkehrte, das Geschraubte, das Unnatürliche unseres Verhältnisses so recht zu Gemüthe zu führen. Wir stehen hier auf einem Vulcan, der jeden Augenblick zum Ausbruch kommen kann. Schon schwankt der Boden unter unsern Füßen und ehe noch viele Tage vergehen, werden wir unerhörte Dinge erleben. Ich zittere nicht vor der Entscheidung; im Gegentheil, ich sehne sie herbei, denn sie ist nothwendig und wird für uns zum Heile ausschlagen. Aber um in den Tagen der Noth und Gefahr, die über unser Volk hereinbrechen, fest zu stehen, um ein ganzer Mann nach außen sein zu können, muß ich erst in mir selbst zur Ruhe kommen, und das kann ich unter diesen Verhältnissen nicht, das kann ich nur, wenn Du mein Weib bist, Melitta, wenn ich uns Eines weiß, wenn ich weiß, daß ich für Weib und Kinder rede, handle, kämpfe und, wenn es sein muß, falle. Melitta! in meinem, in Deinem, in unser Aller Namen, willst Du, nachdem ich mehr Jahre um Dich gefreit habe, als Jacob um Rahel, — willst Du endlich mein Weib sein?"

Des Barons Stimme zitterte, obgleich er sich augenscheinlich Mühe gab, so ruhig und überzeugend wie möglich zu sprechen. Er hatte sich noch zu Melitta gebeugt, die ihr schönes Haupt tief gesenkt hatte. Als er schwieg, blickte sie auf und zeigte Oldenburg ein bleiches, thränenüberströmtes Gesicht. Sie sagte mit leiser Stimme:

„Wollte Gott, Adalbert, ich könnte Dir, wie ich um Deinet-, um meinet-, um unser Aller willen, wünsche und möchte, mit Ja antworten."

„Weßhalb kannst Du es nicht?"

„Du weißt es."

„Aber, Melitta, soll denn die Erinnerung an diesen Mann, den Du unmöglich noch lieben kannst, von dem Du selbst sagst, daß Du ihn nicht mehr liebst, uns ewig trennen! Hast Du Dein Unrecht, wenn es unrecht war, dem Zuge eines Herzens, das sich frei wußte, zu folgen, — nicht durch tausend Thränen gesühnt? Bist Du mir nicht noch, was Du mir immer warst? Und, wenn denn doch einmal zwischen uns abgerechnet werden soll, hast Du mir, wenn Du mich würdigst, Dein Gatte zu sein, nicht mehr zu vergessen und zu verzeihen, als ich Dir? Ist es vernünftig, die Frau zu dem Opfer eines rigorosen Sittengesetzes zu machen, über das sich der Mann mit Leichtigkeit hinwegsetzt? Wer hat dies unvernünftige Gesetz geschaffen? Nicht ich, noch Du — was sollen denn Du und ich sich ihm beugen? Ich sage Dir, der Tag der Freiheit, der heraufdämmert, wird diese und noch manche Satzung, die ein finsterer Mönchssinn ausgrübelte, die Natur zu knebeln und zu quälen, aufheben und die Blätter, auf denen sie verzeichnet stehen, in alle vier Winde wehen."

„Wenn dieser Tag kommt — und wenn er mir kommt," erwiderte Melitta; „ich will ihn mit freudigem Herzen begrüßen. Wenn es wirklich ein Wahn ist, der mich hindert, in Deine Arme zu fliegen und zu sprechen: nimm mich, ich will Dein sein nun und immerdar! — habe Mitleid mit mir! ich leide ja eben so viel darunter, wie Du; aber Adalbert: ich bin ein Weib; und das Weib kann wohl auf den Tag der Erlösung hoffen und harren, aber für diesen Tag kämpfen, wie ihr, kann es nicht. Und bis dieser Tag kommt, bis ich mich so frei fühle, wie ich mich fühlen muß, wenn ich mit Ehren die Deine sein will, muß es bleiben, wie es ist."

Melitta hatte dies mit einer leisen und traurigen, aber doch festen Stimme gesagt, und Oldenburg fühlte, daß es Grausamkeit sei, weiter in sie zu dringen. Er nahm ihre Hand küßte sie und sate:

„Laß es gut sein, Melitta! Ich bin geduldig; ich weiß, daß Du mich nicht aus Eigensinn diese Qualen dulden läßt. Das ist genug. Und dann: der Tag der Erlösung, den Du erharrst und für den wir kämpfen, er muß ja doch einmal kommen."

In diesem Augenblick wurde die Thür geöffnet und der alte Baumann meldete den erwarteten Besuch an. Melitta fuhr sich mit dem Taschentuche über die Augen, während Oldenburg Sophie entgegenging, die von ihrem Gatten und Bemperlein escortirt, so eben zur Thür hereintrat.

Melitta und Sophie sahen sich heute Abend zum ersten Male, aber man merkte nichts von der Förmlichkeit einer ersten Begegnung. Einmal hatten die beiden Damen von einander (besonders Sophie von Melitta) so oft und so viel gehört, daß sie sich selbst bis auf die Details der äußern Erscheinung bekannt waren, und dann lag es in dem Wesen Beider, sich da, wo sie sich sympathetisch berührt fühlten, ohne alle Ziererei vertrauensvoll hinzugeben. Dennoch betrachteten sie sich natürlich, während sie sich die Hand reichten, und die ersten Worte wechselten, mit nicht geringer Aufmerksamkeit, wobei denn Sophie die Bemerkung machte, daß Melitta viel weicher und milder erschien, als sie sich die vornehme Dame vorgestellt hatte, und Melitta umgekehrt, daß Sophie lange nicht so ernst und athenenhaft drein schaute, wie nach Bemperlein's Beschreibung die kluge, geistreiche Tochter des Geheimraths drein schauen mußte. Auch den Baron Oldenburg sah Sophie heut zum ersten Male, ebenso wie er sie, und sie warf vom Sopha aus manchen prüfenden Blick nach dem langen schwarzen Mann, der in der Mitte des Zimmers mit den beiden Herren plauderte, während er ebenso von seinem Standpunkte aus die beiden Damen beobachtete und fand, daß sie in der üppigen Fülle des gleicherweise weichlockigen Haares und in dem Schnitt und Ausdruck der großen Augen eine gewisse Aehnlichkeit hatten, wie zwei Rosen, von denen die eine dunklere, vollere, den schönen Kelch vollkommen erschlossen hat, während die andere hellere, die zarten gefärbten Blätter eben erst zum Licht des Tages entfaltet.

Wie sich von selbst versteht, war Sophie vor allem begierig, zu sehen, wie sich Oldenburg und Melitta gegen einander benehmen würden, denn sie hatte sich, trotz Bemperlein's Betheuerungen, nicht ausreden lassen, daß zwischen den Beiden ein intimes Verhältniß bestehe; aber Melitta war zu sehr Dame der großen Welt und Oldenburg beherrschte sich zu sehr, als daß sie den Ton achtungsvoller Höflichkeit nicht vollkommen hätte treffen sollen.

An Stoff zur Unterhaltung konnte es in diesem Kreise nicht fehlen, zumal in diesen aufgeregten Tagen, wo eine fieberhafte Unruhe in den Geistern Aller wühlte, weil auf Alle der Schatten, welchen die großen Ereignisse immer vor sich herwerfen, gleicherweise drückte. Franz war kein Politiker im eigentlichen Sinne. Seine Neigung für die Künste, welche im Anfang seine Kräfte zu zersplittern drohte und dann das Studium seiner herrlichen Wissenschaft, in welchem er zuletzt die Ruhe und Befriedigung fand, die seiner harmonischen Seele Bedürfniß war, hatten ihm für die Politik wenig Zeit gelassen; aber er war in jeder Beziehung freisinnig, und überdies hatte ihm sein Beruf vielfach Gelegenheit gegeben, die Bedürfnisse des Volks an der Quelle kennen zu lernen, und ihm so die tiefe Ueberzeugung von der absoluten Nothwendigkeit einer Umgestaltung der socialen Verhältnisse eingeflößt. Daß diese letztere ohne vorhergegangene Umwälzung der politischen nicht wohl bewerkstelligt werden könne, war ihm, der den Blick mehr auf das Einzelne gerichtet hatte, nicht ebenso klar geworden. „Ich bin im Herzen Republicaner," pflegte er zu sagen; aber ich trage kein Verlangen danach, die Republik proclamirt zu sehen, weil ich nicht glaube, daß uns das eben wesentlich weiter bringen wird, so lange wir das Uebel nicht bei der Wurzel erfassen. Des Uebels Wurzel sehe ich aber in dem dumpfen Pfaffenglauben, welcher die Natur auf den Kopf stellt und die Menschen statt zu freien Bürgern dieser Erde zu Heloten einer supernaturalistischen Welt erzieht, und anstatt die Solidarität der Interessen aller Menschen zu proclamiren, — eine These, welche die Vernunft begreifen und die Thatkraft üben kann, — dunkel von einer allgemeinen Bruderliebe lallt, gegen die sich, in dem Sinne wenigstens, wie man sie geist- und sinnlos von tausend Kanzeln und Kathedern predigt, jedes gesunde Gefühl sträubt."

Franz sprach seine Ansichten auch heute Abend gegen Oldenburg aus, aber er fand in diesem einen entschieden Gegner.

„Ich glaube, Herr Doctor," sagte er, „daß Sie dabei die Wirkung, welche ein nach den Principien der Vernunft geordnetes öffentliches Wesen — res publica, meine Damen, nannten es die Römer, und weil diese Bezeichnung die Sache am besten deckt, kommen die

modernen Völker, welche aus dem geheimen Wesen, oder vielmehr der geheimen Verwesung des Polizeistaates ein freies und fröhliches Leben machen wollen, immer wieder auf dieselbe zurück — ich glaube, sage ich, daß Sie den Unterschied zwischen einer vernunftgemäßen und einer unvernünftigen Staatsform doch zu gering anschlagen. Abgesehen davon, daß die persönliche und, so zu sagen, materielle Freiheit die freie Bewegung auf den geistigen Gebieten nothwendig im Gefolge hat, so wird auch ganz gewiß die verderbliche Wirkung vernunftwidriger Religionslehren in der Republik viel geringer sein, als in einem absoluten Staate, gerade so wie schädliche Dünste, die in einem geschlossenen Raume vielleicht tödtlich sind, in der freien Luft ohne Gefahr eingeathmet werden können. Und dazu kommt noch dies: in einem Staate, der despotisch regiert wird, ist es nur zu gewiß, daß die weltliche Tyranney mit der geistlichen ein Schutz- und Trutzbündniß eingeht, was in einem freien Staate, wo die Gewalt in aller Händen ruht, nicht wohl möglich ist. Das Muckerthum in England zum Beispiel (obgleich ich England keineswegs als einen freien Staat im höchsten Sinne des Wortes ansehe) flüchtet sich in einsame Fabrikdistricte, oder bildet in den Städten obscure Conventikel, um die sich schließlich Niemand kümmert; bei uns ist es eine Macht, deren furchtbare Wirkung wir alle gefühlt haben, ein Gift, das sich in allen Adern des Staatskörpers verbreitet und jede gesunde Kraft paralysirt. Um es mit einem Worte zu sagen: in einem freien Staate kann der Einzelne noch so krank sein, aber das gemeine Wesen ist und bleibt deßhalb doch ein Gemeinwohl; in dem Polizeistaate giebt es wohl gesunde Private, aber das gemeine Wesen ist nur eine große allgemeine Krankheit. Ich möchte, Sie hätten die Verhandlung mit angehört, die ich in Paris mit Berger über die schwere Noth einer Zeit geführt habe, die beinahe nur noch problematische Naturen hervorbringt."

„Wo ist der Professor?" fragte Bemperlein; „ich hatte der Frau Doctor Hoffnung gemacht, den alten Freund ihres Vaters heute Abend hier zu sehen."

„Ich weiß es nicht," erwiderte Melitta; „wissen Sie es nicht, Oldenburg?"

„Nein; ich habe ihn auf der Volksversammlung unter den Buden von meinem Arme verloren und konnte ihn im Gedränge nicht wieder finden. Ich glaube indessen sicher, daß er noch kommt."

„Problematische Naturen," sagte Franz, der in Gedanken verloren, den letzten Theil des Gespräches überhört hatte; „wissen Sie, Herr Baron, daß ich diesen Göthe'schen Ausdruck, als ich ihn — in diesem Sommer war es — zum ersten Male vernahm, in Verbindung mit Ihrem Namen hörte und zwar aus dem Munde eines Mannes, der mir sehr theuer gewesen ist und an dem auch Sie, so viel ich weiß, großen Antheil genommen haben? — Sie brauchen nicht ungeduldig mit den Fingern auf den Tisch zu trommeln, Bemperlein, ich weiß, daß Sie sich, ganz gegen Ihre sonstige fromme Denkungsart, in einen höchst unfrommen Haß gegen Oswald Stein hineingeredet haben, und ich erwähne unseres gewesenen Freundes hier auch nur, weil er mir, ebenso wie sein Lehrer Berger, immer als ein Typus der problematischen Naturen erschienen ist."

Da Franz von dem Verhältniß Oswald's zu Melitta, zu Oldenburg und zu Bemperlein auch nicht die mindeste Ahnung hatte, so entging ihm natürlich die Röthe, welche so plötzlich in Melitta's Wangen aufflammte, daß sie sich, dieselbe zu verbergen, tief auf ihre Arbeit beugte; und die Heftigkeit, mit welcher Bemperlein sagte: „Ich dächte, Franz, dieser Mensch wäre einer Erwähnung gar nicht mehr werth;" reizte ihn nur zum Widerspruch.

„Denken Sie das auch, Herr Baron?" sagte er, sich zu Oldenburg wendend; „sollten Sie auch einen Menschen schonungslos verdammen, dessen größtes Unglück es vielleicht ist, in dieser Zeit geboren zu sein?"

„Nein," sagte Oldenburg ruhig und ernst; „ich habe das alte Wort, daß wir nicht richten sollen, um nicht selbst gerichtet zu werden, nicht vergessen. Ich habe stets die herrlichen Gaben, mit welchen die Natur jenen Mann verschwenderisch ausgestattet hat, aufrichtig bewundert, und es stets lebhaft bedauert, wie ich es denn noch bis zu diesem Augenblick thue, daß ein so reicher Geist, wie ein allzu üppig emporgeschossener Baum, nur taube Blüthen tragen sollte, von denen keine sich zur Frucht entwickelt."

Während Oldenburg so sprach, hatten seine Augen fest auf Melitta geruht, die jetzt ihr Antlitz wieder erhoben hatte und ihn ihrerseits so prüfend anblickte, als wollte sie ihm bis auf den Grund der Seele schauen. Franz interessirte sich für Oswald noch immer zu sehr, als daß ihn Oldenburg's Worte nicht innig hätten erfreuen sollen. Er erwiderte deshalb in seiner lebhaften herzlichen Weise:

„Ich war überzeugt, daß Sie so über Herrn Stein urtheilen würden. Weiß ich doch aus Stein's eigenem Munde manche Aeußerungen von Ihnen, die mir bewiesen, ein wie tiefes Verständniß Sie für seinen Seelenzüstand hatten, und zeigte mir doch Ihre Intimität mit Berger, daß Sie ein Arzt sind für die Kranken, nicht aber für die Gesunden, Bemperlein, die bekanntlich keines Arztes bedürfen. Berger und Stein sind zwei Naturen, die sich in Anlagen, Temperament und Charakter in überraschender Weise gleichen. Wie hätten sie, die sich an Jahren so verschieden sind, auch sonst so schnell innige Freundschaft schließen können — eine Freundschaft, die, fürchte ich, mehr als Alles dazu beigetragen hat, in Stein die ausschweifenden Ideen zu nähren und zu befestigen, die ihn über kurz oder lang zum Wahnsinn oder Selbstmord führen müssen.“

„Aber Sie sehen doch, Franz,“ sagte Bemperlein, der in Beziehung auf Oswald immer ganz besonders hartnäckig war, „daß Berger den Alp seiner Krankheit, die jedenfalls mehr physische als psychische Ursachen hatte, glücklich von sich abgeschüttelt, und dadurch allein bewiesen hat, daß in ihm eine ganz andere Kraft steckt, wie in Stein.“

„Den Tag nicht preise, bevor der Abend kommt!“ erwiderte Franz, „ich wünsche natürlich so lebhaft, wie Jeder von Ihnen, daß der Professor vollständig genesen sei, aber ich kann als Arzt nicht anders sagen, daß ich einen Rückfall keineswegs für unmöglich halte, und wenn ich nicht sehr irre, Bemperlein, so erwähnten Sie noch gestern Abend, daß mein verstorbener Schwiegervater sich genau so über seinen Zustand ausgesprochen habe.“

„Aber das wäre ja entsetzlich!“ sagte Melitta.

„Ich behaupte nicht, gnädige Frau, daß es so kommen wird, ich sage nur, daß es so kommen kann.“

„Haben Sie an Berger in der letzten Zeit etwas Besonderes bemerkt?“ fragte Melitta, zu Oldenburg gewandt.

„Ja,“ sagte dieser nach einigem Bedenken, „ich kann es nicht leugnen, daß mir in den letzten Tagen sein Wesen viel aufgeregter vorgekommen ist. Seit der Februar-Revolution, an der wir, wie Ihnen bekannt sein wird, thätigen Antheil genommen haben, scheint eine fieberhafte Ungeduld in ihm zu wühlen, die mich oft an die Unruhe eines Löwen erinnert hat, der grollend hinter seinem Käfiggitter rastlos auf- und abgeht. Die Minuten werden ihm zu Stunden, die Tage zu Wochen. Vergeblich, daß ich ihn daran erinnere, die Geschichte der Ideen zähle nach Jahrtausenden. „Ich habe keine Zeit,“ ist seine stete Antwort; „wenn Sie, wie ich, vierzig Jahre durch die Wüste gewandert wären, würden Sie die Sehnsucht des müden Pilgers, nur einmal die Luft des gelobten Landes der Freiheit zu athmen, begreifen. Dieses Zaudern und Zagen, dieses Schwanken und Wanken werden mich noch zur Verzweiflung bringen.“ — Aber meine Herren, was ist das?“

Alles lauschte. Von ferne her kam, das Rasseln der Wagen übertönend, ein gleichförmig zitternder dumpfer und doch starker Ton.

„Es ist der Generalmarsch,“ sagte Oldenburg und sein Wangen rötheten sich; „ich kenne den Klang, gerade so schallte er am Abend des dreiundzwanzigsten Februar den Boulevard des Capucines herauf:

Oldenburg hatte diese Worte kaum gesprochen, und die Gesellschaft erhob sich eben, um an die Fenster zu treten, als die Thür heftig aufgerissen wurde und ein Mann in das Zimmer stürzte, in dem man Berger kaum noch wieder erkennen konnte. Sein langes graues Haar hing in wahnsinnigen Streifen um sein Haupt; Gesicht und Bart waren mit Blut besudelt, das aus einer Wunde auf der Stirn zu kommen schien; sein Rock war hier und da zerfetzt, als wenn scharfe Instrumente hineingeschnitten oder gestochen hätten. Seine Augen glühten, sein Athem keuchte, als er jetzt, dicht an den Tisch herantretend und die Gesellschaft anstarrend mit heisern Tönen rief:

„Auf! auf! Ihr sitzt und schwatzt, während draußen Eure Brü-

der und Schwestern gemordet werden! Auf! auf! mit diesen unsern bloßen Händen wollen wir ihre Bajonnette auseinanderschlagen und die Henkersknechte erwürgen.“

„Er wird ohnmächtig,“ rief Franz, indem er Berger, der schon während er sprach, wie ein Trunkener geschwankt hatte und jetzt zusammenbrach, in den Armen auffing.

Die Männer sprangen hinzu und trugen den Ohnmächtigen auf das Sopha.

„Etwas Eau de Cologne, gnädige Frau,“ sagte Franz; „danke, ängstigen Sie sich nicht, es hat diesmal noch nichts zu sagen, aber ich fürchte für die Zukunft.“

Die Gesellschaft umstand den Kranken, dessen Athemzüge ruhiger wurden, in dem Maße, als draußen der Generalmarsch in der Ferne verhallte.

Neuntes Capitel.

Während die kleine Gesellschaft in den Zimmern der Frau von Berkow in der Beletage so plötzlich und so fürchterlich aus ihrer Ruhe aufgeschreckt wurde, saß auf einem Zimmer in der dritten Etage eine junge Dame, die vor einigen Stunden mit ihrem Gatten (dafür nahm man wenigstens den jungen Mann, der sie begleitete) in dem Hause angekommen war. Da auf den Reiseeffekten „Paris“ stand und der Herr mit der Dame französisch gesprochen hatte, so nahm man im Hause an, daß es Franzosen seien, um so mehr, als das Hôtel gerade von Franzosen sehr stark frequentirt wurde. Frau Hauptmann Schwarz, die Besitzerin des Hôtels hatte selbst die Fremden auf ihr Zimmer geführt und da die junge Dame angegriffen und leidend aussah, theilnehmend gefragt, ob sie etwas für Madame thun könn? Der junge Mann (die Dame öffnete nicht einmal den Mund) hatte gebeten, Thee zu besorgen und im Uebrigen alle Dienstleistungen abgelehnt. Bald darauf war der junge Mann ausgegangen.

Er war kaum fünf Minuten fort, als eine Droschke, die seit dem Augenblick, wo die Fremden gekommen waren, ein paar Schritte die Straße weiter hinauf gehalten hatte, vor dem Hause vorfuhr. Ein junger Mann stieg aus und fragte den Portier, ob ein Herr und eine Dame, die vor einer Viertelstunde etwa aus Paris gekommen sein müßten, zu Hause seien? Als der Portier antwortete, daß der Herr so eben mit dem Bemerken, er werde in einer Stunde etwa wieder kommen, das Haus verlassen habe, Madame aber, so viel er wisse, sich auf ihrem Zimmer befinde, bat der junge Mann, ihn unverzüglich zu ihr zu führen. Der Portier — ein vielerfahrener Mann — sah, daß der junge Mann, der übrigens offenbar den höheren Ständen angehörte, sehr aufgeregt war, und da ihm neun Uhr Abends nicht die ganz geeignete Zeit schien, eine Dame, die noch dazu allein auf ihrem Zimmer war, in einem ehrbaren Hôtel garni aufzusuchen, sagte er, er glaube nicht, daß die Dame noch zu sprechen sei; ob der Herr nicht lieber morgen früh wiederkommen wolle?

„Ich habe es sehr eilig," sagte der junge Mann; „ich — ich muß die junge Dame in — Familienangelegenheiten sprechen. Wollen Sie nicht einmal nafragen, ob sie nicht noch Besuch empfängt, und ihr —" er besann sich einen Augenblick — „und ihr diese Karte bringen."

Bei diesen Worten nahm er ein kleines Etui aus der Tasche und gab dem Portier eine Karte. Auf derselben stand: Adolf von Breesen.

Die Hand des jungen Mannes zitterte so sehr, als er die Karte hinreichte und sein Gesicht war so blaß und verstört, daß der Portier mehr wie je überzeugt war, die Sache sei nicht richtig und die Zusammenkunft des Herrn von Breesen mit der französischen Dame könne nur auf Kosten des ausgegangenen Herrn stattfinden.

„Was will ich denn," sagte er, „da hängt ja der Schlüssel; sie sind alle Beide ausgegangen."

Der junge Mann hielt das Etui noch in der Hand.

„Ich bin überzeugt," sagte er, indem er ein Goldück aus dem Etui nahm und es dem Portier in die Hand drückte, „daß die Dame zu Hause ist und daß sie mich empfangen wird, wenn Sie ihr die Karte bringen."

Der Portier war ein ehrlicher Mann, aber er hatte eine zahlreiche Familie und mußte morgen das Schulgeld für die beiden ältesten Kinder bezahlen.

„Drei Treppen, die zweite Thür auf dem Corridor links," sagte er mürrisch.

Der junge Mann ließ sich das nicht zweimal sagen. Er sprang, immer drei Stufen auf einmal nehmend, die Treppen hinauf und und klopfte an die bezeichnete Thür.

„Entrez!" antwortete eine leise Stimme.

Die junge Dame war, nachdem ihr Begleiter sie verlassen — er hatte nach der langen Fahrt das Bedürfniß gefühlt, noch ein Stündchen in den Straßen umherzuwandern — unbeweglich in der Sophaecke sitzen geblieben, den Kopf in die eine Hand gestützt, während die andere schlaff an ihrer Seite herabhing. Der Schein der Lichter auf dem Tische vor ihr fiel hell in ihr Gesicht. Es mochte ein gar reizendes Gesicht sein, wenn es, wie es wohl konnte, von Uebermuth und Lebenslust strahlte; aber jetzt war es blaß und die Züge waren zu weinerlichen Linien verzerrt. Die großen grauen Augen starrten auf den Fußboden; die schönen Brauen waren düster zusammengezogen und die Lippen fest aufeinandergepreßt. Mechanisch sagte sie „entrez!" als der Kellner klopfte, um den Thee zu bringen; sie blickte nicht einmal empor, während er die Sachen auf dem Tisch ordnete, und er mußte seine Frage: ob Madame noch etwas zu befehlen habe? zweimal wiederholen, bevor sie mit einem kurzen „Nein!" antwortete, ja sie hatte, sobald er die Thür hinter sich geschlossen, vergessen, daß er da gewesen war, und sagte, als es unmittelbar darauf wiederum klopfte, ebenso mechanisch, wie das erste Mal: „entrez!" . . .

„Emilie!"

Die junge Dame fuhr mit einem Schrei in die Höhe und starrte den jungen Mann, der vor ihr stand, mit weitgeöffneten Augen an, als ob sie jäh aus tiefem Schlaf erwache und nicht wisse, ob das, was sie da vor sich sah, ein Traumbild sei oder Wirklichkeit.

„Emilie!" wiederholte der junge Mann und breitete seine Arme aus.

„Adolf!“ rief sie, sich an seine Brust werfend, „Adolf!“

Die Geschwister hielten sich umschlungen, wie sie sich in den Tagen ihrer Kindheit umschlungen hatten, wenn der Bruder aus den Ferien nach Hause kam und die Schwester ihm schon bis an die Grenze des Parks entgegengegangen war.

Aber die Tage der Kindheit und Unschuld waren lange dahin. Emilie riß sich aus den Armen des Bruders los, und rief, die Hände, wie um ihn abzuwehren, von sich streckend:

„Wo kommst Du her? was willst Du hier?“

„Kannst Du das fragen, Emilie?“ erwiderte er traurig; „was ich hier will? Dich! woher ich komme? von Paris, wo ich nach monatelangem Suchen Deine Spur fand, in dem Augenblicke, als Du abreistest, und von wo ich Dir von Stadt zu Stadt, von Gasthof zu Gasthof gefolgt bin, ohne daß es mir einmal gelungen wäre, Dich allein zu finden. — Nicht, als ob ich mich vor ihm fürchtete!“ sagte der junge Mann, indem er sich unwillkürlich stolz zu seiner vollen Höhe aufrichtete, „aber ich wollte freundlich und gut mit Dir sprechen, und ich wußte, daß mir das in seiner Gegenwart nicht möglich sein würde.“

Adolf von Breesen näherte sich seiner Schwester und wollte ihre Hand ergreifen; sie wich von ihm zurück.

„Was willst Du von mir?„ murmelte sie.

„Emilie,“ sagte er traurig, „ist das die alte Liebe? Emilie! Kind! besinne Dich! was soll ich anders wollen, als Dich aus diesem unwürdigen Verhältniß befreien, das Dir schon längst zur Qual geworden ist. O, sage nicht nein! ich sehe es ja an Deinen Augen, an Deinem blassen Gesicht, daß Du tief unglücklich bist! Emilie, Schwester, liebe, liebe Schwester, folge mir! Bei unserm alten Vater, der aus Gram um Dich vergeht, bei dem Andenken an unsere selige Mutter, bei Allem, was Dir heilig ist, beschwöre ich Dich, folge mir!“

Emilie hatte sich schluchzend und ihr Gesicht in den Händen verbergend in die Sophaecke geworfen. Adolf kniete vor ihr nieder. Er nahm ihre Hände in die seinen, er küßte ihre Stirn und Haar und Augen; er sprach zu ihr in beredten Worten, wie sie auch ein=

fache Menschen finden, wenn ihr Herz von treuer Liebe voll ist. Er sagte ihr, daß er nicht daran denke, sie zu ihrem Gatten zurückzuführen, den er selbst niemals habe leiden können, den sie gegen seinen Willen geheirathet habe; daß sie niemals in ihre Heimath zurückkehren solle, wenn sie es nicht wünsche, daß er mit ihr nach Italien gehen, daß er sie nie verlassen wolle. Er schlug alle Saiten in ihre Seele an, von denen er wußte, von denen er hoffte, daß sie ihm antworten würden. Aber es war lange Zeit vergeblich.

„Ich kann ihn nicht verlassen," war Alles, was sie unter Schluchzen und Thränen immer wiederholte.

„Aber um Gotteswillen, Emilie," rief der junge Mann; „ist es denn möglich, daß eine Thorheit so lange währt? ist es denn möglich, daß Du diesen Menschen noch immer liebst?"

„Ja, ja, ich liebe ihn; liebe ihn mehr, als ich ihn je geliebt habe;" schluchzte sie.

Adolf sprang empor und ging ein paar Mal mit heftigen Schritten im Zimmer auf und ab. Dann trat er wieder an Emilie heran und sagte:

„Ich will es glauben, weil Du es sagst; aber Emilie bei Deiner Ehre — denn Deine Ehre ist es, die auf dem Spiel steht — beantworte mir diese Frage: bist Du ebenso auch noch von seiner Liebe überzeugt?"

Ein heftigeres Weinen war Emilien's Antwort, und in dem Weinen schüttelte sie mit dem Kopfe.

„O, mein Gott," sagte Adolf bitter, „bist Du so tief gesunken, daß Du einem Manne folgst, der Dich nicht liebt? dem Du zur Last bist? der viel darum gäbe, wenn er Dich nur wieder los wäre? ist das meine stolze Schwester? so will ich denn mein Wappen zerbrechen und vor jedem Lump auf der Straße die Augen niederschlagen und wenn mich Jemand einen Buben schimpft, thun, als hätte ich es nicht gehört."

Der junge Mann schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn und Thränen des Zorns und der Scham drangen aus seinen Augen.

Emilie sprang von dem Sopha auf.

„Komm!“ sagte sie hastig, „komm! Du hast recht! ich bin ihm zur Last! er wird froh sein, wenn er mich los ist, komm!“

„Gott sei gelobt!“ rief Adolf.

„Sogleich wollen wir fort!“ sagte Emilie, mit der Leidenschaftlichkeit ihres Wesens den Entschluß der letzten Secunde verfolgend; „ich will ihn nicht wiedersehen. Ich will ihm schreiben“ —

„Ja, ja!“ sagte Adolf; „hier ist ein Blatt aus meinem Portefeuille, Tinte und Feder ist hier; — schreib ihm, aber nur wenige Worte!“

Emilie setzte sich an den Tisch, aber sie hatte kaum ein paar Buchstaben geschrieben, als sie von neuem in Thränen ausbrach.

„O Gott, o Gott!“ sagte sie, die Feder sinken lassend, „ich kann es nicht.“

„Gieb mir!“ sagte Adolf, ihr die Feder aus der Hand nehmend; „ich will es thun. Binde unterdessen Deinen Mantel um; ich bin gleich fertig.“

Während Emilie sich den Mantel umband, schrieb Adolf mit fliegender Feder ein paar Zeilen. Er war nicht eben gewandt in solchen Dingen, aber in diesem Augenblicke kamen ihm die Ausdrücke wie von selbst.

„Bist Du bereit?“

„Ja!“

Sie gingen die Treppe hinunter. Es begegnete ihnen Niemand.

Adolf gab dem Portier den Schlüssel zum Zimmer.

„Sagen Sie dem Herrn, wenn er nach Hause kommt, Madame sei ausgegangen und würde wohl so bald nicht wieder kommen.“

Adolf hatte Emilie in die Droschke gehoben.

Die Droschke fuhr in ungewöhnlicher Eile davon.

„Hm!“ murmelte der Portier, indem er den Schlüssel Nr. 36 zu den andern an das Brett hing; „ich dacht's mir gleich, daß es so kommen würde. Nun, ich kann die Leute nicht halten, wenn sie partout davon wollen.“

Zehntes Capitel.

In der Williamsstraße, dem eigentlichen Faubourg St. Germain der Residenz, war kurz vor Neujahr durch den Hausmeister des Fürsten Waldernberg eines der größten und schönsten Hôtels, dessen Besitzer vor einiger Zeit gestorben war, gekauft worden. Der Fürst selbst, der bald darauf von Grünwald eintraf, hatte die innere Einrichtung überwacht und trotz der verschwenderischen Pracht, mit welcher sie ausgeführt wurde, so gefördert, daß er schon Ende Januar mit seiner zahlreichen Dienerschaft und seinem Marstall aus dem Hôtel in der Bärenstraße, wo er bis dahin residirt hatte, in die neue Wohnung übersiedeln konnte. Er bezog den einen Flügel des Erdgeschosses. Der andere Theil blieb vorläufig leer, da der Fürst in der Einrichtung desselben dem Geschmack und den Wünschen seiner Braut (die nebst ihrer Mutter Anfang Februar von Grünwald erwartet wurde) nicht vorgreifen wollte. Mit desto größerem Eifer ließ er an der Ausstattung der Beletage arbeiten, deren prachtvolle Räume für die Fürstin Mutter, die den übrigen Theil des Winters in der Residenz zuzubringen gedachte, so wie zur Aufnahme der erwarteten Gäste bestimmt waren.

Der Fürst hatte die Freude, auch diese Arbeiten vollendet zu sehen, als er am 1. März die Residenz verließ, um seine Mutter von St. abzuholen, wo das Dampfschiff, welches sie von Petersburg nach Deutschland brachte, am nächsten Tage ankommen mußte. Zu gleicher Zeit waren durch seinen Hausmeister für seinen Vater, den Grafen Malikowsky, der von München aus seine bevorstehende Ankunft angekündigt hatte, in dem Hôtel de Russie unter den Akazien eine Reihe von Zimmern gemiethet wurden.

. . . .

Es war an dem Abend, an welchem in dem Hôtel garni der Langen Straße die oben geschilderten Scenen stattfanden.

In einem der prachtvollen Zimmer des Hôtel Waldernberg, in einem weichgepolsterten Lehnstuhl, der nahe an den Kamin gerückt

war, in welchem ein lustiges Feuer brannte, saß die Fürstin Letbus. Dicht neben ihr, die hohe Gestalt zu ihr herabgebeugt, wie um der Mutter selbst die Anstrengung des lauteren Sprechens zu ersparen, stand der Fürst. Wie jetzt das Feuer im Kamin noch heller aufflammte und die beiden Gestalten grell beleuchtete, wäre die Gruppe mit dem Hintergrunde des im Schmuck mächtiger Spiegel und kostbarer Gemälde prangenden Gemaches ein herrlicher Vorwurf für den Pinsel eines modernen Rembrandt gewesen. Es war nicht leicht möglich, charakteristischere Typen für hinfällige weibliche Schwäche und übermächtige männliche Kraft zu finden, als die Gestalten der Mutter und des Sohnes. Während dieser mit seinen breiten Schultern und langen muskelstarken Armen die Thaten des Herkules verrichten zu können schien, hätte man für jene, wie sie so gebrochen, und trotz der Nähe des Kaminfeuers sich dicht in ihre kostbaren Pelze hüllend, dasaß, das Gewicht einer Fliege als zu schwer erachten mögen. Auch in den Gesichtszügen war keine Spur von einer Aehnlichkeit. So schlaff auch der Mund und so welk die Wangen der kaum vierzigjährigen Frau waren, und so schmal auch die Stirn mit den tiefen Schläfenhöhlen unter dem bereits stark ergrauenden Haar erschien, so sah der Kenner doch, daß dieser Mund, diese Wangen einst von vollendeter Schönheit gewesen, daß dieses Haar in üppigen Wellen diese Stirn eingerahmt haben mußte. Die großen schwarzen Augen waren noch jetzt schön, wenn sich die Lider, die sie für gewöhnlich halb bedeckten, einmal hoben und eine lebhaftere Empfindung ihnen auf Momente den Glanz zurückbrachte, der in früheren Zeiten nur zu verschwenderisch und lockend geleuchtet hatte. Zu dieser zarten schmelzenden Schönheit bildete die niedrige, mit dichtem krausen Haar bedeckte Stirn des Fürsten, mit welcher der massive und trotz aller Energie plumpe Schnitt des übrigen Gesichtes harmonirte, den auffälligsten Gegensatz. — Trotz dieser Grundverschiedenheit ihrer physischen Naturen herrschte zwischen Mutter und Sohn eine zärtliche Liebe, die bei jener an Schwärmerei grenzte und bei diesem das einzige Gefühl war, das dem unbändigen Stolz, der herrschenden Leidenschaft seines energischen, aber beschränkten Geistes, einigermaßen das Gegengewicht hielt.

„Adieu, liebe Mama,“ sagte der Fürst, indem er sich noch tiefer herabbeugte und die welke Hand der Mutter an seine Lippen führte, „es ist Zeit, daß ich gehe, wenn ich die Ankunft des Zuges nicht versäumen will.“

„Adieu, mein lieber Sohn,“ erwiderte die Fürstin; „heiße Deine Braut in meinem Namen willkommen. Sage ihr, daß ihr meine Mutterarme geöffnet sind. Hat der Graf zugesagt, sich an dem Empfange der Damen zu betheiligen?“

„Ja, liebe Mama.“

„Nun denn, mein lieber Sohn, gehe mit Gott, der Deinen Ausgang und Deinen Eingang segnen möge!“

Sie hauchte einen Kuß auf die Stirn des Fürsten, der sich erhob und über die dicken Teppiche des Fußbodens geräuschlos zur Thür hinausschritt.

Die Fürstin blieb, nachdem der Sohn sie verlassen hatte, in dem Lehnstuhl zusammengekauert sitzen. Es konnten keine tröstlichen Gedanken sein, die in diesem Augenblicke durch ihr Hirn zogen, denn der Ausdruck ihres Gesichtes wurde immer düsterer und düsterer, und immer starrer blickten die schwarzen Augen in die Flamme des Kamins, so daß sie in dem Widerschein des Feuers aus dem blassen Gesicht unheimlich funkelten und blitzten. Zuletzt schauderte sie aus dieser Starrheit auf und klingelte mit der silbernen Glocke, die dicht neben ihr auf einem Tischchen stand.

Unmittelbar darauf trat ihre erste Kammerfrau Nadeska herein.

Nadeska war eine Leibeigene, die mit der Fürstin zusammen aufgewachsen war, und sich durch ihre feine Schmiegsamkeit und vor allem durch ihre vollendete Gewandtheit in Durchführung von Intriguen aller Art der Herrin unentbehrlich gemacht hatte. Die Fürstin hatte in ihrer keineswegs makellosen Jugend einer solchen Person bedurft, und später, als sie, krank an Seele und Leib, fromm geworden war, nicht gewagt, eine Dienerin aus ihrer unmittelbaren Nähe zu entfernen, die alle ihre Geheimnisse bis in die kleinsten Details kannte. Und dann hatte sich Nadeska stets treu, ja in einigen Fällen im höchsten Grade aufopferungsfähig bewiesen. Nur einmal in einer

der bedenklichsten Situationen, in welche die junge Fürstin ihre böse Neigungen führten, war Nadeska bei ihr in den Verdacht gerathen, falsches Spiel gespielt zu haben. Aber Nadeska hatte bei allen Heiligen des Kalenders ihre Unschuld beschworen, und da keine Beweise gegen sie vorlagen, hatte die Herrin sie endlich wieder zu Gnaden angenommen.

„Was befiehlt meine Fürstin?“ sagte Nadeska, mit einer Stimme, durch deren leisen unterwürfigen Klang man dennoch eine gewisse Vertraulichkeit durchhören konnte.

„Laß die Lichter in den Zimmern anzünden, Nadeska, und hörst Du, Nadeska, daß die ganze Dienerschaft sich zum Empfang der Damen in der Hausflur aufstellt. Wen hast Du zu ihrer speciellen Bedienung bestimmt?“

„Ich dachte: Katinka, Mademoiselle Virginie und von den deutschen Mädchen Marie und Luise.“

„Es ist gut. Du selbst empfängst die Damen an der Thür und begleitest sie auf ihre Zimmer.“

„Hat meine Fürstin sonst nichts zu befehlen?“

„Nein, Nadeska.“

Die Kammerfrau verneigte sich und ging nach der Thür. Als sie dieselbe beinahe erreicht hatte, rief die Fürstin sie zurück. Sie trat wieder an den Stuhl.

„Hast Du den Grafen heute Vormittag beobachtet, Nadeska?“

„Ja, meine Fürstin.“

„Hast Du nichts besonderes bemerkt?“

„Er schien noch stutzerhafter und geschminkter als früher.“

„Sonst nichts?“

„Nein.“

„Nadeska, ich habe eine unbeschreibliche Angst, daß er etwas gegen uns im Schilde führt.“

„Sie haben diese Angst stets gehabt, meine Fürstin, so oft der Graf einen Besuch machte und haben sie jetzt mehr als sonst, weil Sie ganz bestimmt erwarteten, daß er der Einladung des Fürsten nicht folgen würde.“

„Ja, sieht es nicht wie ein Hohn aus, daß er kommt? Was

will er hier? Aber es ist nicht das allein. Er hat gestern wiederum eine enorme Summe von mir verlangt."

„Die Sie ihm hoffentlich gegeben haben."

„Nein, Nadeska. Meine Geduld ist erschöpft, wie meine Casse. Michail sagte mir, daß er das Geld nicht schaffen könne."

„Er muß es schaffen. Bedenken Sie, was Alles auf dem Spiele steht!"

„Aber diese Tyrannei ist unerträglich!" rief die Fürstin und die großen schwarzen Augen leuchteten im Widerschein des Feuers wie glühende Kohlen.

Nadeska zuckte die Achseln.

„Was wollen Sie dagegen thun! Sie wissen, der Graf haßt Sie eben so sehr wie den Fürsten. Wenn er seinem Hasse nicht nachgiebt und das Wort ausspricht, das Mutter und Sohn auf immer trennen würde, so ist es nicht Furcht vor der Schande — wann hätte sich der Graf jemals etwas aus der Schande gemacht! — sondern nur Furcht vor der Armuth, die er noch mehr haßt. Lassen Sie ihn heute erfahren, daß ihm sein Schweigen nichts mehr einbringt und er wird es morgen brechen."

Die Fürstin wußte, daß ihre Vertraute recht hatte und sie ächzte wie eine Gefolterte, indem sie ihre mageren Hände zusammenpreßte.

„O, Nadeska, Nadeska," wimmerte sie; warum mußte der Graf in jenem unglückseligen Augenblick kommen! warum mußtest Du Deinen Posten verlassen in dieser einen Stunde, die Alles entschied! Nur fünf Minuten vorher gewarnt und der Graf hätte mich allein gefunden, und wie groß auch sein Verdacht sein mochte, er hätte diesmal wie die andern Male keine Beweise gehabt!"

Nadeska stand seitwärts und etwas hinter der Gebieterin. Sie konnte also ungestraft eine höhnische Fratze ziehen, bevor sie in noch demüthigerem Tone antwortete:

„Verzeihen Sie, Fürstin! dieses Mal war doch auch ohne das ein sehr sprechender Beweis da. Freilich, ein böser Zufall war es immer, daß die Geburt des Fürsten neun Monate nach der Nacht erfolgte, in welcher er von einem fremden Manne, den er im Zimmer

seiner Gemahlin fand, zwanzig Fuß hoch durch das Fenster auf den Schnee geworfen wurde?"

Die Erinnerung an diesen tragikomischen Vorfall verscheuchte für einen Augenblick die Melancholie der Fürstin. Die halb lächerlichen, halb abscheulichen Scenen jener tollen Nacht zogen mit großer Klarheit an ihrem inneren Auge vorüber, und das Bild des Helden derselben, des Mannes aus dem Volke, den die hochgeborene Dame mit ihrer Gunst beehrt hatte, erschien ihr wieder, wie er damals ihrem roh sinnlichen Geschmack erschienen war: ein Ideal übermüthiger Jugend und Manneskraft.

„Ob er wohl noch lebt?" fragte sie, ganz in diese Erinnerung verloren.

„Wer, meine Fürstin?" fragte Nadeska, die recht gut wußte, an wen die Gebieterin jetzt dachte.

Die Fürstin antwortete nicht und Nadeska begann geräuschlos die Lichter in dem Salon anzuzünden. Eine wollüstige Dämmerung verbreitete sich in dem Gemache, die heller und heller wurde, ohne den sanften Charakter zu verlieren, denn sämmtliche Lichter brannten in Kelchen von rosigem Glase. Es war dies das einzige Licht, welches die reizbaren Nerven der Fürstin ertragen konnten; auch am Tage, der für sie übrigens erst spät am Nachmittage anfing, waren die Fenster stets mit rosenrothen Vorhängen geschlossen; Spötter behaupteten, die Fürstin scheue das freche Licht des Tages nur, weil es für ihren durch eine ausschweifende Jugend und ein frühes Alter verwüsteten Teint allzu ungünstig sei.

Nadeska hatte eben die letzte Kerze angezündet, als die diensthabende Kammerzofe in das Gemach schlüpfte und ihr (keine Meldung kam direct an die Fürstin) etwas in's Ohr flüsterte.

„Was giebt's, Nadeska?" fragte die Fürstin.

„Der Graf läßt sich melden," erwiderte die Vertraute.

Die Fürstin schrak zusammen.

„Was kann er wollen?" sagte sie; „er sollte jetzt auf dem Bahnhofe sein!"

„Er wird sich in der Zeit geirrt haben."

„Möglich. Laß ihn kommen, aber bleib' im Zimmer."

Auf einen Wink Nadeska's entfernte sich die Kammerzofe, die in demüthiger Haltung an der Thür gewartet hatte. Gleich darauf trat raschen Schrittes ein Herr herein.

Es war ein schlanker, mit ausgesuchter Eleganz gekleideter Mann, der auf den ersten Anblick fünfundzwanzig Jahre alt zu sein schien, aber immer älter wurde, je länger und genauer man ihn ansah, bis er zuletzt nicht mehr weit von sechszig entfernt sein konnte. Indessen gelangte man nur durch eine sehr scharfe Beobachtung zu diesem Resultat, da die Maske bis in die kleinsten Einzelheiten mit vollendeter Feinheit durchgeführt war. Die schwarzen Haare und Augenbrauen, der lockige Bart, die schneeweißen Zähne, die runden Schultern und die vollen Hüften waren ein Triumph der Kunst, und wenn der Kammerdiener auch noch den matten Augen neuen Glanz zu verschaffen, das paralytische Zittern der Hände und die bösen feinen Falten, die wie Schlangen um die Augen herum lagen, wegzubringen gewußt hätte, so wäre Graf Ladislaus Malikowsky vielleicht für die Frauen (für eine gewisse Classe wenigstens) noch immer so unwiderstehlich gewesen, wie in den Tagen seiner Jugend, aus denen er nichts behalten hatte, als die rastlose Begierde nach Genuß und eine schamlose Lüderlichkeit, die jetzt mit der kalten Berechnung des Alters Hand in Hand ging.

Diese widerwärtige Caricatur eines Jünglings kam auf die Fürstin zu, küßte ihr verbindlich die Hand und sagte, indem er sich in einen der Lehnstühle, die um den Kamin herum standen, sinken ließ:

„Sie wundern sich, Alexandrine, daß ich nicht mit den Andern zugleich erscheine —“

„In der That.“

„Glauben Sie nicht, daß es Mangel an Aufmerksamkeit für die Braut meines Sohnes ist“ — der Fürst sprach dies letztere Wort immer mit ganz besonderer Betonung und niemals, ohne seine falschen weißen Zähne dabei zu zeigen — „im Gegentheil! gerade die zarte Sorge, die ich dem Wohl des jungen Paares widme, treibt mich, ich kann sagen, athemlos hierher. Eine Entdeckung, die ich heute — aber, darf ich bitten, Alexandrine, daß sich Ihre Kammerfrau ent-

fernt; meine Mittheilung erfordert unbedingtes Geheimniß" — flüsterte der Graf, sich zu seiner Gemahlin hinüberbeugend.

„Laß uns allein, Nadeska, aber bleib' im Nebenzimmer," sagte die Fürstin.

„Alexandrine," sagte der Graf, als sich die Kammerfrau entfernt hatte, um in dem Nebenzimmer ihr Ohr an das Schlüsselloch zu legen; „Sie hatten gestern nicht die Güte, meiner, durch hartnäckige Verluste im Spiel erschöpften Casse mit der geringen Summe, um die ich Sie bat, auszuhelfen. Nun, ich hätte das übel nehmen können, zumal in Anbetracht des eigenthümlichen Verhältnisses, in welchem wir zu einander stehen; indessen: ich für meine Person weiß mich einzuschränken und möchte um Alles in der Welt nicht Ihnen, oder meinem Sohne (hier leuchtete das weiße Gebiß förmlich) beschwerlich fallen. Um so mehr thut es mir leid, daß ich schon wieder Ihre Casse in Anspruch nehmen muß, diesmal freilich nicht für mich, sondern für Jemand, der allerdings größere Ansprüche machen kann, als ich."

„Ich bin nicht so glücklich, den Sinn Ihrer Worte auch nur zu ahnen, erwiderte die Fürstin sich mit halb geschlossenen Augen in die Kissen ihres Stuhles zurücklehnend.

„Vielleicht," sagte der Fürst, indem er in die Tasche seines Fracks faßte und einen Brief herausnahm, den er mit den in weiße Glacéhandschuh gepreßten zitternden Händen auf seinem Knie enlfaltete; „wird dieser Brief, der mir vor einer halben Stunde durch einen jungen Menschen überbracht wurde, die gewünschte Aufklärung geben. Erlauben Sie, daß ich Sie mit der Lectüre desselben behellige."

Der Graf wartete keine Antwort ab, sondern klemmte seine goldene Lorgnette auf die Nase und las, indem er dabei von Zeit zu Zeit über die Gläser weg auf die Fürstin hinüberblickte:

„Hochgeborner Herr Graf! In dem Augenblicke, wo Se. Durchlaucht der Fürst Waldernberg seine junge Braut, Baroneß Helene von Grenwitz, in die Arme der Fürstin Mutter führt, ist es gewiß wünschenswerth, daß unter allen Mitgliedern der Familie die Harmonie walte, ohne welche auch weniger wichtige Feste leicht einen unerfreulichen Charakter annehmen. Sie selbst, hochgeborner Herr Graf, haben, indem Sie über gewisse Vorgänge, welche in der Nacht vom 21. bis 22. November

1825 im Hotel Letbus in St. Petersburg stattfanden, den Schleier christlicher Liebe und weiser Vergessenheit fallen ließen, ein Beispiel gegeben, dem ich gerne folgen würde, wenn die Umstände es mir erlaubten. So aber bleibt mir nur die Alternative, meine Angelegenheit bei Sr. Durchlaucht selbst zu befürworten, oder Denjenigen, welche Ursache haben, gewisse Dinge vor Sr. Durchlaucht zu verheimlichen, mit derselben beschwerlich zu fallen. Ich erlaube mir deßhalb, mich an Se. Excellenz den Grafen Malikowsky, als die zur Vermittelung des Geschäfts geeignetste Person zu wenden, mit dem Ersuchen, mir unverzüglich 50,000 (schreibe funfzigtausend) Silber-Rubel bei einem der hiesigen Banquiers anzuweisen, widrigenfalls ich mich eben genöthigt sehen würde, Sr. Durchlaucht selbst in Person meine Aufwartung zu machen.

„In der Zwischenzeit (die ich auf acht Tage de dato bestimmen möchte) verharre ich u. s. w.

Director Caspar Schmenckel aus Wien.

„P. S. Sollten Sie vorziehen, persönlich mit mir zu verhandeln, so bin ich jeden Abend von 7 Uhr an im „Dustern Keller," Gertrudenstraße Nr. 15 zu finden.

D. O."

„Nun, was sagen Sie, Alexandrine?" näselte der Graf, indem er seine Lorgnette von der Nase fallen ließ und den Brief wieder in die Tasche steckte.

„Daß das Ganze ein schlecht erfundenes Märchen von Ihnen ist."

„Comment?" rief der Graf in einem Erstaunen, das diesmal nicht affektirt war.

„Glauben Sie wirklich, mein Herr," sagte die Fürstin, zitternd vor Wuth und einer heimlichen Furcht, „es könne doch etwas Wahres an der Sache sein, daß ich in eine so plumpe Falle gehen werde? daß ich nicht sehe, wo daß Alles hinaus soll? daß Sie auf diese schamlose Erfindung nur deßhalb gefallen sind, weil ich Ihrer tollen Verschwendung nicht auch noch den Rest meines Vermögens opfern will?"

„Wahrhaftig, Alexandrine, wer Sie so hörte, sollte glauben, daß Ihr Gewissen so rein wäre, wie meine Handschuhe. Der Zorn macht Sie ja blind, Theuerste! Bemerken Sie doch gütigst, daß in dem Briefe Dinge vorkommen, von denen ich gar keine Ahnung habe, noch

haben kann, z. B. der Name des betreffenden Ehrenmannes. Bekanntlich hatte ich bis jetzt noch nicht die Ehre, zu wissen, wessen Blut in den Adern meines Sohnes fließt." (Hier schimmerte das Gebiß des Grafen in einer erschreckenden Weise.) „Und übrigens haben Sie ja ein unfehlbares Mittel die Echtheit dieses Briefes zu ermitteln. Lassen Sie sich den Verfasser kommen! er wird sich doch in den zweiundzwanzig Jahren so sehr nicht verändert haben, daß Sie ihn nicht wieder erkennen sollten."

„Sie denken, ich werde das nicht thun? Sie irren sich. Ich bestehe darauf, daß Sie mir diesen Popanz, mit dem Sie mich einzuschüchtern versuchen, vorführen. Geben Sie mir den Brief!"

„Avec le plus grand plaisir!" erwiderte der Fürst; „hier! Aber, Alexandrine, ich hoffe, daß diese Zusammenkunft in meinem Beisein geschieht, sonst würde ich mich vor Eifersucht nicht zu lassen wissen."

„Teufel!"

„O, mein Engel, nennen Sie so den Mann, dem Sie so viel Dank schuldig sind?"

„Dank schuldig? Ihnen? Ich, der ich Sie aus dem Elend aufgelesen habe!"

„Dafür habe ich Ihnen einen ehrlichen Namen gegeben."

„Ehrlicher Name! Ein Name, der durch jedes schnödeste Laster und jede schändlichste Sünde geschleift" —

„Und doch noch immer gut genug war für die Freundin" —

„Hüten Sie sich!"

„Weßhalb? der Himmel ist hoch und der Czar ist weit. Uebrigens haben Sie recht zu verlangen, daß auf dieses eine Verhältniß kein übermäßiger Werth gelegt werde. Weiß doch jeder Mann, daß Ihnen in einer gewissen Beziehung jeder Rang und Stand gleich war."

„Das geht zu weit, ich —"

„Beruhigen Sie sich, ma chère! Ich höre so eben einen Wagen vorfahren. Jedenfalls sind es die lieben Unsrigen. Wir müssen Ihnen ein Beispiel ehelicher Liebe und Freundschaft geben." . . . . . .

. . . .

Es war ungefähr zwei Stunden später. Helene von Grenwitz wanderte, nachdem sie die Kammerfrau verlassen hatte, unruhig in

ihrem prachtvollen Zimmer auf und ab. Die Baronin, welche von der Reise sehr angegriffen war, hatte sich bereits in ihr Schlafgemach begeben. Helene konnte nicht schlafen. Ihre Seele war von einer unbestimmten und deßhalb um so fürchterlicheren Angst bedrückt. Sie kam sich inmitten der Herrlichkeit, die sie umgab, vor, wie ein Kind in einem verzauberten Schlosse, wo aus jedem Winkel, in welchem der Schein der Lichter weniger hell fiel, hinter jeder seidenen Gardine, die der Luftzug leise bewegte, ein unsägliches Grauen hervortreten konnte. War das die Erfüllung ihrer stolzen Hoffnungen! Sie konnte den Eindruck, den der Empfang im Salon der Fürstin auf ihr leicht erregbares Gemüth hervorgebracht hatte, nicht wieder los werden. Noch immer fühlte sie die eisig kalten Lippen der Fürstin auf ihrer Stirn; noch immer sah sie das widrig freche Lächeln des Grafen und die finstere Miene des Fürsten . . . Es war ein unheimlicher Geist, der durch dieses Haus ging. Und diesem Geist hatte sie sich ergeben, hatte sie ihre Freiheit, ihre Mädchenträume, ihre Zukunft geopfert. Um was dafür zu gewinnen? hohe Stellung, Reichthum . . . wie wenig begehrenswerth ihr das Alles in diesem Augenblicke vorkam! wie gern sie das Alles hingegeben hätte, eine Ahnung des seligen Glücks zurückzurufen, das in dem Sommer des vergangenen Jahres ihr Herz erfüllt hatte, wenn sie aus ihrem kühlen Gemach in den goldigen Morgensonnenschein des Parkes hinaustrat und langsam zwischen den Blumenbeeten auf- und abwandelnd, bei jeder Wendung um ein dichteres Bosquet Oswald zu begegnen hoffte. Wie weit, wie unerreichbar weit lag jetzt dies Alles hinter ihr! weit, wie das Paradies der Kinderjahre, das kein Sehnen und kein Frühling uns zurückbringt! . . . Sie war selbst erstaunt, daß ihre Gedanken gerade heute wieder und immer wieder nach Grenwitz zurückwanderten, daß tausend kleine Scenen, die sie vergessen zu haben glaubte, in ihrer Erinnerung erwachten, — ein Spaziergang mit Bruno und Oswald durch die Felder, als die Abendsonne tief am Horizont wie ein ungeheurer Feuerball in dem goldstrahlenden Aether hing und über dem reifenden Korn glänzende Lichter wogten, während hoch über ihnen, verloren im tiefen Blau des Himmels, die Lerchen jubelten; ein anderes Mal, als sie am heißen Nachmittage, ermüdet von dem monotonen Summen und Schwirren der Insekten, auf einer Bank in einem kühlen

Baumgang des Gartens eingeschlummert war und sie in dem Augenblick erwachte, als ihr Jemand — es war Bruno — einen Kranz von dunkelrothen Rosen auf's Haupt setzte, während wenige Schritte davon entfernt ein Anderer — Oswald war's — hinter einem Baum versteckt lauschte. Und immer waren es Bruno und Oswald, welche die friedlichen Bilder belebten — elysische Gestalten in elysischen Gefilden. Waren doch Beide todt! . . . Helene hatte, als Oswald's Flucht mit Emilie das unerschöpfliche Thema des Gesprächs in Grünwald war, unbeschreiblich gelitten, denn jetzt erst, als sich eine Welt zwischen ihn und sie gelegt, fühlte sie, wie theuer ihr dieser Mann gewesen war. Zwar bemühte sie sich ernstlich, diese Leidenschaft zu bemeistern und sich mit dem Schicksal, das sie sich doch schließlich selbst bereitet, auszusöhnen; aber nur zu oft ertappte sie sich darauf, daß sie die Persönlichkeit ihres Verlobten mit der Oswald's verglich, um immer wieder zu dem Resultat zu kommen, daß Jenem Alles fehlte, was diesen in ihren Augen so liebenswürdig gemacht hatte: die anmuthig elegante Gestalt und Haltung, die geistvollen und doch so zärtlichen Augen, die tiefe und doch so weiche Stimme, der immer wechselnde und immer interessante Ausdruck des edlen Gesichts . . . Nie hatte sie so lebhaft als an diesem Abend gefühlt, wie stumm ihr Herz ihrem Verlobten gegenüber war. Sie dachte mit Entsetzen daran, daß, als der Generalmarsch auf der Straße geschlagen wurde, von fern her das Brausen und Toben der Volksmenge ertönte und der Fürst aufsprang, um an seinen Posten zu eilen, sie weiter nichts empfunden hatte, als daß dies eine vortreffliche Gelegenheit sei, sich in ihre Gemächer zurückzuziehen.

Und immer schwerer wurde dem jungen Mädchen das Herz und immer trüber wurde es vor ihren Augen. Sie kam sich grenzenlos unglücklich vor; sie hatte Mitleid mit sich selbst, daß sie so allein sei, daß Niemand ihren Kummer theile. Aber hatte sie sich denn diese isolirte Stellung nicht selbst bereitet? hatte sie die guten Menschen, die ihr mit offenem Herzen entgegengekommen waren, nicht mit kühler Höflichkeit zurückgewiesen? Wie sehnte sie sich jetzt nach der guten alten Bärin, nach der klugen, herzigen Sophie Robran! Aber war nicht Sohie in der Residenz? konnte sie die Freundin, die sie in der letzten Zeit in Grünwald so vernachlässigt hatte, hier nicht wieder aufsuchen? Helene

klammerte sich, während sie ihr schönes Haupt in den seidenen Kissen verbarg, an diesen Gedanken wie an einen Rettungsanker — die stolze Helene, die einsam ihre Bahn wie ein Stern ziehen zu können schien, unbekümmert um das Treiben der Menschlein da unten in den niedern Menschenhütten!

Eilftes Capitel.

Die Aufregung in der Stadt nahm mit jedem Tage zu. Vergebens, daß man Truppen über Truppen ansammelte und Tag und Nacht in den Casernen zum Gefecht bereit hielt; daß man jeden Volkshaufen mit bewaffneter Hand auseinandertrieb und die Schreier auf alle Weise einzuschüchtern suchte. Jeder Tag brachte neue und immer verhängnißvollere Unruhen; die Ansammlungen des Volks, besonders auf den weiten Plätzen in der Nähe des Schlosses, wurden immer bedrohlicher; immer öfter ertönte die aus gellendem Pfeifen und Hurrahrufen eigenthümlich componirte Volksfanfare, und immer seltener konnte das durch wochenlangen überstrengen Dienst gegen das Volk erbitterte Militair diesem prickelnden Reizmittel widerstehen. Immer häufiger wurde auf jener Seite von den Pflastersteinen, die man schon hier und da aufzureißen begann, auf dieser von der blanken Waffe Gebrauch gemacht. Bereits war die Zahl der mehr oder weniger schwer Verwundeten, welche in die öffentlichen Hospitäler abgeliefert waren, sehr bedeutend. Besonders verhängnißvoll war der letzte Abend gewesen. Eine Abtheilung Gardekürassiere hatte, mit verhängten Zügeln und gezogener Waffe dahersprengend, einen Volkshaufen in eine der dem Schlosse benachbarten schmaleren Straßen hineingetrieben, deren Ausgang von der anderen Seite durch ein Piket Dragoner besetzt war, welche Niemand durchließen. Eine Scene grauenhafter Verwirrung entstand in dieser von beiden Seiten zusammengequetschten Menge, in welche die Reiter, links und rechts Säbelhiebe austheilend, erbarmungslos ihre Pferde hineinzwangen. In das Angstgeheul der Weiber und Kinder, in das Rache-

geschrei der Männer mischten sich die Flüche der Soldaten, aber auch Drohungen und Verwünschungen, die ihnen aus den Fenstern der Häuser von friedlichen Menschen zugerufen wurden, welche erst der Lärm in der Straße von ihrer Arbeit aufgeschreckt hatte. — So verbreitete sich die Bewegung in immer weiteren Kreisen und selbst in den entferntesten Stadttheilen bildeten sich Gruppen auf den Straßen, als man erfuhr, daß auch die wegen ihres Leichtsinns verrufene Kaiserstadt an der Donau eine vollständige Revolution gemacht, daß auch dort das alte System gestürzt und der Vater der völkerberückenden Cabinetspolitik, der Altmeister, durch dessen erbärmliche Künste ein ganzes Menschenalter sich hatte gängeln lassen, aus seiner Herrscherstellung vertrieben sei. Man jauchzte diesen ungeheuren Thaten, die noch einen Monat vorher die Sanguinischsten für unmöglich erklärt haben würden, tausendstimmigen Beifall zu und Einer fragte den Andern: ob man die schändlichen Mißhandlungen einer Kaste dulden solle, wenn es nur eines muthigen Entschlusses bedürfe, um Freiheit und Gleichheit im Staate wieder herzustellen.

Während so nach und nach selbst die Gleichgiltigsten in den Strudel der Revolution hineingezogen wurden, saß Einer auf seinem Zimmer, unbekümmert um Alles, was rings um ihn her vorging, in apathischer Regungslosigkeit.

Als Oswald gestern Abend von seinem ziellosen Umherirren in den menschenüberfüllten Straßen nach Hause kam, das Zimmer leer und den Brief von Emiliens Bruder auf dem Tische fand, hatte er so laut aufgelacht, daß eine alte Dame, die schon seit zwölf Jahren die Zimmer nebenan bewohnte, aus ihrem ersten Schlaf aufgeweckt wurde. Dann hatte er sich auf das Sopha geworfen. Er war zu abgespannt und müde, um zu Bett gehen zu können. Aber nach einiger Zeit fuhr er mit einem Schrei in die Höhe. Er war mit Emilien Arm in Arm am Rande eines Abgrundes liebkosend und Liebe flüsternd einherspaziert, plötzlich war sie von einer Seite in die Tiefe gestürzt, von Fels zu Fels, in schauderhafte Schlünde, aus denen ihr Jammern und Hülferufen bis zu ihm empordrang. Oswald suchte lange vergeblich das entsetzliche Bild loszuwerden, es hatte sich allzutief in sein überreiztes Gehirn geprägt. Er hätte gern im Schlaf Ruhe und Vergessenheit gesucht, aber

obgleich er sich noch matter wie vorher fühlte, war doch die Müdigkeit ganz von ihm gewichen. Tausend Gedanken und Bilder jagten sich in regelloser Folge durch seinen Kopf, ohne daß er im Stande gewesen wäre, diesen tollen Spuk zu bannen. Er konnte nichts, als unthätig dem Treiben der Fiebergeister zusehen. Die Scenen der letzten Tage vermischten sich unaufhörlich mit Bildern aus der frühesten Jugend; und der große Herr, mit dem sie auf der letzten Station in einem Coupé gefahren, verwandelte sich urplötzlich in den alten Ausrufer seiner Vaterstadt, dessen Klingel für die Buben so anziehend gewesen war, wie die Flöte des Rattenfängers von Hameln.

Oswald raffte sich gewaltsam aus diesem Zustand auf. Er zog die Glocke und bat, das Feuer, das ausgegangen war, wieder anzumachen. Dann setzte er sich an das Feuer und dachte an die ersten Abende in Paris, wo er in seiner bescheidenen Wohnung in dem fünften Stock eines Hauses im Quartier Latin mit Emilie am Kamin saß und sie sich gegenseitig gratulirten, endlich einmal „bei sich zu Hause“ zu sein. Sie hatten sich über das Bedenkliche ihrer Lage mit Scherzen und Küssen hinwegzuhelfen gesucht und herrliche Pläne für die Zukunft geschmiedet. Aber aus der goldigen hoffnungsreichen Zukunft war eine graue trostlose Gegenwart geworden; die Scherze waren verstummt und die Küsse waren kälter und kälter geworden. Und dann kamen Abende, wo Oswald verstimmt und mißmuthig über vergebliche Wege zu Verlegern, die von seinen Manuscripten „keinen Gebrauch machen konnten“, nach Hause kam und Emilie in Thränen fand — in Thränen, von denen er sich sagen mußte, daß er und nur er allein sie verschuldet hatte. Dann kamen unseligste Scenen, wo die Reue über die eigene Thorheit sich hinter Anklagen des Wankelmuthes und der Lieblosigkeit des Anderen verbarg und in dem Hinüber und Herüber unfreundlicher Worte der Liebe zartes Blümlein mitleidlos zertreten ward. Und doch war es hier immer Emilie gewesen, die, gutmüthig und leichtsinnig, wie sie war, und Oswald in ihrer Weise zärtlich liebend, die Hand zur Versöhnung geboten hatte. „Ich mache Dir keine Vorwürfe“, hatte sie dann oft gesagt, „ich wäre ganz glücklich, wenn ich nur sähe, daß Du es bist. Aber daß Du es nicht bist, durch meine Schuld nicht bist, das preßt mir Thränen

aus.“ . . . Hatte sie die Wahrheit gesprochen? Oswald hatte damals daran gezweifelt — heute sagte ihm eine Stimme, daß es doch so war und daß sie ihn nie verlassen haben würde, wenn er nicht selbst sie von sich getrieben hätte. Er nahm den Brief, den er auf dem Tische gefunden und starrte auf das: „Lieber, lieber Oswald“ — das von Emiliens zitternder Hand geschrieben und hernach von der andern Hand durchgestrichen war und auf die beiden Flecken auf dem Papier — die Spur der Thränen, die ihr die Trennung von ihm ausgepreßt hatte. Oswald ließ den Brief in die Flamme fallen und er seufzte tief, als er sah, wie sie gierig das Blatt erfaßte und verzehrte und der Zugwind die schwarze Asche davonführte. So war auch das vorbei, vorbei . . . .

Und wie er, den Kopf in die Hand gestützt, in die verglimmenden Kohlen starrte, fingen die Fiebergeister wieder an, ihre tollen Tänze zu tanzen. Bildschöne Gesichter sahen ihn an mit großen, liebevollen Augen und schnitten dann plötzlich eine häßliche Mohrenfratze; Director Clemens und Professor Snellius kamen gravitätisch einhergeschritten im wichtigen Gespräch, das sie auf einmal abbrachen, um eine übermüthige Polka zu tanzen; Melitta, Helene und Emilie schwebten rosenbekränzt in einer goldenen Wolke hernieder, die zu einem grauen Regen wurde, in welchem die drei Hexen aus dem Macbeth ihre Schlangenhaare schüttelten . . . So verging die lange, bange Nacht. Als die Dämmerung in die Fenster hereingraute, wurden die Fiebergeister blasser und immer blasser. Oswald öffnete das Fenster und ließ den kalten Morgenwind seine heiße Schläfe kühlen. Das erquickte ihn etwas; aber als es auf der Straße anfing, lebhafter zu werden, schloß er das Fenster wieder und ließ die Vorhänge herunter; er mochte von dem Leben, das er so haßte, nichts sehen und nichts hören.

In dem Hotel war Emilien's Flucht nicht eben aufgefallen. Der Einzige, welcher etwas Genaueres von der Sache wußte, der Portier, fühlte im heimlichen Bewußtsein seiner Mitschuld keine Neigung, sich weiter darüber auszusprechen. Man glaubte also, wenn man überhaupt in diesen vielbewegten Tagen Zeit hatte, sich um solche Nebensachen zu bekümmern, daß die Dame nicht, wie man anfänglich gemeint hatte, die

Gemahlin, sondern die Schwester des Herrn, und der zweite Herr, der sie abgeholt, der Gemahl der Dame gewesen sei.

So nahm auch Frau Hauptmann Schwarz an, als sie am Mittag des folgenden Tages sich bei Oswald melden ließ. Frau Hauptmann hatte die Gewohnheit, sich, wenn ihre Gäste eine Nacht unter ihrem Dache geschlafen, persönlich nach ihrem Befinden und etwaigen Wünschen zu erkundigen, und auf diese Weise eine Art von freundschaftlichem Verhältniß anzubahnen, wie es ihrem alten guten Herzen Bedürfniß war. Zu Oswald ging sie heute Morgen mit doppeltem Interesse. Der junge Mann hatte in dem Blick seiner Augen und dem Ton seiner Sprache ein Etwas gehabt, das sie wunderbar an vergangene Zeiten und an ein Wesen mahnte, daß sie sehr geliebt und dessen Verlust sie noch immer nicht verschmerzt hatte. Sodann kam der junge Mann aus Frankreich, dem Lande, aus welchem jene schöne, junge unglückliche Freundin gestammt, und wohin sie sich wahrscheinlich später gewandt hatte. Freilich, sie hatte nie wieder Nachricht von sich gegeben, das arme Mädchen, und so war es nicht eben wahrscheinlich, daß sie noch am Leben war; aber das hinderte die Frau Hauptmann nicht, sich jedesmal über die Ankunft eines Franzosen in ihrem Hause ganz besonders zu freuen, weil ihr damit wenigstens die Möglichkeit gegeben schien, etwas über die Verlorene in Erfahrung zu bringen.

Wie erstaunt und betrübt war deßhalb die gute Frau, als sie Oswald heute Morgen so bleich und verfallen fand — ein Schatten nur noch des stattlichen jungen Mannes von gestern Abend. Er hatte eine schlechte Nacht gehabt? Freilich, das mußte eine recht böse, schlechte Nacht gewesen sein, die einen jungen Mann so herunter bringen konnte. Ob sie nach dem Doctor schicken solle? Nein? aber eine Tasse kräftigen Bouillons mit einem Ei abgerührt? Qu'en dites vous, Monsieur? Die gute alte Dame trippelte davon, um den Bouillon selber zu besorgen, den Niemand so gut, wie sie, zu bereiten verstand. Und während sie in der Küche damit beschäftigt war, schüttelte sie einmal über das andere ihr graues Haupt, weil der Monsieur Oswald — so hatte sich der Fremde genannt — so sehr gut deutsch sprach und so recht krank und unglücklich schien und trotzdem der Verlorenen nur um so ähnlicher sah. Ihr kamen dabei die Thränen in die Augen, und sie nahm sich

vor, selbst auf die Gefahr hin, indiscret zu werden, nach der Ursache seines Kummers zu fragen.

Mit diesem Vorsatze betrat sie abermals Oswald's Zimmer und fand den jungen Mann in derselben Stellung, wie sie ihn verlassen hatte, auf dem Sopha sitzen, die Arme über die Brust gekreuzt, die matten, schmerzlich starren Augen auf den alten französischen Kupferstich an der Wand gegenüber geheftet, der die an den Felsen gekettete und von dem Drachen bewachte Andromeda darstellt, zu deren Rettung Perseus mit dem Gorgohaupt durch die Lüfte herbeieilt. Er hatte das Bild heute Morgen in der Dämmerung zuerst bemerkt, und bei dem mangelhaften Lichte lange geräthselt, was es wohl darstellen möchte, bis er es endlich, als es heller wurde, herausgebracht hatte. Das Bild war manierirt, wie alle Producte der Zeit, in welcher es entstand. Die Andromeda war ein wenig zu klein gerathen, ein Kind fast in dem Verhältniß zu dem sehr langen und sehr schlanken Heros, der, eben den Fuß auf den Felsen setzend, zum Schlage gegen das Ungeheuer ausholt, das ihn mit weit geöffnetem Rachen anschnaubt und mit giftigen Basiliskenaugen anstiert. Dennoch war es nicht ohne Geist in der Conception und nicht ohne Feinheit in der Ausführung. Besonders war das Aufleuchten der Hoffnung in den kindlich schönen Zügen des Mädchens und der heroische Zorn in dem Antlitz des Jünglings vortrefflich wiedergegeben und die Scenerie — ein einsamer Fels in dem grenzenlosen Meere — über dessen Horizont die Morgensonne aufsteigt, deren Strahlen über die Wellen fort bis an den Felsen zittern — hatte etwas von Claude Lorraine's heiterer Kraft und Großheit. Oswald hatte mit einem Gefühl schmerzlicher Wehmuth das Bild wieder und wieder betrachtet. Der schöne Sinn der alten Mythe, daß kühner Muth den, der ihn besitzt, mit Götterflügeln über Länder und Meere trägt, daß der Held mit dem Blick seiner Augen schon die Gefahr bändigt und schließlich nur ihm die holde Blume der Liebe und Schönheit auf rauhem Felsen in dem öden, unwirthlichen Meer des Lebens blüht — hatte ihn, den Muthlosen, den Träumer schmerzlich an Alles erinnert, was er Liebes und Schönes im Leben schon besessen hatte, nur, um es nach ach! so kurzer Zeit auf immer wieder zu verlieren.

Auch jetzt, während die Frau Hauptmann sich auf seine Bitte zu

ihm gesetzt hatte, und ihn von der Aufregung, die in der Stadt herrsche, von den blutigen Scenen, die gestern Abend gar nicht weit von ihnen, in der Schwesterstraße, vorgefallen wären, von den Volksversammlungen unter den Buden erzählte und über die schlimme Zeit klagte, wo Alles drunter und drüber gehe und man zuletzt nicht mehr wisse, wer Koch und wer Kellner sei, richteten sich seine Augen wiederholt auf das Bild an der Wand. Frau Hauptmann bemerkte es und sagte:

„Ja! so sah es vor fünfundzwanzig Jahre auch aus. Es gehörte einem Landsmann von Ihnen, einem lieben, braven Herru, der viele Jahre bei mir gewohnt hat und den ich wie eine Schwester lieb hatte — das Bild ist noch hier, aber er —"

Hier seufzte sie so tief, daß Oswald, den das eigene Leid nicht für das Leid Anderer abgestumpft hatte, mitleidig fragte:

„Er ist todt, der Herr, nicht wahr?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte die alte Dame; „er ist in die Welt hineingezogen, um ein Mädchen, das ich als mein Kind erzogen hatte — ein süßes, herziges Geschöpf, vom Verderben zu retten; aber er ist nicht wieder gekcmmen und sie ist nicht wieder gekommen, und ich beweine ihren Verlust, obgleich jetzt beinahe fünfundzwanzig Jahre darüber verflossen sind. Haben Sie, Monsieur — ach! es ist eigentlich thöricht, daß ich darnach frage, aber möglich ist ja am Ende Alles auf der Welt — haben Sie je etwas von einer Mademoiselle Marie Montbert und einem Monsieur d'Estein gehört?"

Die alte Dame hat diese Frage so oft gethan und so oft nur ein kurzes „non, Madame" zur Antwort erhalten, daß sie kaum Oswald's bedauerndes Achselzucken beobachtete und mit Lebhaftigkeit fortfuhr:

„Ach, ich wußte es wohl; Niemand weiß mir etwas von ihnen zu sagen. Die Welt ist so groß und der Menschen sind so viele: und in dieser großen Welt in dem Menschengetreibe, wie leicht sind da zwei Unglückliche vergessen und verschollen!"

Das Benehmen der alten Frau war bei aller Herzlichkeit so fein und würdig, die tiefliegenden, aber noch immer lebhaften Augen blickten so freundlich und sanft, und ihre Stimme klang so treu und gut, daß Oswald sich wunderbar von ihr angemuthet fühlte, und sie mit einer

Wärme, die ihm von Herzen kam, bat, ihm etwas Näheres von jenen beiden Personen, deren unglückliches Schicksal sie nach so langer Zeit noch so schmerzlich beklagte, mitzutheilen.

Die Frau Hauptmann strich ihre schwarzseidene Schürze glatt und erzählte in schlichten Worten eine einfache, rührende Geschichte.

Ihr Gemahl, eine tapfere, aber überaus wüste und unbändige Natur, hatte sie durch seine Verschwendung schon Jahre vorher, ehe er bei Waterloo durch einen heldenmüthigen Tod die Sünden seines Lebens quitt machte, gezwungen, für ihren Unterhalt selbst zu sorgen. Sie hatte in einem Hintergebäude des Hauses, dessen Herrin sie jetzt war, eine geräumige Wohnung inne gehabt, von der sie den größeren Theil an einzelne Herren wieder vermiethete. Sie hatte immer gesucht, mit ihren „Pflegekindern" auf einem freundschaftlichen, zum wenigsten guten Fuß zu stehen. Mit keinem war ihr das so gut gelungen, als mit einem Herrn, Namens d'Estein, dem Abkömmling einer Familie französischer Réfugies, der sich sein mühseliges Brot durch Unterrichtgeben in der unvergessenen Sprache seiner Heimath verdiente. Monsieur d'Estein war ein herzensguter, voller Schrullen steckender Hagestolz, der mit der ganzen Welt zerfallen war und mit Jedem, der ihn darum bat, seinen letzten Bissen Brot theilte. Er hatte über Alles seine ganz besonderen Ideen und trug sich fortwährend mit weltumstürzenden Plänen, während er dabei so harmlos wie eine Grille lebte.

Monsieur d'Estein hatte bereits mehrere Jahre bei ihr gewohnt und war ihr in dieser Zeit ein lieber treuer Freund geworden, dem sie ohne Bedenken ihre mancherlei Sorgen und Noth klagen konnte, als eines Tages Monsieur Montbert, ein französischer Obrist, seinen Verwandten, Monsieur d'Estein, zu besuchen kam. Der Obrist war auf dem Wege nach Rußland — es war im Jahre 1812 — und er hatte ein Töchterchen von acht Jahren bei sich, ein liebliches Geschöpf, das der Obrist vielleicht um so zärtlicher liebte, als es sich nicht des Vorzuges einer legitimen Geburt erfreute und Niemand auf der Welt hatte, der es liebte und beschützte, als den Vater, den die Kriegsstürme stets von einem Ende Europas nach dem andern fegten. Bis jetzt hatte sie der Obrist auf allen seinen Zügen bei sich gehabt:

aber der sonst so tapfere Mann schauderte vor dem Gedanken, sein Kleinod den Gefahren einer Wintercampagne, deren Ausgang er ahnen mochte, preis zu geben, und die eigentliche Veranlassung seines diesmaligen Besuches — schon 1807 war er auf einige Monate in der Residenz gewesen — war, Monsieur d'Estein zu bitten, so lange der Feldzug dauere, die Sorge für die kleine Marie zu übernehmen, und wenn er (der Obrist) nicht wiederkehren sollte — da waren die Familienpapiere, da war baar und in Wechseln das Vermögen, das er besaß und — die Freunde sahen sich in die Augen und drückten sich die Hände. Der Obrist küßte sein Töchterchen, versprach ihr, in einem Schlitten mit zwei Rennthieren aus Rußland zurückzukommen, küßte sie noch einmal, rief: Adieu mon cher! adieu ma petite! schwang sich auf sein Pferd und ritt davon.

Der Oberst Montbert machte sein Versprechen mit dem Rennthierschlitten nicht wahr; sein Töchterchen wartete und wartete auf den Schlitten und auf den Vater, bis sie ein großes Mädchen war, aber Schlitten und Vater kamen nicht.

Marie war ein großes schönes Mädchen geworden, so schön, daß sie in der ganzen Nachbarschaft nur die schöne Marie hieß. Sie war auch ein gutes Mädchen, mit einem guten Herzen, das sich mit den Fröhlichen freuen und mit den Leidenden weinen konnte. Ihr einziger Fehler war eine allzu lebhafte Phantasie, ein Hang für das Außerordentliche, Wunderbare — das Erbtheil ihres Vaters, des französischen Reiterobristen, dessen abenteuerlustiger, phantastischer Sinn, wie Monsieur d'Estein behauptete, nah an Wahnsinn gestreift hatte.

Der Frau Hauptmann und Monsieur verursachte die Charaktereigenthümlichkeit ihres Pfleglings viel schwere Sorge, besonders Monsieur, dem bei seiner herben, nüchternen Sinnesart alles Phantastische, Irrationelle, ein Gräuel war. „Das Mädchen darf keine Zeit zum Träumen haben," pflegte er zu sagen; „sie muß denken und handeln lernen. Sie muß in der prosaischen Prosa des Lebens ein Gegengewicht gegen ihre bunte Traumwelt haben. In spanischen Schlössern kann kein Mensch wohnen." Nach diesen Maximen entwarf er einen Erziehungsplan für die kleine Marie, dessen Zweckmäßigkeit Frau

Hauptmann trotz der unbegrenzten Achtung, die sie vor Monsieur's Verstand und Charakter hatte, niemals recht einleuchten wollte. Marie sollte in den einfachsten Kleidern gehen, wie die Kinder kleiner Handwerker; sie sollte jede häusliche Arbeit verrichten lernen, und als sie erwachsen war, trieb Monsieur die Consequenz gar so weit, daß er sie zu einer achtbaren Putzhändlerin in die Lehre gab — man konnte ja nicht wissen, ob ihr das in ihrem späteren Leben nicht noch recht nützlich würde: Frau Hauptmann schüttelte zu dem Allen den Kopf: aber sie söhnte sich doch auch wieder mit Monsieur's Handlungsweise aus, wenn sie bedachte, wie gut er's doch meinte, und besonders, wenn sie sah, wie trefflich das Mädchen dabei gedieh, wie es mit jedem Tage klüger und schöner wurde und in seinem bescheidenen Kattunkleidchen und dem einfachen Strohhütchen feiner und vornehmer aussah wie eine Geheimerathstochter.

Frau Hauptmann war stolz auf das Mädchen; sie selbst hatte nie Kinder gehabt, aber sie meinte, daß sie ein eigen Kind nicht mehr geliebt haben würde. Und war sie denn nicht des Kindes Mutter? hatte sie es nicht in gesunden Tagen gehegt und in kranken gepflegt? und hing es dafür nicht an ihr mit so zärtlicher Liebe, wie nur eine Tochter an ihre Mutter hangen kann? Frau Hauptmann war ordentlich eifersüchtig auf diese Liebe (sie hatte so wenig Liebe in ihrem Leben erfahren!) und sah es gar nicht so gern, daß Marie zu ihr offenbar mehr Zutrauen und Liebe hatte, als zu ihrem Pflegevater. Aber dieser war seinerseits nicht weniger eifersüchtig; ja es kam Frau Hauptmann manchmal vor, als ob Monsieur noch andere als blos väterliche Empfindungen gegen die schöne Nichte hege und als ob seine Erziehungsmethode, die Marie ganz in den kleinen Kreis der Häuslichkeit bannte, nicht blos durch pädagogische Rücksichten bestimmt sei. Monsieur war um diese Zeit erst vierzig Jahre alt. Es war dies kaum mehr als der Schatten eines Verdachtes, dem aber die folgenden Ereignisse Körper gaben.

Eines Abends — es war an einem Sonntag — kam Monsieur von dem Spaziergang, den er mit Marie in den Park gemacht hatte, sehr verstimmt nach Hause. Auch Marie schien aufgeregt und hatte die Spur von Thränen in ihren schönen Augen. Sie ging gleich

nach dem Abendessen zu Bett, und Frau Hauptmann bat Monsieur nun so lange, zu erzählen, was sich ereignet, bis er ihr endlich willfahrte.

Marie und er waren in traulichen Gesprächen in den schattigen Gängen des Parks auf- und abgewandelt und endlich in eine der Gartenrestauration getreten, weil Monsieur dem durstigen Kinde ein Glas Limonade reichen lassen und bei der Gelegenheit selbst ein Gläschen Liqueur trinken wollte. Sie hatten sich kaum an ein Tischchen gesetzt, als zwei Herren, die vorher weiter weg gesessen hatten, sich an dem Tischchen dicht neben ihnen niederließen. Monsieur, der den Herren den Rücken zukehrte, beachtete sie nicht weiter und wurde erst auf sie aufmerksam, als er sah, daß Marie, während er mit ihr sprach, von Zeit zu Zeit einen halb verlegenen, halb neugierigen Blick neben ihm vorbei nach jener Richtung warf. Er wandte sich um, zu sehen, was es gäbe. In demselben Augenblick trat einer der beiden Herren an sie heran. Es war ein auffallend schöner Mann — Monsieur konnte das trotz all seines Aergers nicht leugnen — eine hohe, echt ritterliche Gestalt, ein herrlicher Kopf, ein edles, wenn auch etwas verwüstetes Gesicht, große, dunkelblaue Augen, die vornehm und freundlich zugleich blickten, als der Herr jetzt den Hut ziehend, in sehr gutem Französisch — Monsieur und Marie hatten, wie gewöhnlich französisch gesprochen — fragte: ob es ihm und seinem Begleiter vergönnt sei, sich der Gesellschaft von Monsieur und Mademoiselle anzuschließen? Nun war Monsieur der höflichste Mensch von der Welt, aber (so behauptete er) es habe in dem Wesen des vornehmen Herrn ein Etwas gelegen, das ihn sofort mit tiefem Widerwillen gegen denselben erfüllte, und er habe deßhalb kurz und trocken geantwortet, daß er und Mademoiselle es vorzögen, allein zu bleiben. Es hatte darauf einen kurzen Wortwechsel zwischen ihm und dem Fremden gegeben, der damit endete, daß er (Monsieur) aufstand und (um der Sache ein Ende zu machen) Marie aus dem Garten führte, verfolgt von dem spöttischen Gelächter der beiden Cavaliere. Von diesem Abend an datirte sich eine merkliche Veränderung in Mariens Benehmen. Sie, die sonst so Heitere, Gleichmüthige, ließ das Köpfchen hangen, war bald blaß und bald roth, bald ausgelassen lustig, bald zum Sterben

traurig — weder Monsieur noch Frau Hauptmann wußten, was sie daraus machen sollten. Zu allen Unglück wurde Monsieur in der Zeit krank, daß er das Zimmer hüten mußte und in Folge dessen die Pflege der Frau Hauptmann mehr wie gewöhnlich in Anspruch nahm, so daß Marie sich vielfach selbst überlassen blieb. Sonst hatte sie Monsieur regelmäßig des Abends aus dem Atelier, in welchem sie arbeitete, abgeholt, jetzt mußte sie diesen Weg allein machen. Was nun während dieser Zeit geschehen, in welche Schlingen das arme unglückliche Mädchen gefallen ist — Frau Hauptmann hatte es nie erfahren. Aber eines Morgens, als sie die Kleine wecken wollte, fand sie das Zimmer leer und auf dem Tisch ein Briefchen, in welchem die Unglückliche schrieb, daß Gründe, über die sie sich nicht näher erklären dürfe, sie zwängen, die Stadt zu verlassen; daß sie ihre Wohlthäter mit tausend Thränen um Verzeihung bitte, wenn sie ihnen jetzt für all ihre Liebe nur mit scheinbarer Undankbarkeit lohne; daß sie aber zu Gott hoffe, es werde bald ein Tag kommen, wo all dieses Leid sich in Freude verwandele.

Dieser Tag war nie gekommeu, dafür hatte sich für die arme Frau Leid auf Leid gehäuft. Monsieur war über die Nachricht von Marien's Flucht beinahe wahnsinnig geworden und hatte mit furchtbarem Eid geschworen, daß er von dieser Stunde an nicht ruhen und nicht rasten wollte, bis er Marien aus den Händen des schändlichen Verführers befreit und sich persönlich an ihm gerächt habe. Monsieur d'Estein war der Mann, sein Wort zu halten. In dem kleinen, schwächlichen Körper lebte ein energischer Geist. Das zeigte sich jetzt, wo eine freche Hand das Glück seines Lebens grausam zerstört hatte. Denn die Frau Hauptmann konnte nicht länger zweifeln, daß der sonderbare Mann die Verlorene mit all der Leidenschaft, die so verschlossenen, wunderlichen Naturen eigenthümlich ist, geliebt habe. Er betrieb die Nachforschungen mit einer rastlosen Thätigkeit, die von Erfolg gekrönt war. Er hatte die rechte Spur gefunden. Wohin sie führte? — er sprach sich darüber nicht aus, wie er denn überhaupt die ganze Angelegenheit selbst vor seiner alten Freundin in tiefes Geheimniß hüllte. Er packte in seinen Koffer, was er zu einer längeren Reise brauchte, riß sich von der Weinenden los, mit dem Versprechen,

in acht Tagen spätestens Nachricht von sich zu geben — aber seitdem waren nun beinahe fünfundzwanzig Jahre vergangen, und Frau Hauptmann wartete noch immer, daß Monsieur sein Versprechen erfüllte.

Die alte Dame hatte in ihre Erinnerungen verloren ganz vergessen, daß es nicht sowohl ihre Absicht gewesen, das eigene Leid zu klagen, als das des jungen Fremden in Erfahrung zu bringen; und sie wurde erst durch die Blässe von Oswald's Gesicht, die, während ihrer Erzählung nur immer zugenommen hatte, daran erinnert.

„Aber Sie sind wirklich kränker, als Sie glauben, lieber junger Mann," unterbrach sie sich; „Ihre Hand ist glühend heiß und — verzeihen Sie einer alten Frau! — Ihre Stirn brennt. Erlauben Sie mir, daß ich nach unserm Arzt schicke!"

„Bitte, lassen Sie das!" sagte Oswald, sich gewaltsam emporraffend; „ich will Ihnen gestehen: ich bin die ganze Nacht schlaflos gewesen, wahrscheinlich aus übergroßer Abspannung in Folge der langen Reise."

„So legen Sie sich wenigstens jetzt noch einige Stunden hin!" bat die alte Dame. „Ich weiß es wohl: die Jugend kann des Schlafes nicht entbehren, wie wir alten Leute."

„Das will ich," sagte Oswald, während sich Frau Hauptmann erhob; „Sie sollen sehen: der Schlaf macht Alles wieder gut."

„Das gebe Gott," erwiderte die alte Dame, Oswald noch einmal freundlich die Hand drückend; „bitte, bitte, keinen Schritt weiter! Ich werde nach einigen Stunden wieder anfragen."

Die Thür hatte sich kaum hinter der Frau Hauptmann geschlossen, als Oswald wie vernichtet in den Sopha zurücksank.

Was hatte er eben gehört! daß dies die Fortsetzung der Geschichte sei, die ihm im vorigen Sommer die alte Mutter Clausen in Grenwitz erzählt hatte — an jenem Abend, als er mit Timm in ihrer Hütte Schutz vor dem Regen suchte — daran hatte er schon nach den ersten Worten der Frau Hauptmann nicht mehr gezweifelt. Stimmten doch alle Umstände! — So, genau so, wie die alte Dame den fremden Cavalier geschildert hatte, blickte noch heute das Porträt des Baron Harald von Grenwitz aus seinem breiten Goldrahmen; und hatte nicht das

arme schöne Mädchen, die unglückliche Verführte Marie geheißen, wie die Pflegetochter des Monsieur d'Estein!

Aber das war es nicht, was ihm jetzt das Blut erstarren machte und alle seine Glieder wie im Fieber schüttelte. Es war eine andere, furchtbare Ahnung, die aus den Tiefen seiner Seele mit dämonischer Gewalt heraufstieg. Oder waren es auch nur wieder die Fiebergeister, die am lichten Tage ihren schauerlichen Spuk von neuem begannen? war es Wahnsinn, daß in seiner erhitzten Phantasie aus dem Monsieur d'Estein, dem grillenhaften französischen Sprachmeister, sein Vater, der alte wunderliche Mann wurde? und aus der schönen Tochter des französischen Obristen die schöne junge Frau mit den holdseligen Augen, um deren Knie er als Kind an hellen Sommermorgen in dem lauschigen Garten hinter der Stadtmauer gespielt hatte, während die weißen Schmetterlinge sich über dem blauen Rittersporn wiegten? . . . .

Und in immer wilderer Hast jagten sich die tollen Gedanken. Alte längst vergessene Gedanken erwachten und gaben deutliche Antwort über die Kluft der Jahre hinweg; seltsame Zweifel, mit denen sich der Knabe, der Jüngling getragen hatte, kamen wieder und sagten: Du hast ja nun unsere Lösung! So vieles Unerklärliche in seinem Leben zeigte auf einmal den tief verborgenen Sinn. Nicht greisenhafte Schwäche war es also gewesen, was die alte Mutter Clausen trieb, in seinem Gesicht fortwährend nach den Zügen des Baron Oskar zu suchen, „der mit dem Wodan stürzte,“ und nicht eine fantastische Laune, daß Albert Timm erklärte: „Sie haben das leibhaftige Gottseibeiunsgesicht der Grenwitzer Barone!“

Oswald sprang vom Sopha auf nach dem Spiegel. Ein todtenbleiches Gesicht mit unheimlich leuchtenden Augen stierte ihn an: „Sieh da! ist der böse Geist noch immer nicht zur Ruhe? sind ihm noch nicht genug Opfer gefallen? erzeugt er sich in seinen Opfern immer wieder? kann der Vampyr nicht an seinen eigenen Blicken sterben? Eine Kugel? was? so gerade über den pochenden Schläfen in's fiebernde Hirn gejagt — sollte die dem Spuk nicht ein Ende machen? Doch, das ist der rechte Tod nicht, sagt Berger; ist nur Tausch. . . . Was bringt denn den rechten Tod, aus dem die Seele nimmer wieder zu diesem gottverfluchten Dasein erwacht? . .

Oswald fuhr mit einem Schrei zusammen — eine Hand erfaßte seinen Arm und über die Schulter des Spiegelbildes weg schaute eine höhnisch lachende Fratze ihn an.

„Hoho!“ sagte Albert Timm; „willst Du unter die Komödianten, Dottore, daß Du vor dem Spiegel stehst und Monologe declamirst, die einem ehrlichen Menschen eine Gänsehaut verursachen könnten? Gottverfluchtes Dasein? laß Dich doch mal bei Licht besehen, Schatz! In der That! Du siehst bedenklich aus! die kleine Emily, he? Sei froh, daß sie fort ist, bevor sie Dich zum Schatten Deines Schattens machte! Du siehst, ich weiß Alles, und weiß noch ein gut Theil mehr, was, wenn Du's hörst, Dir wieder Lust zum Leben beibringen soll, Du melancholischer Dänenprinz Du! Aber, bevor ich mein Wissen auskrame — laß eine Flasche Portwein kommen oder dergleichen; ich bin heute Morgen noch so trocken, wie ein Stockfisch.“

Herr Timm wartete in seiner gewöhnlichen Weise Oswald's Antwort nicht ab, sondern klingelte selbst und bestellte Portwein und Caviar. Haben keinen? Gehen Sie in den Dustern Keller, gleich um die Ecke, Mann, nicht drei Schritt von hier. Machen Sie eine Empfehlung von Albert Timm an Frau Rosalie Pape und kommen Sie im Fluge zurück, Sie blondgelockter Jüngling!“

Herrn Timm's Behauptung, daß er heute Morgen noch nichts getrunken habe, war offenbar erlogen. Er verbreitete einen sehr merklichen Duft von Spirituosen um sich her, sein Gesicht war stark geröthet und seine Augen weniger hell wie sonst. Möglicherweise war er die ganze Nacht nicht zu Bett gewesen; seine ganze Erscheinung sprach für diese Annahme. Diese Wäsche war noch unsauberer als gewöhnlich und der braune Ueberrock hatte mit verschiedenen weißen Wänden und schmutzigen Tischen allzunahe Bekanntschaft gemacht. Herrn Timm's Umstände hatten sich, seit ihn Oswald zum letzten Mal sah, augenscheinlich bedeutend verschlechtert.

Er stellte das auch gar nicht in Abrede, im Gegentheil, er hob unaufgefordert den Schleier von dem reizlosen Bilde seiner letzten Monate.

„Das Pech hat mich auf Schritt und Tritt verfolgt,“ rief er, sich auf den Sopha werfend und die Beine von sich streckend. „In dem

Augenblick, als ich die Entdeckung gemacht hatte, die ich Dir mittheilen werde, sobald der Wein gekommen sein wird, verschwandest Du spurlos aus Grünwald. Am nächsten Tage hob die Polizei unsere „Ratte" auf, als wir gerade beim Pharao saßen, und confiscirte — ich hielt gerade Bank — meine ganze Baarschaft von einigen hundert Thalern, die ich um so nöthiger brauchte, als am nächsten Morgen ein Wechsel von ebenfalls einigen hundert Thalern fällig war, den ich natürlich nun nicht bezahlen konnte. Der verdammte Manichäer war so erbost darüber, daß er mich in's Loch sperren ließ, wo ich denn bis vor acht Tagen etwa gesessen habe. Wie ich losgekommen bin? Mein Wirth, der alte Schlingel, kam endlich auf den gescheidten Einfall, zu Moses zu gehen und ihm zu drohen, er würde gewisse Geschichten erzählen, wenn — na! lassen wir das! ich stehe wieder auf freien Füßen und da kommen der Wein und die Austern. Hier Oswald! thu mir Bescheid! Es lebe, wer sich tapfer hält! Kerl, ich sage Dir, ich bin außer mir vor Freude, daß ich Dich sobald aufgetrieben habe. Ich hatte mich schon auf eine lange Jagd gefaßt gemacht. Und nun will ich Dir eine Geschichte erzählen, daß Du vor Verwunderung die Hände über den Kopf zusammenschlagen und vor Staunen aus der Haut fahren sollst. Ja, wohl, aus der Haut! denn Du mußt den ganzen miserabeln Menschen, als welchen ich Dich hier vor mir sehe, aus- und den andern anziehen, so ich für Dich ohne alle Dein Verdienst und Würdigkeit blos aus purer Freundschaft zu Dir mit saurer Mühe bereitet habe. Und nun noch einen Schluck und dann an's Werk!"

Herr Timm schob den Teller mit den Austerschaalen, die er unterdessen geleert hatte, von sich, stürzte ein volles Glas hinunter, schenkte sich wieder ein, holte aus der Tasche ein Bündel Papiere, die er vor sich auf den Tisch legte, stemmte die beiden Arme auf, lachte Oswald an und sagte:

„Was giebst Du mir, mon cher, wenn ich Dich nun so nolens volens aus einem armen Schlucker zu dem Sohne eines Barons mit nebenbei einem Erbe von circa zehn- bis zwölftausend jährlicher Rente mache? Aber ich sehe, Du bist wirklich etwas stark angegriffen. Ich will Dich nicht länger auf die Folter spannen. Höre!"

Es kommen im Seelenleben Zustände, wo das überreizte Gehirn das Ungemeinste, Ungeheuerste als etwas Alltägliches, Gewöhnliches hinnimmt. So war es jetzt mit Oswald. Daß Timm ihm die Bestätigung seiner Ahnung brachte, ihm gleichsam schwarz auf weiß bewies, daß er nicht geträumt habe, jede ausschweifendste Phantasie durch ein schriftliches Document zu einem Factum machte, das sich vor Gericht beweisen ließ — Oswald sah in dem Allen nichts Außerordentliches. Da waren die Familienpapiere Marie Monberts. Ihr eigentlicher Name war der ihrer deutschen Mutter, Marie Herzog, die, nach Paris verschlagen, dort die Geliebte des Obristen Montbert geworden war. Und Herzog, das wußte Oswald, war der Familienname seiner Mutter. Hier war — durch Timm's unermüdliche Thätigkeit und geheimnißvolle Connexionen herbeigeschafft — eine Abschrift aus dem Kirchenbuche über die am 1. December 1823 in der St. Marienkirche stattgehabte Trauung des Herrn d'Estein, genannt Stein, und der Marie Elisabeth Herzog. Und dann hier die Abschrift eines Taufzeugnisses: Am 22. December 1823 wurde dem Herrn Amadeus Stein und seiner Ehefrau Marie, geborne Herzog ein Sohn geboren, welcher in der heiligen Taufe, den 23. Januar 1824, den Namen Oswald empfing. Hier waren die Briefe, die Baron Harald während seines verhängnißvollen Aufenthalts im Frühling 1823 in der Residenz an Marie geschrieben, hier die Briefe, die Marie an den Baron gerichtet; hier ein Brief Herrn d'Estein's an Marie aus dem Sommer desselben Jahres, worin er ihr schreibt, daß er endlich ihren Aufenthalt in Grenwitz erfahren; sie bei ihrer Seelen Seligkeit beschwört, ihm zu folgen; daß er Alles zur Flucht bereit habe u. s. w.

„Du siehst, es stimmt Alles auf's Haar," sagte Timm, nachdem er mit vielem Scharfsinn alle Fäden der verwickelten Angelegenheit entwirrt und zu einem festen Gewebe vereinigt hatte; „die Identität der Personen kann durch Documente und durch Zeugen zugleich bewiesen werden und das Zeugniß der Frau Rosalie Pape, die Deine Mutter verkuppelt hat und hernach bei Deiner Geburt und bei Deiner Taufe zugegen gewesen ist, schnellt alle möglichen Pfiffe und Kniffe der Advocaten der Gegenpartei in die Luft. Zwar wird das Weib ein Zeugniß, das es in der That einigermaßen compromittirt, nicht

gern hergeben, aber für Geld kann man den Teufel tanzen sehen und Frau Rosalie reden hören. Also deßhalb habe ich keine Sorge. Meine einzige Sorge ist, daß Du die Sache nicht mit der nöthigen Energie betreiben wirst. Ich will Dir nur gestehen: Ich fürchtete das bei den einigermaßen verrückten Ansichten, die Du über manche Dinge hast, so daß ich im Anfang ganz und gar zweifelte, ob es sich überhaupt der Mühe verlohne, Dir von meiner Entdeckung Mittheilung zu machen, und ich in Folge dessen gegen die Baronin einige Winke fallen ließ, die aber nicht so gnädig aufgenommen wurden" —

„Mit einem Worte," sagte Oswald, und er wurde noch blasser, als er es schon war, „Du hast die Entdeckung an die Baronin verkaufen wollen und sie hat Dir nicht den Preis bezahlt, den Du fordertest."

„Sieh! sieh!" sagte Albert mit aufrichtiger Bewunderung, „Du entwickelst da einen Sinn für Geschäfte, den ich Dir gar nicht zugetraut hätte. Nun, nimm an, die Sache sei so, wie Du sagst. Das kann und wird Dich nicht hindern, von Deinem guten Rechte Gebrauch zu machen. Aber, Freundchen, periculum in mora! Wenn Du nicht bloß der Neffe, sondern der Schwiegersohn Anna Maria's werden willst, mußt Du Dich beeilen. Es ist so gekommen, wie ich Dir schon im Winter sagte, daß es kommen würde. Helene hat sich mit dem Fürsten Waldernberg versprochen; die öffentliche Verlobung soll in diesen Tagen stattfinden und zwar hier. Anna Marie ist gestern Abend angekommen und im Hotel Waldernberg bei der alten Fürstin Letbus, der Mutter seiner Durchlaucht, abgestiegen. Nun habe ich, um in dem feindlichen Lager die nöthige Verwirrung zu bereiten, die unsern Angriff unterstützen soll, bereits eine herrliche Mine gegraben, die noch heute platzen muß. Ich bin wie von meinem Leben überzeugt, daß Helene den Fürsten nicht liebt und daß sie noch im letzten Augenblick nein sagen würde, wenn sie wüßte, daß Du ihr Vetter bist und sie das Vermögen, das sie durch Deine Vetterschaft verliert, aus den Händen des Gemahls zurückerhalten kann. Daß sich die Sache aber so verhält, wird sie nur einem Menschen auf Erden glauben und dieser Mensch bist Du selbst. Oswald, bedenke, was auf dem Spiel steht. Ein einziger muthiger Schritt — und das Mädchen, das Du —

leugne es nicht! — zum Rasendwerden liebst, ist Dein! Ein Vermögen, das Deine kühnsten Wünsche übersteigt, ist Dein! Du hast mit einem Schlage Alles, wonach Andre Jahre lang vergeblich rennen, wofür sie, wenn sie die Chance hätten, ohne sich lange zu besinnen, ihr Leben einsetzen würden! Die Ueberraschung bewirkt Wunder. Fahre nach dem Hotel Waldernberg in der Williamsstraße; laß Dich bei der jungen Baroneß melden! sag' ihr, wenn es sein muß, in Gegenwart der Mutter, nicht, daß Du sie heirathen willst, — denn das versteht sich hernach von selbst, — sondern, daß Du jetzt nur unter den und den Umständen die Entdeckung gemacht hast und ich will meinen eigenen Kopf fressen, wenn Dir das Mädel nicht um den Hals fällt und ihren Fürsten zum Teufel schickt."

Albert hatte sich darauf gefaßt gemacht, diesen abenteuerlichen Plan, der freilich ganz nach seinem Geschmack und den auszuführen er ganz der Mann war, von dem zaghafteren Oswald zuerst auf das Entschiedenste verworfen und im besten Falle erst nach langer Debatte angonommen zu sehen. Wie freudig war er deßhalb überrascht, als Oswald, der während der ganzen Verhandlung, den Kopf in die Hand gestützt, schweigend dagesessen hatte, jetzt sich erhob und sagte:

„Du hast Recht. Es giebt nur das eine Mittel. Ich muß selber hingehen und zwar sogleich."

„Bruderherz!" rief Timm aufspringend und Oswald mit dem größten Enthusiasmus umarmend; „das ist das vernünftigste Wort, das Du in Deinem Leben gesprochen hast."

Oswald machte sich mit einem Schauder, der dem aufgeregten Timm entging, aus dieser Umarmung los.

„Laß mich jetzt allein," sagte er, „ich bin, wie Du Dir denken kannst, von dieser Unterredung angegriffen. Ich muß mich zu der Scene, die mir bevorsteht, sammeln."

„Um Himmelswillen, nur keine neue Bedenken!" rief Timm; „frische Fische, gute Fische! Ich fürchte, sobald ich Dir den Rücken kehre, fallen Dir tausend Aber ein."

„Ich gebe Dir mein Wort, daß ich noch in dieser Stunde hingehen werde. Die Papiere läßt Du mir doch hier? Ich könnte sie glücklicherweise der Baronin gegenüber gebrauchen.

Timm warf einen schlimmen mißtrauischen Blick auf Oswald. Er gab die Papiere ungern aus der Hand. Wenn Oswald falsch spielte, wenn — aber es war keine Zeit, sich lange zu bedenken. Und in Oswalds Wesen lag ein Etwas, das jeden Widerspruch gewagt erscheinen ließ — eine Entschiedenheit in dem festgeschlossenen blassen Munde, ein düstres Feuer in den großen Augen — Timm hatte ihn so noch nie gesehen. Es war nicht mehr der alte wankelmüthige Oswald Stein, es war der Sohn Haralds von Grenwitz, der da vor ihm stand.

„Meinetwegen," sagte er, „mache, was Du willst. Ich sehe wohl, daß Du zum Aeußersten entschlossen bist. Aber, Oswald, wenn der große Wurf gelingt und jetzt zweifle ich nicht mehr, daß er gelingt — vergiß nicht den, der Dir die Würfel in die Hand gedrückt hat."

„Sei überzeugt," sagte Oswald mit einem umheimlichen Lächeln, „daß Du in dieser Angelegenheit, was den materiellen Vortheil betrifft, nicht schlechter fahren sollst, als ich selbst."

Dies Versprechen rührte den edelmüthigen Timm so sehr, daß er nicht übel Lust hatte, Oswald noch einmal zu umarmen. Der indessen machte eine ungeduldig abwehrende Bewegung, die einen Andern, als Herrn Timm, beleidigt haben würde. Herr Timm indessen lachte und sagte: „Na, ich sehe: Du bist schon mitten in Deiner Rolle. Ich will Dich nicht länger aufhalten. Adieu, Oswald! mache Deine Sache gut! es ist jetzt drei Uhr. Ich komme um vier wieder vor und frage, wie es abgelaufen ist. Adieu so lange!"

Oswald ging, als Timm fort war, mit langsamen Schritten im Zimmer auf und ab. Dann trat er vor den Kupferstich und betrachtete ihn lange mit starren Augen. „Es ist zu spät," murmelte er; „ich kann ihr Retter nicht werden, kann sie nicht mehr von dem Felsen, an den das Schicksal sie geschmiedet hat, befreien. Aber sehen will ich sie noch einmal und mein Andenken von der Schmach reinigen, die dieser Schurke wahrscheinlich auf mich gehäuft hat. Sie soll nicht glauben, daß ich mich je unwürdiger Mittel bedienen konnte. Wer weiß, wie weit der Mensch, um zu seinem Zweck zu gelangen, meinen Namen gemißbraucht hat."

Er trat an den Tisch und legte die Papiere zusammen. Dann fing er an, sich zu dem Gange, den er vorhatte, anzukleiden. Er kam nicht schnell damit zu Stande. Seine Glieder waren wie abgestorben, er mußte sich mehrmals hinsetzen, um einen Anfall von Schwindel vorübergehen zu lassen. Endlich war er fertig. Er steckte die Papiere in die Tasche und verließ das Zimmer.

Zwölftes Capitel.

Um dieselbe Zeit fuhr durch die wenig belebte Straße, in welcher Doctor Braun wohnte, ein Wagen, dessen rasches Rollen manches neugierige Gesicht an's Fenster lockte. Es war eine herrschaftliche, mit zwei wundervollen Pferden bespannte Kutsche, an deren Schlage ein großes Wappen prangte. Auf dem Bock neben dem Kutscher saß ein Jäger in glänzender Livrée. Die Kutsche hielt vor dem Hause des Doctor Braun, der Jäger sprang vom Bock, riß den Schlag auf; eine junge, sehr elegant gekleidete Dame stieg aus, und trat rasch durch den kleinen Garten vor der Thür in's Haus.

„Ist Frau Doctor Braun zu sprechen?"

„Ich weiß nicht," antwortete das Mädchen, und warf dabei einen scheuen Blick auf den schwarzen Sammtmantel und das reizende weiße Hütchen der Dame; „ich will mal nachsehen."

„Ist nicht nöthig," sagte Sophie, die plötzlich im Schmuck einer sehr langen Schürze in der Thür der Küche erschien, „hier bin ich schon."

Mit diesen Worten eilte Sophie mit offenen Armen auf die junge Dame zu, die ihrerseits den weißen Schleier zurückschlug und Sophie entgegenflog:

„Liebe Helene!"

„Liebe Sophie!"

Sophie zog die Freundin in die Stube, nestelte ihr mit vor Freude zitternden Händen den Mantel los, nahm ihr den Hut ab, faßte sie an beiden Händen und rief:

„Nun, laß Dich doch einmal beim Lichte besehen, Du Liebe — schön, wie immer, wunderschön! aber so blaß und so ernst und angegriffen, wie mir scheint. Kann ich etwas zu Deiner Erquickung thun? Du siehst, ich habe die Küchenschürze noch um.“

Helene lächelte. Es war ein schwermuthsvolles Lächeln, das ihre dunklen Augen nur noch dunkler machte.

„Ich danke Dir, Sophie! ich wollte mich nur an Deinem Anblick erquicken. Ach, Du weißt nicht, wie ich mich nach Dir gesehnt habe!“

Die beiden jungen Damen hatten sich bis zu Sophiens Abreise von Grünwald Sie genannt. Die Freude des Wiedersehens hatte das schwesterliche Du geboren. Sophie dachte daran, als sie das erste Du aus Helenens stolzem Munde hörte. Es rührte sie und noch mehr der traurige Ton, in welchem Helene sagte, daß sie sich nach ihr so gesehnt habe. Ein solches Geständniß, das die Pensionärin von Fräulein Bär sicher nicht gemacht hätte, kleidete die Braut des Fürsten Waldernberg gar seltsam.

Das Alles fuhr Sophie durch den Kopf, während sie, Helenens beide Hände noch immer festhaltend, ihr tief und tiefer in die dunklen Augen sah.

„Arme Helene!“ sagte es aus ihr heraus; sie wußte vielleicht kaum, daß sie es sagte.

Aber in Helenens Herzen erweckten die leisen mitleidsvollen Worte all die Schmerzensgeister, welche die letzte bange Nacht mit ihr gewacht und kaum gegen Morgen eine Stunde lang mit ihr in unruhigem Schlaf gelegen hatten. Mitleid mit sich selbst, wie sie es nie gekannt hatte, ergriff sie, die Thränen kamen ihr in die Augen, und sie warf sich in Sophiens Arme, das schöne blasse Antlitz an der Freundin Busen verbergend.

„Um Himmelswillen, liebe Helene, was hast Du;“ sagte Sophie, jetzt ernstlich bestürzt; „ich habe Dich ja nie so gesehen, nie geglaubt, daß ich Dich so sehen würde und am wenigsten jetzt, wo ich glaubte, daß in Deinem Leben Alles Herrlichkeit und Freude sei.“

„Hast Du das wirklich gedacht?“ fragte Helene, sich aufrichtend, und Sophie mit den großen, schmerzlich starren Augen forschend anblickend.

Sophie senkte vor diesem Blick die Wimpern. Sie mochte nicht Nein sagen, und Ja zu sagen, erlaubte ihr ihre Ehrlichkeit nicht. Aber solches Schwanken dauerte bei ihr nicht lange. Jetzt oder nie war der Moment, Helenen Alles zu sagen, was sie so lange schon auf dem Herzen gehabt hatte.

„Helene," sagte sie, klar und ruhig mit ihren tiefen blauen Augen aufblickend; „ich kann nicht lügen und mag nicht lügen, keinem Menschen gegenüber und zumal Dir gegenüber nicht, die ich so herzlich lieb habe. Komm, süße Seele, setze Dich zu mir hier auf's Sopha und laß uns sprechen, wie's Schwestern geziemt, die wir, wenn nie wieder, doch wenigstens in dieser Stunde sein wollen. Wenn Du nicht Aufrichtigkeit von mir wünschtest, weßhalb wärst Du denn, da Du so viel glänzendere Freundinnen haben könntest, gerade zu mir gekommen? Habe ich recht?"

„Sprich weiter!" sagte Helene, als sei, nur die Stimme der Freundin zu hören, für sie schon ein Trost und eine Erquickung.

„Du hast mich gefragt," fuhr Sophie immer muthiger werdend, fort, „ob ich wirklich glaube, daß Du jetzt glücklich bist? Ich glaube es nicht. Du siehst nicht aus wie eine Glückliche. Dein schönes blasses Gesicht sagt nein, wenn Deine Zunge auch ja sagen sollte. Ich habe oft und oft in Deinem Gesicht gelesen, lange, lange Geschichten, von denen Du Stolze, Schweigsame mir kein Wort gesagt hast, und ich will Dir erzählen, was ich gelesen habe? Darf ich?"

„Sprich weiter, Sophie! sprich weiter!"

„Ich habe hier auf Deiner Stirn gelesen, daß Deinem Geiste nur das Große, das Außerordentliche genügt, und selbst das kaum — und hier in Deinen zauberisch schönen Augen, daß Dein Herz sich, wie nur ein Menschenherz es kann, nach Liebe sehnt. So ist von jeher ein Zwiespalt gewesen zwischen Deinem Kopf und Deinem Herzen. Du willst herrschen und willst lieben zu gleicher Zeit und, liebe Helene, das geht nicht an. Die Liebe, die echte Liebe — und es giebt ja nur die eine — ist demüthig; sie duldet Alles und glaubt Alles; sie will nichts, als Eins sein mit dem Geliebten, in Freud und Leid. Sieh, süße Seele, mir ist das Glück solcher Liebe zu Theil geworden, und ich weiß deßhalb, was ich sage. Franz und ich haben

nur einen Willen. Er will das Gute, ich will's mit ihm, und sollten unsere Ansichten wirklich einmal auseinandergehen — die Herzen bleiben doch verbunden; da findet sich denn das Andere ganz von selbst. Alle Freude ist doppelt groß, und alles Leid trägt sich doppelt leicht. Ich hab's erfahren, als mein guter Vater starb. Was hätte aus mir werden sollen, wenn ich Franz nicht gehabt hätte."

„Ich hatte, als mein Vater starb, Niemand," sagte Helene tonlos.

„Ich weiß es, liebes Herz, und ich habe mich oft, wenn ich daran dachte, wie einsam Du warst und wie Du so keine Menschenseele hattest, der Du Dein Leid klagen konntest, an die Brust meines Franz geworfen, der dann manchmal gar nicht wußte, was mich so plötzlich und gewaltig zu ihm trieb. Du stehst allein, selbst jetzt noch, wo Du im Begriff bist, Dich zu vermählen, und, was tausendmal schlimmer ist, Du bist in Deinem Herzen überzeugt, daß es so bleiben, daß Dein Gatte nie Dein Freund, Dein Bruder, Dein Geliebter sein wird, vor dem Deine Seele so klar und offen liegt, wie ein krystallheller Bergsee, in den die liebe Sonne bis auf den tiefsten Grund hinabblickt."

„Nie, nie!" murmelte Helene.

„Ich wußte es ja," sagte Sophie traurig, „aber Helene, wenn es schon schlimm genug ist, daß Du den Fürsten heirathen willst, ohne ihn zu lieben, so ist es noch viel, viel schlimmer, daß Du sein Weib wirst, während Du in Deinem Herzen das Bild eines andern Mannes trägst."

Eine dunkle Röthe ergoß sich über Helenens Gesicht, als Sophie mit fester Stimme diese letzten Worte sprach und sie dabei mit den großen blauen Augen so ernst und vorwurfsvoll anblickte.

„Nein, süßes Mädchen, schäme Dich nicht, daß Du ihn geliebt hast. Deßhalb tadle ich Dich nicht, denn er ist ein ungewöhnlicher Mensch, ausgestattet mit Allem, was wohl ein Mädchenherz fesseln kann. Ich tadle Dich auch nicht, daß Du ihn noch liebst, — wer kann die Liebe so leicht aus seinem Herzen reißen! — aber, Helene, da dem so ist, heirathe den Fürsten nicht! Du darfst es nicht, aus Achtung vor Dir selbst, aus Achtung vor ihm, wenn er achtungswürdig ist."

„Es ist zu spät;“ sagte Helene, ihr Gesicht in den Händen verbergend.

„Nun und nimmermehr!“ rief Sophie mit einer Leidenschaftlichkeit, die bewies, wie tief ihre Seele erregt war; „nie ist es zu spät, einen Irrthum zu bekennen, der Dich und ihn grenzenlos unglücklich machen muß. Versteh' mich wohl, Helene! Ich spreche nicht für jenen unglücklichen Mann, der Deine Liebe, wenn er derselben je würdig war, woran ich zweifle, jetzt durchaus verscherzt hat. Ich bin niemals seine Freundin gewesen; die sogenannten glänzenden Eigenschaften lassen mich ziemlich kalt, wenn sie die Güte des Herzens nicht zur Folie haben, und in meinen Augen steht zum Beispiel der biedere gute Bemperlein tausendmal höher, als Oswald Stein. Aber weil er Deiner nicht würdig ist, mußt Du deßhalb einen Mann heirathen, für den, mag er sonst noch so vortrefflich sein, nun einmal Dein Herz stumm ist? Giebt es denn nicht mehr Männer auf der Welt, als Oswald und den Fürsten? O, Helene, ich wollte, ich könnte mit Engelszungen reden, um Dein stolzes Herz zu rühren, daß Du Dich demüthigest vor der Wahrheit, daß Du alle Herrlichkeit der Welt gering achtetest vor der Seligkeit, mit Dir selbst übereinzustimmen.“

Helene bebte zusammen, als ob wirklich der Himmlischen Einer zu ihr spräche.

„O Du bist gut;“ rief sie, „wäre ich doch, wie Du!“

„Du kannst es sein, wenn Du nur willst!“

„Aber wie entrinnen aus diesem Wirrsal? ich habe mein Wort gegeben; wie kann ich es zurücknehmen?“

„Sprich ganz offen mit dem Fürsten,“ sagte Sophie, der dieser Ausgang das einfachste und natürlichste schien.

„Lieber todt!“ murmelte Helene.

In diesem Augenblicke wurde an die Thür gepocht; der Jäger trat herein mit einem Billet in der Hand.

Er blieb kerzengerade an der Thür stehen.

„Gnädigen Baronesse gehorsamst zu vermelden, daß dies Billet so eben aus dem Palais durch einen Reitenden hierher gesandt ist.“

Helene griff hastig nach dem Billet.

„Von meiner Mutter.“

Sie warf einen Blick hinein und zuckte heftig zusammen.

„Was ist's, Helene?“

„Meine Mutter hat so eben Nachricht aus Grünwald erhalten, daß mein Bruder sehr schwer erkrankt ist. Sie muß augenblicklich zurück.“

„Armes Mädchen!“ rief Sophie; „wie blaß und erschrocken Du bist! Soll ich mit Dir fahren?“

„Nein, nein!“ sagte Helene; „bleib! Ich muß allein hin. Leb wohl, liebe Sophie! leb' wohl!“

Helene riß sich aus Sophie's Armen.

Sophie geleitete sie bis zum Wagen. Sie hielt die Hand der Freundin fest in der ihren und sagte: „Laß von Dir hören, Helene! und, Helene, was Du auch thust, folge der Stimme Deines warmen Herzens, es räth Dir besser als der kalte Verstand.“

„Ich will es,“ erwiderte Helene, schon im Wagen; „verlaß Dich d'rauf; ich will es. Leb' wohl!“

Der Jäger schloß die Thür. Der Wagen donnerte davon. Sophie sah ihm nach, bis er um die nächste Ecke gebogen war. Dann schritt sie langsam, das liebe Gesichtchen sinnend zur Erde geneigt, in das Haus zurück.

Dreizehntes Capitel.

In einem Zimmer der Beletage des Hotel de Russie unter den Akazien befanden sich an diesem Nachmittag Berger und Director Schmenckel. Sie hatten eine lange Unterredung mit einander gehabt und Herr Schmenckel erhob sich eben, um zu gehen. Berger stand ebenfalls auf.

„Sie wissen doch genau, was Sie sagen sollen?“

„Ich sollt' halt meinen,“ erwiderte Herr Schmenckel und räusperte sich.

„Wollen wir's lieber doch noch einmal durchsprechen?"

„'S könnte vielleicht nit schaden;" erwiderte Herr Schmenckel.

„Sagen Sie also: es thäte Ihnen leid, daß Sie der Fürstin solche Ungelegenheit bereitet hätten. Sie selbst würden nie auf diesen Plan gekommen sein, wenn der Mensch, — wie nannten Sie ihn doch?"

„Timm!"

„— Sie nicht darauf gebracht hätte. Jetzt wären Sie zur Einsicht gekommen, daß Ihre Handlungsweise sich für einen ehrlichen Mann nicht zieme und Sie gäben der Fürstin Ihr Wort, daß nun nimmer wieder ein Laut von dieser Angelegenheit über Ihre Lippen kommen solle."

„Kommen solle!" wiederholte Herr Schmenckel, wie ein Schulbube, der dem Lehrer die Lection nachlallt.

„Was den Menschen, den Timm beträfe, so solle sich Ihre Durchlaucht nur nicht ängstigen, und ihn, wenn er etwa die Frechheit hätte, zu kommen und ihr Geld abzufordern, durch ihre Bedienten zur Thür hinauswerfen lassen. Da Sie ihn in keiner Weise unterstützen würden, so hätte der Skandal, den er möglicherweise erregen könnte, nichts zu bedeuten. Haben Sie es jetzt ordentlich im Kopf?"

Ich denk', es wird nun gehen," sagte Herr Schmenckel nachdenklich.

„Und, was die Hauptsache ist, Sie nehmen kein Geld von der Fürstin an, weder viel, noch wenig. Vergessen Sie das ja nicht!"

„Will's schon machen!" sagte der Director, mit einem plötzlichen Entschluß den Hut auf den Kopf drückend; „adies, Herr Professor!"

„Adieu!" sagte Berger, ihm die Hand reichend; „gehen Sie, und werden Sie wieder der ehrliche Mann, der Sie bis dahin gewesen sind."

„Und nun," murmelte Berger, als die Thür sich hinter Herrn Schmenckel geschlossen hatte, „ist der Augenblick gekommen, die alte Schuld quitt zu machen." Er trat an das Bureau uud nahm aus einer Schublade ein Kästchen aus Ebenholz und ein Medaillon. Dann verließ er sein Zimmer und ging den Corridor entlang, bis er an eine Thür gelangte, an der er einen Augenblick lauschend stehen blieb.

Der Schlüssel steckte im Schloß. Berger zog ihn geräuschlos ab und klopfte:

„Entrez!“ rief eine krähende Stimme.

Berger trat ein.

Der, den er suchte, stand mit dem Rücken nach der Thür vor dem Spiegel, eifrig beschäftigt, die letzte Hand an seine Toilette zu legen. Er wandte sich in der Meinung, daß es der Kellner sei, nicht nach dem Eintretenden um. Der warf einen schnellen Blick in dem Zimmer umher, schloß rasch und leise von innen zu und schritt dann bis mitten in das Gemach, wo er regungslos stehen blieb.

„Was wollen Sie,“ sagte der Graf Malikowsky, noch immer mit seiner Cravatte beschäftigt.

„Mit Ihnen eine alte Rechnung quitt machen,“ erwiderte Berger.

Der Graf wandte sich erschrocken um und starrte in Bergers bleiches, ernstes Gesicht, das durch das schwarze Pflaster auf der Stirn noch bleicher und ernster erschien.

„Wer sind Sie? Was wollen Sie?“ rief der Graf.

„Mein Name ist Berger. Was ich will, habe ich Ihnen bereits gesagt.“

„Wenn Sie eine Forderung an mich haben, wenden Sie sich an meinen Kammerdiener. Ich befasse mich mit dergleichen nicht.“

„Ich weiß es wohl,“ sagte Berger, ohne eine Miene zu verändern, „daß der Graf Malikowsky Forderungen, die man an ihn persönlich gerichtet hat, gern durch andere Leute beantworten läßt und wären diese Andern selbst Meuchelmörder; diesmal aber, hoffe ich, werden Sie eine Ausnahme von der Regel machen.“

Bei diesen Worten trat er an den runden Tisch, der in der Mitte des Zimmers stand, setzte das Ebenholzkästchen darauf, und nahm die beiden Pistolen, die es enthielt, heraus.

Der Graf hatte diesem Beginnen mit einem Erstaunen, das ihn sprachlos und bewegungslos machte, zugesehen. Der Anblick der Pistolen brachte ihn indessen wieder zu sich. Mit einer Schnelligkeit, die man ihm bei seinem Alter nicht hätte zutrauen sollen, eilte er nach der Thür.

Berger vertrat ihm, die Pistolen in der Hand, den Weg.

„Ein Versuch noch, mir zu entwischen,“ sagte er, „ein Hülferuf, und ich schieße Sie nieder, wie einen tollen Hund. Treten Sie an jene Seite des Tisches, mir gegenüber; so!“

„Der Mensch ist verrückt,“ murmelte der Graf, indem er, an allen Gliedern zitternd, Bergers Befehl Folge leistete.

„Wohl möglich,“ sagte Berger mit einem unheimlichen Lachen; „wenn ich's aber bin, so bin ich es durch Sie, mein Herr Graf. Sie kennen mich nicht mehr.“

„Nein! in der That, nein!“

„Kann sein; ich habe mich, seitdem ich zum letzten Male die zweifelhafte Ehre hatte, Ihnen gegenüber zu stehen, einigermaßen verändert; ich will Ihrem Gedächtnisse zu Hülfe kommen. Kennen Sie auch diese nicht mehr?“

Er drückte das Medaillon auf und hielt es dem Grafen über den Tisch hinüber entgegen. Der Graf setzte seine goldene Lorgnette auf und blickte auf das Bild in der Kapsel. Es war das auf Email zierlich gemalte Portrait eines wunderschönen braunäugigen Mädchens, in der Tracht des Anfangs der zwanziger Jahre.

„Eleonore!“ rief der Graf, einen Schritt zurückprallend.

„Ja, Eleonore;“ wiederholte Berger, das Medaillon wieder schließend und zu sich steckend; „und nun werden Sie ja wohl auch hoffentlich wissen, wer ich bin und was das für eine Rechnung ist, die wir miteinander abzumachen haben.“

Der Graf war selbst durch seine Schminke hindurch bleich wie der Tod geworden; seine falschen Zähne klapperten; er mußte sich in einen Lehnstuhl, der an dem Tische stand, sinken lassen, da er sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte.

Berger schien sich an diesem kläglichen Anblick zu weiden.

„Wie die Memme zittert,“ sagte er; „wie ihm das faule Herz in der öden Brust an die Rippen pocht um das Bischen nichtsnutzige Leben! Elender Feigling, der nur den Muth hat, unschuldige Mädchen zu verführen, und in die Kniе sinkt, sobald ihm ein Mann gegenübertritt! Hier, nimm die Pistole, und mach' einem Leben voll Schande durch einen halbwegs ehrlichen Tod ein Ende.“

„Ich kann nicht!“ klapperte der Graf, „haben Sie Mitleid mit

mir! Sie sehen, ich bin ein alter Mann; meine Hände zittern vor Gicht; ich kann keine Feder, geschweige denn eine Pistole fest halten."

„Steht es so mit Dir?" sagte Berger; „bist Du weiter nichts als ein übertünchtes Grab? da wäre es wohl eine noch härtere Strafe, wenn man Dich leben ließe?"

Berger senkte die Stirn und sann einen Augenblick nach.

„Sei's denn," murmelte er. Er legte die Pistolen wieder in das Kästchen. Der Graf athmete auf.

„Ich habe mich nach dieser Stunde gesehnt dreißig Jahre lang; ich dachte wunder, wie süß der Trank der Rache sein würde, aber das Gefäß, in welchem er mir geboten wird, ekelt mich an; ich mag ihn nicht."

Berger hatte das gesagt, als ob er mit sich selber spräche. Jetzt hob er den Kopf, heftete seine durchdringenden Augen auf den Grafen, der noch immer zusammengekauert in seinem Lehnstuhl zitterte und sagte:

„Ich bin mit Ihnen fertig. Ich will Ihnen Ihr jämmerliches Leben lassen, aber unter einer Bedingung. Noch in dieser Stunde reisen Sie von hier ab und lassen sich nie wieder in Deutschland sehen. Ich will nicht, daß ein Bube, wie Sie, deutsche Luft athmet."

„Wie Sie wollen, was Sie wollen," sagte der Graf; „ich will froh sein, wenn ich aus dem verdammten Lande weg bin."

Berger steckte das Pistolenkästchen in die Tasche. Da tönte von der Straße herauf wilder Lärmen. Berger war mit einem Satze am Fenster. Volksschaaren, Männer, Weiber und Kinder wälzten sich die Akazien hinab. „Wir sind verrathen! Man schießt auf uns! Zu den Waffen, zu den Waffen!"

„Zu den Waffen, zu den Waffen!" schrie Berger, in wilder Freude die Arme in die Luft schleudernd; „endlich, endlich! Habe Dank, du großer Geist!"

Er wandte sich vom Fenster, packte den Grafen, den die Neugier von seinem Stuhle emporgetrieben hatte und der ihm jetzt in den Weg kam, vor die Brust, schüttelte ihn mit Riesenkraft und schrie:

„Hörst Du, Memme, zu den Waffen! Ein ganzes Volk ruft es. Weiber und Kinder! Jetzt sollen all die alten Sünden quitt

gemacht werden, die Du und Deinesgleichen seit dreißig Jahren auf Euch geladen habt."

Er stieß den Halbentseelten verächtlich von sich, schloß die Thür auf und stürzte hinaus.

Er rannte an einen Officier, der eilig zum Zimmer hinein wollte. Es war der Fürst Waldernberg.

„Entschuldigen Sie, mein Vater, wenn ich meinem Versprechen, Sie zur Fürstin zu begleiten, nicht nachkommen kann," sagte der Fürst athemlos. „Sie hören, daß die Emeute wieder im besten Gange ist, ich erwarte jeden Augenblick, den Generalmarsch zu hören."

Der Graf war von der Scene mit Berger noch ganz außer sich. Er stierte den Fürsten mit einem bleichen, verstörten Gesicht an.

„Was haben Sie, mein Vater?" fragte der Fürst, der jetzt erst diese Veränderung bemerkte.

„Scheren Sie sich zum Teufel, Herr, mit Ihrem Vater!" rief der Graf, bei dem der wilde Haß, den er so viele Jahre lang gegen den Sohn seiner Gattin gehegt hatte, endlich einmal zum Ausbruch kam; „ich bin Ihr Vater nicht, will nicht Ihr Vater sein. Wenn Sie Ihren Vater sehen wollen, gehen Sie zu Ihrer Frau Mama, Sie werden ihn eben jetzt da finden."

„Was heißt das, mein Vater," sagte der Fürst, der zu fürchten begann, der Graf sei wahnsinnig geworden.

„Mein Vater," höhnte der Graf, „köstlich, herrlich. Aber ich habe das Possenspiel satt. Meinetwegen geht Alle zum Teufel."

Er riß an der Glocke.

„Den Wagen vorfahren lassen, hören Sie!" schrie er den Kellner an. Und dann zum Fürsten gewandt: „Wollen Sie jetzt gehen, Herr, oder nicht?"

Der Fürst sah den Grafen an, wie Jemand, der nicht weiß, ob er seinen Augen und Ohren trauen soll. Plötzlich schien er einen Entschluß gefaßt zu haben. Er warf noch einen Blick auf den Grafen, der jetzt wie toll umherrannte, und verließ eilig das Gemach.

Vierzehntes Capitel.

Herr Schmenckel wanderte langsam die Akazien hinab nach der Williamsstraße. Er hatte die Arme auf den Rücken gelegt und den Hut tief in die Stirn gedrückt; die Leute gingen ihm aus dem Wege, denn er stierte unverwandt auf das Straßenpflaster und murmelte fortwährend Unverständliches durch die Zähne. Aber Herr Schmenckel war keineswegs betrunken oder verrückt; er war nur etwas aufgeregt und repetirte die Lection, die ihm Berger eingeprägt hatte. Es war ein saurer Gang; aber Herr Schmenckel fühlte, daß er nur seine Pflicht thue, wenn er das Complot, in das der schlaue Timm ihn verwickelt, wieder zerstöre. Ein wahres Glück, daß er sich in seiner Herzensangst dem Professor entdeckt hatte! wie der zu reden wußte! daß es einem ordentlich angst und bange wurde. Der Schmenckel hatt's ja immer gesagt, daß hinter dem Professor halt etwas ganz Besonderes stecke. Und daß die Czika nun schließlich doch ein Baronenkind war, das verwunderte den Caspar Schmenckel aus Wien gar nit. Es hatte so kreuznärrische Augen gehabt, das Madel, und er hat's auch immer ganz besonders gut behandelt; da war's am Ende gar nit so wunderbar von dem Baron Oldenburg, daß er dem alten ehrlichen Casperle eine Verwalterstelle auf seinen Gütern angeboten hatte, wo er fortan ohne Sorgen leben konnte. Nein, Caspar Schmenckel aus Wien brauchte von Niemandem Geld zu erschwindeln, Caspar Schmenckel konnte wieder frei den Kopf erheben, und —

„Zum Tausend, Alter, kommt Ihr erst jetzt?“ rief plötzlich eine scharfe Stimme; „Ihr solltet ja schon mit Eurer Visite fertig sein.“

Der im ärgerlichen Ton so sprach, war Herr Timm. Er war in der Williamsstraße in der Nähe des Hotel Waldernberg auf und ab patrouillirt, um den Erfolg von Oswalds Unterredung mit der Baronin Grenwitz zu erfahren. Herrn Schmenckel glaubte er um diese Zeit schon auf dem Wege nach dem Dustern Keller, wo sie sich

ein Rendez-vous gegeben hatten für den Fall, daß sie sich auf der Straße verfehlen sollten. Timm hatte nicht umsonst Schmenckel eine Stunde früher als Oswald nach dem Palais geschickt. Damit Oswalds Zusammenkunft mit der Baronin die rechten Früchte tragen konnte, mußte die Baronin zuvor einen gewissen Brief gelesen haben, und damit die Wirkung des Briefes nicht paralysirt würde, mußte zuvor Herr Schmenckel mit der Fürstin conferirt haben. In Herrn Timm's feinen Plänen griff Eines in das Andere, wie die Räder eines Uhrwerks ineinander greifen. Herr Timm war deßhalb über Herrn Schmenckels Zurückkommen auf's Höchste entrüstet.

„Es ist rein um närrisch zu werden," fuhr er in noch ärgerlicherem Tone fort; „nicht einen Augenblick kann man Euch allein lassen, so giebt's eine Dummheit."

„Oho! nit so grob„ Freundchen," entgegnete Herr Schmenckel, der sich im Bewußtsein seiner tugendhaften Vorsätze dem schlangenklugen Mitschuldigen gewachsen fühlte; „sonst komm' ich Dir auf den Buckel."

Herr Timm sah, daß er zu weit gegangen war.

„Nun, nun," sagte er einlenkend, „zwischen Freunden muß ein offenes Wort erlaubt sein. Macht nur jetzt, daß Ihr hineinkommt, so kann noch Alles nach Wunsch ablaufen. Ihr seid doch heute Morgen beim Grafen gewesen?"

„Nein," brummte Herr Schmenckel.

„Aber zum Teufel, weßhalb denn nicht!" rief Timm, dessen Aerger sich von neuem regte.

„Weil ich nicht wollte," sagte Schmenckel trotzig; „weil ich mit Euch überhaupt nichts mehr zu thun haben will."

„Aha!" sagte Timm, „Ihr möchtet die Fettfedern allein ziehen? ich habe mir die Finger verbrannt, um Euch die Kastanien aus dem Feuer zu holen? Nein, theuerster Freund, so dumm sind wir nicht; für Nichts ist Nichts."

„Ich will nicht einen Kreuzer von dem Sündengeld," rief Schmenckel, „ich will der Fürstin sagen, daß ich ein ehrlicher Kerl bin und daß sie sich nicht weiter ängstigen soll."

„Schaust Du aus dem Loch?" sagte Timm; „also blos ein klein

wenig verrathen wollt Ihr mich? Nehmt Euch in Acht, der Spaß könnte Euch theuer zu stehen kommen!“

„Ich werde thun was mir gefällt;“ sagte Schmenckel eine sehr entschlossene Miene annehmend und mit langen Schritten weiter gehend.

„Ihr kommt nicht in das Haus;“ rief Timm und packte Schmenckel fest am Arm.

Schmenckels Antwort auf diese Herausforderung war ein Stoß, der Herrn Timm sehr unsanft über das Trottoir weg gegen die Wand schleuderte. Im nächsten Augenblick hatte sich die Thür des Palais hinter Schmenckel geschlossen.

Durch den Wortwechsel mit Herrn Timm war er in eine Art von heroischer Stimmung gerathen, die sich ausnehmend zu der Unterredung, welcher er entgegenging, eignete. So geschah es denn, daß er sich weder durch die glänzende Livrée des Portiers, noch durch die Pracht der Zimmer, welche er durchschreiten mußte, imponiren ließ. Aber der Muth sank ihm plötzlich wieder und das Herz schlug ihm hoch, als der Bediente jetzt vor einer Thür stehen blieb und leise sagte: „Hier befinden sich Ihre Durchlaucht, treten Sie nur ohne anzuklopfen ein; Sie werden erwartet.“ Herr Schmenckel fuhr sich mit der Hand durch sein dichtes Haar, räusperte sich, klemmte den abgeschabten Hut fest unter den linken Arm, öffnete mit der Rechten entschlossen, wenn auch vorsichtig, die Thür und trat ein.

Eine rosige Dämmerung umgab ihn, und in der rosigen Dämmerung bemerkte er zwei Frauen, von denen die eine in einem Lehnstuhl am Kamin saß, in welchem trotz des warmen Wetters ein helles Feuer brannte, die andere etwas seitwärts hinter dem Lehnstuhle stand. Beide Frauen richteten, als er sich ihnen näherte, die Augen mit durchdringenden Blicken auf ihn. Dieser Empfang veranlaßte ihn, kleinere und immer kleinere Schritte zu machen und dann, nachdem er den Raum zwischen Thür und Kamin kaum halb zurückgelegt hatte, plötzlich stehen zu bleiben.

„Treten Sie näher, lieber Freund,“ sagte die Dame, die hinter dem Stuhle stand.

Herr Schmenckel trat noch zwei sehr kleine Schritte heran und

blieb abermals stehen, fest entschlossen, den auf ihn gerichteten funkelnden Augen, komme, was da wolle, nicht eine Linie näher zu treten.

„Sie sind der Mann, der an den Grafen Malikowsky vorgestern geschrieben hat?" fragte die Dame hinter dem Stuhl.

„Ja, Ihr Gnaden." Herrn Schmenckel war es, als ob diese Worte, die er doch ohne Zweifel selbst hervorgebracht hatte, am anderen Ende des Saals von einem andern gesprochen würden. Dies trug durchaus nicht dazu bei, seine heroische Stimmung von vorhin, die durch die rosige Dämmerung und die blitzenden Augen schon wesentlich beeinträchtigt war, wieder aufzufrischen. Er wurde sehr roth und räusperte sich, um sich zu überzeugen, daß wirklich er es sei, der mit den Damen sich unterhalte.

„Sie heißen Schmenckel?" fragte die Dame hinter dem Stuhl.

„Ja, Ihr Gnaden."

„Und waren vor vierundzwanzig Jahren in Petersburg?"

„Ja, Ihr Gnaden."

„Und kamen zu der Zeit manchmal in's Hotel Letbus?"

„Ja, Ihr Gnaden."

„Kennen Sie mich noch?"

Herr Schmenckel richtete seine Augen, die überall im Zimmer, nur nicht auf den beiden Frauen geweilt hatten, auf die Sprecherin und sagte nach einigem Bedenken:

„Ich sollt's halt meinen, obgleich ich's just nicht beschwören möcht! Wenn's nit gar so lang her wär', wollt' ich sagen, Sie sind die Nadeska, das Kammermadel von der gnäd'gen Frau, die mir im Anfang immer die Billeters und die Rosensträucher von der gnäd'gen Frau in den schwarzen Bären brachte."

„Nadeska beugte sich über die Gebieterin und flüsterte ihr einige Worte in's Ohr, worauf diese in demselben Ton etwas erwiderte. Darauf entfernte sich Nadeska.

„Wollen Sie sich nicht setzen, Herr Schmenckel?" sagte die Fürstin, sobald sie allein waren.

Herr Schmenckel nahm ihr gegenüber auf dem Rande eines Lehnstuhls Platz.

„Kennen Sie denn auch noch mich?" fragte die Dame.

Herr Schmenckel verbeugte sich, indem er dabei die Hand auf's Herz legte.

„Warum haben Sie sich nicht direct an mich gewandt?" fuhr die Fürstin im Tone sanften Vorwurfs fort; „weßhalb mußten Sie den Grafen in's Vertrauen ziehen? Bin ich jemals ungroßmüthig gegen Sie gewesen? war es meine Schuld, wenn unsre letzte Zusammenkunft so endete?"

Herr Schmenckel wollte etwas erwidern, aber die Fürstin ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Wenn ich gewußt hätte, daß Sie noch lebten und wo Sie lebten, ich würde reichlich für Sie gesorgt haben; ja, ich bin noch diesen Augenblick gern dazu bereit. Aber unter einer Bedingung: brechen Sie jede Verbindung mit dem Grafen ab, lassen Sie sich nie wieder bei ihm sehen, und vor allen Dingen, wagen Sie nie, sich dem Fürsten zu nähern! So lange Sie diese Bedingungen halten, fordern Sie, was Sie wollen, und wenn Alexandrine Letbus es erfüllen kann — es soll geschehen."

Die Fürstin streckte flehend ihre durchsichtigen Hände aus; ihre schwarzen Augen schimmerten wie von Thränen; die rosige Dämmerung verklärte ihre bleichen, noch immer schönen Züge. Herr Schmenckel hatte ein empfindsames Herz in seiner breiten Brust und die Demuth der vornehmen Dame rührte ihn tief.

„Lassen's mich auch einmal sprechen, gnäd'ge Frau;" sagte er; „ich bin der Schandbub nit, den Sie aus mir machen. Es wär' mir ja halt nimmer eingefallen, Ihro Gnaden, dem Herrn Grafen, je so ein Brief zu schreiben, wenn ich nit von einem kreuzschlechten Menschen — Timm ist sein Name — dazu beredet worden wär'. Ich wußt' ja gar nit, daß der Caspar Schmenckel aus Wien einen so gar vornehmen Herrn Sohn hätt'! Aber der Timm sagt' zu mir: auf den Busch klopfen, sagt' er, kann man immer, das schadet nit. Da hat er mir den Brief geschrieben und selbst zum Grafen getragen. Der ist noch an demselben Abend zu mir in den Dustern Keller gekommen und hat gesagt, daß es ihm recht sei, wenn ich Ew. Gnaden, der Frau Fürstin, 's Leben bissel sauer machte; aber an den Fürsten

selbst sollt' ich mich nit wenden, dann wär' der Spaß mit einem Male vorbei. Und dann wär's auch zu viel, was ich gefordert hätt', ein Viertel so viel wär' auch genug; er wollt' selbst deßwegen mit Ew. Gnaden, der Frau Fürstin, sprechen, und heut' Vormittag sollt' ich zu ihm kommen und da sollt' ich's Geld in Empfang nehmen. — Nun mögen Ew. Gnaden, die Frau Fürstin, es glauben oder nit, aber der Schmenckel aus Wien ist 'ne ehrliche Haut, die Niemand nix zu Leid thun kann, geschweige denn einer schönen Dame, die mal sehr gut gegen den armen Caspar gewesen ist. Und als nun Ew. Gnaden zu mir schickten und mir sagen ließen: ich sollt' halt nur mal selber vorsprechen, da sagt' ich zu mir: Caspar, sagt' ich, geh' zur gnäd'gen Frau und sag' ihr so und so, und sie sollt' nur ruhig sein, der Schmenckel würd' sich nimmer wieder bei ihr sehen lassen und was das Geld anbetrifft, ich sag' Ew. Gnaden, nicht ein Kreuzer davon könnt' ich anfassen, wenn auch gleich ein Gulden d'raus würd'. Und so Ew. Gnaden, Frau Fürstin, Gott befohlen! und wenn wir uns nit wiedersehen sollten, bleiben's hübsch gesund und haben's nur kein' Angst vor dem Caspar Schmenckel; der thut Ihnen nimmer was. Ich küß' die Hand, Ew. Gnaden."

Mit diesen Worten erhob er sich und machte seine schönste Verbeugung; die Fürstin schien sehr gerührt.

„Guter Mann," sagte sie mit zitternder Stimme.

Ihre Augen weilten mit Wohlgefallen auf der herkulischen Gestalt des Mannes, der der Vater ihres Sohnes war. Die außerordentliche Aehnlichkeit Beider, sowohl in Figur, als Gesichtsbildung, erfüllte sie mit einer wehmüthigen Freude. Sie dachte der Tage, wo dieser Mann, ein Löwe an Kraft und Gewandtheit, wenn nicht ihr Herz, so doch ihre Phantasie beherrscht, aber in demselben Augenblick überkam sie auch die Furcht, der Sohn könne den Vater bei ihr finden, — ihr Sohn, der stolze, jähzornige Mann könnte jemals erfahren, daß der Possenreißer, der Seiltänzer sein Vater, der Vater des Fürsten zu Waldernberg sei.

„Du mußt fort," sagte sie hastig; „hier" — sie streifte von ihrem Finger einen prachtvollen Ring, dessen Brillanten im Schein des Feuers in allen Farben des Regenbogens blitzten, — „keinen

Widerspruch! nimm! ich habe ihn lange getragen, schon damals, als Dich Nadeska zum ersten Male zu mir führte; nimm ihn zum Andenken an Alexandrine Letbus! Doch jetzt fort, fort!"

Sie berührte die Feder der silbernen Glocke, die neben ihr auf dem Tische stand. Nadeska trat herein.

„Führe ihn hinaus. Sorge, daß Euch Niemand sieht."

Nadeska ergriff Herrn Schmenckel, der gern noch etwas erwidert hätte, aber zu verlegen und zu verwirrt war, um ein Wort hervorbringen zu können, bei der Hand und zog ihn durch eine Tapetenthür, die links neben dem Kamine auf einen schmalen Corridor ging, von welchem man auf eine Nebentreppe in den Hof gelangte.

Die Fürstin sank erschöpft in die Kissen ihres Lehnstuhls zurück und bedeckte Stirn und Augen mit der Hand. Sie bemerkte nicht, daß eine Portière, rechts neben dem Kamin, deren Falten sich schon einige Male während ihrer Unterredung mit Herrn Schmenckel leise bewegt hatten, auseinandergeschlagen wurde und der Fürst hereintrat. Sie hörte ihn erst, als er dicht vor ihr stand. Sie schlug die Augen auf und in demselben Momente stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus, — sein unerwartetes Erscheinen und ein Blick in das todesbleiche, wildverstörte Antlitz sagte ihr, daß er Alles gehört habe.

„Gnade, Raimund, Gnade!" schrie sie, die krampfhaft gefaltenen Hände zu ihm emporstreckend.

Raimund's breite Brust hob und senkte sich, als wehre sie sich gegen eine fürchterliche erdrückende Last und seine Stimme klang wie ein heiseres Röcheln, als er jetzt, nach der Thür, durch die Schmenckel sich entfernt hatte, deutend, sagte:

„War dieser Mann, der so eben von Dir ging, mein Vater?"

„Gnade, Raimund, Gnade! willst Du Deine Mutter tödten?"

„Besser Du hättest mich nie geboren, als von einem solchen Vater!"

Der gewaltige Mann zitterte, als ob ein heftiges Fieber ihn schüttelte — ein Stöhnen, das schauerlich durch das prächtige Gemach hallte, brach aus seiner Brust.

„Um aller Heiligen willen, Raimund, höre mich an; ich will Dir Alles sagen.“

„Ich brauche nichts mehr zu hören. Ich weiß nur schon zu viel. Der Graf hat mich Bastard gescholten; ich glaubte, er sei wahnsinnig; er hat mir nur den rechten Namen gegeben.“

Er griff mit den Händen nach der Seite, — er hatte den Degen im Vorzimmer abgelegt. Seine Augen blickten wild umher, als suche er eine Waffe. Seine Mutter verstand den Blick:

„Raimund, Raimund, was willst Du thun?“

„Der Sache so schnell als möglich ein Ende machen.“

„Kein Mensch wird es je erfahren —“

„Wird es erfahren? Wer weiß es denn noch nicht? Nadeska, der Graf, dieser Mann, — soll meine Ehre, mein Rang, mein Vermögen von der Laune einer Kammerfrau, von der Discretion eines herzlosen Roués, von der Schweigsamkeit eines Straßenhelden abhangen? soll ich warten, bis es die Leute auf der Gasse mir nachrufen?“

„Ich will die Menschen tödten, welche es wissen; sie sollen sterben — Alle sollen sie sterben, wenn nur Du mir bleibst.“

„Und wenn sie stürben, und wenn Niemand es wüßte, als Du und ich; ja Mutter, wenn Du gestorben wärst und das Geheimniß wäre in meiner Brust begraben, ich würde es selbst da nicht sicher glauben: ich würde mich und meine Schmach in dem tiefsten Grund der Erde verbergen.“

Die Fürstin bedeckte das blasse Gesicht mit den mageren Händen. Aber hier war keine Zeit, sich müßigem Jammer hinzugeben. Sie kannte den Charakter ihres Sohnes zu wohl, um nicht zu wissen, daß es sich hier um Tod und Leben handele.

„Raimund,“ rief sie, wieder emporschnellend, „Du tödtest nicht blos Dich, Du tödtest auch mich. Bist Du doch mein Alles, meine Sonne und mein Licht! Ich habe nie ein Kind gehabt, außer Dir. Du weißt nicht was es heißt, ein Kind haben und lieben, noch dazu, wenn man wie ich, so unglücklich im Leben war! Ich habe den Grafen nie geliebt. Wie konnte ich auch einen Roué lieben, der seine Kraft wie sein Vermögen in den abscheulichsten Ausschweifungen

vergeudet hatte. Ich wurde seine Gemahlin, weil — weil der Czar es wollte. Und ich war damals noch so jung, und so leichtsinnig, aufgewachsen in dem Glanz und der Ueppigkeit des glänzendsten und üppigsten Hofes. Ich war dem Grafen nicht treu — so wenig wie er mir, ihm war es im Grunde gleich; aber er wollte eine Gewalt über mich erlangen, die mich zwang, seiner sinnlosen Verschwendung machtlos zuzusehen. Er hatte mir sicher schon lange aufgelauert, bis es ihm endlich, ich weiß noch heute nicht durch welchen unglücklichen Zufall oder durch welchen schändlichen Verrath gelang, mir das Geheimniß zu entreißen. Seit dem Augenblick ist mein Leben ein Leben unter des Henkers Beil gewesen, daß mich vor der Zeit zu einer alten Frau gemacht hat. Ich habe nichts gehabt, als Dich und Deine Liebe — die einzigste warme Stelle in einer eisig kalten Welt. Raubst Du mir die, so muß ich unterliegen. Raimund, ist dies der Dank für alle meine Liebe?"

Der Sohn hatte, während die Mutter so Wahrheit und Dichtung künstlich und klüglich mischte, mit einer Miene zugehört, die so finster war wie eine schwarze Gewitterwand.

„Gieb mir die Möglichkeit, zu leben," sagte er, „und ich will leben. So kann ich es nicht. Ich kann nicht leben mit dem Bewußtsein, daß mein Blut nicht edler ist, als das, welches in den Adern meines Stallknechts fließt."

„Bin ich nicht Deine Mutter?"

„Ist jener Proletarier nicht mein Vater?"

„Ja, Raimund, er ist es; und ihm verdankst Du die stolze Kraft, ihm verdankst Du, daß alle andern Männer neben Dir Schwächlinge sind. Wolltest Du lieber des Grafen Sohn sein, der Erbe seiner marklosen Schwäche, seines vergifteten Blutes? Und wähnst Du denn, daß in den Adern unseres Adels nur adliges Blut rollt? daß Dein Fall der einzige ist, wo ein entartetes Geschlecht durch gesundes Proletarierblut sich wieder regenerirt hat? Soll ich Dir aus unseren Kreisen einige Anekdoten erzählen? Dir sagen, von wem Deine Freundin Ludmilla ihre bezaubernden schwarzen Augen, und Dein Jugendfreund, der Graf Michael Oronzoff, sein lockiges, blondes Haar

hat? Und glaubst Du, daß es in anderen und höheren Regionen anders und besser ist?"

Die Fürstin hob sich halb aus ihrem Stuhl empor und flüsterte einige Worte so leise, daß sie nur eben das Ohr des Sohnes erreichen konnten. Er aber schüttelte finster den Kopf.

„Steht es so mit uns?" sagte er, „so mögen wir nur unsere Degen zerbrechen und unsere Wappenschilder in den Koth werfen. Ich habe meine Ehre blank gewahrt; ich habe keine Schuld, aber ich will die Schuld der Anderen sühnen, ehe sie noch größer wird, ehe ich, ohne es zu wissen und zu wollen, tiefer in diese Sumpfe gerathe. Weißt Du, daß der Mann, mit dem ich vor drei Tagen unter den Akazien in ein Handgemenge gerieth, jener Mann war?" — der Fürst deutete nach der Thür, durch die sich Herr Schmenckel entfernt hatte — „weißt Du, daß ich um ein Haar meinen Degen mit dem Blute dessen gefärbt hätte, der mich erzeugt hat? Nein, nein! das Maß ist schon übervoll."

„Und Deine Braut?"

Der Fürst zuckte zusammen.

Die Fürstin sah, wie tief dieser Pfeil ihm in's Herz gedrungen war. Ein Schimmer von Hoffnung, sie könne in diesem Kampfe doch noch Siegerin bleiben, ging ihr auf.

„Willst Du Dein höchstes Glück vernichten? diesen Engel von Dir weisen? willst Du Dich vor ihr erniedrigen, vor ihr, der Stolzen, der Schönen? Unmöglich kannst Du das! Du bist gefesselt an das Leben mit Ketten von Stahl und mit Ketten von Rosen. Die einen kannst Du, die andern darfst Du nicht zerreißen."

„Es ist vergeblich," sagte der Fürst; „Du kannst mir diese fürchterliche Last hier" — er legte die Hand auf die Brust — „nicht wegreden. Lebe wohl!"

Er wandte sich zu gehen.

„Raimund!" kreischte die Fürstin, von ihrem Stuhl emporfahrend und den Sohn umklammernd, „was hast Du vor?"

„Nichts Schimpfliches, davon sei überzeugt," sagte er, indem er sich mit sanfter Gewalt aus ihren Armen loszumachen suchte. „Lebe wohl!"

„So gehe hin, Barbar, und tödte“ — sie konnte nicht ausreden; die ungeheuere Aufregung dieser beiden letzten Scenen war zu viel für ihre zerrütteten Nerven, sie sank ohnmächtig in ihren Stuhl.

In diesem Augenblick kam Nadeska zurück. Ein Blick auf die Scene im Salon sagte ihr, was geschehen war.

„Sie werden die Aermste tödten,“ rief sie, indem sie der Ohnmächtigen zu Hülfe eilte. „Und weßhalb das Alles? Es wird nie verrathen werden.“

Der Fürst lachte. Es war ein schauerliches Lachen.

„Meinst Du, Nadeska?“ sagte er; „wenn Du nun aber im Schlafe sprächest? oder hast Du auch Deine Träume an die Fürstin verkauft?“

Er schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn und stürzte fort.

Fünfzehntes Capitel.

Als der Fürst, wie ein von den Furien gejagter Orest, durch die Vorzimmer eilte, begegnete er der Baronin Grenwitz, die von der Fürstin Abschied zu nehmen kam. Er glaubte vor Scham in die Erde sinken zu müssen, als sie ihm mit ihren großen Augen starr und prüfend in's Gesicht sah. Sie sagte etwas zu ihm, aber er hörte nicht, was es war. Es sauste ihm in den Ohren. Er stieß einen unarticulirten Ton aus, der eine Entschuldigung vorstellen sollte. Dann stürzte er fort.

Die Baronin sah ihm mit düsteren, mißtrauischen Blicken nach.

Anna Marie hatte, seitdem sie das Palais betreten, keine frohe Minute gehabt. Der Empfang gestern Abend hatte sie auf die peinlichste Weise berührt. Die erzwungene Haltung des Fürsten, die vergeblichen Bemühungen der Fürstin, einen freundlicheren Ton in der Gesellschaft hervorzurufen, der kaum verschleierte Hohn, mit welchem

der Graf jedes wärmere Wort lächerlich zu machen suchte — das Alles hatte sie mit banger Sorge für Helenens Zukunft erfüllt. Sie hatte die ganze Nacht schlaflos dagelegen und darüber geräthselt, und sie war — sie wußte selbst nicht warum — immer wieder zu dem Resultat gekommen, die Fürstin habe sich einmal in ihrem Leben eine Untreue zu Schulden kommen lassen, und müsse sich dafür noch heute die Tyrannei des Grafen gefallen lassen. Vielleicht, daß zu diesem Resultat die allerdings auffallende Unähnlichkeit des Vaters und des Sohnes mitgewirkt hatte.

So war sie in der übelsten Laune und mit heftigstem nervösen Kopfschmerz dazu, sehr spät aufgestanden und hatte es gar nicht ungern gesehen, daß Helene am Nachmittag ihre Freundin Sophie zu besuchen fuhr. Kaum war Helene aus dem Hause, als ihr zwei Briefe überbracht wurden, der eine aus Grünwald, der andere aus der Stadt. Sie erbrach den Grünwalder Brief zuerst. Die Nachricht von Malte's Krankheit erfüllte sie mit namenloser Angst. Sie hatte von seiner Geburt an für sein Leben gefürchtet; so sollte ihre Furcht also doch in Erfüllung gehen! Und wenn Malte starb — was Gott in seiner großen Gnade noch gnädig verhüten wolle! — so fiel, da jetzt auch Felix nicht mehr war, das Majorat an einen Hauptmann von Grenwitz, den Sohn von ihres verstorbenen Gemahls Vetter, diesen Hungerleider, den sie nie hatte ausstehen können, der immer aussah, als ob er nach dem Majorat schnappe, wie ein Hecht nach seiner Beute. Der sollte fortan Herr sein auf Grenwitz? Wahrhaftig, da wäre es ihr noch lieber gewesen, wenn es sich herausgestellt hätte, daß Oswald Stein Harald's rechtmäßiger Sohn war!

Mechanisch erbrach sie den zweiten Brief. Er war von Albert Timm und lautete:

„Gnädige Frau! Nach unserer letzten Begegnung werden Sie es selbstverständlich finden, daß ich die Waffen, die ich bis dahin für Sie gebraucht hatte, gegen Sie wandte. Herr Stein ist von Allem unterrichtet. Ehe ein Jahr vergeht, ist er — verlassen Sie sich darauf! — Herr von Stantow und Bärwalde und Sie werden überdies die Zinsen von vierundzwanzig Jahren zu zahlen haben, d. h. Sie werden ruinirt sein. Ich könnte mir nun schadenfroh die Hände

reiben; aber Albert Timm ist eine gutmüthige Seele und will Ihnen zum Dank für Ihren Undank einen guten Rath geben. Machen Sie Frieden mit Herrn Stein, bevor es zu spät ist! Besser ein magerer Vergleich als ein fetter Proceß, den man noch dazu verliert. Ich schicke Ihnen den Gegner noch heute zu, empfangen Sie ihn freundlich und wenn Sie ganz klug sein wollen, geben Sie ihm Ihre Tochter, die er bis zur Raserei liebt. Mit der fürstlichen Heirath ist es so wie so nichts, sintemalen der Fürst nicht eines Grafen, sondern eines Seiltänzers Sohn ist und die Sache so steht, daß die Welt nächstens mit einem großartigen Scandal erfreut werden dürfte. Doch widerstehe ich dem Wunsch, Ihnen über diese interessante Sache nähere Aufklärungen zu geben, die Sie wahrscheinlich eben so unbeachtet lassen würden, als gewisse andere Enthüllungen. Vielleicht, daß Sie nach der Unterredung mit Herrn Stein anderes Sinnes werden und sich vor allem auch überzeugen von der aufrichtigen Freundschaft, mit der ich verbleibe u. s. w."

Zu jeder andern Zeit würde die Baronin in diesem Brief nur einen neuen Versuch von Seiten des Herrn Timm, die verloren gegangene Position wiederzugewinnen, gesehen haben, aber heute Morgen war ihr Gemüth verdüstert, daß ihr Alles und so auch dieser Brief in einem anderen Lichte erschien. War denn am Ende in dieser Welt des Lugs und Trugs nicht Alles möglich? Daß dieser Timm mehr wußte als andere Leute, lag auf der Hand, und jedenfalls war doch die Consequenz merkwürdig, mit welcher er die Wahrheit seiner Behauptung aufrecht erhielt; ja, hatte nicht Felix noch durch seine letzten Briefe bewiesen, daß er an dem Factum selbst in keiner Weise zweifle?

Die sonst so energische Frau fühlte sich ganz erdrückt unter der Wucht all dieser Sorgen. Und nun kam Helene, nach der sie geschickt hatte, gar nicht wieder zurück! und in einer Stunde ging der Zug, den sie benutzen mußte, wenn sie noch morgen früh in Grünwald sein wollte! und noch waren die Sachen nicht gepackt, noch nicht entschieden, ob Helene bleiben oder mitkommen wollte, noch nicht von der Fürstin und dem Fürsten Abschied genommen! Doch das Letztere konnte ja auch in Helenens Abwesenheit geschehen. Der Drang des Augen=

blicks entband von den strengen Vorschriften der Etiquette und hatte sie doch die Fürstin gestern Abend gebeten, zu jeder Zeit unangemeldet zu ihr zu kommen!

So verließ denn Anna Marie ihr Zimmer und schritt eilig über die Corridore und durch die Vorzimmer, als plötzlich die Thür, die zu dem Gemach der Fürstin führte, aufgerissen wurde, der Fürst, offenbar in der fürchterlichsten Aufregung, herausstürzte und, ohne ein Wort mit ihr zu sprechen, weiter eilte.

„Das ist doch seltsam;“ sagte die Baronin. Da wurde die Thür wieder aufgerissen, Nadeska kam eilends mit verstörtem Gesicht heraus.

„Wo ist die Fürstin?“ fragte die Baronin.

„Drinnen. Sie ist krank; es kommt Niemand auf mein Klingeln. Ich wollte eben die Leute holen.“

„Thun Sie das,“ sagte die Baronin, „ich will unterdessen bei ihrer Durchlaucht bleiben.“

Nadeska schien dies Arrangement keineswegs zu gefallen, aber sie hatte keinen Grund, der Baronin den Zutritt zu verweigern. Sie eilte fort, während Anna Marie in die rosenrothe Dämmerung von der Fürstin Gemach trat.

Diese lag noch in ihrem Lehnstuhl am Kamin. Die halbgeschlossenen Augen und die krampfhaft zuckenden Finger zeigten, daß der umnachtete Geist noch immer vergebens nach Bewußtsein rang.

„Schaff mir meinen Sohn zurück, Nadeska,“ murmelte sie; „er soll nicht mit dem Hercules ringen: der Vater ist stärker, wie der Sohn. Siehst Du, siehst Du, wie er ihn um den Leib packt und in die Höhe hebt, jetzt wird er ihn zu Boden schleudern, hier gerade zu meinen Füßen, da, da —“

Die Unglückliche verfiel in Weinkrämpfe, in die sich gräßliches Lachen mischte. Zwischendurch phantasirte sie:

„Laßt es nur den Grafen nicht wissen; der Graf sag'ts der Baronin, die Baronin sagt's der schönen Tochter und hernach will die schöne Tochter den Seiltänzersohn nicht Da kommt er schon mit dem zerschmetterten Kopfe —“

Ein fürchterlicher Schrei brach aus der Brust der Gemarterten.

Sie fuhr in die Höhe und starrte die Baronin mit verstörten Blicken an. Gleich darauf sank sie auf's Neue bewußtlos in den Stuhl zurück. Da kam Nadeska mit ein paar russischen Mägden. Der Kammerfrau schien sehr viel daran gelegen, die Baronin zu entfernen.

„Die Fürstin hat oft diese Anfälle," sagte sie in ihrer glatten, demüthigen Weise, während die Dienerinnen die Ohnmächtige aufhoben und in ihr Schlafgemach trugen. „Sie muß dann ganz allein sein; die Nähe jeder fremden Person verschlimmert ihren Zustand."

„Ich werde nicht stören, meine Liebe," sagte die Baronin kalt, „um so weniger, als ich noch in dieser Stunde abreisen muß. Ich werde mich schriftlich bei Ihrer Durchlaucht entschuldigen."

„Was soll das bedeuten?" sagte Nadeska; „weiß die auch schon mehr, als sie wissen dürfte?"

Die Baronin begab sich in einer unbeschreiblichen Aufregung in ihre Gemächer zurück. Was hatte sie gesehen! was gehört! der wahnsinnige Anblick des Fürsten, die wildverworrenen Reden der Fürstin, das verdächtige Benehmen der Kammerfrau, die offenbar in diesem Familiendrama hinter den Coulissen nur zu gut Bescheid wußte — was sollte sie denken? was sagen? was thun? ... Es war vielleicht das erste Mal in ihrem Leben, daß diese kluge und energische Frau vollständig rathlos war. Aber sank nicht der Boden unter ihren Füßen? brach nicht wie morsches Rohr zusammen, was sie für stolze unzerstörbare Pfeiler ihres Glücks gehalten? Der Fürst ein Bastard! ein jahrelang mühsam verborgen gehaltenes Familiengeheimniß der schimpflichsten Entdeckung nahe! und in ihrem eigenen Hause, stand es denn da besser? ihr Sohn, der rechtmäßige Erbe des Vermögens, zum Tode erkrankt — der illegitime Sproß des Vorgängers in der Herrschaft aus der Verschollenheit auftauchend, in der Rechten ein Testament, das ihn zum Herrn des Vermögens machte, welches die Baronin seit ihrer Verheirathung als das ihrige angesehen hatte! Wo ein Ausweg aus diesem Labyrinth? Und was würde Helene zu dem Allen sagen? wie würde ihr Stolz sich winden, wenn sie erfuhr, daß der Diamantenschmuck des fürstlichen Ranges nichts war, als schnödes schlechtes Glas, mit dem zu schmücken, eine Courtisane sich wohl bedacht hätte?

Ein Wagen rollte schnell in den Hof des Palais. Es war Helene. Der Baronin schlug das Herz, als ob jetzt erst die Entscheidung eintrete. Ein paar bange Augenblicke und die schöne Tochter eilte, bleich und verstört, in das Zimmer und warf sich der Mutter mit einer Leidenschaftlichkeit in die Arme, die gegen ihre sonstige gemessene, fast kalte Haltung eigenthümlich abstach.

„Gott sei Dank, daß Du kommst!“ sagte Anna Maria; „ich muß fort; ich wollte Dich fragen, ob Du mich begleiten willst?“

„Kannst Du das fragen?“ rief Helene; „ich hier bleiben und ohne Dich? hier, wo mich die Mauern erdrücken! —“

„So bist Du nicht gern hier, Helene?“

„Nein, nein! ich liebe den Fürsten nicht; ich habe ihn nie geliebt!“

Und Helene verbarg ihr Gesicht an dem Busen der Mutter.

Die Baronin war auf's höchste überrascht. Was Helene da sagte und noch mehr, der Ton, in welchem sie es sagte, dazu ihr seltsam von Leidenschaft durchglühtes Wesen gaben ihr einen nie geahnten Einblick in das Herz des jungen Mädchens. Sie hatte ein dunkles Gefühl davon, daß ihr große weite Regionen des Lebens bisher gänzlich verborgen geblieben waren, und daß sie, trotz all der Klugheit, auf die sie sich so viel zu Gute that, bisher im Dunkeln getappt hatte.

„Warum hast Du ihm denn Dein Wort gegeben?“ fragte sie.

„Ich weiß es nicht; ich war — ich wußte nicht, was ich that. Aber jetzt weiß ich es; ich kann den Fürsten nicht heirathen; ich muß mein Wort zurück haben; wenn Du darauf bestehst, daß ich es halte, so muß ich sterben.“

„Und wenn ich nun nicht darauf bestehe?“

Die Reihe, in Erstaunen zu gerathen, war jetzt an Helenen; sie sah die Baronin mit verwunderten Augen an.

„Was ich Dir sage, mein Kind. Ich habe heute Morgen Entdeckungen gemacht, die mich, milde gesprochen, sehr stutzig gemacht und mir die Ueberzeugung eingeflößt haben, daß wir in der ganzen Angelegenheit mit einem Mangel an Vorsicht zu Werke gegangen sind, der sich möglicherweise sehr schwer hätte rächen können.“

„Ich verstehe Dich nicht, Mutter,“ sagte Helene.

„Ach, es ist auch kaum zu begreifen,“ klagte Anna Marie, „ich weiß gar nicht mehr, wo mir der Kopf steht. Ich bin eine unglückliche Frau!“

Und die Baronin warf sich wie gebrochen in einen Stuhl und fing an bitterlich zu weinen.

Helene hatte die Mutter noch nie weinen gesehen. Der ungewohnte Anblick rührte sie tief. Sie kniete neben ihr nieder und suchte sie mit schmeichelnden, freundlichen Worten zu trösten. Aber es war vergeblich.

„Es ist nicht nur dies, obschon es schon schlimm genug ist,“ schluchzte Anna Marie, „auch wir sind mit einer ähnlichen Schmach bedroht —“ und in dem Drang des Moments, getrieben von dem Verlangen aller Hilflosen, sich, koste es was es wolle, an einen Anderen anzuschließen, erzählte sie in fliegenden Worten von den Ansprüchen, die Oswald möglicherweise auf ihr Vermögen habe, und daß, wenn diese Ansprüche gerichtlich anerkannt würden, sie, die Mutter und die Tochter, Bettlerinnen seien.

Helene hatte dieser Erzählung in athemloser Spannung zugehört. Ihre Farbe wechselte in jedem Augenblick; ihre Augen waren fest auf die Mutter geheftet, ihre Hände hielten die Hände der Mutter krampfhaft umfaßt.

„Bettlerinnen, sagst Du? besser das, und ein reines Gewissen haben, als in der Fülle dieses Glanzes vor Angst vergehen! Komm, Mutter, ich fürchte mich nicht vor der Armuth! Du hast mir oft gesagt, daß Du arm gewesen bist, ehe Du den Vater heirathetest. Warum soll ich etwas vor Dir voraushaben? ich sehe nicht, daß Dich der Reichthum glücklich gemacht hat, auch den Vater nicht; er hat es mir in seinen letzten Augenblicken gestanden. Ich habe es noch eben mit meinen eigenen Augen gesehen, wie viel glücklicher als wir, die Menschen sind, die nichts haben, als ihre Liebe; auf nichts vertrauen, als auf ihre eigene Kraft. Ich habe Kraft; ich kann und will für Dich arbeiten, wenn es nöthig sein sollte. Aber jetzt laß uns fort von hier. Du bist krank und angegriffen, Deine Hände sind eiskalt und Deine Stirn brennt — bleib hier sitzen. Ich will Deine Sachen

packen. Du brauchst Dich um nichts zu bekümmern, ich bin in fünf Minuten fertig."

„Nein," sagte die Baronin, „laß das mich mit Hilfe unserer Marie besorgen. Du kannst ein anderes Geschäft übernehmen. Wir können nicht fort, ohne wenigstens schriftlich von der Fürstin Abschied zu nehmen, da ihr Unwohlsein und unsere Eile nichts Anderes zuläßt. Schreib' ihr in wenigen Worten: freundlich und höflich, nicht mehr und nicht weniger, als das unumgänglich Nothwendige."

„Ich will es thun," sagte Helene, indem sie sich an das Bureau setzte, während die Mutter sich in die Schlafgemächer begab.

Helene hatte kaum die Feder in der Hand, als ein Geräusch hinter ihr sie von dem Papier aufblicken machte. Mitten im Zimmer stand Oswald, bleich wie der Tod, die großen im Fieber leuchtenden Augen auf sie gerichtet. Helene war so erschrocken, daß ihr die Stimme versagte, daß sie keine Bewegung zu machen im Stande war. Sie glaubte im ersten Moment eine Erscheinung zu sehen.

Oswald mochte das bemerken.

„Ich bin es wirklich," sagte er; „verzeihen Sie mein plötzliches Erscheinen. Ich fragte nach der Baronin; man hat mich hierher gewiesen."

„Ich will die Mutter rufen," sagte Helene, indem sie sich erhob.

„Bleiben Sie," sagte Oswald; „ich bitte Sie darum; ich habe nur zwei Worte zu sagen; ich sage Sie Ihnen lieber und leichter, als der Baronin."

In Oswald's Erscheinen und Wesen lag etwas so Feierliches, daß Helene nicht den Muth fand, seine Bitte abzuschlagen.

„Wollen Sie sich nicht setzen," sagte sie tonlos, indem sie sich wieder in ihren Stuhl sinken ließ und auf einen anderen in ihrer Nähe deutete.

Oswald setzte sich.

„Ich weiß nicht, gnädiges Fräulein, ob Ihnen Ihre Frau Mutter von gewissen Intriguen erzählt hat, mit denen sie seit einiger Zeit belästigt wird und deren Seele Herr Timm ist?"

„Ich habe heute Morgen das erste Wort davon gehört."

„Ebenso wie ich. Und das ist es gerade, was mich hierher ge-

trieben hat. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, ja ich könnte nicht ruhig sterben, wenn ich denken müßte, daß Sie, Fräulein von Grenwitz, glauben könnten, ich hätte mich je so unwürdiger Mittel und eines so niedrigen Werkzeugs gegen Sie bedienen können. Wollen Sie das auch Ihrer Frau Mutter sagen?"

„Ich will es."

„Und sagen Sie ihr auch, und glauben vor Allem Sie selbst es mir, daß ich nichts so schmerzlich beklage, als daß man Sie je mit dieser Sache behelligt hat."

„So ist Alles doch nur eine Erfindung des Herrn Timm?"

„Nein, mein Fräulein," erwiderte Oswald mit traurigem Lächeln, eine Erfindung jenes Menschen ist es nun wohl nicht. Ich fürchte nur zu sehr, daß es die lautere Wahrheit ist, und das ist der zweite Grund, weßhalb Sie mich hier sehen."

„Sie glauben doch nicht, daß wir uns jemals sträuben würden, gerechte Ansprüche anzuerkennen?"

„Sie werden gar nicht in diesen Fall kommen; ich fühle keinen Wunsch in mir, diese Ansprüche zu erheben. Ich würde das nie und unter keinen Umständen gethan haben, und jetzt am allerwenigsten."

Er warf einen Blick im Zimmer umher. Die Pracht der Ausstattung erinnerte ihn schmerzlich daran, wo er war.

„Jetzt am allerwenigsten," wiederholte er; „hier sind die Papiere, die in dieser unglücklichsten aller Geschichten beweisend sind. Ich wünsche, daß Ihre Frau Mutter sie in Gewahrsam nimmt, um auf alle Fälle gegen die Machinationen jenes Menschen gesichert zu sein."

Er legte das Packet Papiere, welche ihm Timm vor einigen Stunden überbracht hatte, vor Helene auf das Bureau, und verbeugte sich zum Abschied.

„Einen Augenblick noch, mein Herr," sagte Helene, indem sie sich ebenfalls erhob; „glauben Sie, daß meine Mutter, daß ich ein solches Geschenk annehmen werde? Was hat Ihnen das Recht gegeben, so klein von uns zu denken?"

„Ich glaube, mein gnädiges Fräulein, daß Ihr Stolz diesmal

irrt. Es handelt sich selbstverständlich nur um mich, der ich den sehr verzeihlichen Wunsch habe, mich von einem häßlichen Verdachte zu reinigen. Es war unnöthig, mich daran zu erinnern, daß es der Mutter des Majoratsherrn von Grenwitz, daß es der Braut des Fürsten zu Waldernberg ziemlich gleichgiltig sein kann, ob sie ein paar hunderttausend Thaler mehr oder weniger im Vermögen haben."

„Die Verhältnisse haben keinen Einfluß auf unsere Pflichten," erwiderte das junge Mädchen, sich aufrichtend und die schöne Lippe verächtlich krümmend: „und glauben Sie nur nicht, daß es der Stolz des Reichthums und des hohen Ranges ist, der mich so gleichgiltig gegen Ihr Anerbieten macht. Diesen Augenblick sind wir im Begriff, nach Grünwald abzureisen, wo mein Bruder auf den Tod erkrankt ist, und dort auf dem Pult liegt der Anfang eines Briefes, worin ich der Fürstin zu schreiben gedachte, daß ich nun und nimmermehr die Gattin ihres Sohnes werden könne."

Die dunklen Augen Helenen's leuchteten, das heiße Blut färbte das Incarnat der lieblichen Wangen tiefer — sie war Oswald so schön, so einzig schön nie erschienen. Und das in diesem Moment, wo er bereits im Herzen Abschied genommen von einem Leben, das keinen Reiz mehr für ihn hatte! gerade jetzt mußte ihm diese herrlichste Schönheit, dieses höchste Ideal seiner glänzendsten Träume, nicht in unerreichbarer Ferne — nein, in unmittelbarer Nähe erscheinen, dem kühnen Wunsch, dem festen Willen vielleicht erreichbar! Weßhalb sagte sie ihm, daß sie den Fürsten nicht heirathen werde, und sagte es in diesem herausfordernden Ton, wenn sie ihn — den Schwankenden, Treulosen, Wankelmüthigen — nicht demüthigen wollte durch die Kraft des Entschlusses, mit welchem sie der Herrlichkeit entsagte, nur um sich selbst treu zu bleiben?

Diese Gedanken jagten in wilder Flucht durch Oswald's Gehirn, das, überreizt durch Schlaflosigkeit und Fieberträume, mit einer wunderbaren Schnelligkeit arbeitete und die Resultate complicirtester Gedankenreihen wie in dem Brennpunkt eines Hohlspiegels überblickte. Er wußte, daß sie ihm dies nimmermehr gesagt haben würde, wenn sie ihn nicht zu irgend einer Zeit geliebt hätte, viel-

leicht noch liebte, und dabei wußte er auch mit unumstößlicher Gewißheit, daß er und sie durch Alles, was geschehen war, auf immer unwiederbringlich von einander geschieden seien. Es war deßhalb keine Bitterkeit, sondern nur tiefe Trauer in dem Ton, in welchem er jetzt die Augen unverwandt auf das himmlisch schöne Antlitz des Mädchens gerichtet, sagte:

„Lassen Sie uns einander nicht mit heftigen, lieblosen Worten betrüben. Wer weiß, ob wir im Leben noch viele Worte mit einander zu wechseln haben werden! Mir ist zu Muthe, wie einem Sterbenden, und was ich spreche, spreche ich nicht für mich, der ich keine Wünsche mehr hege, sondern aus innerstem Drang nach der Wahrheit, von deren heiligem Antlitz ich mich nur zu oft im Leben abgewandt habe. Helene, ich habe Sie geliebt von dem Augenblick, als ich Sie zum ersten Male an jenem unvergeßlichen Sommerabend im Park von Grenwitz sah; und ich weiß es auch: wenn ich mir selber treu geblieben wäre, Sie würden mich wieder geliebt haben; Sie würden einst die Meine geworden sein. Aber, weil ich mich selbst verlassen, haben auch Sie sich von mir gewandt und jetzt liegt zwischen uns eine Kluft, die niemals ausgefüllt werden kann. Und was uns einander auf immer nahe zu bringen schien, — die Entdeckung, die ich heute Morgen machte — hat uns erst recht auf ewig getrennt. Ich fühle es wohl: Sie werden nun und nimmermehr ein Geschenk, wie Sie es nennen, von mir annehmen wollen, und ich wollte eher meine Hand auf glühende Kohlen legen, als sie nach dem Erbe des Mannes ausstrecken, der meine Mutter zur unglücklichsten aller Frauen gemacht hat. Dazwischen giebt es keinen Vergleich, wäre auch alles Andere, wie es sein sollte. Und nun, Helene, ehe wir — wohl auf immer — scheiden, habe ich eine Bitte, reichen Sie mir über die Kluft weg, die uns trennt, die Hand, zum Beweis, daß Sie mir verziehen haben.“

Helene legte ihre Hand in die ausgestreckte Hand Oswald's.

So standen sie und sahen sich einander tief in die Augen, und wie sie so hineinschauten, sahen sie alle die goldigen Sommermorgenstunden, die sie im Park von Grenwitz unter säuselnden Bäumen verlebt und alle die purpurnen Abende, wo sie durch den grünen Buchen-

wald bis zum Meeresstrande wanderten — und dann sahen sie nichts mehr, denn ein grauer Thränenschleier hatte sich über die lieblichen Bilder gedeckt.

„Leb' wohl, Helene!"

„Leb' wohl, Oswald!"

„Für immer!"

„Für immer!"

Oswald preßte die Geliebte nicht in die Arme. Eine heilige Scheu hielt ihn gefesselt. Er ahnte es: die Zeit der Sühne, die ihm noch blieb, war kurz, und, einen neuen Schwur zu besiegeln, den zu halten er keine Kraft in sich fühlte, war kein Entgeld für so viel gebrochene Schwüre.

Er ließ die Hand, die er noch immer in der seinigen hielt, los und — im nächsten Augenblick war Helene allein.

Sie stand noch, die Augen starr auf die Thür, durch die Oswald verschwunden war, gerichtet, als die Baronin wieder in das Zimmer trat.

„Es ist die höchste Zeit, Helene," sagte sie; der Wagen hält unten. Bist Du bereit?"

„Ja."

„Was sind das für Papiere dort auf dem Tische?"

„Hat er sie nicht wieder mitgenommen?"

„Wer?"

„Oswald."

„War er hier? was wollte er?"

„Abschied nehmen. Nimm die Papiere zu Dir, Mutter. Er brachte sie Dir."

„Helene, Du bist bleich und hast geweint; was bedeutet dies? Liebst Du diesen Mann? soll ich auch mein letztes Kind verlieren?"

„Sei ruhig, Mutter; ich werde Dich im Unglück nicht verlassen. Doch da liegt ja noch der Brief an die Fürstin. Einen Augenblick, Mutter!"

Sie setzte sich an das Bureau und schrieb mit fliegender Feder einige Zeilen.

„So, jetzt ist auch das geschehen, und ich bin wieder frei! Komm,

Mutter, ich will Dir zeigen, daß ich noch Kraft und Muth genug zum Leben habe. Komm!"

Und so zog sie die Baronin, die sich willig der höheren Energie ihrer Tochter fügte, mit sich fort aus dem Gemach.

Eine Minute darauf hatten die beiden Damen das Palais Waldernberg und eine halbe Stunde darauf die Residenz verlassen.

Sechszehntes Capitel.

Als Oswald, ohne kaum zu wissen, wohin er sich wandte, die Straße hinabeilte, fühlte er sich plötzlich von Jemand am Arm ergriffen.

Es war Herr Timm.

Herr Timm hatte nach dem Zusammentreffen mit Herrn Schmenckel seinen Beobachtungsposten in der Nähe des Palais auf einige Zeit aufgeben müssen, um sich in dem Hofe eines der nächsten Häuser das Blut abzuwaschen, das nach der Berührung von Herrn Schmenckel's schwerer Faust seiner Nase und seinem Munde reichlich entströmt war. Timm war so zornig, wie er es kaum je im Leben gewesen. Es war die Wuth des Jägers, dem das Wild die kunstreich gewebten, schlau gestellten Netze plump zerrissen hat. Dieser Tölpel von einem Schmenckel mit seiner dummen Ehrlichkeit! wie hatte er den Menschen bearbeitet, wie hatte er ihm die Zukunft golden ausgemalt, und nun! Es war zum Rasendwerden! Der schöne, leichte, sichere Gewinn dahin! und weßhalb? um nichts und wieder nichts, um einer ehrlichen Laune willen! Und wenn nun Oswald eine ähnliche Dummheit begeht! man kann die Spatzenköpfe ja keinen Augenblick allein lassen. Und dabei will das verdammte Blut gar nicht wieder stehen. Was der Lümmel für einen festen Griff hat! . . .

So hatte der Märtyrer der dummen Ehrlichkeit weder Herrn Schmenckel noch den Fürsten wieder aus dem Palais kommen, noch hatte er Oswald hineingehen sehen, und er kam jetzt noch eben zur

rechten Zeit, um diesen, der die Straße hinab mehr lief, als ging, einzuholen.

„Holla, Herr!"

„Was giebt's?"

„Ja, das frage ich."

„Bist Du's?"

„Wer sonst? Wie ist es abgelaufen? hat die Alte klein beigegeben?" und er wollte vertraulich seinen Arm in Oswald's Arm legen. Oswald trat einen Schritt zurück:

„Rühre mich nicht an!" sagte er; „oder ich zerschmettere Dir den Kopf an der Wand."

„Hoho!" sagte Timm, jetzt seinerseits zurückweichend; „ist der auch verrückt geworden?"

„Elender Bube!" knirschte Oswald; „Mensch, der aus dem Laster eine Speculution und aus der Gemeinheit ein Gewerbe macht; lasse Dich nie wieder auf meinem Wege sehen, oder Du wirst es bereuen!"

Er wandte sich von Timm, der in dem ersten Augenblick blaß geworden war und dann in ein tolles Gelächter ausbrach, und eilte weiter. Es war ihm einerlei, wohin ihn seine Füße trugen! Er ging, wie im Traum und wie Traumbilder erschien ihm auch, was er sah und hörte: die neugierigen, erschrockenen Gesichter von Kindern und Frauen in den Fenstern und Thüren; die dichten Haufen von Männern, die sich unter wilden Gesticulationen und lauten Ausrufungen Unerhörtes mitzutheilen schienen und dann auseinanderstoben, wenn eine Patrouille anmarschirt kam; das Rennen und Laufen, das Schreien und Pfeifen von Straßenbuben; und dazwischen das Wimmern der Sturmglocken von den Thürmen. Dann, je weiter sich Oswald von dem vornehmen Quartier, aus dem er kam, entfernte, wurde ein anderer Ton deutlicher: ein eigenthümliches Knattern und Prasseln und ein dumpfer Donner, vor dem die Häuser selbst erzitterten.

Aber das Alles vermochte nicht, ihn aus seinem wachen Traume aufzurütteln; der Schmerz um das eigene zerstörte Lebensglück hatte ihn taub und blind gemacht gegen den Schmerz eines ganzen gemiß-

handelten Volkes. Da schreckte ihn jäh ein fürchterlicher Anblick empor. Aus einer Seitenstraße kam eilenden Laufs ein junger Mensch, rufend: „Verrath, Verrath! sie schießen auf uns!“ Des jungen Menschen Blouse war zerrissen und mit Blut befleckt; sein Antlitz war bleich, sein Haar verwirrt; er taumelte, wie ein Trunkener, und plötzlich stürzte er, unmittelbar vor Oswald, zusammen. Oswald hob ihn auf, im Nu hatte sich ein Haufe von Männern und Frauen um sie gesammelt. „Er stirbt,“ riefen die Männer; „Fluch über unsere Henker!“ Die Weiber heulten; eine rief: „Nehmt ihn doch dem Herrn ab, seht Ihr nicht, daß er sich selbst kaum auf den Beinen halten kann.“ Ein Mann nahm den Sterbenden aus Oswald's Armen. Da fühlte Oswald sich von Jemand aus dem Gedränge gezogen. Als er sich umwandte, erblickte er Berger. Oswald's Seele war in den letzten Stunden von so viel Außerordentlichem bestürmt worden, daß selbst das Seltsamste, Unerwartetste ihn vorbereitet traf. Und wenn es einen Menschen gab, den er in diesem Augenblick zu sehen wünschte, so war es sein Freund und Lehrer, sein Schicksalsgenosse. Oswald fragte nicht: wie? und woher? er stürzte sich dem Wiedergefundenen in die Arme.

„Gut, daß Du da bist,“ sagte Berger hastig, komm, lasse die Todten ihre Todten begraben. Wir wollen schaffen und arbeiten, so lange es Tag ist.“

Sie eilten zusammen weiter.

Mit jedem Schritte, den sie machten, kamen sie dem Krater der Revolution, die seit ein paar Stunden zum Ausbruch gekommen war, näher. In diesem Stadttheile erhoben sich schon, von tausend tapfern und geschickten Händen aufgethürmt, Barricaden, die von todesmuthigen Männern und Knaben, meistens aus den niedern Volksclassen, besetzt wurden. Man konnte von der Widerstandsfähigkeit dieser improvisirten Festungen keine allzu großen Hoffnungen haben, wenn man sah, daß sie meistens aus einem, wenn es hoch kam, aus mehreren umgestürzten Wagen, abgerissenen Planken und anderen in der Eile zusammengerafften Gegenständen erbaut waren, und daß die Waffen ihrer Vertheidiger zumeist in alten rostigen Säbeln, Lanzen, Flinten ohne Schloß und ähnlichen Instrumenten bestanden.

Berger blieb hier und da stehen, Rath ertheilend, anfeuernd, mit seiner tiefen tönenden Stimme zu den Waffen; zu den Barricaden! rufend; aber so oft Oswald sich an dem Bau einer derselben betheiligen wollte, hielt er ihn davon zurück:

„Nicht hier!“ sagte er; „dies sind nur unsere Vorposten, die doch wieder eingezogen werden müssen. In diesen graden breiten Straßen lassen sich keine Barricaden mit Erfolg vertheidigen. Das Gros der Revolution steht weiter zurück.“

So kamen sie in die Lange Straße, in die Nähe des Hôtel garni der Frau Schwarz.

Das Hôtel war ein Eckhaus, an ihm vorbei führte eine schmale Gasse, in welcher der Dustre Keller lag, in die Schwesterstraße. In diesem Quartier schwirrte und wirrte es wild durcheinander. Vom Schloßplatz her krachten die Gewehrsalven und schmetterten die Kanonenschläge; aber noch nirgends sah man den Anfang von Barricaden.

„Sind diese Menschen wahnsinnig,“ rief Berger: „wenn sie sich hier nicht verschanzen wollen, wo soll es denn geschehen?“

Auf den Stufen des Hôtels, umdrängt von Volkshaufen, stand ein Herr mit weißer Halsbinde und sprach eifrig auf die Leute ein: „Se. Majestät hat die Deputation huldvollst zu empfangen geruht“ — „Was da Majestät!“ schrie eine zornige Stimme; — „Se. Majestät geruht jetzt eben huldvollst, seine getreuen Unterthanen niederzukartätschen!“ rief eine andere. „Meine Herren,“ quäkte der Redner, „geben Sie nicht Gefühlen des Hasses und der Rache Raum! Se. Majestät willigt in die Zurückziehung des Militairs, sobald Sie die Waffen aus der Hand gelegt“ — „Und Ihre Kehlen dem Messer des Mörders dargeboten haben,“ rief mit gewaltiger Stimme ein Mann, der plötzlich neben dem Redner in der weißen Halsbinde auf der Treppe erschien.

Es war Berger. Sein graues Haar hing ihm wild um das unbedeckte Haupt; seine Augen glühten, es war, als ob die Revolution selbst Gestalt und Stimme angenommen hätte. „Nun?“ rief er weiter, „Ihr zaudert und zagt und verhandelt noch immer, während Eure Brüder wenige Straßen von Euch ermordet werden?

Willst Du denn ewig glauben, Du gläubiges, so oft und so schmählich belogenes Volk? Dir wird keine Concession gemacht, die Du nicht erkämpfst, und keine Freiheit gewährt, die Du nicht mit Deinem Blute bezahlt hast. So feilscht und markt denn nicht länger, gebt ihn her, den theuren Preis um das theure Gut! Um der Freiheit willen greift zu den Waffen!"

„Zu den Waffen! zu den Waffen!" donnerte es von allen Seiten. „Wir wollen siegen oder sterben! zu den Waffen!"

Die waffenlosen Arme streckten sich wie zum Schwur in die Luft.

Berger war von der Treppe hinabgesprungen. Man umringte ihn; man drückte ihm die Hände. Einige forderten ihn auf, „die Sache in die Hand zu nehmen," da es doch ohne Führer nun einmal nicht gehe."

Berger sah sich um. Plötzlich eilte er auf einen langen Herrn los, der sich rasch durch die Menge drängte.

„Das ist der Mann," schrie er, den langen Herrn bei der Hand fassend. „Er muß unser Führer sein! Treten Sie auf die Treppe, Oldenburg, und sprechen Sie! ein paar Worte nur! das versteht ja Niemand so gut wie Sie."

Oldenburg war mit einem Satze auf der Treppe.

„Meine Herren!" rief er, seinen Hut lüftend, „huldigen wir der Mode des Tages und bauen wir eine Barricade. Ich habe vor zwei Wochen eine kurze Lehrzeit im Barricadenbau auf den Straßen von Paris durchgemacht. Wenn Sie in Ermangelung eines Bessern sich meiner Künste bedienen wollen — ich bin herzlich gern bereit, mit Ihnen zu bauen, mit Ihnen zu kämpfen, mit Ihnen zu siegen, wenn's sein kann, mit Ihnen zu sterben wenn's sein muß."

In dem stählernen Klang von Oldenburg's Stimme, in seiner leichten und doch so eindringlichen Art zu sprechen, lag ein Zauber, dem der Volkshaufe nicht widerstehen konnte. Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte es aller Herzen.

„Sie sollen unser Führer sein," rief es von allen Seiten; „der Schwarzbart soll unser Führer sein."

„Nun denn! rief Oldenburg mit erhobener Stimme: „Alle Mann hoch an die Barricade!

Ein wunderbares Treiben folgte diesem Zauberwort. In die wild durcheinander wogende Menge kam plötzlich Ordnung. In all den Köpfen lebte nur der eine Gedanke, sich ein Bollwerk zu schaffen und alle Hände arbeiteten nur nach dem einen Ziel.

„Wir müssen in zehn Minuten fertig sein, meine Herren," rief Oldenburg, „oder wir brauchen gar nicht anzufangen."

Oldenburg machte durch unerschütterliche Kaltblütigkeit und geniale Schnelligkeit des Blicks und des Entschlusses seinem Anführerposten Ehre. Er schien auf allen Punkten zugleich zu sein und seine klare tönende Stimme glaubte man allen Punkten zugleich zu hören. Hier wurde auf seine Anordnung das Pflaster aufgerissen, dort wurden die Fliesen des Trottoirs ausgehoben und mit denselben die umgeworfenen Wagen, die auch hier, wie überall, wo die Zeit drängt, als Basis der Barricade dienen mußten, nach der Außenseite bepanzert. Ausgehobene Thüren, Rinnsteinbrücken, mit Sand gefüllte Säcke, vervollständigten die Festigkeit des Baues, der mit einer Schnelligkeit heranwuchs, die mit dem Fieber der Leidenschaft, das in allen Pulsen pochte, Schritt hielt. Jede Sehne, jede Muskel war bis zum Aeußersten angespannt; Knaben trugen Lasten, die in ruhigen Augenblicken kaum ein Mann hätte bewältigen können; Männer, die sonst vielleicht nur die Feder zu führen gewohnt waren, schienen plötzlich Muskeln von Stahl bekommen zu haben. Vor Allen aber zeichnete sich ein Mann in einem abgeschabten Sammetrocke aus, in Vergleich mit dessen Thaten die Leistungen der Anderen nur Pygmäenwerk waren. Wo es etwas zu heben oder zu schleppen gab, das man nicht bewältigen konnte, rief man lachend nach dem „Hercules" — so hatte den Mann im Sammetrock der Volkswitz nach den ersten fünf Minuten getauft — und der Hercules sprang hinzu, reckte seine mächtigen Arme aus, oder stemmte seine breiten Schultern dagegen, und die Centnerlast schien plötzlich federleicht zu werden.

„Bravo, Herr Schmenckel!" rief Oldenburg dem Hercules auf die Schulter klopfend, „aber schonen Sie Ihre Kraft; wir werden sie noch nöthig haben."

„Pah, Ew. Gnaden, Herr Baron," erwiderte Herr Schmenckel,

indem er sich mit dem Aermel über sein von Schweiß triefendes Gesicht fuhr, „das will noch nit viel sagen."

„Hercules, hierher!" erschallte es von einem anderen Punkte.

„Komm schon!" schrie Herr Schmenckel und sprang dahin, wo man seiner bedurfte.

„Jetzt fehlt es am Besten noch," murmelte Oldenburg, indem er das mit jeder Secunde wachsende Werk überschaute und einen prüfenden Blick auf die Dächer der die Barricade flankirenden Häuser warf, die man auf seinen Rath abzudecken begann; wenn Berger keine Waffen bringt, ist Mühe und Arbeit umsonst."

Da kam Berger in Begleitung von fünf oder sechs meistens jüngeren Männern. Jeder von Ihnen trug eine Büchse. Ein paar Andere schleppten einen Sack, in welchem sich Munition befand.

Berger, der schon Tage lang vorher die Gelegenheit zur Revolution, die er vorausgeahnt, studirt hatte, kannte alle Waffenläden in der Runde und hatte sich jetzt der Vorräthe eines derselben bemächtigt. Ein Jubelruf erschallte, als die kleine Schaar bei der Barricade anlangte. Gleich darauf wurde noch eine alte lange einläufige Vogelflinte und ein verrosteter Carabiner mit Pfannenschloß aus irgend einer Rumpelkammer herbeigeschafft, und zuletzt noch zwei Paar Pistolen aus den Wohnungen einiger Officiere, die man mit Hülfe des Adreßkalenders in der unmittelbarsten Nähe glücklich ausgekundschaftet hatte. Die Waffen wurden vertheilt, und jedem Schützen sein Posten auf der Barricade angewiesen; jeder Schütze hatte einen Mann als Lader bei sich: in der Küche des Erdgeschosses eines der nächsten Häuser wurden unter Aufsicht eines alten einäugigen Mannes, der schon die Befreiungskriege mitgemacht und sich zu diesem Posten erboten hatte, Kugeln gegossen; Straßenjungen, diese lustigen Sturmvögel jedes Barricadenkampfes sollten die Kugeln den Kämpfern zutragen.

Die Viertelstunde, die Oldenburg als die längste Zeit, in welcher man fertig werden müsse, bestimmt hatte, war verlaufen; und schon der nächste Moment bewies, wie richtig er gerechnet. Die Büchsen waren kaum geladen und die Männer eben an ihre Posten getreten, als ein Bataillon Infanterie die Straße heranmarschirt kam. An seiner Spitze ritt ein Major. Er ließ in einiger Entfernung von

der Barricade seine Truppe Halt machen und ritt bis auf wenige Schritte heran. Es war ein alter grauhaariger Mann mit einem gutmüthigen Gesicht, dem offenbar bei Erfüllung seiner blutigen Pflicht nicht sonderlich wohl war. Seine Stimme klang hohl und zitterte ein wenig, als er jetzt, so laut er vermochte, rief:

„Ihr da! ich muß hier mit meine Leute durch, und wenn Ihr das Dings, das Ihr da gebaut habt, nicht gutwillig wegräumt, so muß ich von die Schußwaffe Gebrauch machen. Das sollte mich Eurethalben leid thun!“

Oldenburg trat auf die Barricade.

„Im Namen der Männer hier;“ sagte er, seinen Hut höflich gegen den Major lüftend; „erkläre ich Ihnen, daß wir entschlossen sind, Einer für Alle und Alle für Einen zu stehen und die Barricade zu halten, so lange es uns möglich ist.“

Oldenburg's Erscheinung und seine Rede imponirten dem alten Krieger sichtlich.

„Sie sind der Anführer von die Leute?“

„Ich habe die Ehre.“

„Sie scheinen ein verständiger Mann. Da müssen Sie doch einsehen, daß das Dings da nicht lange halten kann und daß Ihr mit Eure paar Schüsse nicht weit kommen werdet. Reißt das Ding runter und die Sache ist gut.“

„Es thut mir leid, Ihnen diesen Gefallen nicht thun zu können und meine erste Entscheidung wiederholen zu müssen.“

„Nun denn,“ rief der alte Mann mehr verdrießlich als zornig, „so soll Euch Alle der Deibel holen!“

Mit diesen Worten warf er sein Pferd herum und galoppirte zu seiner Truppe zurück.

Oldenburg war froh, daß die Unterredung zu Ende war. Sein schneller Blick hatte ihm gezeigt, daß das gütige Zureden des Majors seinen Einfluß auf die Menge nicht verfehlt hatte und daß mehr als Einer unentschlossen und zaghaft dreinschaute. In einer Volksmenge verraucht der größte Enthusiasmus so schnell. Er wandte sich um und rief:

„Ist Einer unter Ihnen, der es süßer findet, für das Vaterland

und die Freiheit leben zu bleiben als zu sterben, der möge es jetzt sagen! Noch ist es Zeit."

Die Männer standen regungslos und lautlos. Wohl mochte manches Herz stärker gegen die Rippen pochen; aber Jeder fühlte, daß der Würfel geworfen und daß jetzt umzukehren, schimpflicher Verrath sei.

Da schlugen drüben die Trommeln den Sturmmarsch und ihr eherner Klang schmetterte die letzten Bedenken weg.

„Jeder Mann an seinen Posten!" rief Oldenburg mit einer Stimme, die hell wie Trompetenton das Rasseln der Trommeln übertönte; „kein Schuß fällt, kein Stein wird geschleudert, bevor ich das Zeichen gebe."

Oldenburg blieb auf der Barricade stehen und sah die Colonne im Sturmschritt heranrücken. In der Mitte die Tambours und der Major, der mit seiner Grabesstimme commandirte:

„Bataillon halt! Legt an! Feuer!"

Die Salve krachte, die Kugeln hagelten in die Barrikade und gegen die Wände der Häuser.

„Gewehr rechts, Marsch, Marsch!"

„Hurrah!" schrien die Soldaten, indem sie sich mit gefälltem Bajonnet gegen die Barricade stürzten.

„Hurrah!" schrie Oldenburg, indem er noch immer auf der Barricade stehend, den Hut schwenkte.

Und die Büchsen der Barricadenvertheidiger krachten und die Steine prasselten von den Dächern auf die Köpfe der unglücklichen Soldaten hinab, und als der Rauch und Staub sich verzog, sah man die Compagnie, die in kriegerischer Ordnung heranmarschirt gekommen war, in wilder Verwirrung fliehen, vorauf ein reiterloses Pferd und zwischendurch kleine Gruppen von drei, vier Mann, welche Todte oder Verwundete eiligst aus dem Bereiche der Barricade trugen.

Von den Männern des Volks war nur einer, und selbst der durch keine feindliche Kugel verwundet. Der alte Carabiner war bei dem ersten Schusse gesprungen und ein Stück davon hatte den Nebenmann des Schützen leicht am Kopf gestreift. Dieser Unfall trug indessen nur zur Erhöhung der guten Laune bei. Man schrie Hurrah,

man gratulirte einander, man lachte, man scherzte, man war in der besten Stimmung.

Es gab vielleicht in diesem Augenblick nur Einen hinter der Barricade, der die Siegesfreude nicht theilte und das war Oldenburg. Von der Nothwendigkeit des Kampfes war er ebenso überzeugt, als ihm ein glücklicher Ausgang desselben problematisch war. Er hatte die Februartage in Paris mit durchlebt und durchfochten und der Unterschied der beiden Revolutionen konnte ihm nicht entgehen. Dort hatte er ein Volk gesehen, das mit dem vollen Bewußtsein der Unhaltbarkeit der Regierung, gegen welche es sich auflehnte und mit dem vollen Verständniß der Situation in den Kampf zog — hier fand er die größte Unklarheit über die endlichen Ziele, und zum Theil die naiveste Unkenntniß in Betreff der gegenwärtigen Lage. Aber ist es doch nicht immer die freie, geistgeborne That, deren der Genius der Menschheit zu seinen Zwecken bedarf. Wirkt er doch auch in dem dunklen Triebe, der aus geheimnißvollen Tiefen unaufhaltsam zum Lichte drängt. Wenn diese harmlosen und im Grunde wenig politischen Menschen, welche die geringsten Zugeständnisse zur rechten Zeit befriedigt haben würden, nicht für den freien Staat der Zukunft, sondern nur gegen die brutale Herrschaft einer einzelnen Kaste fochten — die großen Folgen konnten nicht ausbleiben, und wer ein krankes Glied abschneidet, rettet dadurch vielleicht den ganzen Körper.

So suchte sich Oldenburg die schweren Bedenken, die ihm die Physiognomie dieser Revolution einflößte, weg zu philosophiren. Er war auf dem Platze vor dem Schlosse gewesen, als die verhängnißvollen zwei Schüsse, die das Signal zum Ausbruch wurden, fielen, und das Militair seine ersten Attaquen en masse auf das wehrlose Volk machte. Er und andere wackere Männer hatten vergeblich dem Blutvergießen Einhalt zu thun gesucht, indem sie sich mit Gefahr des Lebens durch die Soldaten drängten und den commandirenden Officieren den Wahnsinn dieser Metzeleien klar zu machen sich bemühten. Offener Hohn und im besten Falle mürrisch grobe Abweisung war Alles, was man ihren Gründen entgegenzusetzen hatte. Als Oldenburg sah, daß er so nichts mehr nützen könne, und daß es bis

zum Aeußersten gekommen sei, hatte er Melitta's Wohnung in der Langen Straße zu erreichen gesucht, um sie und die Kinder vor dem hereingebrochenen Sturm in Sicherheit zu bringen. Aber er hatte einen weiten Umweg machen müssen, denn schon hielt das Militair alle Zugänge von der Schloßseite her besetzt und nur mit Mühe entging er mehrmals der Gefahr verhaftet zu werden. So kam es, daß er erst in dem Augenblick im Hotel garni anlangte, als die versammelte Menge unschlüssig deliberirte, ob man sich ernstlich zur Wehr setzen solle oder nicht. Oldenburg ließ sich nur eben noch so viel Zeit, im Hôtel nach Melitta zu fragen, wo er denn zu seiner Freude vernahm, daß sie schon seit einer Stunde mit den Kindern zu Frau Doctor Braun (in eine Vorstadt, bis zu welcher der Aufstand schwerlich dringen konnte) gefahren sei, und dann hatte er sich, von seiner einzigen Sorge befreit, mit ausgebreiteten Armen in den Strom der Revolution geworfen.

Und jetzt stand er, nachdem der erste Sturm glücklich zurückgeschlagen war, mit über der Brust gekreuzten Armen auf der Barricade an einer sichern Stelle, von wo er zugleich die Bewegungen des Feindes, und den Raum hinter der Verschanzung überschauen konnte, und erwartete voll Ungeduld die Rückkehr Bergers, der sich mit einer Patrouille aufgemacht hatte, um wo möglich noch mehr Waffen aufzutreiben und sodann die Verbindung mit den nächsten Barricaden herzustellen. Denn bis jetzt fehlte es noch gänzlich an einer Organisation des Aufstandes. Kein gemeinsamer Plan machte ein gemeinsames Handeln möglich; an jeder Barricade wurde eine isolirte Schlacht geschlagen. Dazu kam, daß es bereits stark zu dunkeln begann, und die Nacht, wenn sie auch dazu beitragen mochte, das Militair über die Stärke seines Feindes im Unklaren zu lassen, doch auch schon die nur allzu große Verwirrung auf Seiten des Volks noch steigern mußte. Berger, der in diesem Augenblicke kam, brachte noch einige Gewehre, aber sonst wenig tröstliche Kunde. Die nächsten Straßen waren zwar ebenfalls verbarricadirt, aber die Barricaden meistens sehr schwach construirt und noch schwächer besetzt, zumal, die in der unmittelbar benachbarten Schwesternstraße.

„Ich glaube, sie werden sich dort nicht allzulange mehr halten„

sagte Berger, „und dann sind wird verloren, weil uns das Militair durch diese enge Gasse hier“ — er deutete auf die Gertrudenstraße, welche an dem Hôtel garni vorbei aus der Langenstraße in die Schwesternstraße führte — „in den Rücken kommen kann. Wir müssen nothwendig auch diese Gasse sperren und besetzen, was mit leichter Mühe geschehen wird; ich habe Oswald und Schmenckel den Auftrag gegeben, diese Arbeit auszuführen.“

„Wem?“ sagte Oldenburg, der keine Ahnung hatte, wie Oswald hierher kommen sollte und sich deßhalb verhört zu haben glaubte.

Aber er hatte keine Zeit Berger's Antwort abzuwarten, denn schon ertönte wiederum der Sturmmarsch und die zweite Compagnie rückte heran. Diesmal ritt der Major nicht auf seinem Schimmel mit. Der alte Mann, den bei dem ersten Sturm eine Kugel am Kopf verwundet hatte, war bereits auf dem Wege in's Lazareth.

Der zweite Sturm war hartnäckiger, wenn auch nicht erfolgreicher, als der erste. Der commandirende Hauptmann ließ in rascher Folge drei Salven hinter einander geben, und dann warfen sich die Soldaten mit großem Ungestüm auf die Barricade. Aber da Oldenburg mit vollem Bedacht sein Feuer bis zu diesem Moment aufgespart hatte, so war der Anprall höchst verderblich für die Stürmenden, die in allernächster Nähe von den Kugeln und Dachziegeln so arg mitgenommen wurden, daß sie abermals ihre Todten und Verwundeten mit sich schleppend, eilend den Rückzug antraten.

Aber diesmal hatten auch die Vertheidiger ihre Verluste. Ein junger Mann, der sich unbesonnen ausgesetzt hatte, wurde durch die Brust geschossen und war auf der Stelle todt, einem Andern hatte eine von der Mauer zurückprallende Kugel den Arm zerschmettert.

So hatten die Barricadenmänner die Bluttaufe bekommen, und jetzt erst fühlten sie sich mit der Sache der Revolution unauflöslich verbunden. Männer, die sich heute zum ersten Male sahen, schüttelten einander die Hände und gelobten sich, zusammen auszuharren und bis in den Tod gegen die Tyrannei zu kämpfen. Frauen, die sonst jedem Volkshaufen sorgsamst auszuweichen pflegten, gingen zwischen den Kämpfern umher und reichten ihnen Wein und Brod. Unter diesen Samariterinnen zeichnete sich eine durch ihre stattliche Erscheinung

und ihre ehrwürdigen grauen Haare aus. Es war die Frau Hauptmann, die heute Abend für ihre Leidenschaft, den Durstigen zu tränken, den Hungrigen zu speisen und dem Kranken beizustehen, reichliche Nahrung fand.

Und nun wurden auf Oldenburgs Rath, der die Vortheile dieser Maßregel von Paris her kannte, in den Fenstern aller Häuser, die von der Barricade beherrscht wurden, Lichter entzündet und so eine feierliche Illumination improvisirt, zu welcher der volle Mond, der klar und mild aus dem blauen Frühlingshimmel herabschaute, reichlich beisteuerte. Es war ein seltsamer Gegensatz: die hehre Ruhe dort oben in den himmlischen Gefilden und hier unten die in dem Fieber der Revolution zuckende Stadt, in welcher sich das Geheul der Sturmglocken mit dem Krachen der Kanonen, dem Geprassel des Kleingewehrfeuers und dem Hurrahrufen und Wuthgeschrei der Kämpfer vermischte. Und um das grausige Bild noch grausiger zu machen, wälzten sich jetzt über die Dächer fort lange glühende Rauchwolken. Es war an mehreren Stellen zugleich Feuer ausgebrochen, welche die Stadt einzuäschern drohten; — wer hatte heute Nacht Zeit, zu löschen und zu retten!

Oldenburg suchte mit den Augen Berger, der aber nirgends zu entdecken war. Er wollte ihn fragen, was es mit Oswald zu bedeuten habe, denn es fiel ihm jetzt ein, daß er vorhin eine Gestalt gesehen hatte, die ihn flüchtig an Oswald Stein erinnerte. Da ertönte lautes Geschrei aus der Gertrudengasse her und einige Schüsse krachten. Oldenburg, der nicht anders glaubte, als daß das Militair die Barricade der Schwesternstraße genommen habe und jetzt durch die Gertrudengasse herandringe, raffte eilig einen Theil seiner Leute zusammen und stürzte mit ihnen die Gasse hinein.

In der That war hier ein Ueberfall im Werke gewesen und die Gefahr nur durch Schmenckels Riesenkraft und Oswalds und Bergers todesmuthige Tapferkeit abgewendet worden.

Oswald hatte sich den Barricadenbauern in der Gertrudengasse angeschlossen, um Oldenburg, den er zu seiner nicht geringen Verwunderung mitten in dem Volksgewühl auf der Treppe des Hôtels als Redner und hernach als Anführer der Barricade erblickt hatte,

aus den Augen zu kommen. Es war ihm unmöglich, dem Manne, den er bald wie ein höheres Wesen verehrt, und bald als seinen schlimmsten Feind gehaßt hatte, jetzt gegenüberzutreten, und so den alten Streit in seinem Busen von neuem anzufachen. Er war so müde, so sterbensmüde! Der Sturm um ihn her war Wiegengesang für sein müdes, krankes Herz, und während er bei dem ersten Sturm auf die Barricade, den er noch mit abschlagen half, die Kugeln um sich pfeifen hörte, dachte er nichts, als: möchte doch eine davon für dich bestimmt sein!

Er sprach dieses Gefühl gegen Berger aus, als sie, auf der fertigen Barricade der Gertrudengasse sitzend, sich einen Augenblick von ihren ungeheuren Anstrengungen ausruhten.

„Nein," erwiderte Berger, „so ist es nicht recht. Der Tod als solcher bezahlt die Zechen nicht, er zerreißt die unbezahlten Rechnungen nur und wirft sie den Gläubigern vor die Füße. Aber der Tod für die Freiheit, ja — der bezahlt sie."

Er ergriff Oswalds Hand, sich scheu umsehend, wie um sich zu vergewissern, daß ihn Niemand höre:

„Ich fürchte mich vor dem Leben, Oswald. Eine schauerliche Zufluchtsstätte ist der Tod, aus dem man wieder erwachen kann. Der Tod des Selbstmörders ist nach meiner Philosophie solch ein Tod; wäre er das nicht, so hätte ich mir schon längst das Leben genommen. Denn sterben, um vor sich selbst zu fliehen, ist leichter, als für Andere zu leben. Ich habe es jetzt erfahren. Ich habe aus dem Kelch des Menschensohnes, der sich zu den Zöllnern und Sündern setzt, getrunken; aber der Trank ist grauenhaft bitter, Oswald! Im Anfang hatte ich noch Muth und Kraft; aber jetzt, nachdem ich es kaum ein halbes Jahr geführt, ist mein Muth geschwunden und meine Kraft gebrochen. Meine Nerven ertragen es nicht mehr. Darum habe ich diesen Tag, an dem das Volk sich endlich emporgerafft hat aus seiner schmachvollen Apathie, mit namenlosem Jubel begrüßt. Wenn ich für mein Volk sterben kann heute, wo ich es zum ersten Male seit einem Menschenalter nicht verächtlich finde — so ist dies ein Glück, wie ich es so groß und schön nimmermehr gehofft habe. Und dann," fuhr er nach einer Pause fort, „ist mir heute auch noch viel anderes

Glück beschieden. Ich habe meinen ältesten und am meisten gehaßten Feind und meinen jüngsten und am meisten geliebten Freund wiedergefunden."

Er drückte Oswald's Hand, der lächelnd sprach:

„Den ältesten Feind wiedergefunden? das nennen Sie ein Glück?"

Berger erzählte Oswald mit wenigen Worten seine Begegnung mit dem Grafen Malikowsky heute Morgen, und daß Schmenckel, der mit ihnen gewaltig an der Barricade gearbeitet, der Vater des Fürsten Waldernberg sei. „Der Proletarier eines Fürsten Vater, der Fürst eines Proletariers Sohn — das gäbe einen hübschen Stoff zu einem modernen Romane," sagte er mit düsterem Lächeln.

„Vielleicht kann ich Ihnen ein Pendant zu Ihrer Geschichte geben," erwiderte Oswald; und er theilte Berger die Entdeckungen mit, die er vor wenigen Stunden in Betreff seiner Geburt gemacht hatte.

„Das ist wunderbar," sagte Berger: „sehr wunderbar. Und sagtest Du mir nicht, daß Du Helene geliebt hast?"

„Mehr als mein Leben."

„Und hast die Welt und ihre Herrlichkeit doch von Dir gewiesen, um treu zu bleiben Deiner alten Fahne?"

Oswald schüttelte den Kopf.

„Nein, Berger," sagte er; „ich bin nicht so gut und so groß, wie Sie in Ihrer Güte und Größe glauben. Sie konnte nie die meine werden. Es war zu viel geschehen, das sich nie vergiebt und noch weniger vergißt. Ich hatte ihr eine Andere vorgezogen und sie mir einen Andern. Eben jener Fürst Waldernberg war ihr Verlobter."

„Ist er es denn nicht mehr?"

„Nein. Ich fand sie im Begriff, die Stadt zu verlassen. Sie hat sich noch in der zwölften Stunde darauf besonnen, daß sie ein Herz im Busen trägt, dessen Sehnen aller Reichthum der Welt nicht stillen könnte."

„Wunderbar, wunderbar!" murmelte Berger, „Ihr Beide, der Baronensohn, der sich zu den Proletariern hält, der Proletariersohn, der unter den Fürsten sitzt, Nebenbuhler um die Gunst derselben

Dame! und sie Dich verschmähend, weil sie von Deiner noblen Abkunft keine Ahnung hat, und den Fürsten wählend, weil sie glaubt, daß in seinen Adern dasselbe Blut rollt, auf das er so stolz ist. Schade, schade, daß dies die Welt nicht weiß und wissen darf. Sie würden dann vielleicht dahinter kommen, was es mit dem Unterschiede von adeligem und bürgerlichem Blut auf sich hat!"

„Sie scheinen es mit diesem Unterschied jetzt allerdings nicht mehr so genau wie früher zu nehmen; ich erinnere mich einer Zeit, wo Sie es für eine moralische Unmöglichkeit erklärten, der Freund eines Adligen zu sein."

„Du spielst auf meine Freundschaft zu Oldenburg an," sagte Berger ruhig. „Ich sage Dir, Oswald, wenn es je einen Menschen gab, der es verdiente, daß man ihn liebt und ehrt, so ist es Oldenburg. Wenn es überhaupt einem Menschen möglich gewesen wäre, mich mit dem Leben wieder auszusöhnen, so war es Oldenburg. Wenn ich mich je vor einem Menschen demüthigen und meinen Herrn und Meister in ihm erkennen könnte, so wäre es wiederum Oldenburg. Ich weiß, daß Du ihm grollst, weil die Frau, die Du verlassen hast, in ihm schließlich ihre Welt fand. Das ist nicht recht, Oswald! Oldenburg hat stets mit Freundschaft von Dir gesprochen. Es wäre mir sehr lieb, Oswald, wenn ich Euch versöhnt wüßte, bevor ich von Euch auf immer scheide."

„Erst kommt die Reihe an mich," sagte Oswald; „wissen Sie, Berger, was Sie in Grünwald sagten? Du wirst vor mir sterben, sagten Sie, die große Schlange hat ein zähes Leben und Du bist weich, viel zu weich für diese harte Welt."

„Das war damals. Dies letzte Jahr hat die große Schlange alt und stumpf gemacht. Doch, was ist das?"

Ein Lärm, der aus einer Kellerkneipe, deren Treppe nicht weit vor ihnen mündete, heraustönte, machte die beiden Männer von ihren Sitzen auffahren. Sie ergriffen ihre Waffen und eilten, gefolgt von anderen Männern, die mit ihnen die Barricade besetzt hielten, dem Keller zu, wo jetzt rasch hintereinander mehrere Schüsse fielen. Es waren dies dieselben Schüsse, die auch Oldenburg aus seiner momentanen Ruhe auf der Barricade in der Langen Straße emporgeschreckt hatten.

Siebenzehntes Capitel.

Albert Timm war nach dem heftigen Wortwechsel mit Oswald stehen geblieben und hatte dem Enteilenden mit einem so grellen Lachen, daß die Vorübergehenden ihn verwundert anschauten, nachgeblickt; dann war er in einer andern Richtung davongeeilt, heftige Worte vor sich hinmurmelnd, mit den Zähnen knirschend und die Fäuste ballend. Albert Timm war wüthend, und er hatte von seinem Standpunkte einige Ursache dazu. Seine Lage war eine verzweifelte. Die Schulden, die er in Grünwald und anderswo hinterlassen hatte, drückten ihn nicht besonders — er war groß im Ertragen solcher Last! — aber auch mit der geringen Baarschaft, die er mit nach der Residenz genommen, war er schon seit mehreren Tagen zu Ende, und wenn selbst das nicht so viel sagen wollte, so waren doch all die herrlichen Aussichten auf eine glänzende Zukunft, wie sie ihm seine lebhafte Phantasie vorgegaukelt hatte, zerstoben wie bunte Seifenblasen.

So hatte er, sich und die ganze Welt verfluchend, schon mehrere Straßen zurückgelegt und kam jetzt in Quartiere, wo die Revolution schon ihre Fahne erhoben hatte. Er freute sich dessen, nicht weil er irgendwelche Sympathien für die Sache des Volks und der Freiheit gehabt hätte, sondern aus dem instinctiven Bewußtsein, daß er, der Abenteurer, der Heimathlose, in einer Zeit, wo alles drunter und drüber ging, zwar nichts verlieren, möglicherweise aber viel gewinnen könnte. Das gab ihm seine ganze Elasticität wieder; er schrie lustig Hurrah mit der Menge, stimmte aus voller Kehle in den Ruf: „Zu den Waffen! auf die Barricaden!" ein, und hatte ordentlich seine herzinnige Freude, als der Lärmen und Tumult, je weiter er nach dem Dustern Keller — dem Ziel seines Weges — kam, in rascher Progression wuchs. So gelangte er in die Lange Straße, gerade in dem Augenblicke, als auch Oswald und Berger von einer andern Seite dort eintrafen. Er bemerkte die Beiden wohl, auch Herrn Schmenckel, der, um Berger zu sprechen, welcher ihm in dem Hôtel garni ein Rendez-vous gegeben hatte, gekommen war. Durchaus

nicht gewillt, sich vor seinen beiden Feinden sehen zu lassen, drückte er sich auf die Seite und wollte eben in die Gertrudenstraße hineinbiegen, als er sich von Jemand am Rockschoß festgehalten fühlte. Als er sich umsah, erblickte er seinen Freund und Gönner, Ehren Jeremias Gutherz.

„Nun, wie ist's abgelaufen?“ fragte der geheime Polizist, der mittlerweile Timms Freundschaft sich erworben und in die Intriguen desselben vollkommen eingeweiht war.

„Alles vergebens!“ erwiderte Timm ärgerlich, „Mühe und Arbeit umsonst, ganz umsonst! Ich könnte die beiden Schufte“ — er deutete auf Oswald und Schmenckel — „in der Hölle braten lassen.“

„Hm, hm!“ sagte der Geheime; „das müßt Ihr mir in Ruhe erzählen. Kommt mit zu Rosalien; aber erst wollen wir doch noch hören, was der verrückte Professor dort zu sagen hat.“

„Kennt Ihr den?“ fragte Timm.

„St! wir kennen ihn! — belogenes Volk — sehr gut! — zu den Waffen — ausgezeichnet! warte! Dich wollen wir kriegen! Und da kommt ja auch noch der lange pommersche Baron, der in den Volksversammlungen so aufrührerische Reden führt — da haben wir ja das ganze Nest zusammen! — Barricaden bauen — bravo! Hurrah! alle Mann an die Barricade, hurrah!“ schrie der Geheime und schwenkte seinen Hut in vortrefflich gespielter Begeisterung. Dann griff er Timm beim Arm und sagte: „Nun wollen wir machen, daß wir wegkommen, sonst bauen uns die Kerle noch mit in die Barricade hinein.“

Die beiden Spießgesellen drückten sich in die Gertrudengasse und verschwanden im Dustern Keller.

Frau Rosalie Pape empfing sie mit ungewöhnlicher Herzlichkeit: „Nun, Ihr Schäfchen, kommt Ihr mit vollem Beutel? hat's gefleckt, he?“

„Halt's Maul!“ sagte der Geheime, „und schaff uns Bier, wir müssen bald weiter.“

„Ohne mir gesagt zu haben, wie's steht mit“ — sagte die würdige Matrone entrüstet und machte mit Daumen und Zeigefinger die Bewegung des Geldzählens.

Herr Timm zuckte statt der Antwort mit den Achseln und zog die beiden leeren Taschen seines Beinkleides heraus.

Frau Pape war eine cholerische Natur, und das Fehlschlagen so großer Hoffnungen erfüllte sie mit einer gerechten Indignation, die sich in einer Fluth von Schimpfwörtern, von welcher einige Tropfen auch auf den Geheimen und Timm spritzten, Luft machte. „Aber ich will's dem Schmenckel, dem Dickwanst einträuken," rief sie; „er soll mir nur wieder kommen und sein Bier, wie gewöhnlich nicht bezahlen können, ich will ihm heimleuchten, dem alten Lüderjan!"

In diesem Augenblick ertönten die Salven von dem Sturm auf die Barricade in der Langen Straße. Und fast unmittelbar darauf erschallte großer Lärm vor den Kellerfenstern. Man begann die Barricade zu bauen, welche die Gertrudengasse sperren sollte. Der Geheime und Timm, die durch eines der Fenster verstohlen herausschauten, sahen Oswald, Berger, Schmenckel und andere Männer bei der Arbeit. Sie retirirten, gefolgt von der Wirthin tiefer in den Keller hinein.

„Das sieht reizend aus!" sagte der Geheime, „wir sind von allen Seiten eingeschlossen, und wenn sie uns hier finden, schlagen uns die Schufte wo möglich todt."

„So schlimm steht es noch nicht," sagte das Weib, „ich will Euch glücklich hinausbringen. Kommt nur mit!"

Sie führte die Beiden aus dem letzten Zimmer durch eine Thür ein paar Stufen hinab in einen noch tiefern Keller, der als Vorrathsraum diente. An der Mauer brannte ein Gasflämmchen. Das Weib drehte die Flamme höher.

„So!" sagte sie, „nun geht durch die Thür!" — sie deutete auf eine eiserne Thür der Wand gegenüber; „Ihr kommt dann auf einen langen schmalen Hof; auf dem haltet Euch links; so kommt Ihr durch das Haus von meinem Brauer auf die Schwesterstraße. Adieu!"

„Ist sie immer offen?" fragte Timm, als er fand, daß die eiserne Thür nicht verschlossen war.

„Nur heute," erwiderte Röschen, „wir müssen noch mehr Bier herein haben. Die Kerle sind ja wie die Schwämme."

Als die Ehrenmänner durch die eiserne Thür auf den Hof des Nachbarhauses, von diesem in das Haus und so schließlich oberhalb der Barricade auf die Schwesternstraße, die an diesem Theil schon von Militair besetzt war, gelangt waren, blieben sie stehen und blickten sich an. Ein und derselbe Gedanke schoß Beiden durch den Kopf.

„Das wäre eine famose Mausefalle," sagte Timm.

„Wenn Ihr dabei helfen wollt," erwiderte der Geheime, „so habt Ihr bei dem Präsidenten gewonnen Spiel. Wir brauchen solche Leute wie Ihr. Ich habe schon auf alle Fälle über Euch mit dem Alten gesprochen."

„Und Rache an den verdammten Schuften hätten wir obenein."

„Die Sache ist freilich nicht ohne Gefahr," meinte der Geheime.

„Wer nicht wagt, nicht gewinnt," sagte Timm; „der Gedanke, meine Freunde auf eine so angehme Weise zu überraschen, ist zu spaßhaft. Wenn Ihr nicht von der Partie sein wollt, thu' ich es allein."

„Nun denn, kommt," sagte der Geheime; „wollen sehen, ob die Herren vom Militair darauf eingehen."

Und die Beiden schritten geradewegs auf den Oberst von Schnabelsdorf zu, der wüthend über den hartnäckigen Widerstand der Barricaden in der Langen- und Schwesternstraße, die er zu nehmen commandirt war, umgeben von seinen Officieren, in einiger Entfernung hielt.

. . . .

Als Frau Rosalie, nachdem sie ihren Freunden fortgeholfen, in das Schenklokal zurückgelangte, fand sie Herrn Schmenckel mit zehn oder zwölf andern Barricadenmännern, die sich hier nach den Strapazen gütlich thun wollten. Es waren meistens alte Kunden des Dustern Kellers, dieselben haarbuschigen Gesellen, die man so manche Nacht vorher hier hatte die Köpfe zusammenstecken und auf die „verrotteten Zustände, die schändliche Polizeiwirthschaft, die verthierte Soldateska" hatte schimpfen hören. Herr Schmenckel hatte immer in hohem Ansehen bei diesen Leuten gestanden; jetzt, wo man gesehen, daß er nicht blos freimüthig reden, sondern auch muthig handeln konnte, war er der gefeierte Held des Tages.

Unter diesen Umständen hielt Rosalie es für gerathener, die Ausführung ihrer Drohungen lieber noch etwas aufzuschieben und die Bedienung der Barricadenmänner dem hübschen Elischen zu überlassen, während sie selbst sich an das Comptoir setzte.

Das hübsche Elischen wollte Herrn Schmenckel, dessen Galanterie durchaus universaler Natur war, ganz besonders wohl. Sie hatte vorhin einen Theil des Gesprächs zwischen der Wirthin, Timm und Gutherz mit angehört, und es war ihr sehr verdächtig vorgekommen, daß sich die Beiden durch die Hinterthür entfernt hatten. Elischen glaubte ihrem Liebling von dem Geschehenen Mittheilung machen zu müssen, und wäre es auch nur gewesen, um Herrn Schmenckel zu beweisen — was sie schon hundertmal behauptet hatte — daß Frau Rosalie eine falsche Katze sei. Schmenckel verkannte keinen Augenblick die Wichtigkeit von Elischens Mittheilungen. Wenn es im Keller eine Hinterthür gab, durch die man auf die Schwesterstraße gelangen konnte, und Timm und Gutherz, (dem Schmenckel gar nicht traute), diese Thür kannten, so war es jedenfalls sehr räthlich, nachzusehen — ob diese Thür auch wohl verschlossen sei.

Schmenckel ließ Elischen von seinem Schooß auf den Boden gleiten und erzählte den Männern am Tisch, was er so eben gehört. Alle waren seiner Meinung, daß unverzüglich eine Recognoscirung nach dieser Seite vorgenommen werden müßte. In dem Augenblick, als die Männer ihre Waffen ergriffen und sich nach der Thür wandten, die in den von Elischen bezeichneten Lagerkeller führte, wurde dieselbe von der andern Seite geöffnet und ein Haufe Soldaten stürzte herein, zwischen ihnen Albert Timm und der Geheime.

Das so plötzliche Erscheinen der blanken Helme und Gewehre und die Schüsse, welche die Soldaten, glücklicherweise ohne zu treffen, abfeuerten, erfüllten Einige der Barricadenmänner mit einem so panischen Schrecken, daß sie Hals über Kopf die Kellertreppe hinauf auf die Straße stürzten. Hier begegneten ihnen Berger und Oswald, die durch die Schüsse herbeigerufen waren, und nun Schmenckel zu Hülfe eilten, der bis jetzt ganz allein gegen die Uebermacht kämpfte.

Schmenckel hatte einem der Soldaten das Gewehr, das jener so eben erfolglos auf ihn abgefeuert hatte, entrissen, und mit dem

Kolben, und, als dieser abgesprungen war, mit dem eisernen Lauf so mächtig auf die Eingedrungenen losgeschlagen, daß bereits zwei oder drei kampfunfähig am Boden lagen und die Andern in vollem Entsetzen zur Thür wieder hinausretirirten. Dort aber trafen sie auf ihre nachfolgenden Kameraden, und so entstand eine fürchterliche Verwirrung, die grauenhaft wurde, als Oswald, Berger, Schmenckel und die andern Männer, die sich von ihrer Ueberraschung erholt hatten, mit ihnen zugleich in den Lagerkeller drangen, der nun der Schauplatz eines überaus grimmigen Kampfes wurde.

Die Angreifer waren in diesem Augenblick vielleicht um die Hälfte stärker als ihre Gegner, und dazu waren sie viel besser bewaffnet; aber diese Vortheile wurden durch die ungestüme Tapferkeit Bergers und Oswalds und vor allem durch Schmenckels Riesenkraft reichlich aufgewogen. Der gewaltige Mann schwang unermüdlich seine fürchterliche Waffe und kein Streich fiel vergeblich auf die Köpfe der unglücklichen Soldaten. So mähte er sich bis zu der Thür durch, die auf den Hof führte, und zu der jetzt einige der im Keller befindlichen, von Entsetzen erfaßten Soldaten hinauswollten, während immer neue von jener Seite nachdrangen. Und nun hatte er dies Ziel erreicht. Mit den unwiderstehlichen Händen ein paar der zwischen Thür und Angel Eingekeilten am Genick packend und sie in den Keller hinreißend, schlug er die schwere eiserne Thür zu, schob den gewaltigen Riegel davor, lehnte sich mit seinem breiten Rücken dagegen, und rief, während er seinen Flintenlauf im Wirbel schwang:

„Nun haben wir's Häusle beisammen, Professor! Naus und nein kommt keiner mehr. Dafür lassen's nur den Caspar sorgen."

Das Grausige dieser entsetzlichen Scene, wo in einem engen, dumpfigen, kaum erhellten, unterirdischen Raume Menschen wie wilde Thiere gegen einander wütheten, hatte jetzt seinen höchsten Grad erreicht. Die Angreifer wehrten sich wie Verzweifelte; aber da ihnen die donnernden Kolbenstöße ihrer Kameraden gegen die eiserne Thür keine Hülfe gewährten, so war der endliche Ausgang des Kampfes nicht zweifelhaft. Doch hätte das Gemetzel noch lange dauern können, wenn jetzt nicht Oldenburg mit einem Theil seiner Mannschaft von

der Barricade in dem Keller erschienen wäre und gedroht hätte, jeden Soldaten, der nicht sofort die Waffen strecken würde, augenblicklich über die Klinge springen zu lassen. Die Soldaten, welche keine Aussicht auf Rettung mehr hatten, ergaben sich, und stiegen einer nach dem andern aus dem tieferen Keller in das Lokal, wo sie sofort entwaffnet wurden. Die armen Menschen gewährten einen jämmerlichen Anblick. Es war kaum Einer unter ihnen, der nicht mehrere Wunden davon getragen hätte. Ihre schmucken Uniformen zerfetzt, athemlos, bleich vor Schrecken und Ermattung, mit Staub und Schmutz und Blut besudelt — so standen sie da — umringt von den Barricadenmännern, unter denen ebenfalls fast keiner war, der nicht ähnliche Spuren des Kampfes an sich getragen hätte. Aber noch barg der Keller Fürchterlicheres. Als man mehr Licht herbeigeschafft hatte, entdeckte man, daß zwei Körper regungslos in ihrem Blute lagen, ein Soldat und ein Civilist. Der Soldat hatte sich auf seiner wilden Flucht das Bajonnett seines eigenen Gewehrs durch die Brust gerannt und war wohl augenblicklich todt gewesen; dem Civilisten hatte ein fürchterlicher Hieb den Schädel zerschmettert; er röchelte noch, als man ihn die Treppe hinauftrug, verschied aber nach wenigen Augenblicken. Man glaubte anfangs, es sei einer der Barricadenmänner, aber es kannte ihn Niemand. Auch Oswald trat an den Tisch, auf dem der Todte lag, und als er einen Augenblick prüfend in das entstellte Antlitz geschaut hatte, sah er zu seinem Entsetzen, daß die starre blutende Masse Niemand anders war, als der König aller lustigen Gesellen, der unerschöpfliche Spaßvogel und Lustigmacher — sein buon compagno so vieler durchschwärmter Nächte, derselbe Mann, von dem er sich vor wenigen Stunden in Hader und Streit getrennt hatte — Albert Timm.

Achtzehntes Capitel.

Eine Stunde später war in dem Kampf an der Barricade der Langen Straße eine Pause eingetreten. Das Linienregiment, welches nun schon fünfmal vergeblich gestürmt hatte, war durch einige Bataillone Garde verstärkt worden, die bis jetzt in der Fürstenstraße gekämpft und schon mehre Barricaden genommen hatten. Die Taktik dieser Truppen bestand darin, daß sie nicht in ganzen Colonnen, sondern in aufgelösten Schützenzügen rechts und links an den Häusern der Straße so gedeckt wie möglich vorgingen, um sich dicht vor der Barricade zu einer Sturmcolonne zu vereinigen. Aber wenn so ihre Verluste weniger bedeutend waren, konnten sie sich doch auch keiner bessern Erfolge rühmen. Die Belagerten sparten ihr Feuer so systematisch und gaben in dem rechten Augenblicke ihre Salven, die noch dazu seit der letzten Stunde viel kräftiger geworden waren, so kaltblütig ab, daß ihre Position geradezu uneinnehmbar schien. Wirklich hatte seit einigen Minuten das Feuern von Seiten des Militärs aufgehört, und die Barricadenmänner konnten sich ein wenig von ihrer blutigen Arbeit verschnaufen.

Es that ihnen wahrlich Noth. Zum größeren Theil auf das Aeußerste erschöpft, pulvergeschwärzt, fast Alle leichter oder schwerer verwundet, saßen und lagen sie einzeln und in Gruppen umher, wunderlich beleuchtet von dem rothen Lichte der Wachtfeuer, welche man mitten auf der Straße entzündet hatte, dem weißen Schein der Kerzen in den Fenstern und den milden Strahlen des Vollmondes, der noch immer groß und still oben in dem blauen Aether schwamm. Zwischen den Gruppen der Kämpfer sah man Frauen und Mädchen, die ihnen aus den Küchen der Nachbarhäuser Lebensmittel zutrugen. Auch an Wein und Bier fehlte es nicht, und es schien beinahe, als ob die Leute hier und da des Guten zu viel gethan hätten. Wenigstens erschallte von Zeit zu Zeit aus einer oder der andern Gruppe, rohes Jauchzen, Johlen und Schreien, das aber meistens bald einer Stille Platz machte, die nach solchem Ausbruch doppelt unheimlich schien.

Auf einer der Barricade eingefügten Tonne saß Oldenburg. Er ließ die langen Beine herabhangen und blies mächtige Dampfwolken ans seiner Cigarre. Seine Miene war die eines Mannes, der eine schwere Verantwortung übernommen hat, aber vor derselben nicht zurückbebt, weil er genau weiß, was er will und warum er es will. Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß, wenn die Barricade übergehen sollte, er an der Spitze der Männer, die er in den Kampf geführt, fallen würde; aber daran dachte er am wenigsten. Der Tod für eine gerechte Sache hat für den Braven nichts Fürchterliches, ja Oldenburg glaubte etwas wie eine leise Todessehnsucht in seinem Herzen zu verspüren. Schien doch die süße, fest gehegte Hoffnung, Melitta bald die Seine nennen zu dürfen, seit den letzten Tagen weiter als je hinausgerückt. Er konnte sie nicht tadeln, daß die Erinnerung ihres Verhältnisses mit Oswald wie ein Alp auf ihrer Seele lastete und es ihr unmöglich machte, die Augen muthig zu dem besseren und treueren Manne aufzuschlagen; aber grade weil er das Gefühl, das sie trennte, ehren mußte, stand er rathlos und hoffnungslos da. Er hatte sich oft das Wort wiederholt, das Melitta, wenn sie ihn traurig sah, so rührend zu sprechen wußte, das Wort Geduld! — aber vergebens! er verzehrte sich in der Ungeduld, für sein Glück nichts thun zu können, als müßig die Hände in den Schooß zu legen und auf ein unbestimmtes Etwas mit gläubiger Seele zu harren.

Da brach die Revolution aus und Oldenburg athmete auf, wie Tausende mit ihm. Hatte doch Jeder eine unerträgliche Last getragen, die er jetzt loszuwerden hoffte! Es war Oldenburg lieb, daß Melitta nicht zugegen war. Er hatte ihr gleich beim Beginn des Barricadenbaues durch den alten Baumann Kunde sagen lassen, und daß er sie dringend bitte, an dem sichern Orte, wo sie sei, zu bleiben. Er dachte bei sich, als er den alten Mann entsandte: wir sehen uns entweder nie oder glücklicher als vorher wieder; jetzt müßte nur noch Oswald da sein und an meiner Seite für die Freiheit und Melitta kämpfen. Der Ausgang sollte mir ein Gottesurtheil sein und Melitta dem Ueberlebenden den Kranz des Siegers reichen.

Und sein Wunsch ging in Erfüllung. Seit einer Stunde kämpfte

Oswald an seiner Seite, kämpfte, wie Jemand, dem der Tod lieber ist, als das Leben. Wo es unter den feindlichen Kugeln eine schadhaft gewordene Stelle der Barricade auszubessern, oder sonst etwas Gefährliches zu thun gab, da war Oswald sicher zu finden, und da Oldenburg gerade die bedenklichsten Posten für sich selbst in Anspruch nahm, so kamen sie sehr oft dicht nebeneinander zu stehen. Aber sobald die Gefahr vorüber, zog sich Oswald sofort zurück, und Oldenburg folgte ihm nicht, da die Absicht, ihm auszuweichen zu augenscheinlich war. Und doch drängte es den edlen Mann, in dieser Stunde, die vielleicht für die Beiden die letzte werden konnte, dem ehemaligen Freunde zu sagen, daß sie, was auch geschehen war, vergessen und sich die Hand reichen wollten, die so tapfer für eine große und gute Sache zu streiten wußte.

Oldenburgs Blicke hafteten auf Oswald, der in einiger Entfernung von ihm, die Büchse in der Hand, mit Berger neben einem der Wachtfeuer stand. In der wechselnden Beleuchtung traten die Gestalten bald in ein helles Licht, bald flog ein blauer Schatten über sie hin. Das gab ihnen etwas Seltsames, Ueberirdisches. Oldenburg mußte an die Schemen denken, die an den Ufern des Acheron dem Fährmann winken . . .

Er erhob sich und trat auf die Beiden zu.

„Was meinen Sie, meine Herren," sagte er, „werden wir uns dieser Ruhe lange erfreuen?"

„Ich glaube," erwiderte Oswald; „sie haben sich entweder nur verschossen, oder sie ziehen noch Verstärkungen heran."

„Das Letzte ist wohl das Wahrscheinlichere. Was meinen Sie, Berger?"

Berger hatte, die Arme über der Brust gekreuzt und mit den großen Augen unverwandt in die Flamme sehend, dagestanden. Plötzlich streckte er die Hände vor sich hin und sagte in einem hohlen geisterhaften Ton:

„Horch! sie kommen! Die Erde zittert unter ihnen. Wie sie die Gäule peitschen, die es müde sind, immer neue Gewaltsmittel gegen das arme Volk herbeizuschleppen! Da springen sie herab. Und nun stopft nur die eheren Schlünde voll bis zum Bersten, wir wollen —"

„Berger!" sagte Oldenburg, ihm die Hand auf den Arm legend.

Berger zuckte zusammen, wie Jemand, der jäh aus einem tiefen Traume geweckt wird. Er blickte verstört umher.

„Was giebt's?" fragte er, Oldenburg anstarrend.

„Sie sind durch die übermäßigen Anstrengungen erschöpft, Berger, legen Sie sich eine Stunde hin. Ich will Sie rufen lassen, wenn es Noth thut."

„Erschöpft," sagte Berger, indem er wieder in einen träumerischen Zustand zurückfiel; „ja wohl erschöpft, bis zum Tode erschöpft; aber deshalb genügt auch eine Stunde nicht. Wenn ich schlafen soll, so sei es wenigstens den ewigen Schlaf!"

In diesem Augenblick trat Schmenckel, der die Wache auf der Barricade gehabt hatte, an die Gruppe heran und sagte:

„Es ist halt etwas Besonderes im Werk; ich glaube es geht jetzt mit Kanonen los."

Berger fuhr in die Höhe.

„Sagte ich es nicht?" rief er, „jetzt naht die Stunde der Entscheidung. Auf, auf, ihr wackern Männer, allesammt! Noch einen lustigen Tanz mit den schlangenhaarigen Furien des Lebens und dann zur ewigen Ruh' in die kühle Todesnacht. Auf! auf!"

Bei diesem Ruf sprangen Einige der Kämpfer empor von ihren Lagerstellen am Feuer, griffen zu den Waffen und eilten Berger nach an ihre Posten. Andere blieben liegen und lachten über den blinden Lärm. Aber auch sie waren rasch genug auf den Beinen, als jetzt ein Schlag, der die Häuser in ihren Grundvesten erbeben machte, losschmetterte und Kartätschenkugeln in die Barricade und gegen die Häuserwände prasselten.

„Jetzt wird es ernst," sagte Oldenburg, sich zu Oswald wendend. Aber der Platz, wo Oswald gestanden hatte, war leer.

„Er weicht mir aus," sprach Oldenburg traurig; „und doch, mein Gewissen ist rein; ich habe mir nichts gegen ihn vorzuwerfen."

Er eilte nach der Barricade, wo jetzt die Anwesenheit des Hauptmanns nöthiger war als je.

Zu der einen Kanone, die den Reigen eröffnete, hatten sich jetzt noch drei andere gesellt, und beinahe ununterbrochen krachte der Don=

ner und rasselte der eiserne Hagel gegen die Barricade. Es war kein Zweifel: man wollte Bresche legen und dann den Sturm mit voraussichtlich besserem Erfolge wiederholen. Oldenburg, der das Leben der Leute nicht unnütz auf's Spiel setzen wollte, hatte Befehl gegeben, so gedeckt wie nur möglich sich aufzustellen und das Feuer der Belagerer nicht zu erwidern, sondern jeden Schuß bis zu dem Augenblick des Sturmes aufzusparen. Außerdem hatte er die Steinschleuderer auf den Dächern um das Doppelte verstärkt. Zuletzt wählte er die Männer, die sich bisher am muthigsten gezeigt hatten, zu einem Elitecorps aus, das sich dem stürmenden Feinde blindlings entgegenwerfen und kämpfen sollte, bis die Anderen Zeit gehabt hätten, sich hinter die Barricaden der Nebenstraße zu retten.

Oldenburg hatte kaum diese Anordnung getroffen, als die Batterie mit noch fürchterlicherer Gewalt zu arbeiten begann und dann plötzlich verstummte.

Einen Augenblick tiefe Stille.

Tiefe Stille, und dann der eherne Klang von zwanzig Trommeln, die den Sturmmarsch schlagen. Und mit jedem Schlage rückt die Colonne näher heran — eine lebendige Mauer, scheinbar unaufhaltsam in ihrem Andrang.

Kein Laut erschallt auf der Barricade. Oben auf den Dächern stehen die Männer und Knaben, die schweren Steine in den Händen; in den Fenstern der Häuser, an den Schießscharten der Barricade selbst lauern die Schützen, die Büchse halb zu Wange schon erhoben.

Und mit dem Tacte der Trommeln rückt die lebendige Mauer heran. Deutlich schon sieht man die schmucken Gardeuniformen; man sieht die bartlosen Gesichter der Leute und das schwarze, finstere bärtige Antlitz des riesigen Officiers, der voranschreitet. Und jetzt ruft der Officier ein Commando, das die Trommeln verschlingen, und wie er mit dem blitzenden Degen winkt, rufen die Soldaten: Hurrah! hurrah! hurrah! und stürzen eilenden Laufs heran. Aber ehe sie die Barricade erreichen, krachen zwanzig Feuerschlünde, schmettern Hunderte von Steinen in die lebendige Mauer und sie schwankt und wankt wie eine Meereswoge, die mit vorüberhängendem Kamm gegen den Felsenstrand heranschäumt.

Doch rollt sie weiter und jetzt prallt sie gegen die Barricade. Der Officier reißt mit seinen Händen große Stücke heraus. Nichts scheint seiner Riesenstärke widerstehen zu können. Da springt ihm ein Mann im Sammtrock, der als Waffe den Lauf eines Gewehrs schwingt, von dem der Kolben abgebrochen ist, entgegen. Als der Officier den Mann erblickt, taumelt er wie vom Blitz getroffen zurück und schreit seinen Leuten zu: „Halt! halt!"

Sie stehen.

Die Barricadenmänner benutzen diese Pause und geben eine volle Salve. Der Officier fällt mit dem Gesicht vornüber todt zur Erde; mit ihm stürzt ein halbes Dutzend seiner Leute mehr oder weniger schwer verwundet. Ein fürchterlicher Schrecken bemächtigt sich der Soldaten. Vergebens suchen die Officiere sie in den Kampf zu treiben.

Die Barricade ist abermals gerettet; man schreit einmal über das andere Hurrah, man umarmt sich mit Thränen der Freude in den Augen. Aber der Sieg ist theuer erkauft. Während ein Theil der Besatzung die halb zerstörte Barricade wieder aufbaut, ist der andere Theil mit den Verwundeten und Todten beschäftigt. Der im Sammtrock trägt den Leichnam eines Mannes herbei, der in der ersten Reihe wie ein Held gefochten hat, und von den feindlichen Bajonnetten durchbohrt, an ihrer Seite gefallen ist.

Oldenburg eilt herbei, ihnen zu helfen.

„Ist er todt?"

„Ja."

Sie legen ihn neben einem der Feuer hin auf die Erde. Das bleiche Antlitz ist so still, so voll Frieden, und um die blassen Lippen schwebt ein sanftes, seliges Lächeln.

Oldenburg schaut zu Oswald herüber, den an der andern Seite neben der Leiche kniet. Er erschrickt. Das Antlitz des jungen Mannes ist eben so bleich, wie des Todten Antlitz, und seine Augen stieren wie im Wahnsinn.

„Mein Gott, Oswald, sind Sie verwundet?"

„Ich fürchte, ja," erwidert Oswald und sinkt neben Bergers Leiche zusammen.

Neunzehntes Capitel.

Seit der Nacht der Barricaden ist die Sonne zweimal aufgegangen. Ein wunderlieblicher Frühlingstag blaut über der ungeheuren Stadt. Von dem lichten Himmel heben sich scharf die prächtigen Paläste ab, deren gewaltige Säulen und reichgeschmückte Friese in der goldenen Morgensonne gebadet sind. Und in der goldenen Morgensonne baden sich auch Tausende und aber Tausende glücklicher Menschen, die in unabsehbaren festlichen Schaaren die Stadt durchwallen. All den Wallern ist zu Sinn, wie frommen Pilgern, die lange, lange Zeit durch öde Wüsten, über rauhe Gebirge nach dem heiligen Bilde einer Madonna zogen, und jetzt haben sie die Heilige erschaut und sie hat ihnen Vergebung der Sünden und Frieden, Freude und muthiges Vertrauen in's Herz zurückgelächelt. Jetzt ziehen sie wieder zur Heimath, still und bewegt, oder laut in frommen Liedern die Heilige preisend, die so große Wunder an ihnen gethan . . .

„Armes, wundersüchtiges Volk! Als ob alle Heiligen des Kalenders dir helfen könnten, wenn du dir selbst nicht hilfst! Als ob die Sünden eines Menschenalters in einer Nacht gesühnt, als ob ein todtkranker Staat in einem Tage gesunden könnte! Du willst schon vergeben und vergessen, Denen, die dir noch nie, nie etwas vergeben, und was du, nach ihrem Sinn, an ihnen gesündigt, niemals vergessen haben; noch tragen deine Häuser die Spuren des brudermörderischen Kampfes, noch sind die Dächer, deren Steine du in deiner Verzweiflung auf die Köpfe deiner Feinde hinabschleudertest, abgedeckt; noch ist das Pflaster nicht wieder eingefügt, das du aufrissest, dir einen Wall zu schaffen gegen frechen Uebermuth; noch sind die Todten nicht begraben, die ihr Blut für dich vergossen, — noch harren auf ihrem Schmerzenslager zum Tode Verwundete der Stunde der Erlösung —“

Es war Oldenburg, der zu sich selbst die Worte sprach, während er an dem Fenster eines Zimmers in dem Hôtel garni stehend, hinabschaute auf die Menschen, die jetzt über dieselbe Stätte fröhlich zogen,

wo vorgestern Nacht die Barricade ragte, an der mit solcher Erbitterung und Hartnäckigkeit gekämpft wurde, und deren heldenmüthige Vertheidigung so viele Opfer gefordert hatte.

Das Hôtel beherbergte zwei dieser Opfer.

Unten, ein paar Fuß von der Straße, auf welcher die fröhlichen Menschen vorüber wimmelten, lag in einem Sarge ein bleicher Mann, von dessen Wangen ein grauer Bart weit auf die breite Brust herabfloß über eine tiefe Wunde, der vorgestern Nacht das Blut des edelsten Herzens entströmt war.

Und hier in diesem selben Zimmer lag auf seinem Leidenslager hingestreckt ein junger Mann, der an der Seite des grauen Schwärmers tödtlich verwundet wurde, und dessen üppige Jugendkraft bis zu dieser Stunde unter unsäglichen Qualen mit dem unbarmherzigen Tode gekämpft hatte . . . .

Nach dem Sturm, bei welchem Berger fiel und Oswald die Todeswunde empfing, hatte das Militair keinen neuen Angriff gemacht; sei es, daß man die Position wirklich für uneinnehmbar hielt, sei es, daß die schwankenden Gemüther, bei denen die Entscheidung war, hemmend in die Operationen eingriffen, sei es, daß der Tod des Fürsten Waldernberg, der mit einer an Raserei grenzenden Kühnheit den letzten Angriff geleitet hatte und bei dem Sturm gefallen war, eine Bestürzung in den Reihen der Soldaten verbreitete, die ihre Führer die Erfolglosigkeit eines abermaligen Versuchs voraussehen ließ. Man hatte sich begnügt, von Zeit zu Zeit durch eine Kartätschenladung die Barricadenmänner aufzuschrecken; endlich war gegen fünf Uhr Morgens der letzte Schuß gefallen.

Oldenburg hatte auf seinem Posten ausgehalten, bis er sich überzeugte, daß in der That kein abermaliger Angriff zu befürchten stehe und das Militair Befehl zum Rückzug erhalten habe. Dann erst hatte er Schmenckel, der als sein treuer Knappe kaum von seiner Seite gewichen war, zu sich gerufen und sie hatten zusammen die schon halb abgeräumte Barricade, als die letzten Aller, verlassen.

Schmenckel hatte noch in der Nacht Oldenburg mit Thränen in den Wimpern erzählt, daß der Officier, der vor ihren Augen gefallen,

sein Sohn gewesen sei. Oldenburg hatte den sehr verworrenen Bericht von des ehrlichen Caspar sehr verworrenem Leben mit nicht geringem Erstaunen angehört, besonders die Geschichte der letzten Tage — die Intriguen des unseligen Albert Timm, dessen Leichnam in das Hospital getragen war, des wackeren Jeremias Gutherz, der den Ueberfall in dem „Dusteren Keller" geleitet und der der Erste gewesen war, der sich aus dem Staube machte; die Conferenzen mit dem Grafen Malikowsky und der Fürstin Letbus, und daß Timm ihm auch gesagt habe, auf welche Weise er aus Oswald Stein alle Tage, die er wolle, einen Baron Grenwitz machen könne.

Oldenburg kannte die Welt und besonders die vornehmen Regionen, in welche Schmenckels Geschichten hineinspielten, zu genau, als daß er an der Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit solcher Vorkommnisse hätte zweifeln sollen.

Wußte Oswald von seiner Abstammung? — doch das war ja am Ende so gleichgiltig! Es war nicht anzunehmen, daß der Tod zwischen dem Sohne des Barons Harald oder des Sprachlehrers Stein einen besonderen Unterschied machen würde, und Oswald gehörte dem Tode.

Eine Stunde nach seiner Verwundung war es entschieden. Um diese Zeit kam die erste ärztliche Hülfe, deren sich die Barricade zu freuen hatte, in der Person des Doctor Braun, der in Begleitung Melitta's anlangte. Melitta war noch bei Sophie gewesen, als der alte Baumann die Nachricht vom Ausbruch des Kampfes brachte, und daß Oldenburg in der Langen Straße die Barricade commandire. Melitta war sogleich entschlossen gewesen, zu Oldenburg zu eilen, und Sophie sah nur zu wohl, daß es Franz in einer Stunde, wo Tausende ihr Leben auf's Spiel setzten, nicht im Hause litt, und trug es deshalb still, als er erklärte, Melitta begleiten zu wollen. Der alte Baumann und Bemperlein, der ebenfalls anwesend war, sollten bei Sophie bleiben und sich ihrer und der Kinder annehmen.

Melitta und Franz hatten einen mühseligen Weg, bis sie endlich nach mehrstündiger Wanderung auf den größten Umwegen und oft mit Gefahr des Lebens ihr Ziel erreichten.

Das Wiedersehen mit der Geliebten entschädigte Oldenburg tausendmal für Alles, was er ihrethalben gelitten hatte. Melitta umarmte und küßte ihn unter Thränen in Brauns Gegenwart, sie hing sich an seinen Arm, sie konnte sich nicht trennen von dem, den sie nicht mehr am Leben zu finden gefürchtet hatte, und den sie jetzt, von Pulver geschwärzt, in der ganzen Glorie seiner stolzen Mannheit wiedersah, bis er ihr in's Ohr flüsterte, daß drinnen im Hôtel Oswald auf den Tod verwundet liege. Da hatte Melitta ihren Arm aus seinem Arm gezogen und hatte — ernst und bleich, aber nicht bestürzt — gesagt, daß sie den Kranken pflegen wolle, wie es ihre Pflicht sei.

Seitdem war ein Tag und eine Nacht vergangen — eine Ewigkeit für Die, welche am Lager des von Höllenqualen Gefolterten wachten, der sich jetzt in seinen Raserei im Bette aufbäumte, so daß es Schmenckels ganzer Kraft bedurfte, ihn zu halten, und ein anders Mal in sich überstürzender Hast die Bilder schilderte, die sich in wahnsinniger Fülle durch sein überreiztes Gehirn drängten. So hatte er, der sonst so Verschwiegene, das Geheimniß seiner Geburt enthüllt und damit Niemand so sehr überrascht, als die gute Frau Hauptmann, die sich lange nach ihrer Marie gesehnt und nun den Sohn Mariens endlich gefunden hatte, nur, um ihn sterben zu sehen. Die alte Dame schwebte wie ein guter Geist lautlos durch das Zimmer und wenn sie gerade im Augenblicke nicht beschäftigt war, sah man, wie sie die Hände faltete und betete, daß ihr der Sohn der geliebten Tochter erhalten bleiben möge.

Aber dazu war schon seit dem ersten Augenblick keine Hoffnung mehr gewesen. Franz hatte sofort erklärt, daß Oswald sterben müsse, daß er einen, höchstens zwei Tage noch leben könne. Indessen sei es möglich, daß er vor dem Tode noch einmal zum Bewußtsein erwache.

Melitta sah diesem Augenblick, wenn er ja eintreten sollte, mit Wehmuth entgegen. Sie wußte jetzt, daß sie Oswald nur als einen unglücklichen Bruder liebe. Oswald hatte in seinen Phantasien ihren Namen nicht einmal über die Lippen gebracht; er hatte immer nur von einer lieben, schönen Frau gesprochen, gegen die er arg gesündigt

habe, und die ihm, was er an ihr gefrevelt, nicht verzeihen könne. Die Erinnerung daran hatte dem Unglücklichen Thränen ausgepreßt; und Melitta hatte ihm die Thränen von den Wangen gewischt und nur immer gewünscht, sie könnte ihm sagen, daß sie ihm längst verziehen habe.

Da seufzte der Verwundete so tief, daß Oldenburg sich schnell im Fenster umwandte und an das Bett trat, an welchem Melitta saß. Aber das Seufzen war kein Schmerzenslaut gewesen, der tiefe Athemzug einer Brust, von der eine unerträgliche Last genommen ist. Was Franz vorhergesagt hatte, war eingetreten — die Schmerzen waren verschwunden und mit ihnen die letzte Hoffnung des Lebens . . .

So lange die Schmerzen in den von der Kugel zerrissenen Eingeweiden gewüthet hatten, war der Geist des Aermsten in einen Abgrund des Schreckens versenkt gewesen, unter Larven, die ihn aus ihren hohlen Augen gespenstig anstierten, unter Ungeheuer, die ihre scharfen Zähne in sein Fleisch hackten, unter Todte, die in ihre Laken gehüllt dahin huschten, und wenn sie an ihm vorüberkamen, ein liebes, starres Antlitz entschleierten. Und immer finsterer war der Abgrund geworden — durch enge Höhlengänge mußte er sich quetschen, verfolgt von dämonischem Geheul, das an den Felsengewölben gräßlich widerhallte, — glühendheißer Höllenbrodem rings um ihn her . . . Da hörte er eine Stimme seinen Namen rufen: Oswald! Oswald! Und vor dem silbernen Klang dieser lieben sanften Stimme verschwanden die Larven und die Gespenster, verstummte das Heulen der Dämonen. Die engen heißen Höhlengänge erweiterten sich zu hohen, luftigen Gewölben, die sich zu bewegen und hin- und herzuwiegen begannen, so daß es nun keine Steinbogen mehr waren, sondern die majestätischen Kronen uralter Riesenbäume, durch deren dichtes Laub singende Vögel hüpften und hier und da goldige Sonnenstrahlen spielten. Und abermals: Oswald! Oswald! ertönte die Stimme und er flog dem Klange nach durch die blauen Waldesschatten, über moosigen Grund, durch welchen silberne Wasseradern sickerten. Und lichter, immer lichter wurde es um ihn her — aus der kühlen Dämmerung heraus, an deren Rande er gern verweilte, schaute sein Auge

in ein Land voll blühenden Lebens, goldiger Ernten und lachenden Sonnenscheins. Und wie sein Auge sich des ungewohnten Anblicks erlabte, schwebten her über die blumigen Auen und die reifenden Kornfelder Hand in Hand zwei hohe schöne Gestalten. Zuerst erkannte er sie nicht, aber als sie näher und immer näher kamen, erkannte er sie wohl. Es waren Oldenburg und Melitta. Und er streckte ihnen die Arme entgegen und sagte: „Ihr guten Menschen, könnt Ihr mir verzeihen?"

Da neigten sie sich zu ihm und er fühlte ihre Küsse auf seinen Lippen. Er hätte laut aufweinen mögen vor seliger Lust, aber er vermochte es nicht. Eine süße Müdigkeit goß sich durch seine Glieder. Er wollte die Augen aufschlagen, aber eine warme, liebe Hand deckte sich darüber, das Land voll Ernten und Sonnenschein versank, die hohen Gestalten verschwebten in weichen Nebeln, lauter rauschte es aus dem Wald, tiefer und tiefer tauchte er zurück in die kühle Dämmerung, und dann ward es Nacht — uranfängliche, ewige Nacht.

. . . .

Und wieder ist die leuchtende Frühlingssonne zweimal aufgegangen, wieder trägt die ungeheure Stadt ein festliches Kleid; aber die Farbe dieses Kleides ist die der Trauer, denn das Fest, das sie feiern, ist ein Todtenfest.

Schwarze Fahnen wehen von den Thürmen und den Zinnen des Schlosses, Trauerflore sieht man überall aus den Fenstern hangen, mit Trauerfloren sind die Hüte der Frauen, sind die Hüte der Männer, sind die Arme der Unzähligen alle umwunden, die nach dem herrlichen Platz in dem Herzen der Stadt wallen, wo zwischen den im Mittagssonnenschein gebadeten Tempeln auf einer Estrade die Särge Derer stehen, die in der Schreckensnacht fielen — einhundertsiebenundachtzig Särge — einhundertsiebenundachtzig Todte — darunter Frauen und Kinder — unschuldige Blumen, die dem grausen Schnitter, als er die Garben mähte, aus denen die Saat der Freiheit emporblühen sollte, unter die erbarmungslose Sense kamen. Und selbst damit ist die blutige Ernte noch nicht vollendet. Noch liegen in den

Hospitälern, in den Häusern überall in der Stadt Schwerverwundete, von denen noch Mancher den goldenen Tag der Freiheit nimmer schauen wird.

Und nun beginnen von allen Thürmen in feierlichen Klängen die Glocken zu läuten, — dieselben Glocken, die in der Barricadennacht den Schlachtruf heulten . . .

Die kirchliche Handlung ist vollendet. Der Zug setzt sich in Bewegung.

Ein Zug wie ihn die Stadt nimmer sah, wie er vielleicht einzig ist in der Welt Geschichten.

Da schweben die gelben, von reichen Kränzen umwundenen Särge, in unabsehbarer Reihe auf den Schultern der Bürger hin durch die blaue Frühlingsluft und zwanzigtausend Menschen jeden Alters und Standes geben ihnen das Geleit. An jedem Sarge ist ein Zettel mit dem Namen des Todten. Namenlose Namen! Wer war Oswald Stein? wer war Eberhard Wolfgang Berger? . . .

Was thut der Name? was thut es, was sie im Leben waren? was sie im Leben thaten und litten, fehlten und sündigten, strebten und irrten? Der Tod für die Freiheit krönt alles Streben, sühnt alle Schuld. Das fühlten auch die Hunderttausende, die rechts und links in gedrängten Reihen am Wege stehend, den Zug an sich vorüberziehen lassen, und vor jedem Sarge die Häupter ehrfurchtsvoll entblößen . . .

Und so geht der unabsehbare Zug lang und langsam in lautloser feierlicher Stille zum Thore hinaus nach seinem Ziel, dem Hügel vor der Stadt, wo von den Barricadenkämpfern an den Tagen vorher ein großes Viereck ausgeschaufelt ist. Der Zug geht in die Grube hinein. Die Träger setzen ihre Särge stille nieder und schreiten weiter, und so die Anderen, bis der Zug hindurch ist.

Und die Tausende stellen sich in andächtigem Schweigen rings umher. Gewehrsalven krachen, und an den Gräbern seiner Märtyrer betet ein ganzes Volk.

Für wen?

Für die Todten?

Sie bedürfen der frommen Wünsche nicht in ihrer kühlen Grabesruhe, in ihrem ewigen Schlaf.

Aber die Lebenden!

Ihnen ist nicht das schlechtere, doch das schwerere Loos gefallen. Sie sollen schaffen und wirken in dem heißen Staub der Alltäglichkeit, rastlos, ruhelos, denn nimmer schläft die Tyrannei. Sie sollen arbeiten und wachen, daß die Nacht nicht wieder hereinbreche, in welcher es dem Braven unheimlich und nur dem Schlechten heimlich war, die Nacht, durch deren dunkle Schatten so viele romantische Larven und phantastische Gespenster huschten, die Nacht, die so arm war an gesunden Menschen und so reich an problematischen Naturen — die lange schmachvolle Nacht, aus welcher nur der Donnersturm der Revolution durch blutige Morgenröthe hinüberführt zur Freiheit und zum Licht.

Ende.

